g:454,1

30.2841

1

Ludwig XVI.

Geſchichte

der

franzöſiſchen Revolution

von

M. A. Thiers,

Mitgliede der Akademie, Deputirten und Miniſter des Innern.

Nach der fünften vermehrten und verbeſſerten
Original=Ausgabe

von

Ferd. Philippi.

der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Erſter Theil.

Leipzig,
in Commiſſion bei Georg Wigand.

1836.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Geſchichte

der franzöſiſchen Revolution.

Ich beginne die Geſchichte einer denkwürdigen Revolution, welche die menſchliche Geſellſchaft in ihren Grundtiefen erſchütterte und ſie noch heute ſpaltet. Nicht fremd ſind mir die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens; denn Leidenſchaften, welche man unter dem Einfluße militairiſcher Gewaltherrſchaft längſt gänzlich erſtickt glaubte, flammen jetzt neu wieder auf. Wie mit einem Male fühlen Männer, bereits niedergedrückt von Jahren und von Mühen, wiederum Regungen in ſich erwachen, welche ſchon erloſchen zu ſein ſchienen, und theilen ſie uns, ihren Söhnen, ihren Erben, mit. Aber, wie ſehr uns auch obliegt, ihre Sache zu vertheidigen, ihre Handlungen haben wir nicht zu vertreten; denn die Freiheit iſt wohl zu trennen von ihren guten und ſchlechten Dienern, und wir dürfen uns nur mit Vorſicht des Vortheils bedienen, jene greiſen Männer zu hören und zu beobachten, die, noch trunken von Erinnerungen, tief bewegt von unauslöſchlichen Eindrücken, uns den Geiſt und Charakter der Partheien offenbaren und ſie begreifen lehren. Vielleicht iſt der Augenblick, wo die Handelnden von der Bühne abtreten, für die Geſchichtſchreibung der günſtigſte; wir können die Zeugen abhören, ohne ihre Leidenſchaften zu theilen.

Wie dem aber auch ſei, ich habe männlich jede Regung des Haſſes in mir niedergekämpft; ich habe mich abwechſelnd perſönlich in jegliche Lage gedacht, — wie ich, unter dem Strohdache geboren und von einem würdigen Ehrgeitze beſeelt, durch Thaten erringen würde, was die ſtolze Anmaßung höherer Klaſſen mir widerrechtlich verweigert; oder — wie ich im Pallaſte auferzogen, uralter Vorrechte begünſtigter Erbe, nur mit tiefem Schmerze auf einen Beſitz verzichten möchte, welchen ich als mein rechtmäßiges Eigenthum betrachte. Von dieſem Augenblicke an konnte Nichts mich mehr irren; ich beklagte die Kämpfenden und neigte mich bewundernd nur vor den wahrhaft erhabenen Geiſtern. —

Erſtes Kapitel.

Moraliſcher und politiſcher Zuſtand Frankreichs gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. — Thronbeſteigung Ludwigs 16. — Maurepas, Turgot und Necker als Miniſter. — Calonne. Verſammlung der Notabeln. — Der Miniſter von Brienne. — Oppoſition des Parlaments, deſſen Aufloͤſung und abermalige Einberufung. — Verbannung des Herzogs von Orleans. — Verhaftung des Staatsraths d'Espremenil. — Necker wird zuruͤckberufen und erſetzt Herrn v. Brienne. — Neue Verſammlung der Notabeln. — Eroͤrterungen in Bezug auf die états-généraux. — Entſtehung der Clubs. — Urſachen der Revolution. — Erſte Wahlen der Deputirten zu den états-généraux. — Brand des Hauſes Revillon. — Der Herzog von Orleans; ſein Character. —

Die fruͤhern Revolutionen, welche die franzoͤſiſchen Monarchie erlitten ſind bekannt; man weiß, daß zuerſt die Griechen, ſpaͤter die Roͤmer unter die halbwilden Gallier ihre Waffen trugen und die Civiliſation; daß nach ihnen die Barbaren hier ihre militairiſche Hieràrchie gruͤndeten, und daß dieſe Hierarchie ſpaͤter von der Perſon auf den Grundbeſitz uͤbertragen, zuletzt zu dem Feudalſyſtem fuͤhrte. Die Herrſchaft theilte ſich in Folge deſſelben zwiſchen dem Lehnsoberhaupte (Koͤnige), und den ihm untergeordneten Haͤuptlingen, den Vaſallen, welche wiederum ihrerſeits gleich Koͤnigen uͤber ihre eignen Unterthanen herrſchten. In unſern Tagen, wo die Wechſelwirkung zwiſchen Anklage und Vertheidigung alles gegenſeitige Unrecht an das Licht zieht, haben wir genuͤgend erkannt, wie die Oberlehnsherrlichkeit zuerſt bei den Vaſallen Widerſtand fand, wie das gewoͤhnlich von denen zu geſchehen pflegt, die der Herrſchaft zunaͤchſt

ſtehen; wie ſie ſpäter ſich mit dem Oberhaupte hinein theilten, woraus eben die Feudalmonarchie ſich entwickelte, und wie endlich die Herrſchaft wieder zum Throne allein zurückkehrte, wo ſie ſich unter Ludwig dem 11ten, Richelieu und Ludwig XIV. zum ſchroffſten Despotismus verdichtete. Das franzöſiſche Volk iſt nur ſtufenweiſe und zwar durch die Arbeit, die erſte Quelle des Reichthums und der Freiheit, frei geworden; vom Landbau zum Handel und zur Induſtrie übergehend, gewannen die untern Stände allmählig ſo ſehr an Bedeutung, daß ſie bald den eigentlichen Kern der Nation bildeten. Nur als Flehende in den Generalſtaaten zugelaſſen, erſchien die Nation dort nur auf den Knieen, um ſich auf Gnade und Ungnade der Willkühr ihrer Herren preis zu geben, bis endlich es Ludwig XIV. unverholen ausſprach, daß er dieſe unterwürfigen Verſammlungen nicht mehr möge, eine Erklärung, welche er vor dem verſammelten Parlamente, in Stiefeln und Sporen abgab, die Reitpeitſche in der Hand. Von dieſem Augenblicke an, ſah man an der Spitze des Staats einen König, bekleidet mit einer theoretiſch ſchwach begränzten, der That nach aber völlig unumſchränkten Gewalt, von Großen umgeben, welche ihre Lehnsherrlichkeit gegen die wandelbare Gunſt des Monarchen tauſchten, und ſich lediglich mit den Waffen der Intrigue unter einander ihren Antheil an dem Schweiße des Volkes ſtreitig machten, und unter ihnen eine unermeßliche Bevölkerung, in keiner andern Verbindung mit dieſer königlichen Ariſtokratie als durch die Gewohnheit ererbter Unterwürfigkeit und durch die Zahlung der Steuern. Inmitten des Hofes und des Volkes, ſtanden die Parlamente, bekleidet mit der Macht, Recht zu ſprechen und die königlichen Befehle zu regiſtriren. Die höchſte Gewalt iſt ſtets ein Gegenſtand des Streites; wird ſie nicht in den geſetzlichen Verſammlungen der Nation angefochten, ſo geſchieht es im Pallaſte des Fürſten ſelbſt. Die Parlamente durften zwar durch die Weigerung die königlichen Befehle zu regiſtriren, deren Ausführung hemmen; dis endete aber gewöhnlich mit einer perſönlichen Sitzung des Königs im Parlament (**lit de justice**) und einem Vergleich, bei einem ſchwachen Fürſten, und mit gänzlicher Unterwerfung, wenn der König Willenskraft genug beſaß. Bei

Ludwig XIV. bedurft es deſſen nicht einmal, denn kein Parlament erlaubte ſich unter ſeiner Regierung einigen Widerſpruch; er riß die Nation mit ſich fort, während ſie ihn mit den Großthaten verherrlichte, welche ſie ſelbſt im Kriege wie in Kunſt und Wiſſenſchaft verrichtete, denn das Volk gieng damals in ſeinem Fürſten auf und Beide ſtrebten nur Einem Ziele zu. Kaum aber hatte Ludwig XIV. die Augen geſchloſſen, als der Regent den Parlamenten die Gelegenheit bot, wegen ihrer langen und ſchmachvollen Nichtbeachtung Rache zu üben. Der Wille des Monarchen, bei ſeinem Leben ſo gefürchtet, verlor nach ſeinem Tode ſeine Kraft, und deſſen Teſtament ſeine Giltigkeit. Die Herrſchaft wurde wieder ein Gegenſtand des Streites; ein langwieriger Kampf entſpann ſich zwiſchen dem Parlamente, dem Clerus und dem Hof im Angeſichte einer Nation, welche durch unaufhörliche Kriege erſchöpft, es endlich müde wurde, bald von der wollüſtigen Ueppigkeit, bald von der Kriegsluſt ihrer verſchwenderiſcher Herrn ſich das Mark ausſaugen zu laſſen. Bis jetzt hatte ſie ihre geiſtigen Kräfte nur im Dienſte ihres Fürſten und für deſſen Vergnügungen entwickelt; von jetzt an verwandte ſie dieſelbe zu ihrem eignen Beſten, und begann mit der Prüfung ihrer Rechte und Intereſſen. Es iſt eine der weſentlichſten Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes, unaufhaltſam von einer Stufe zur andern vorwärts zu eilen. Von der Bühne und von der Kanzel, wandte ſich der Geiſt des Franzöſiſchen Volkes mit Energie zu den moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften, und bald nahm Alles eine andere Geſtalt an. Man denke ſich während eines ganzen Jahrhunderts, die Uſurpatoren aller Nationalrechte, die mißbrauchte Herrſchaft einander ſtreitig machend: die Parlamente den Clerus und der Clerus die Parlamente verfolgend: letztre zugleich im Kampfe gegen die Autorität des Hofes, und dieſer, ſorglos und ruhig mitten unter den Kämpfenden, im Schooße der größten Zerwürfniſſe das Mark des Volkes vergeudend: die Nation endlich, bereichert und im Erwachen, alle Partheien beobachtend, und ſich mit den Zugeſtändniſſen der einen gegen die andern waffnend, aller politiſchen Thätigkeit bar und blos auf Theorien beſchränkt, mit gleicher Kühnheit und Unwiſſenheit dogmatiſirend, vor Allem aber des

Wunſches voll, ihren alten Rang in Europa einzunehmen, und vergebens Gut und Blut zur Wiedereroberung jenes Ehrenplatzes opfernd, von welchem ſie in Folge der Schwäche ihrer Fürſten verdrängt worden war: ſo haben wir ein treues Abbild unſers achtzehnten Jahrhunderts.

Das öffentliche Aergerniß hatte ſeinen höchſten Gipfel erreicht, als Ludwig XVI., ein gutdenkender, minder verſchwenderiſcher, und ob auch in ſeiner Erziehung vernachläſſigter, doch durch natürlichen Hang zum Guten geneigter Fürſt, in noch zarter Jugend, im Jahre 1774 den Thron beſtieg. Einem alten Hofmanne vertrauete er die Sorge für ſein Reich an, und ſein Vertrauen theilte er zwiſchen ſeinem Kanzler Maurepas und der Königin, einer jungen, lebhaften und liebenswürdigen öſtreichiſchen Prinzeſſin, voll Einfluß auf ihren königl. Gemahl. Maurepas und die Königin betrachteten ſich ſtets mit Abneigung, und der König, bald ſeinem Miniſter, bald ſeiner Gemahlin beipflichtend, begann ſo ſchon bei guter Zeit die lange Laufbahn einer ſteten Unentſchloſſenheit. Zwar verbarg er ſich den troſtloſen Zuſtand ſeines Reichs nicht und ſchenkte in dieſem Punkte den Anſichten der Encyclopädiſten vollen Glauben, aber in ſtreng chriſtlichen Geſinnungen auferzogen, war er gleichwohl nur zu ſehr gegen ſie eingenommen. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihm mit lauter Stimme Turgot, aus der Klaſſe der Oekonomiſten, einen Mann von einfacher Sitte, Tugend und Charakterfeſtigkeit, zwar langſamen Geiſtes, aber bis zur Halsſtarrigkeit feſt und voll Tiefe, zum Miniſter. Feſt von ſeiner Rechtlichkeit überzeugt, und von ſeinen Reformplanen entzückt, äußerte Ludwig XVI. oft: „Nur ich und Turgot ſind des Volkes wahre Freunde.“ Turgot's Reformen ſcheiterten aber an dem Widerſtande der höhern Klaſſen, in deren Intereſſe es lag, alle jene mannigfaltigen Mißbräuche aufrecht zu erhalten, welche der ſtrenge Miniſter abzuſchaffen gedachte. Ludwig XVI. entließ ihn, nicht ohne inneres Widerſtreben. Während ſeines ganzen Lebens, welches nur ein fortgeſetztes Märtyrerleben war, hatte dieſer unglückliche Fürſt immer den Schmerz, das Gute flüchtig zu ſehen und es aufrichtig zu wollen, immer aber fehlte es ihm an der nöthigen Kraft es zu vollbringen.

Der König, zwiſchen den Hof, die Parlamente und das Volk geſtellt, und allen Ränken und Einflüſterungen der Parteien blosgegeben, wechſelte mit den Miniſtern wie mit den Kleidern; noch einmal gab er der öffentlichen Stimme und der Dringlichkeit der Reformen nach, und berief zu Ordnung der Finanzen 1777, Necker, einen durch Wechſelgeſchäfte reichgewordenen Genfer, einen Anhänger und Schüler Colbert's, ſo wie Turgot ein Schüler Sully's war. Er war ein ſparſamer und unbeſcholtener Finanzmann, aber in ſeiner Eitelkeit wähnte er ſich berufen, in allen Dingen, eben ſowohl in der Philoſophie als in der Religion und in der Freiheit als Führer voraufzugehen, und von den Lobeserhebungen ſeiner Freude und des Publikums umnebelt, ſchmeichelte er ſich die Geiſter bis dahin leiten und feſthalten zu können, wo der ſeinige Stillſtand machte.

Necker ſtellte die Ordnung in den Finanzen her und fand hinreichende Mittel, die ungeheuern Koſten des Amerikaniſchen Krieges aufzubringen. Von weniger umfaſſendem Geiſte, aber biegſamer als Turgot, und im Beſitze des vollen Vertrauens der Capitaliſten, fand er für den Augenblick Allen ſo unerwartete Hilfsquellen, daß das allgemeine Vertrauen wieder feſten Fuß zu faſſen begann. Aber mit bloßen finanziellen Kunſtgriffen war den Zerrüttungen des Schatzes für die Dauer nicht abgeholfen, und ſo verſuchte er es denn auf dem Wege der Reformen. Seine erſten Maßregeln wurden ihm keineswegs leichter, als früher Turgot die ſeinigen; die Parlamente von ſeinen Planen unterrichtet, einigten ſich gegen ihn und zwangen ihn endlich zum Rücktritt.

Die Nothwendigkeit der Abſchaffung zahlloſer verrotteter Mißbräuche leuchtete Jedermann ein; die Ueberzeugung davon herrſchte allgemein, ſelbſt der König war nur zu gut davon unterrichtet, und litt dabei unausſprechlich. Selbſt die Höflinge, die von dieſen Mißbräuchen ſich mäſteten, hätten wohl gern die Verlegenheiten des Schatzes endigen ſehen, aber ohne das geringſte Opfer ihrerſeits. Gelehrte Abhandlungen hierüber wurden bei Hofe gehalten, und philoſophiſche Maximen ausgekramt; man bemitleidete auf Jagdpartien den braunen Landmann, ob der zahlloſen Plackereien, denen man ihn ausſetzte; ja man ſah

ſie ſogar der Befreiung des nördlichen Amerikas Beifall zu=jauchzen, und mit lauten Ehrenbezeugungen die jungen Fran=zoſen empfangen, welche freiheitgekrönt aus der neuen Welt rükkehrten. Auch die Parlamente ſprachen viel von den In=tereſſen des Volks und erhoben laute Beſchwerden über die Lei=den des Armen, widerſetzten ſich aber nichts deſto weniger jeder gleichmäßigeren Vertheilung der Abgaben und Tilgung der Ueber=reſte eines barbariſchen Feudalismus. Alle ſprachen vom öf=fentlichen Wohle; nur wenige erſtrebten es, und das Volk, noch wenig geübt, ſeine wahren Freunde zu erkennen, ſpendete allen denen Beifall, welche ſich ſeiner ſichtbaren Feindin, der Regierung, widerſetzten.

Man hatte wohl Turgot und Necker entfernen können, nicht aber gleichmäßig die hilfloſe Lage der Dinge; die Verle=genheiten des Schatzes blieben dieſelben. Gern hätte man noch ſo lange als möglich die Dazwiſchenkunft der Nation fern gehal=ten; aber es handelte ſich um die unentbehrlichſten Subſiſtenz=mittel, man brauchte neue Hilfsquellen, um die Verſchwendung des Hofes zu beſtreiten. Die Bedrängniß, für einen Augen=blick durch die Abſetzung eines Miniſters, oder durch eine neue Anleihe, oder durch gewaltſame Einführung einer drückenden Steuer beſeitigt, kehrte, wie jedes vernachläſſigte Uebel, bald mit verſtärkter Kraft wieder. Noch immer aber zauderte man, wie dis ſtets zu geſchehen pflegt, wenn es gilt, einen gefürchte=ten, aber nothwendigen Schritt zu thun. Eine neue Intrigue führte Herrn v. Calonne ins Miniſterium, den jedoch die öffent=liche Meinung wenig begünſtigte, weil er eifrig zur Verfol=gung von La Chalotais (1783) mitgewirkt hatte. Ca=lonne, geiſtreich, einnehmend, unerſchöpflich an Hilfsmitteln, baute mit allzugroßer Zuverſicht auf ſein Genie, auf ſein Glück und auf die Wandelbarkeit der Menſchen, und taumelte ſo der Zukunft mit vergnüglicher Harmloſigkeit zu. Sein Grundſatz war, ſich nicht im Voraus zu ängſtigen und kein Uebel eher auf=zudecken, als an dem Tage, wo man ihm abhelfen wolle. Er führte den Hof durch ſein Betragen irre, vermochte ihn durch ſeinen Ei=fer, Alles zu bewilligen, verſchaffte damit dem Könige und ſeiner Umgebung einige leichtere Augenblicke, und ließ ſo auf die un=

glücklichſten Vorbedeutungen, einen kurzen Sonnenſchein des Glücks und blinden Vertrauens folgen.

Aber die Zukunft, von der man Alles gehofft hatte, nahete jetzt; endlich mußte es zu entſcheidenden Maßregeln kommen. Dem Volke neue Abgaben auferlegen war unmöglich, und doch waren die Kaſſen leer. Nur Ein Mittel gab es dem abzuhelfen; die Ausgaben mußten durch Aufhebung der zahlloſen Gnadengelder vermindert werden, und wenn dis Mittel nicht zureichte, die Abgabenpflichtigkeit auf eine größere Anzahl von Steuerbaren, das iſt auf Adel und Geiſtlichkeit ſich ausdehnen. Dieſe Entwürfe, der Reihe nach von Turgot und Necker verſucht, wurden von Calonne wieder aufgenommen, dem ihre Ausführung nur dann möglich ſchien, wenn jene Bevorrechteten ſelbſt ihre Zuſtimmung erklärten. Calonne erſann das Mittel, ſie in eine Verſammlung, Notabeln genannt, zu vereinigen, um ihnen ſeine Plane vorzulegen und ihnen ihre Zuſtimmung, ſei es durch Liſt oder Ueberredung, zu entreißen.*) Dieſe Verſammlung beſtand aus den vornehmſten Mitgliedern der Geiſtlichkeit, des Adels und der obrigkeitlichen Behörden und eine Unzahl von Requetenmeiſtern und andern Magiſtratsperſonen aus der Provinz nahmen daran mit Theil. Durch dieſe Art der Zuſammenſetzung, vor Allem aber mit Hilfe einiger volksfreundlicher und philoſophiſcher Großen, die hinein zu ziehen er Sorge getragen hatte, ſchmeichelte ſich Calonne, Alles mit ſich fortzureißen.

Nur zu bald erwachte der Miniſter aus ſeiner Selbſttäuſchung. Die öffentliche Meinung hatte es ihm noch nicht verziehen, daß er ſich an den Platz eines Turgot und Necker eingedrängt; entzückt, daß man einen Miniſter nöthige, Rechnung abzulegen, unterſtützte ſie den Widerſtand der Notabeln. Bald begannen die lebhafteſten Erörterungen. Calonne beging den Fehler, den ſchlechten Zuſtand des Schatzes, ſeinen Vorgängern, namentlich Neckern zur Laſt zu legen. Necker vertheidigte ſich, und wurde verbannt, aber die Oppoſition regte ſich darob nur um ſo lebhafter. Calonne füllte ſeinen Platz voll Geiſtesge-

*) Dieſe Verſammlung wurde eröffnet den 22. Februar 1787.

genwart und Beſonnenheit aus, er ſetzte den Siegelbewahrer, Herrn von Miromenil ab, weil er mit den Parlamenten in heimlicher Unterhandlung ſtand, aber ſein Triumpf währte nur zwei Tage. Der König, welcher ihn liebte, hatte ihm mehr versprochen wie er halten konnte, als er ihm ſein königliches Wort gegeben, ihn zu unterſtützen. Er wich erſchüttert den Vorſtellungen der Notabeln, welche den Planen Calonne's ihre Beiſtimmung unter der Bedingung zuſagten, daß deren Ausführung einem tugendhafteren und des Vertrauens würdigeren Miniſter überlaſſen werde. Auf die Einflüſterungen des Abbé von Vermont ſchlug die Königin einen neuen Miniſter vor, deſſen Annahme ſie auch durchſetzte, den Herrn von Brienne, Erzbiſchoff von Toulouſe und Einer der Notabeln, welche das Meiſte zu Calonnes Sturze, in der Hoffnung ihm zu folgen, beigetragen hatten.

Der Erzbiſchoff von Toulouſe, ein Mann von ſchwachem Character aber ein harter Kopf, hatte, ſchon von Kindheit auf nur von dem Miniſterpoſten träumend, durch jedes Mittel dieſem Ziele ſeiner Wünſche nachgeſtrebt. Vor Allem ſollte ihm der Einfluß der Frauen dazu behilflich ſein, denen er zu gefallen ſuchte und in der That auch bei ihnen Glück machte. Ueberall prahlte er mit ſeiner Verwaltung von Languedoc. Wurde ihm auch bei ſeinem Eintritte in das Miniſterium nicht dieſelbe öffentliche Gunſt zu Theil, welche Neckern von allen Seiten entgegen kam, ſo hatte er doch in den Augen des Publikums das Verdienſt, Calonne's Nachfolger zu ſein. Er trat nicht ſogleich als Miniſter ein, aber er wurde es um ſo ſchneller. Unterſtützt von dem Siegelbewahrer, Herrn von Lamoignon, einem hartnäckigen Feinde der Parlamente, begann er ſeine Laufbahn unter ſehr günſtigen Verhältniſſen. Die Notabeln, durch ihre eignen Verſprechungen gebunden, gaben zu Allem, was ſie erſt verweigert hatten, jetzt eifrig ihre Zuſtimmung: die Grund- und Stempelſteuer, die Aufhebung der Frohnen, Provinzialſtände, Alles wurde mit einem Schein von aufopfernder Hingebung bewilligt. Man nahm die Miene an, als habe man ſich nicht ſowohl jenen Vorſchlägen, ſondern nur deren Urheber, widerſetzt, und die öffentliche Meinung ſiegte. Calonne tönten nur

Verwünſchungen nach, aber die Notabeln, von dem allgemeinen Beifallsſturme umſauſ't, hatten wenig Freude an jenen Ehren, die mit ſo großen Opfern erkauft worden waren. Hätte es Brienne verſtanden, aus ſeiner günſtigen Stellung den rechten Vortheil zu ziehen, hätte er voll Eifer die Ausführung der Maßregeln, denen die Notabeln beiſtimmten, beſchleunigt, hätte er ſie alleſammt mit einem Male und ohne Zögern in dem Augenblicke dem Parlamente vorgelegt, wo ſolches Zugeſtändniß den höhern Klaſſen der Geſellſchaft unerlaßlich ſchien, ſo würde vielleicht noch Alles anders gekommen ſein; von allen Seiten gedrängt, hätte man Alles bewilligt, und dieſer Vergleich, obgleich nur einſeitig und erzwungen, hätte wahrſcheinlich für lange Zeit den Kampf hinausgeſchoben, der nun bald beginnen ſollte.

Aber von All' dem geſchah nichts. Durch unkluges Zögern ließ man den Weg zu Rückſchritten offen, die Geſetzentwürfe wurden nur einzeln, einer nach dem andern vorgelegt, das Parlament gewann Zeit zu Discuſſionen, es ermannte ſich und gelangte bald dahin jener, den Notabeln eingejagten Furcht Herr zu werden. Nach langer Debatte regiſtrirte es endlich das Geſetz in Bezug auf die Ablöſung der Frohnen und ein anderes, über die freie Ausfuhr des Getreides. Mit dem größten Ingrimme kehrte es ſich aber vor Allem wider die Zuziehung des Adels zu der Grundſteuer; gleichwohl fürchtete es durch eine Verweigerung derſelben, der Nation die Augen zu öffnen und die ſelbſtſüchtigen Beweggründe ſeiner Oppoſition damit an den Tag zu bringen. Noch ſchwankte es, als man ihm plötzlich dieſe Verlegenheit erſparte, und mit dem Grundſteuergeſetz zugleich das Stempelgeſetz vorlegte, ja ſogar die Berathung mit dem Stempelgeſetze eröffnete. So konnte denn das Parlament das erſtere verwerfen, ohne ſich über das zweite näher auszuſprechen; denn durch die Verweigerung der Stempelſteuer, welche der Mehrzahl der Steuerpflichtigen mißfiel, ſchien es noch überdis die öffentlichen Intereſſen zu wahren. In einer Sitzung, welcher auch die Pairs beiwohnten, denuncirte es gegen die Mißbräuche, das ärgerliche Treiben und die Verſchwendung des Hofes und forderte

Ausgabenetats, (états de dépenses). Ein Parlamentsrath benutzte dis zu einem Wortſpiele und rief: „Nicht états brauchen wir, ſondern états-généraux (Generalſtaaten)!“ Dieſe unerwartete Forderung erfüllte alle Welt mit Staunen. Bis jetzt hatte man Widerſtand geleiſtet weil man litt; jede Opposition, gleichviel, ob der Volksſache förderlich oder nicht, hatte Unterſtützung gefunden, ſobald ſie nur gegen den Hof, dem man alles Uebel beimaß, gerichtet war. Doch war man mit ſeinen Wünſchen noch immer nicht im Klaren geweſen; man war ſtets in Allem viel zu ſehr davon entfernt geblieben, auch nur den geringſten Einfluß auf die Regierung zu üben, man war ſo ſehr daran gewöhnt ſich beim bloßen Klagen zu beruhigen, daß man klagte, ohne auch nur leiſe dem Gedanken Raum zu geben, von Worten zur That zu ſchreiten, oder vollends gar zu revolutioniren. Ein einziges Wort ſteckte plötzlich ein unerwartetes Ziel; aus jedem Munde hallte es wieder, und mit lautem Geſchrei verlangte Alles nach états-généraux.

D'Espremenil, ein junger Rath, ein heftiger Redner und Unruhſtifter ohne eigentliches Ziel, Demagoge in den Parlamenten, und Ariſtokrat in den Generalſtaaten, der von der conſtituirenden Nationalverſammlung mittelſt Decrets für aberwitzig erklärt wurde, dieſer D'Espremenil zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit als einer der ungeſtümſten parlamentariſchen Redner. Aber im Stillen wurde die Oppoſition von Duport geleitet, einem jungen Manne von vielumfaſſendem Geiſte, feſtem und ausdauerndem Character, welcher vielleicht der Einzige inmitten dieſer Wirren, die Zukunft im Auge behielt, und ſeine Gefährten, ſamt dem Hofe und der Nation zu einem weit andern Ziele zu führen gedachte, als das einer parlamentariſchen Ariſtokratie.

Das Parlament theilte ſich in alte und junge Räthe. Die erſtern wollten der königlichen Gewalt ein Gegengewicht bilden, um ihrer Körperſchaft größere Bedeutſamkeit zu geben; die zweiten feuriger und offener, wollten die Freiheit in den Staat einführen, ohne darum gerade das politiſche Syſtem, unter dem ſie geboren waren, umzuſtürzen. Das Parlament that ein hochwichtiges Geſtändniß: es erkannte ſich für incom-

petent hinſichtlich des Rechtes Steuern zu bewilligen, indem es erklärte, daß nur den Generalſtaaten allein das Recht zuſtehe, dieſelben aufzulegen, und forderte vom Könige die Vorlage der Staatsausgabe und Einnahme.

Mit Recht mußte dieſes Geſtändniß der Incompetenz von der einen, und der Uſurpation von der andern Seite, in Erſtaunen ſetzen, da das Parlament ſich bisher das Recht der Steuerbewilligung beigemeſſen hatte. Der Miniſter-Prälat, wüthend über dieſen Widerſtand, berief ſogleich das Parlament nach Verſailles, und ließ die zwei Geſetze in einem Lit de justice regiſtriren (6. Auguſt). Das Parlament aber erließ nach ſeiner Rückkehr nach Paris eine Proteſtation dagegen und ordnete eine Unterſuchung gegen Calonne's Verſchwendung an. Unmittelbar darauf caſſirte eine Entſcheidung des Staatsraths die Beſchlüſſe des Parlaments und verbannte es nach Troyes (15. Auguſt).

So ſtanden die Sachen am 15. Auguſt 1787. Die beiden Brüder des Königs, Monſieur und der Graf Artois wurden abgeſandt, der Eine an den Rechnungshof, der Andere an das Steueramt, um daſelbſt die Geſetze regiſtriren zu laſſen. Der Erſtere, durch ſeine Aeußerungen in der Verſammlung der Notabeln populär geworden, wurde von dem Beifallsrufe einer unermeßlichen Volksmenge empfangen, und mitten unter dem allgemeinen Freudengeſchrei bis in den Luxemburg geleitet. Der Graf Artois hingegen, von dem man wußte, daß er Calonne unterſtützt hatte, ſah ſich mit lautem Murren empfangen, ja man vergriff ſich ſogar an ſeinem Gefolge, ſo daß die bewaffnete Macht zu Hilfe gerufen werden mußte.

Die Parlamente hatten eine zahlreiche Clientſchaft für ſich, aus Rechtsgelehrten, Pallaſtdienern, Schreibern, Studirenden, — einer thätigen, leichtbeweglichen und ſtets für ihre Intereſſen ſchlagfertigen Bevölkerung zuſammengeſetzt. An dieſe natürlichen Verbündeten der Parlamente ſchloſſen ſich die Capitaliſten an, welche einen Staatsbanquerot fürchteten; ferner die aufgeklärten Klaſſen, welche es mit jeglicher Oppoſition hielten, und endlich die Maſſe, welche immer den Ruheſtörern anhangt.

Die Unruhen nahmen jetzt einen ernſteren Character an und die Behörden hatten Mühe ſie zu unterdrücken.

Das Parlament auf ſeinem Sitze zu Troyes, verſammelte ſich Tag für Tag und rief die Partheien auf. Weder Sachwalter aber, noch Bevollmächtigte erſchienen, und die Rechtspflege war ſuspendirt, wie dis ſo oft ſchon im Verlaufe dieſes Jahrhunderts vorgekommen war. Inzwiſchen wurden die Räthe ihres Exiles ſatt, und Herr von Brienne brauchte Geld. Zwar behaupbetete er mit ziemlicher Zuverſicht, daß er daſſelbe hinreichend beſitze, und ſtellte damit den lediglich hierüber beunruhigten Hof, zufrieden; aber in der That fehlte es ihm daran, und unfähig durch einen energiſchen Entſchluß den Knoten zu zerhauen, ließ er ſich mit mehrern Parlamentsmitgliedern in Unterhandlungen ein. Seine Bedingungen waren eine Anleihe von 440 Millionen, auf vier Jahre vertheilt, nach deren Ablauf die Generalſtaaten zuſammenberufen werden ſollten. Für dieſen Preis verzichtete Brienne auf jene beiden Auflagen, welche ſo bittere Zwietracht angeregt hatten, und als er ſich einiger Mitglieder verſichert, hoffte er die ganze Körperſchaft gewonnen zu haben, und rief das Parlament den 10. September zurück. — Schon den Zwanzigſten deſſelben Monats hatte eine königliche Sitzung Statt. Der König überbrachte perſönlich das Geſetz, jene ſucceſſive Anleihe und die Zuſammenberufung der Generalſtaaten nach Verlauf von fünf Jahren, betreffend. Man hatte gefliſſentlich jede nähere Erklärung über die Natur dieſer Sitzung gemieden, und in Ungewißheit gelaſſen, ob ſie als **Lit de justice** zu betrachten ſei. Düſterer Ernſt ruhte auf allen Geſichtern, und tiefes Schweigen herrſchte ringsum, als der Herzog von Orleans ſich mit ſichtbarer Bewegung und allen Zeichen einer innern heftigen Stimmung erhob, und indem er ſich zu dem Könige wandte, an ihn die Frage richtete: ob dieſe Sitzung ein **Lit de justice** oder eine freie Berathung ſei. „Es iſt eine königliche Sitzung,“ antwortete der König. Die Räthe Freteau, Sabatier, d'Espremenil nahmen hierauf nach dem Herzoge das Wort und redeten mit gewohnter Heftigkeit. Die Regiſtrirung des Geſetzes wurde nunmehr erzwungen, die Räthe Freteau und Sa-

batier auf die Hyeriſchen Inſeln und der Herzog von Orleans nach Villers-Cotterets verwieſen, die Einberufung der Generalſtaaten aber auf fünf Jahre verſchoben.

Dis waren die wichtigſten Ereigniſſe des Jahres 1787. Das Jahr 1788 begann mit neuen Feindſeligkeiten. Am 4ten Januar erließ das Parlament eine Verordnung gegen die geheimen Haftbriefe (lettres de cachet) und für die Zurückberufung der Verbannten. Der König caſſirte dieſe Verordnung; das Parlament beſtätigte ſie aufs Neue.

Während dieſer Zeit, vermochte der Herzog von Orleans, welcher auf Villers-Cotterets beſchränkt war, ſeine Verbannung nicht zu ertragen. Dieſer Prinz war nach ſeiner Veruneinigung mit dem Hofe in der öffentlichen Meinung, die ihm ſeither nicht eben ſonderlich günſtig geweſen, wiederum geſtiegen. Zu gleicher Zeit ſeiner prinzlichen Würde und der Sicherheit eines Tribuns beraubt, vermochte er jedoch nicht ein ſo leichtes Ungemach zu ertragen; und um ſeine Zurückberufung zu erlangen, ließ er ſich bis zu Bitten, ſelbſt gegen ſeine perſönliche Feindin, die Königin herab.

Brienne war außer ſich ob dieſer Hinderniſſe, ohne die Kraft zu beſitzen, ſie zu bewältigen. Schwach nach Außen gegen Preußen, dem er Holland opferte, ſchwach nach Innen gegen die Parlamente und die Großen des Reichs, wurde er nur von der Königin unterſtützt, und noch überdis in ſeinen Arbeiten oft von Krankheit gehemmt. Er wußte weder die Aufſtände zu unterdrücken, noch die von dem Könige angeordneten Reductionen ins Werk zu ſetzen, und trotz der unvermeidlichen Erſchöpfung des Schatzes heuchelte er eine unbegreifliche Sorgloſigkeit. Mitten in dieſer ſchwierigen Lage verſäumte er indeß nicht ſich ſelbſt mit neuen königl. Gunſtbezeugungen auszuſtatten und ſeiner Familie zahlreiche einträgliche Aemter und Würden zuzuwenden.

Der Siegelbewahrer Lamoignon, weniger ſchwach, aber auch von geringerem Einfluß als der Erzbiſchoff von Toulouſe, ſchmiedete mit ihm einem neuen Plan, um die politiſche Gewalt der Parlamente zu brechen; denn hierauf war in dieſem Augenblicke das allgemeine Streben der Gewalt gerichtet. Alles

kam darauf an das Geheimniß zu bewahren. In der Stille würde Alles vorbereitet, geheime Briefe an die Commandanten der Provinzen entſandt, und die Druckerei, in welcher man die Edicte druckte, rings mit Wache umgeben. Man beabſichtigte, daß das neue Project nur erſt in dem Augenblicke ſeiner Mittheilung an die Parlamente, bekannt werden ſolle. Der Zeitpunkt nahete ſich und das Gerücht lief um, daß ein großer Staatsſtreich vorbereitet werde. Dem Parlamentsrathe d'Espremenil gelang es durch Geld, einen Druckergehilfen zu beſtechen und ſich ſo ein Exemplar jener Verordnungen zu verſchaffen. Augenblicklich begab er ſich damit in das Parlamentshaus, verſammelte ſeine Amtsgenoſſen und machte ihnen voll Kühnheit Anzeige von dem Plane des Miniſters (Mai). Dieſem Plane zufolge ſollten ſechs große Amteien (bailliages) in dem Sprengel des Pariſer Parlaments errichtet, und ihnen deſſen allzu ausgebreitete Gerichtsbarkeit zugewieſen werden. Das Recht in letzter Inſtanz zu entſcheiden und die Geſetze und Verordnungen zu regiſtriren, ſollte auf eine allgemeine cour plénière, beſtehend aus Pairs, Prälaten, Magiſtraten und hohen Officieren, ſämmtlich von dem Könige dafür gewählt, übergehen. Selbſt der Commandant der Garden ſollte dabei Sitz und Stimme haben. Wie dieſer Plan die richterliche Gewalt des Parlaments unmittelbar angriff, ſo mußte er auch deſſen ſeitherige politiſche Bedeutſamkeit zugleich mit vernichten. Die beſtürzten Räthe wußten nicht, welchen Weg einſchlagen. Ueber einen Plan berathen, der ihnen noch nicht officiell vorlag, wäre voreilig geweſen, und doch lag Alles daran, ſich nicht überraſchen zu laſſen. In dieſer Verlegenheit griff man zu einem ebenſo wirkſamen als ſchlauen Mittel, und publicirte in einer eignen Parlamentsverordnung gleichſam zu beſondrer geſchärfter Nachachtung die wichtigſten conſtitutiven Reichsgeſetze, und vergaß dabei nicht ſich ſelbſt und ſeine Rechte darunter zu begreifen. Durch eine ſolche allgemeine Maßregel, machte es ſich keines Eingriffs in die Rechte oder Geſetzgebungsplane der Regierung ſchuldig und verſchaffte ſich gleichwohl eine neue Garantie wie es ſolche brauchte.

In dieſer merkwürdigen Erklärung des Parlaments vom 5. Mai 1788 hieß es denn unter Anderm: „Daß Frankreich eine,

von einem Könige nach beſtimmten Geſetzen beherrſchte Monarchie ſei und daß in mehreren dieſer Geſetze, welche als Grundgeſetze gelten, unwiderruflich beſtimmt und auf ewige Zeiten feſtgeſetzt ſei: 1) Das Recht der Thronfolge, vom Vater auf den Sohn nach dem Rechte der Erſtgeburt; 2) das Recht der Nation ſich ſelbſt zu beſteuern, mittelſt geſetzlich dazu beſtimmter und regelmäßig zuſammenberufener Generalſtaaten; 3) die Gewohnheitsrechte und Capitulationen der Provinzen; 4) die Unabſetzbarkeit der Magiſtraturen; 5) das Recht der oberſten Gerichtshöfe, in jeder Provinz die Befehle des Königs zu protocolliren, und nur dann deren Regiſtratur anzuordnen, wenn ſie ſowohl den conſtitutiven Geſetzen deren Provinz, als auch den Grundgeſetzen des Reichs nicht zuwider liefen; 6) das Recht eines jeden Bürgers, unter keinem Vorwande ſeinem natürlichen, durch das Geſetz beſtimmten Richter entzogen zu werden; und 7) das Recht, ohne welches alle andern kraftlos ſein würden: daß Niemand, auf weſſen Befehl es auch ſei, feſtgenommen werden könne, ohne ſonder Aufſchub den Händen ſeines competenten Richters überliefert zu werden. Beſagter Gerichtshof verwahrt ſich zugleich feierlich gegen jedweden Angriff auf die hier ausgedrückten Grundſätze."

Dieſer energiſchen Erklärung begegnete der Miniſter mit der gewöhnlichen, allezeit falſchen und nutzlos angewandten Maßregel, gegen mehre Mitglieder des Parlaments zu wüthen. D'Espremenil und Goislart de Monſalbert, flüchteten ſich, als ſie ſich bedroht ſahen, in die Mitte der Parlamentsverſammlung. Ein Officier Vincent d'Agoult, begab ſich an der Spitze einer Compagnie dahin, und, da er die bezeichneten Magiſtratsperſonen nicht kannte, rief er ſie bei ihren Namen auf. Das tiefſte Schweigen herrſchte anfangs in der Verſammlung, aber bald riefen die Räthe: ſie alle hießen d'Espremenil. Endlich gab ſich der wahre d'Espremenil zu erkennen und folgte dem mit ſeiner Verhaftung beauftragten Officier. Jetzt ſtieg der Tumult auf den höchſten Grad; das Volk begleitete die Magiſtratsperſonen und jauchzte ihnen Beifall zu. Drei Tage ſpäter ließ der König in einem Lit de justice die beiden Edicte regiſtriren; die Prinzen und die ver-

ſammelten Pairs gaben ſo das Vorbild jener cour plenière, die nun die Stelle des Parlaments einnehmen ſollte.

Aber auch der königliche Gerichtshof zu Paris (le chatelet) ſprach ſich in einem öffentlichen Erlaß gegen die neuen Edicte aus. Das Parlament von Rennes erklärte Alle, welche in der neuen cour plenière eintreten würden, für ehrlos. In Grenoble vertheidigten die Einwohner ihre Magiſtratsperſonen gegen zwei Regimenter; die Truppen ſelbſt, durch ihre adeligen Vorgeſetzten zum Ungehorſam verleitet, weigerten ſich einzuſchreiten. Als der Commandant der Dauphiné die Regimentsbefehlshaber verſammelte, um ſie zu befragen, ob man auf ihre Soldaten rechnen könne, wollte Keiner mit der Sprache heraus. Der Jüngſte, welcher zuerſt das Wort nehmen mußte, erklärte endlich: man könne nicht auf die Untergebenen rechnen, wenn der Vorgeſetzte ſelbſt ihre Geſinnungen theile. Solchem Widerſtande ſetzte der Miniſter die Beſchlüſſe des großen Raths entgegen, welche die Entſcheidungen der oberſten Gerichtshöfe vernichteten, und ſtrafte acht von ihnen mit Verbannung.

Der Hof, durch die oberſten Klaſſen der Geſellſchaft bedroht, die ihm den Krieg erklärten, indem ſie das Intereſſe des Volkes ins Spiel zogen und deſſen Dazwiſchenkunft anriefen, nahm ſeinerſeits zu demſelben Mittel ſeine Zuflucht; er beſchloß den dritten Stand zu Hilfe zu rufen, — eine Maßregel, deren ſich ſchon früher Könige von Frankreich mit vielem Erfolg zur Vernichtung der Feudalrechte bedient hatten. Er beſchleunigte hierauf durch alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel, die Einberufung der Generalſtaaten. Er ordnete Unterſuchungen über die Art und Weiſe ihrer Zuſammenſetzung an; forderte Schriftſteller und gelehrte Geſellſchaften auf, ihre Meinung darüber abzugeben; und, während der verſammelte Clerus ſeinerſeits erklärte, daß man den Zeitpunkt der Zuſammenberufung beſchleunigen müſſe, nahm der Hof dieſe Herausforderung an, und den Befehl des Zuſammentritts der cour plenière zurück, und ſetzte die Einberufung der Generalſtaaten auf den 1. Mai 1789 feſt. Hierauf erfolgte denn der Rücktritt des Erzbiſchofs von Toulouſe (24. Auguſt), welcher durch die lahme Vollführung kühner Entwürfe einen Widerſtand her-

vorgerufen hatte, der entweder gar nicht angeregt oder ſcho-nunglos unterdrückt werden mußte. Bei ſeinem Abtreten hin-terließ er den öffentlichen Schatz ohne alle Hilfsquellen, die Rentenzahlungen in Rückſtande, alle Behörden im Kampfe mit einander und die Provinzen unter den Waffen. Was ihn ſelbſt betraf, ſo hatte er, mit Pfründen von noch mehr als 800,000 Franken Einkommen ſich bedenkend, und im Beſitze des Erz-biſthum von Sens und des Cardinalshuts, wenn nicht das öf-fentliche, doch wenigſtens ſein eigenes Wohl nichts weniger als unberückſichtigt gelaſſen. Sein letzter Rath an dem König war, Neckern in das Finanzminiſterium zurückzurufen, und ſich deſ-ſen Popularität gegen den unbeſiegbar gewordenen Widerſtand der höhern Klaſſen zu bedienen.

Während dieſer zwei Jahre, 1787 — 1788, ſtrebten die Franzoſen, die Bahn eitler Theorie verlaſſend, auf prakti-ſchem Wege fortzuſchreiten. Die Streitigkeiten der oberſten Staatsbehörden unter einander hatte ihnen dafür Wunſch und Gelegenheit gegeben. Im Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts hatte das Parlament gegen die Geiſtlichkeit angekämpft und deſſen ultramontane Geſinnungen entſchleiert; nach dem Clerus hatte es den Hof ſelbſt angegriffen, den Mißbrauch ſeiner Ge-walt zur Sprache gebracht und ſeine Ausſchweifungen öffent-lich dargelegt. Jetzt, von Repreſſalien und in ſeiner eignen Exiſtenz bedroht, verfiel es zuletzt darauf, mindeſt der Nation die Vorrechte zuzuwenden, die der Hof ihm ſelbſt zu entziehen, und auf einen außerordentlichen Gerichtshof überzutragen unter-nahm. Nachdem es ſolchergeſtalt die Nation über ihre Rechte aufgeklärt, hatte es ſeine ganze Stärke darein geſetzt, den Aufſtand anzufachen und zu fördern. Die hohe Geiſtlich-keit ihrerſeits durch Hirtenbriefe, und der Adel durch Näh-rung des Ungehorſams der Truppen, theilten auf das Nach-drücklichſte dieſe Beſtrebungen der Behörden, und riefen ſo ver-eint das Volk zur Vertheidigung ihrer Privilegien in die Waffen.

Von ſo mannigfaltigen Feinden in die Enge getrieben, lei-ſtete der Hof nur ſchwachen Widerſtand. Von der Noth-wendigkeit, entſchieden aufzutreten überzeugt, zögerte er gleich-

wohl von einem Augenblick zum andern, hob hin und wieder einen Mißbrauch, mehr zum Vortheil des Schatzes als des Volkes auf, und verfiel alsbald wieder in die alte Lethargie zurück. Endlich, im letzten Rückhalt von allen Seiten angegriffen, und gewahrend, daß die höhern Stände das Volk auf den Kampfplatz riefen, beſchloß er durch Einberufung der Generalſtaaten es unmittelbar ſelbſt dahin einzuführen. Während eines ganzen Jahrhunderts hindurch im ſtrengſten Gegenſatze zu dem philoſophiſchen Geiſte deſſelben, kam er ihm jetzt plötzlich von ſelbſt entgegen und unterwarf ſeiner Prüfung die Grundgeſetze des Königreichs. So waren die oberſten Staatsbehörden ſelbſt das leidige Beiſpiel des ungerechten Haushalters, indem ſie ſich im Beiſein des rechtmäßigen Beſitzers um deſſen Habe ſtritten, und damit endigten, ihn ſelbſt zum Richter aufzurufen.

So ſtanden die Sachen, als Necker wieder in das Miniſterium trat (Auguſt). Das öffentliche Vertrauen folgte ihm, der Credit gewann wieder feſten Fuß, und die drückendſten Schwierigkeiten wurden ſchnell beſeitigt. Er half durch allerhand Auswege vor der Hand den dringendſten Ausgaben bis zum Zuſammentritt der Generalſtaaten, ab, welche Jedermann als das einzige Rettungsmittel betrachtete.

Alle Welt beſchäftigte jetzt die große Frage ihrer Zuſammenſetzung; man fragte ſich, welche Rolle der dritte Stand dabei ſpielen werde? Ob er dabei auftreten werde als Gleichberechtigter unter ſeines Gleichen oder als Bittender? Ob er durch eine gleiche Anzahl Abgeordneter wie die erſten Stände repräſentirt werden würde? Ob man nach Köpfen oder nach Klaſſen ſtimmen, und endlich ob dem dritten Stande nur Eine Stimme gegen die Zwei Stimmen des Adels und der Clerus zugeſtanden werden dürfte?

Aber zunächſt lag die Verhandlung über die Frage, welche Zahl von Deputirten berufen werden ſolle. Wohl keine philoſophiſche Controverſe des achtzehnten Jahrhunderts hatte einen ähnlichen Sturm hervor gerufen. Die Gemüther erhitzten ſich dabei um ſo heftiger, da eben jetzt bis zum Incidenzpunkt wurde. Abbé Sieyes, ein eben ſo prägnanter als ſcharfgeißeln-

der und energiſcher Schriftſteller, ſtellte ſich bei dieſen Debatten auf dieſelbe Stelle, von welcher aus die erleuchtetſten Geiſter des Jahrhunderts bei Abhandlung philoſophiſcher Fragen gegangen waren. Sieyes, warf in einer Schrift, die auf den öffentlichen Geiſt unwiderſtehlich einwirkte, die Frage auf: „Was iſt der dritte Stand? Antwort: Nichts. — Was ſoll er ſein? — Alles!“

Die Stände der Dauphiné traten gegen den ausdrücklichen Willen des Hofes zuſammen. Adel und Geiſtlichkeit, die in dieſer Provinz größere Gewandtheit und Popularität als irgendwo beſaßen, entſchieden ſich dahin, daß die Vertretung des dritten Standes der ihrigen völlig gleich ſein ſolle. Das Parlament von Paris, welchem jetzt die Folgen ſeiner unbedachten Provocationen einzuleuchten begannen, erkannte bald, daß der dritte Stand in Kurzem nicht blos zur Aushilfe, ſondern ſelbſtſtändig und als Herr auftreten werde, und fügte daher der Regiſtratur des Einberufungsdecrets als ausdrückliche Klauſel, die Beibehaltung der Formen von 1614 bei, welche die Rolle des dritten Standes zu einem bloßen Schattenſpiel herabwürdigten. War es ſchon früher durch die, gegen das Geſetz, welches den Proteſtanten bürgerliche Rechte ertheilte, erhobenen Hinderniſſe in der öffentlichen Meinung geſunken, ſo wurde an dieſem Tage ſeine Sinnesweiſe vollends entlarvt, und der Hof vollſtändig an ihm gerächt. So erfuhr es zuerſt die Unbeſtändigkeit der Volksgunſt; aber wie undankbar auch ſich die Nation ſpäter gegen ihre Vorfechter bezeigte, welche ſie einen nach dem andern ihrem Geſchicke überließ, ſo war ſie doch dismal in Beziehung zu dem Parlament vollkommen in ihrem Rechte, das ſchon wieder rückſchritt, bevor ſie noch irgend in den Beſitz eines ihrer Rechte geſetzt worden war.

Der Hof, welcher dieſe wichtigen Fragen nicht ſelbſt entſcheiden, vielleicht auch zu ſeinem Vortheil die beiden erſten Stände in der Volksgunſt herabſetzen mochte, befragte ſie um ihre Meinung, im Voraus den Vorſatz hegend, ſie, wenn wie voraus zu ſehn, dieſelbe dem dritten Stande abfällig lauten ſollte, unbeachtet zu laſſen. Er berief zu dieſem Ende eine neue Verſammlung

der Notabeln *), in welcher alle auf die Abhaltung der états-généraux bezüglichen Fragen verhandelt werden ſollten. Der Streit faßte Feuer, von der einen Seite pochte man auf alte Ueberlieferungen, von der andern machte man die natürlichen Rechte des Menſchen und der Vernunft geltend. Aber ſelbſt, wenn man das traditionelle Recht dabei zu Rathe zog, ſtand noch die Sache des dritten Standes im Vortheil; denn den Formen von 1614, auf welchen ſich beide höhere Stände beriefen, ließen ſich leicht noch ältere, dem dritten Stande günſtigere, entgegenſetzen. So hatte man in vorzeitigen Verſammlungen zu gewiſſen Zeiten nach Köpfen geſtimmt, andere Male wiederum nach Provinzen und nicht nach Ständen, ja oft war die Zahl der Deputirten des dritten Standes der, des Adels und der Geiſtlichkeit zuſammengenommen, gleich geweſen. Wie mochte man alſo mit Sicherheit auf den alten Gebräuchen fußen? Hatte die Staatsgewalt nicht unaufhörliche Umwälzungen erfahren? Die königliche Macht, welche anfangs unbeſchränkt, ſpäter beengt und der Souverainität entkleidet war, dann durch Unterſtützung des Volks ſich aufs neue erhoben und die Herrſchaft wieder an ſich gezogen hatte, ſtellte ja in ſich ſelbſt einen raſtloſen Kampf und einen ſtets wechſelnden Beſitz dar. Man ſagte der Geiſtlichkeit, daß ſie, wenn ſie ſich auf die Vorzeit berufen wolle, ſie derſelben getreu, keinen eignen Stand bilden könne; dem Adel gab man zu bedenken, daß dann nur wirkliche Lehnsbeſitzer wählbar, die Mehrzahl von ihnen aber von der Repräſentation auszuſchließen ſein würde; den Parlamenten warf man vor, wie ſie nichts als ungetreue Beamten des Königthums ſeien; Allen zuſammengenommen endlich, daß die franzöſiſche Verfaſſung ſelbſt nur eine lange Revolution ſei, während welcher wechſelsweiſe jede Gewalt eine Zeit lang die Oberherrſchaft behauptet habe, daß mithin eigentlich Alles einmal Neuerung geweſen und ſomit in dieſem unbegränzten Conflicte entgegengeſetzter Anſprüche nur die Vernunft allein entſcheiden könne.

*) Sie begann zu Verſailles d. 6. November, und ſchloß ihre Sitzung den 8. December deſſelben Jahres.

Der dritte Stand umfaßte ziemlich die Geſammtheit der Nation, die nützliche, betriebſame und aufgeklärte Klaſſe der Geſellſchaft; beſaß er auch nur einen Theil des Bodens eigenthümlich, ſo gewann er doch allein ihm ſeine Früchte ab, und Vernunft und Naturrecht gaben ihm gleichen Anſpruch, in gleicher Anzahl wie die beiden andern Stände die Nationalverſammlung zu beſchicken.

Nichts deſto weniger erklärte ſich die Verſammlung der Notabeln gegen die ſogenannte Verdoppelung des dritten Standes. Nur ein einziges Bureau, dem Monsieur, der Bruder des Königs, vorſaß, ſtimmte für dieſe doppelte Repräſentation. Der Hof, in Erwägung, wie er ſich ausdrückte, der Meinung der Minorität, in Erwägung ferner des Ausſpruchs der Prinzen von Geblüt ſo wie des Verlangens der drei Stände der Dauphiné, ingleichen der Geſuche der Provinzialſtände, und des Beiſpiels verſchiedener andrer Staaten, endlich in Erwägung des Gutachtens der meiſten Publiciſten, und der Wünſche, die ſich in einer großen Anzahl Adreſſen ausſprachen, entſchied: daß die Geſammtzahl der Deputirten nicht unter Tauſend ſei, daß dieſelbe aus den verſchiedenen Bezirken nach Verhältniß ihrer Bevölkerung und ihrer directen Steuern gebildet werden, und daß die Anzahl der Deputirten des dritten Standes gleich ſeyn ſolle, der der beiden erſten Stände zuſammengenommen. (Conſilbeſchluß v. 27. December 1788).

Dieſe Erklärung erregte den allgemeinſten Enthuſiasmus. Da man ſie Neckern zuſchrieb, ſo ſtieg er dadurch eben ſo ſehr in der Gunſt des Volkes, als er ſich damit den Haß der Großen zuzog. Indeſſen enthielt dieſe Erklärung noch nichts Entſcheidendes in Bezug auf das Stimmen nach Köpfen oder nach Ständen, obſchon, genau betrachtet, ſie dieſe Entſcheidung in ſich begriff; denn wozu ſollte man die Stimmen vermehren, wenn ſie nicht gezählt werden ſollten? Und ſo blieb es denn dem dritten Stande ſelbſt überlaſſen, ſich das, was man ihm gegenwärtig verſagte, ſpäter mit Gewalt zu verſchaffen. So trug dieſer Beſchluß die Schwäche des Hofes und Neckers wohl recht eigentlich an der Stirn. In der That aber auch

bot der Hof ein ſolches Meinungsgemiſch, daß ein entſcheidendes Reſultat ſchlechthin unmöglich war. Der König, zwar gemäßigt in ſeiner Denkart, voll des redlichſten Willens aber zu mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, liebte das Volk und hörte freundlich deſſen Klagen an, aber oft beraubte ihn eine paniſche und abergläubige Furcht jeder Willenskraft, und im Gefolge der Freiheit und Toleranz ſah er immer nur die Anarchie und Gottloſigkeit. Wohl hatte der Geiſt der Philoſophie bei ſeinem erſten Erwachen falſche Bahnen eingeſchlagen, und wohl mußte ein von Natur furchtſamer, faſt bigotter Fürſt davor zurückſchaudern. Von Schwäche, Schrecken und Unentſchloſſenheit gänzlich eingenommen, blieb der unglückliche Ludwig XVI., zu allen perſönlichen Opfern bereit, aber unfähig, ſie Andern aufzulegen, ein Opfer ſeiner Nachſicht gegen den Hof, ſeiner Nachgiebigkeit gegen die Königin und büßte ſo alle Fehler, die er nicht begangen, deren Mitſchuldiger er aber wurde, indem er ſie nicht hinderte. Die Königin, vergnügungsſüchtig und ſich gern der Macht ihrer Reize erfreuend, hatte den aufrichtigen Wunſch, daß der König ſorgenfrei, der Schatz gefüllt, und ſie ſelbſt vom Hofe und den Unterthanen angebetet werde. Jetzt aber mit dem Könige über die Dringlichkeit der Reformen einverſtanden, wenn die höchſte Noth dazu trieb, lenkte ſie ſchnell denſelben wieder ab, wenn ſie das königliche Anſehen gefährdet und die ihr befreundeten Höflinge von Verluſten bedroht ſah, und vereitelte ſo, die beſten und populairſten Miniſter entfernend, jede nützliche Maßregel und jede Hoffnung des Guten. Ganz beſonders ſtand ſie unter dem Einfluß der Adelspartei, welche den Thron dicht umlagert hielt, und in deſſen verſchwenderiſchen Gnadenbezeugungen ſchwelgte. Dieſer Hofadel wünſchte ohne Zweifel eben ſo wohl, wie die Königin ſelbſt, daß es dem Könige nicht an Mitteln fehle, an ihnen Gnaden zu verſchwenden, und hieraus erklärt ſich denn auch ſein Haß gegen die Parlamente, wenn ſie die Steuern verweigerten; er näherte ſich ihnen aber um ſo ſchneller wieder, wenn ſie ſeine Privilegien vertheidigten und unter nichtigen Scheingründen eine gleichere Vertheilung der Grundſteuern verweigerten. Zwiſchen ſo entgegengeſetzten Einflüſſen ſchwankend umhergetrieben, gab der König, welcher

den wachſenden Schwierigkeiten weder offen ins Geſicht zu ſchauen, noch die Mißbräuche zu unterſuchen und ſie mit Gewalt zu unterdrücken wagte, abwechſelnd dem Hofe und der öffentlichen Meinung nach und wußte ſo weder dem einen noch der andern zu genügen.

Wenn, im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts, als noch die Philoſophen, in einem Baumgange der Tuilerien zuſammenkommend, ſich mit bloßen Wünſchen für Friedrich und die Amerikaner, für Turgot und für Necker begnügten: wenn damals, als ſie noch nicht nach Einfluß auf die Leitung des Staates ſtrebten, ſondern nur die Fürſten über ihre Herrſcherpflichten aufzuklären gedachten, und höchſtens in weiter Ferne das Schreckbild einer Revolution gewahrten, welche durch das allgemeine Mißbehagen und die Widerſinnigkeit der Inſtitutionen zuletzt herbeigeführt werden konnte, wenn zu jener Zeit der König aus eignem Antrieb eine gleichere Vertheilung der Laſten durchgeſetzt und dafür einige Garantien gewährt hätte, ſo würde ſich Alles auf eine lange Zeit beigelegt und Ludwig XVI. gleich dem Mark Aurel vergöttert worden ſein. Als aber im Laufe der Zeit alle Autoritäten durch einen langen Kampf wechſelſeitig herabgewürdigt und in der Verſammlung der Notabeln alle Mißbräuche ſchonunglos aufgedeckt worden waren, als die Nation ſelbſt mit in den Streit hineingezogen, mit der Hoffnung zugleich den Willen in ſich angeregt fühlte, fortan auch etwas zu ſein, da machte ſich dieſer Wille auch bald gebieteriſch geltend. Man hatte ihr einmal Generalſtaaten verſprochen, und jetzt forderte ſie deren baldige Einberufung; kaum war dis bewilligt, ſo forderte ſie das Uebergewicht in dieſer Verſammlung, und während man ihr auf der einen Seite dis verweigerte, gab man ihr auf der anderen durch die Verdoppelung ihrer Repräſentantenzahl ſelbſt das Mittel in die Hand, ihren Willen durchzuſetzen. So gab man immer nur theilweiſe und erzwungen nach, aber der Nation waren bereits die Schwingen gewachſen, ſie war ſich ihrer Kraft bewußt worden und ſie wollte jetzt Alles, was ſie durfte und konnte. Jener fortdauernde Widerſtand reizte ihre Ehrſucht und machte ſie bald unerſättlich. Aber auch da noch, hätte

nur ſonſt ein energiſcher Miniſter den König mit ſeiner Kraft geſtählt, hätte er die Königin für ſich gewonnen, die Privilegirten im Zaum gehalten, und wäre er den Forderungen der Nation durch das freiwillige Geſchenk einer freien Verfaſſung befriedigend zuvorgekommen: hätte er ſich an die Spitze der Bewegung geſtellt, und dem äußern Anſtoße folgend, die Nation nicht zu Reformen, ſondern zu Berathung ihres Budjets auf geordnetem, verfaſſungsmäßigen Wege zuſammenberufen, — vielleicht wäre dieſer furchtbare Kampf nimmer zum Ausbruch gekommen. Aber man mußte den Schwierigkeiten zuvorkommen, ſtatt ihnen zu folgen, und vor Allem jene ungemeſſenen Anſprüche alleſammt zum Opfer bringen. Es bedurfte eines Mannes, der mit ſich ſelbſt und ſeinem Willen fertig, mit Kühnheit, Thatkraft, ja ſelbſt einiger Leidenſchaftlichkeit ausgerüſtet, dem hin und her ſchwankenden Hofe durch ſich ſelbſt imponirt hätte. So aber wollte man die öffentliche Meinung und die engherzigſten Intereſſen zugleich ſchonen, griff zu halben Maßregeln, und wählte, wie wir bereits geſehen, einen halbkühnen Halbphiloſophen zum Miniſter, welcher nur um deswillen eine ſo ungeheure Popularität beſaß, weil ſelbſt deſſen halbpopuläre Maßregeln als die eines Agenten der Gewalt, damals auch die kühnſten Hoffnungen überflogen und den Enthuſiasmus deſſelben Volkes auffachten, dem ſpäter die zügelloſeſte Demagogie nicht mehr genügte.

Die Geiſter waren alleſammt in brandender Gährung, und durch ganz Frankreich hatten ſich nach dem Beiſpiele Englands und unter demſelben Namen, ſogenannte Clubs gebildet. Hier beſprach man die Mißbräuche, welche abzuſchaffen, die Reformen, welche einzuführen, und die Verfaſſung, welche aufzurichten war. Die Gemüther erhitzten ſich bei dieſer ſtrengen Prüfung über den Zuſtand des Landes. In der That war auch deſſen politiſcher und finanzieller Zuſtand wahrhaft kläglich. Jedes hatte ſeine beſondern Privilegien: die Individuen, die Stände, die Städte, die Provinzen, ja ſelbſt die Zünfte; allenthalben nichts als Feſſeln für die Induſtrie und den Geiſt. Civilämter, geiſtliche Würden, Civilanſtellungen, Offiziersſtellen, Alles war ausſchließliches Eigenthum bevorrechteter Claſſen und begünſtigter

Individuen. Selbſt kein Handwerk durfte man ohne beſondere Rechtstitel und geldliche Leiſtungen ergreifen. Die Städte hatten ihre eignen Privilegien für ihre Steuerſätze, für deren Vertheilung und Erhebung, ſo wie für die Wahl ihrer Obrigkeiten. Selbſt die freiwilligen Gnadengehalte des Hofes waren durch ununterbrochene Anwartſchaft zu Familienbeſitzthümern geworden, und geſtatteten ſelbſt dem Monarchen nicht mehr, dabei irgend eine Wahl zu treffen. Nur über wenige Geldbewilligung ſtand ihm noch eine freie Verfügung zu, und man hatte ihn ſogar gezwungen geſehen, ſich mit dem Herzog von Coigny über Einziehung einer Sinecure zu ſtreiten. So war denn Alles faſt zum unbeweglichen Eigenthum in den Händen einer anmaßlichen Kaſte geworden, die, eine geringe Anzahl, der beraubten Nation feindlich gegenüberſtand. Alle Staatsämter lagen in der Hand dieſer Einen Klaſſe, faſt zwei Drittel des Bodens waren Adelsgut und geiſtliche Pfründe; das letzte Drittel, dem Volke gehörig, bezahlte allein die Steuern dem Könige, die Lehnsgefälle dem Adel, den Zehnten der Geiſtlichkeit, und mußte noch überdies ſich die Verwüſtungen ſeiner Felder durch adlige Jäger und geſchontes Wild ohne Widerſpruch gefallen laſſen. Selbſt die Verbrauchsſteuern laſteten zum großen Theile auf dem Volke allein; dabei war ihre Erhebung drückend, die Vornehmern blieben ungeſcheut im Rückſtande, das Volk im Gegentheil, gemißhandelt und eingekerkert, war verdammt in Ermangelung genügenden Erwerbes mit ſeiner Perſon zu zahlen. So nährte es mit ſeinem Schweiße und ſchirmte mit ſeinem Blute die höhern Klaſſen der Geſellſchaft, während es kaum ſelbſt erſchwingen konnte womit ſein Leben friſten. Die gewerbfleißigen und aufgeklärten Städtebürger waren zwar weniger unglücklich als das Landvolk, entbehrten aber gleichwohl, indem ſie den Staat durch ihre Induſtrie bereicherten und mit ihren Talenten verherrlichten, der Vortheile, die ihnen als Frucht ihrer Anſtrengungen gebührten. Die Rechtspflege, in einigen Provinzen in den Händen der Grundbeſitzer, in den königlichen Gerichtsbezirken aber in denen von Magiſtratsperſonen, deren Stellen käuflich waren, war ſchleppend, parteiiſch, koſtſpielig und meiſt den Ruin der Prozeſſirenden herbeiführend, und vor Allem unmenſchlich und grauſam in Criminalfällen. Die perſönliche Freiheit wurde einmal übers andre durch Geheimbriefe (**lettres de cachet**), die Freiheit

der Preſſe von königlichen Cenſoren vernichtet, und dazu kam endlich noch, daß der Staat ſchlecht nach außen vertheidigt, verkauft von Ludwig des XV. Maitreſſen, verrathen von Ludwig XVI. ſchwachen Miniſtern, noch ganz zuletzt durch die ſchmähliche Preisgebung Hollands und Polens, ſich in den Augen von ganz Europa entehrt hatte.

Schon begann es in den Maſſen zu gähren, mehrfach waren bereits während des Streites der Parlamente Unruhen entſtanden, ganz beſonders bei des Erzbiſchoffs von Toulouſe Rücktritt aus dem Miniſterium. Man hatte ſein Bildniß verbrannt, die bewaffnete Macht war gehöhnt, ja ſogar angegriffen worden, und die Behörden hatten die Ruheſtörer, welche ihren Planen dienten nur ſchwach verfolgt. Die aufgeregten Gemüther, erfüllt von der dunkeln Idee einer nahen Umwälzung, waren in fortwährender Spannung. Die Parlamente und die höhern Klaſſen ſahen ſchon die Waffen gegen ſich gerichtet, welche ſie ſelbſt dem Volke in die Hand gegeben. In der Bretagne hatte ſich der Adel der Verdoppelung des dritten Standes widerſetzt, und ſich geweigert Deputirte zu wählen. Der Bürgerſtand, der ihnen ſo kräftig gegen den Hof beigeſtanden hatte, war hierauf gegen ſie ſelbſt auf den Kampfplatz getreten, und mörderiſche Gefechte hatten Statt gefunden. Der Hof, welcher ſich noch nicht hinlänglich an dem Adel der Bretagne gerächt glaubte, hatte ihm nicht nur ſeinen Beiſtand verſagt, ſondern ſogar einige ſeiner Mitglieder, welche um Beſchwerde zu führen nach Paris gekommen waren, in Verhaft genommen.

Selbſt die Elemente ſchienen entfeſſelt zu ſeyn. Ein Hagelſchlag hatte am 13. Juli die Ernte vernichtet, und mußte nothwendig die Verproviantirung von Paris, zumal mitten unter den Unruhen welche ſich jetzt verbreiteten, erſchweren. Die angeſtrengteſte Thätigkeit des Handelsſtandes vermochten kaum die nothdürftigen Lebensmittel dieſer unermeßlichen Stadt zuzuführen, und es war zu fürchten, daß ihre Zufuhr bald noch ſchwieriger werden würde, ſobald die politiſchen Wirren das Vertrauen zerſtörten und die Communicationen unterbrächen. Seit dem harten Winter, welcher auf die Unglücksperiode Ludwig des XIV. folgte, und welcher Fenelon's chriſtliche Milde verewigte, hatte man keinen ſtrengeren als den von 88 bis 89 erlebt. Alle Mild-

thätigkeit, welche ſich hierbei auf die rührendſte Weiſe an den Tag legte, vermochte nicht das Elend des Volkes zu lindern. Aus allen Winkeln Frankreichs ſah man Landſtreicher ohne Arbeit und Verdienſt herbeieilen, und von Verſailles bis Paris ihr Elend und ihre Nacktheit zur Schau ſtellen, welche denn auch bei dem geringſten Auflauf eifrigſt bei der Hand waren, aus den Unruhen Vortheil zu ziehen, welche denen immer gelegen kommen, die nichts zu verlieren haben, und denen Alles fehlt, ſelbſt das tägliche Brot. — So vereinigten ſich alle Umſtände, um eine Revolution herbeizuführen. Ein volles Jahrhundert hatte beigetragen die Mißbräuche zu entſchleiern und ſie bis zum Uebermaß zu ſteigern; aber zwei einzelne Jahre reichten hin, die Empörung hervorzurufen und die Volksmaſſe ſchlagfertig zu machen, indem man ſie an den Streitigkeiten der privilegirten Klaſſen Theil nehmen ließ. Endlich führten noch verheerende Naturereigniſſe und das zufällige Zuſammentreffen vieler anderen unglücklichen Umſtände die Kataſtrophe herbei, deren Ausbruch wohl verſchoben werden konnte, die aber früher oder ſpäter furchtbar in Erfüllung gehn mußte.

Während ſo das Schickſal eilenden Fußes heranſchritt, gingen die Wahlen vor ſich, ſtürmiſch in einigen Provinzen, lebhaft überall, und nur in Paris allein friedlich, weil dort eben Eintracht und Einmüthigkeit herrſchte. Man vertheilte die Wahlliſten, man ſuchte ſich zu verſtändigen und Einheit in die Wahlen zu bringen. Kaufleute, Advocaten, Gelehrte, erſtaunt ſich zum erſten Male ſo vereint zu ſehn, reiften ſo allmählig der Freiheit entgegen. In Paris ſetzten ſie gleichſam aufs Neue die vom Könige ernannten Büreaus ein, indem ſie dieſelben beſtätigten, und ohne das Perſonal zu ändern, damit einen Act der Gewalt ausübten. Der weiſe Bailly verläßt ſeinen Ruheſitz in Chaillot; den Intriguen fremd, erfüllt von ſeiner hohen Sendung, begibt er ſich allein und zu Fuße in die Verſammlung. Er bleibt auf ſeinem Wege an der Terraſſe des Feuillands ſtehen; ein junger unbekannter Menſch tritt ihn ehrerbietig an: „Sie werden gewählt werden", ſagt er zu ihm. „Ich weiß es nicht", erwiedert Bailly, „eine ſolche Ehre darf weder zurückgewieſen noch nachgeſucht werden." Der beſcheidene Akademiker ſetzt ſeinen Weg fort, begibt ſich in die Verſammlung, und wird nacheinander zum Wähler und Deputirten ernannt.

Stürmiſcher war die Wahl des Grafen Mirabeau; zurückgewieſen von dem Adel, und von dem dritten Stande aufgenommen, ſetzte er die Provence, ſein Vaterland in Flammen, und zeigte ſich bald furchtbar in Verſailles.

Der Hof wollte keineswegs auf die Wahlen einwirken; es war ihm eben erwünſcht, eine große Anzahl Pfarrer darunter zu gewahren; er rechnete auf ihre Oppoſition gegen die großen geiſtlichen Würdenträger und zugleich auf ihre Ehrfurcht vor dem Throne. Ueberdis ſah er in ſeiner Kurzſichtigkeit in den Deputirten des dritten Standes, mehr die Widerſacher des Adels als ſeine eignen. Den Herzog von Orleans bezieh man dagegen der Umtriebe für ſeiner Creaturen und ſeine eigene Wahl. Ohnehin ſchon zu den Gegnern des Hofes gezählt, ein Verbündeter der Parlamente, und von der Volkspartei, gleichviel ob mit oder wider ſeinen Willen zum Oberhaupte gewählt, gab man ihm verſchiedene geheime Machinationen Schuld. In der Vorſtadt S. Antoine hatte eine beklagenswerthe Scene Statt gefunden, und wie man nun für jedes Ereigniß einen Urheber ſucht, — maß man ihm deren Veranlaſſung bei. Ein Fabrikant bunter Papiere, Namens Réveillon, welcher voll kluger Betriebſamkeit umfangreiche Werkſtätten unterhielt, dieſen Zweig franzöſiſcher Induſtrie außerordentlich vervollkommt hatte, und gegen dreihundert Arbeitern Unterhalt verſchaffte, wurde beſchuldigt, die Arbeitslöhne auf die Hälfte herabſetzen zu wollen. Der Pöbel drohte ihm das Haus über den Kopf anzuſtecken; der Haufen wurde zerſtreut, kehrte jedoch den Tag darauf zurück, ſtürmte und zündete das Haus an und zertrümmerte Alles, was ſich darin vorfand. (27. April). Schon den Tag vorher hatten die Stürmenden öffentlich damit gedroht und ihre Zuſammenrottung förmlich angeſagt, gleichwohl griff die Behörde nur erſt ein, als es ſchon zu ſpät war und dann wieder mit einer gleich tadelnswerthen Rückſichtloſigkeit. Man wartete ruhig ab, bis das Volk das Haus erſtürmt hatte, dann erſt griff man es darin mit Wuth an, und metzelte nun eine große Anzahl dieſer wilden und todeskühnen Aufwiegler nieder, welche von da an, bei jeder Gele-

genheit auftauchten, und mit den Namen Brigands — bezeichnet wurden.

Alle Parteien klagten bei dieſer Gelegenheit ſich gegenſeitig an, man warf dem Hofe ſein anfangs ſo ſchlaffes und ſpäter ſo blutigeres Einſchreiten vor; man war zu glauben geneigt, er habe das Volk nur darum nicht in jenem Exceſſe gehindert, um ein Beiſpiel ſtatuiren und die Truppen feuern laſſen zu können. Das Geld, das man bei mehreren der Zerſtörer des Hauſes Reveillon fand, die Worte, welche einem und dem andern dabei entſchlüpft waren, weckten den wohl nicht ungegründeten Verdacht, daß ſie von einer geheimen Hand dafür geworben und geleitet worden ſeien, und die Gegner der Volkspartei beſchuldigten alsbald den Herzog von Orleans, mit dieſen aufrühreriſchen Rotten den Verſuch gemacht zu haben.

Dieſer Prinz, mit glücklichen Anlagen ausgeſtattet, ein Erbe ungeheurer Reichthümer, hatte durch zügelloſe Ausſchweifung entſittlicht, alle jene ſeltnen Gaben der Natur und des Glücks auf das Aergſte gemißbraucht. Ohne alle Ausdauer, abwechſelnd bald völlig gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung bald dürſtend nach Popularität, war er heute der kühnſte und ehrſüchtigſte Mann, und morgen furchtſam und zerſtreut. Mit der Königin verfeindet, hatte er den ganzen Hof gegen ſich, und als die Parteien ſich zu bilden begannen, hatte er ſeinen Namen und ſeine Reichthümer willig dazu hergeliehen. Auf eine unſichere Zukunft weitausſehende Plane bauend, that er zu viel, um ſich der öffentlichen Anklage bloszuſtellen, und zu wenig um ſich einen Erfolg zu ſichern, und ließ ſo ſeine Anhänger, wenn ſie wirklich Plane mit ihm hatten, durch ſeine Unbeſtändigkeit bald an ihm verzweifeln.

Zweites Kapitel.

Zuſammenberufung und Eröffnung der Generalſtaaten. — Verhandlungen über die Prüfung der Vollmachten und das Stimmen nach Ständen und Köpfen. — Der dritte Stand erklärt ſich zur Nationalverſammlung. — Der Saal der Generalſtaaten wird geſchloſſen, die Deputirten verſammeln ſich an einem andern Orte. — Der Schwur im Ballhaus. — Königliche Sitzung vom 23. Juni. — Die Verſammlung ſetzt ihre Berathungen, unbekümmert um das Königl. Verbot fort. — Definitive Vereinigung aller drei Stände. — Erſte Arbeiten der Verſammlung. — Volksunruhen in Paris. — Das Volk befreit die in der Abtei eingeſchloſſenen Garden. — Complott des Hofes. Die Truppen nahen ſich Paris. — Verabſchiedung Neckers. — 12. 13. und 14. Juli. Erſtürmung der Baſtille. — Der König begiebt ſich in die Verſammlung und von da nach Paris. — Zurückberufung Neckers. —

Der Augenblick der Einberufung der Generalſtaaten war gekommen; in dieſer gemeinſamen Gefahr begannen ſich die erſten Stände wieder dem Hofe zu nähern, und gruppirten ſich um die Prinzen von Geblüt und die Königin. Sie ſuchten durch Schmeicheleien den Landadel zu gewinnen, während ſie hinter dem Rücken deſſelben, deſſen bäuriſche Sitten verſpotteten. Die Geiſtlichkeit ſo wie der Militairadel bemühten ſich jeder, die Plebejer ihres Standes, für ſich zu gewinnen. Die Parlamente, welche auf die erſte Hauptrolle in den Generalſtaaten ſich Hoffnung gemacht, begannen eine baldige Enttäuſchung in ihren ehrgeizigen Erwartungen zu ahnen. Die Deputirten des dritten Standes, einflußreich durch überragendes Talent und den energiſchen Ausdruck ihrer Mandate, durch wachſenden Anhang ermuthigt und aufgeſpannt durch die Zweifel ſelbſt, welche die Meiſten gegen jeden Erfolg ihrer Bemühungen hegten, waren voll des feſten Entſchluſſes gekommen, keinen Fußbreit zu weichen.

Der unglückliche König allein, der ſeit ſeinem Regierungsantritte noch keinen Augenblick der Ruhe genoſſen, betrachtete die Generalſtaaten als das Ende aller ſeiner Verlegenheiten. Eiferſüchtig auf ſein Anſehn, nicht ſowohl ſeinet- als ſeiner

Kinder willen, denen er ihr väterliches Erbtheil ungeſchmälert überliefern zu müſſen glaubte, war es ihm nicht eben unerwünſcht, einen Theil davon auf die Nation überzutragen und ſich damit der Regierungsſorgen zu entlaſten. In der That traf er auch mit Freuden die Vorbereitungen zu dieſer großen Verſammlung. In der Eile hatte man einen Saal dazu vorgerichtet, dabei war man unvergeſſen das Coſtüm vorzuſchreiben, und zugleich dem dritten Stande eine demüthigende Etiquette aufzulegen. Die Menſchen ſind in der Regel nicht minder eiferſüchtig auf ihr Anſehn als auf ihre Rechte; voll gerechten Stolzes unterſagten den Deputirten ihre Vollmachten, ſich einem ſolchen erniedrigenden Ceremoniel zu unterwerfen. Abermals ein Fehler des Hofes, der wie alle frühern ſeinen Grund in dem Wunſche hatte, da die Sache verloren war, doch mindeſt den Schein davon zu behaupten, eine unſelige Eitelkeit, die in einem Augenblicke tiefe Erbitterung hervorrufen mußte, wo man den Angriff vorbereitend, ſich ohnehin ſchon mit eiferſüchtigen Augen maß.

Am 4. Mai, den Tag vor der Eröffnung, fand eine feierliche Proceſſion ſtatt. Der König, ſämmtliche drei Stände, ſammt allen Würdenträgern des Reichs, begaben ſich in die Kirche Notre-Dame. Der Hof ſtellte dabei eine außerordentliche Pracht zur Schau und auch die beiden erſten Stände erſchienen im größten Pomp. Die Prinzen, Herzöge und Pairs, Edelleute und Prälaten, gingen in Purpur, das Haupt mit Federhüten geſchmückt, ſtolz einher. Die Deputirten des dritten Standes in einfache ſchwarze Mäntel gehüllt, folgten zuletzt, und erſchienen, trotz ihres beſcheidenen Aeußern, ſtark durch ihre Zahl und ihre Einſichten. Man bemerkte, daß der Herzog von Orleans, welcher in den letzten Reihen des Adels ging, gefliſſentlich zurückblieb, um ſich den vordern Abgeordneten des dritten Standes anzuſchließen.

Dieſer kriegeriſche und religiöſe Nationalpomp, die frommen Geſänge, die kriegeriſchen Inſtrumente, vor Allem aber das Großartige der Scene ſelbſt, ließen einen tiefen Eindruck zurück. Die Rede des Biſchofs von Nancy, die reinſten Geſinnungen athmend, wurde trotz der Heiligkeit des Ortes und der Gegenwart des Königs mit enthuſiaſtiſchem Beifallklatſchen aufgenom-

men. Große Verſammlungen erheben die Seele, laſſen den Menſchen aus ſich ſelbſt herausgehen, und ziehen ihn mehr zu andern hin; ein allgemeiner Rauſch erfaßte auch jetzt die Gemüther; mehr als ein Herz fühlte plötzlich allen Haß ſchwinden, und wallte für einen Augenblick von Humanität und Vaterlandsliebe über. *)

Den Tag darauf, am 5. Mai 1789 wurden die Generalſtaaten eröffnet. Der König ſaß auf einem erhöhten Throne, die Königin ihm zur Seite, der Hof auf den Tribunen, die beiden erſten Stände zu beiden Seiten, der dritte Stand im Hintergrunde des Saales auf niedrigeren Seſſeln. Eine unruhige Bewegung entſtand als man des Grafen Mirabeau anſichtig wurde; aber ſein Blick, ſeine Haltung imponirten der Verſammlung. Der dritte Stand bedeckte das Haupt, dem Herkommen entgegen, mit den beiden andern Ständen zugleich. Der König richtete eine Rede an die Verſammlung, in welcher er dem Einen Uneigennützigkeit, dem Andern Weisheit empfahl, Allen aber ſeine Liebe zum Volke verſicherte. Hierauf nahm der Siegelbewahrer Barentin, und nach ihm Necker das Wort, welcher eine Denkſchrift über den Zuſtand des Reichs verlas, worin er ein Langes und Breites über die Finanzen ſprach, ein Deficit von 56 Millionen angab, und wen er nicht durch ſeine ſchulmeiſterlichen Lehren beleidigte, durch ſeine Weitſchweifigkeit ermüdete. — Den andern Tag wurde den Deputirten jedes Standes angeſagt, ſich in den für ſie beſtimmten Räumen zu verſammeln. Außer dem gemeinſchaftlichen Saale, weit genug, alle drei Stände zu faſſen, waren noch zwei andere Säle für die Geiſtlichkeit und den Adel eingerichtet worden. Der gemeinſchaftliche Saal war für den dritten Stand beſtimmt, und er hatte ſonach den Vortheil, indem er in ſeinem eigenen Sitze verſammelt war, ſich zugleich in dem aller drei Stände zu befinden. Zuerſt ging es nun an das Prüfen der Vollmachten und es entſtand die Frage, ob dis gemeinſchaftlich oder für jeden Stand beſonders vor ſich gehen ſolle. Die Deputirten des dritten Standes behaupteten, daß einem

*) Man ſehe Note 1. am Ende des erſten Bandes.

jeden Theile der Generalſtaaten daran liegen müſſe, ſich von der Legalität der beiden andern zu überzeugen, und forderten darum eine gemeinſchaftliche Prüfung. Der Adel und die Geiſtlichkeit dagegen, welche die Trennung der Stände aufrecht zu erhalten wünſchten, verlangten, daß jeder Stand ſich beſonders conſtituire. Dieſe Frage war noch bei weitem eine andere, als die der Abſtimmung nach Köpfen, denn man konnte füglich die Vollmachten gemeinſchaftlich prüfen, und ſpäter gleichwohl beſonders ſtimmen; aber ſie war ihr ſehr ähnlich, und vom erſten Tage an ſäete ſie den Saamen einer Uneinigkeit aus, die leicht vorauszuſehen, und welcher durch Vermeidung jedes Rangſtreites ſo glücklich zu begegnen war. Aber der Hof hatte nimmer die Kraft das Unbillige zu verweigern, noch das Rechte zuzugeſtehen, und hoffte vielleicht auch durch Uneinigkeit am Leichteſten Alle zu beherrſchen.

Die Abgeordneten des dritten Standes blieben in dem gemeinſchaftlichen Saale vereinigt, ſich jeder andern Maßregel vorſichtig enthaltend, indem ſie, wie ſie ſich ausdrückten, erſt den Hinzutritt ihrer Collegen abwarten wollten. Der Adel und die Geiſtlichkeit zogen ſich in ihre beiderſeitigen Säle zurück und begannen über die Prüfung der Vollmachten zu verhandeln. Die Geiſtlichkeit ſtimmte für eine abgeſonderte Prüfung mit einer Majorität von 133 Stimmen gegen 114, und der Adel mit einer Majorität von 188 gegen 114. Der dritte Stand blieb unbeweglich und verharrte auch am andern Tage in gleichem Benehmen, denn er ſuchte jede Maßregel zu vermeiden, welche auf ihn den Schein hätte werfen können, als habe er ſich als ein getrennter Stand conſtituirt. Aus dieſem Grunde trug er denn auch, als er einige ſeiner Mitglieder an die beiden andern Stände abordnete, Sorge, ſie mit keiner beſondern Miſſion zu beauftragen, ſondern er ſandte ſie lediglich an den Adel und die Geiſtlichkeit, um dieſelben wiſſen zu laſſen, daß man ſie in dem gemeinſchaftlichen Saale erwarte. Der Adel war eben nicht zur Sitzung verſammelt; der Clerus war jedoch beiſammen und erbot ſich, Commiſſarien zur Ausgleichung der ſich erhebenden Differenzen zu ernennen. Er ernannte deren auch in der That und lud den Adel ein, ein Gleiches

zu thun, wie denn überhaupt die Geiſtlichkeit in dieſem Kampfe eine der des Adels ganz entgegengeſetzte Geſinnung bekundete. Unter allen privilegirten Klaſſen hatte ſie am meiſten von den Angriffen des 18. Jahrhunderts gelitten; man hatte ihr ihre politiſche Exiſtenz ſtreitig gemacht, aber ſie war in Folge der großen Anzahl ihrer Pfarrer mehr getheilt, und ſchon durch ihren Standpunkt mehr auf Mäßigung und den Geiſt des Friedens hingewieſen, darum ſuchte ſie, wie ſo eben erzählt wird, hier den Vermittler zu machen.

Doch der Adel weigerte ſich beharrlich, Commiſſarien zu ernennen. Weniger umſichtig als der Clerus und ſich des Beſitzes ſeiner Rechte ſicher haltend, glaubte er ſich weniger zur Mäßigung als zur Furchtloſigkeit aufgefordert, und weigerte ſich und drohte zugleich. Dieſe Männer, welche an Andern keine Leidenſchaft entſchuldigten, überließen ſo ſich ſelbſt den ihrigen ohne Zügel, und folgten wie in allen Verſammlungen dem Zuge der Heftigſten unter ihnen. Caſales und d'Espremenil, Beide erſt vor Kurzem geadelt, ſetzten die maßloſeſten Motionen durch, nachdem ſie ſolche zuvor in beſondern Zuſammenkünften vorbereitet hatten. Umſonſt ſtrebte eine Minderzahl verſtändiger oder von beſonnenerem Ehrgeiz geleiteter Männer, dieſen ſtolzen Adel eines Beſſern zu belehren; man hörte ſie nicht, man ſprach von einem Kampfe auf Leben und Tod, und zwar, wie man hinzuſetzte, von einem Kampfe für Geſetz und Recht! — Der dritte Stand, unbeweglich wie zuvor, blieb ſich bei allen dieſen Stürmen gleich; er verbarg ſeinen Ingrimm und ging mit jener Klugheit und Feſtigkeit zu Werke, welche jede werdende Gewalt in ihrem Entſtehen ſich zum Geſetze macht, und erndtete ſo die Beifallbezeugungen der Tribunen, welche anfangs für den Hof beſtimmt, bald von dem Volke eingenommen wurden.

Schon waren mehrere Tage vergangen. Die Geiſtlichkeit hatte dem dritten Stande mehrfache Schlingen gelegt, ihn zu beſtimmten Handlungen zu drängen, welche ihn als beſondern conſtituirten Stand bezeichnet hätten. Aber der dritte Stand weigerte ſich deſſen folgerecht; er nahm nur die für die innere Ordnung unerlaßlichſten Maßregeln, und beſchränkte ſich darauf,

einen Alterspräſidenten nebſt deſſen Adjuncten zum Einſammeln der Stimmen zu wählen. Er weigerte ſich, an ihn beſonders adreſſirte Briefe zu öffnen, und erklärte, daß er keinen geſonderten Stand bilde, ſondern eine durch die geſetzmäßige Behörde zuſammenberufene Verſammlung von Bürgern ſei, die hier noch andere Bürger für ihr gemeinſames Wirken erwarte.

Der Adel, welcher ſich anfangs geweigert hatte, Commiſſarien zur Vermittelung des Streites zu ernennen, willigte endlich ein, deren Behufs der Unterhandlung mit den beiden andern Ständen abzuſenden; aber dieſe Miſſion wurde unnütz, da er dieſelbe zu gleicher Zeit mit der Erklärung beauftragte, daß er bei dem am 6. Mai gefaßten Beſchluſſe, welcher für eine getrennte Prüfung der Vollmachten entſchieden, beharren müſſe. Die Geiſtlichkeit, ganz im entgegengeſetzten Sinne, hatte ihrer Rolle getreu, die in ihrer Kammer ſchon begonnenen Prüfungen wieder ausgeſetzt, und ſich in Erwartung der vermittelnden Conferenzen der Commiſſarien für nicht conſtituirt erklärt. Endlich nahmen die Conferenzen ihren Anfang; die Geiſtlichkeit ſchwieg, die Deputirten der Gemeinen machten ihre Gründe mit Ruhe, der Adel mit vielem Ungeſtüm geltend. Man trennte ſich nur um ſo erbitterter, und der dritte Stand, feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben, ſah es ohne Zweifel nicht ungern, daß jeder Vergleich unmöglich geworden. Der Adel erhielt mit jedem Tage von ſeinen Commiſſarien die neue Verſicherung, wie ſehr ſie im Vortheil wären, und ſeine Aufregung wuchs dadurch nur noch mehr. Mit einem flüchtigen Schimmer von Klugheit erklärten die beiden erſten Stände, daß ſie ihren geldlichen Privilegien entſagten. Der dritte Stand nahm dieſes Zugeſtändniß beſtens an, aber er verharrte nichts deſto weniger in ſeiner Unthätigkeit, indem er fortwährend auf gemeinſchaftliche Prüfung beſtand. Die Conferenzen währten fort, als man endlich als Auskunftmittel vorſchlug, die Vollmachten durch Commiſſarien aus allen drei Ständen prüfen zu laſſen. Die Abgeordneten des Adels erklärten in deſſen Namen, auch hierauf nicht eingehen zu können, und traten ab, ohne einen Tag zu einer neuen Confe-

renz zu beſtimmen. So zerſchlug ſich jede Ausgleichung und noch am ſelbigen Tage erließ der Adel einen Beſchluß, worin er auf's Neue erklärte, daß er für dieſe Sitzung die Prüfung der Vollmachten getrennt vornehmen werde, dabei aber den Ständen unbenommen bleibe, für die Zukunft eine andere Modalität dafür zu beſtimmem. Dieſer Entſchluß wurde den Gemeinden am 27. Mai mitgetheilt. Man war ſchon ſeit dem 5ten verſammelt und 22 Tage ſomit verfloſſen, während deren Nichts geſchehen war; es war hohe Zeit, zu einem Entſchluß zu kommen. Mirabeau, voll Einfluß auf die Volkspartei, machte bemerklich, wie dringlich es ſei zur Entſcheidung zu kommen und das ſchon allzu lange hintangeſetzte Wohl zu berathen. Er ſchlug demnach nach der bekannten Erklärung des Adels vor, die Geiſtlichkeit aufzufordern, ſich ſofort zu erklären, ob ſie ſich den Gemeinen anſchließen wolle oder nicht? Dieſer Vorſchlag wurde alsbald angenommen. Der Abgeordnete Target begab ſich hiernach an der Spitze einer zahlreichen Deputation in den Saal der Geiſtlichkeit. „Die Herren von den Gemeinen" ſprach er, „laden die Herren von der Geiſtlichkeit im Namen des Gottes des Friedens und im Intereſſe der Nation ein, ſich mit ihnen in dem allgemeinen Verſammlungsſaal zu vereinigen, um die Mittel zur Herſtellung der in dieſem Augenblicke dem öffentlichen Wohle ſo nöthigen Eintracht zu berathen." Dieſe friedlichen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Geiſtlichkeit; eine große Anzahl ihrer Mitglieder antwortete mit Beifallsrufen und wollte augenblicklich dieſer Einladung folgen; aber man hinderte ſie daran und antwortete den Deputirten der Gemeinen, daß man ſich darüber berathen wolle. Nach der Rückkehr der Deputation beſchloß der unbeugſame dritte Stand noch in gegenwärtiger Sitzung die Antwort der Geiſtlichkeit abzuwarten. Als dieſe Antwort nicht erfolgte, ließ man ihr ſagen, daß man darauf harre. Die Geiſtlichkeit beſchwerte ſich, daß man ſie zu ſehr dränge und verlangte, daß man ihr die nöthige Zeit laſſe. Man antwortete ihr mit Mäßigung: daß ſie ſich dieſe Zeit nehmen könne, und daß man, wenn es ſein müſſe, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht darauf harren wolle.

Es war in der That nicht leicht hier das Rechte zu treffen; die Geiſtlichkeit wußte, daß nach erfolgter Antwort die Gemeinen alsbald an's Werk gehen, und einen entſcheidenden Entſchluß nehmen würden. Sie wollte temporiſiren, um ſich inzwiſchen mit dem Hofe zu verſtändigen, und forderte daher Bedenkzeit bis auf den andern Tag; nur ungern geſtand man ſie ihr zu. Des andern Tages entſchloß ſich endlich der König, von den beiden erſten Ständen beſtürmt, zur Vermittlung. In dieſem Augenblicke, einer Volksmacht gegenüber, welche ſich mit ſolcher Unwiderſtehlichkeit erhob, war alle frühere Feindſchaft zwiſchen dem Hofe und den erſten Ständen vergeſſen, und der König forderte, als er endlich erſchien, alle drei Stände zur Wiederaufnahme der Conferenzen in Gegenwart ſeines Siegelbewahrers auf. Der dritte Stand, was man auch von ſeinen Planen ſage, welche man nur nach den Ereigniſſen zu beurtheilen gewohnt iſt, verſtieg ſich damals mit ſeinen Wünſchen nicht über die beſchränkte Monarchie. Mit den Abſichten Ludwigs **XVI.** bekannt, hegte er aufrichtige Ehrfurcht für ihn; da er überdies durch kein Unrecht ſeiner eigenen Sache ſchaden wollte, ſo antwortete er, daß er, obgleich man nach den Erklärungen des Adels ſie für unnütz halten mußte, doch aus Ergebenheit für den König der Wiederaufnahme der Conferenzen ſeine Zuſtimmung ertheile. Er fügte dieſer Antwort eine Adreſſe bei, mit deren Ueberreichung an den König er ſeinen Vorſitzenden beauftragte. Dieſer Präſident war Bailly, ein ſchlichter, tugendhafter Mann und ein eben ſo ausgezeichneter als beſcheidener Gelehrter, welcher aus den ſtillen Arbeiten ſeines friedlichen Studirzimmers plötzlich inmitten der bürgerlichen Unruhen verſetzt worden war. Zum Präſidenten jener großen Verſammlung gewählt, entſetzte er ſich anfangs vor dieſem neuen Amte, hielt ſich für unwürdig daſſelbe anzunehmen, und unterzog ſich demſelben nur aus Pflichtgefühl. Aber plötzlich zur Freiheit emporgehoben, ward er ſich einer ſelbſt nie geahneten Geiſtesgegenwart und Feſtigkeit bewußt, und inmitten ſo vielfach ſich widerſtrebender Intereſſen, hielt er das Anſehn der Verſammlung aufrecht, und ſtand ihr mit aller der Tugend und der Einſicht eigenen Würde vor.

Bailly hatte die größte Mühe, bis zum Könige zu gelangen. Da er darauf beſtand, vorgelaſſen zu werden, ſo breiteten die Höflinge aus, er habe nicht einmal den Schmerz des Mo-

narchen über den Tod des Dauphin geachtet. Endlich wurde er vorgelaſſen, wobei er das ganze erniedrigende Ceremoniel zu umgehn wußte, und ebenſoviel Feſtigkeit als Beſcheidenheit an den Tag legte. Der König empfing ihn mit Güte, doch ohne ſich über ſeine Geſinnungen näher auszuſprechen.

Die Regierung, zu einigen Opfern geneigt, um ſich die nöthigen Fonds zu verſchaffen, wollte, indem ſie die Stände einander gegenüber ſtellte, zwiſchen ihnen als Schiedsrichter auftreten, dem Adel mit Hilfe des dritten Standes ſeine Steuerfreiheit entreißen, und den Anmaßungen des dritten Standes mit Hilfe des Adels Einhalt thun. Der Adel aber, welcher ſich wenig um die Verlegenheiten der Verwaltung kümmerte, und nur an die Opfer dachte, die man ihm zumuthete, hoffte immer noch die Wiederauflöſung der Generalſtaaten herbeizuführen, und ſo deren Zuſammenberufung ganz erfolglos zu machen. Die Gemeinen aber, welche der Hof und die erſten Stände unter dieſem Namen nicht anerkennen mochten, und ſie daher nur immer den dritten Stand nannten, wuchſen ohne Aufhören an Macht, und wollten, entſchloſſen allen Gefahren zu trotzen, ſich keine Gelegenheit, die ſich dazu noch darbieten würde, entſchlüpfen laſſen. — Die vom Könige gewünſchten Conferenzen nahmen wieder ihren Anfang. Die Commiſſarien des Adels erhoben zwar Schwierigkeiten aller Art über den Titel von „Gemeinen", welchen ſich der dritte Stand beigelegt, ſo wie über die Form und Unterzeichnung der Protokolle, endlich aber traten ſie denn doch der Berathung bei, und waren durch die Gründe, die man ihnen entgegenſetzte, faſt zum Stillſchweigen gebracht, als Necker im Namen des Königs ein neues Auskunftsmittel vorſchlug. Jeder Stand ſolle beſonders die Vollmachten prüfen, und den andern davon Mittheilung machen: in dem Fall, daß ſich Schwierigkeiten erhöben, ſollten die Commiſſarien jeder Kammer davon Bericht erſtatten, und wenn die Entſcheidung der verſchiedenen Stände nicht gleichmäßig ausfiele, der König darüber in letzter Inſtanz den Ausſpruch fällen. So dachte der Hof jede Differenz zu ſeinem Vortheile zu beſeitigen, und die Conferenzen wurden alsbald ausgeſetzt, um die Beiſtimmung der Stände hierüber einzuholen. Die Geiſtlichkeit nahm den Vorſchlag ohne Weiteres an, auch der Adel lieh ihm anfangs geneigtes Ohr, aber verleitet von den gewöhnlichen Ruheſtörern, nahm er keine Rückſicht auf den

Ausſpruch der Weiſeſten unter ſich, und motivirte jenen Vergleichsvorſchlag. Von dieſem Tage datiren ſich alle ſeine nachmaligen Unfälle.

Die Gemeinen, von dieſem Beſchluſſe in Kenntniß geſetzt, warteten, um ſich ihrerſeits darüber auszuſprechen, deſſen Mittheilung ab; aber die Geiſtlichkeit, welche ſie mit ihrer gewohnten Argliſt in den Augen des Volkes herabſetzen wollte, forderte ſie durch eine Deputation auf, ſich mit ihnen vereint über das täglich wachſende Elend des Volkes zu berathen und in aller Schnelle gemeinſchaftlich dem Mangel und der Theurung der Lebensmittel abzuhelfen. Die Gemeinen, welche ſich, wären ſie bei einer ſolchen Aufforderung gleichgiltig geblieben, der allgemeinen Ungunſt blosſtellten, ſetzten Liſt der Liſt entgegen, und antworteten, daß ſie, von gleichem Pflichtgefühl beſeelt, die Geiſtlichkeit in dem gemeinſchaftlichen Saale erwarteten, um ſich mit ihr über dieſen wichtigen Gegenſtand zu berathen. Um dieſelbe Stunde erſchienen auch die Abgeordneten des Adels, und theilten den Gemeinen feierlichſt deſſen Entſchluß mit. „Man nehme — ſagten ſie — den Vorſchlag zu einer endlichen Ausgleichung an, müſſe aber bei der beſondern Prüfung der Vollmachten beharren, und wolle nur dann an die geſammten Stände und an die oberſte Gerichtsbarkeit des Königs recurriren, wenn ſich Bedenklichkeiten über die Deputationen einer ganzen Provinz erheben ſollten.“ — Dieſer Entſchluß machte aller Ungewißheit der Gemeinen ein plötzliches Ende. Gezwungen entweder nachzugeben, oder, im Fall der Adel jenen Vorſchlag der Ausgleichung angenommen hätte, ſich allein gegen die beiden erſten Stände und die Autorität des Königs in Oppoſition zu ſetzen, waren ſie jetzt einer Erklärung ganz überhoben, da eben dieſer Vorſchlag nur unter großen Abänderungen Eingang gefunden hatte. Der Augenblick war entſcheidend. Mit der geſonderten Prüfung gab man zwar noch immer nicht das Stimmen nach Ständen zu; aber einmal ſchwach ſich zeigen hieß ſich fortwährend zur Schwäche verurtheilen. Man mußte ſich entweder als Null betrachten und behandeln laſſen, der Regierung Geld verwilligen, und ſich bei der Möglichkeit den Staat zu neuem Leben umzugeſtalten mit der Aufhebung einiger Mißbräuche begnügen, oder einen feſten Entſchluß faſſen, und ſich gewaltſam eines Theils der geſetzgebenden Gewalt bemächtigen.

Es war dieſes der erſte revolutionäre Schritt, aber die Verſammlung zögerte nicht ihn zu thun. Nach Unterzeichnung der Protokolle und Beendigung der Conferenzen erhob ſich Mirabeau. „Von Prüfung eines Vorſchlags zu einer Ausgleichung, ſprach er, welcher von einer Partei bereits verworfen worden, kann bei der andern Partei nicht wohl mehr die Rede ſein. Ein Monat iſt verfloſſen, es iſt hohe Zeit zu einem Entſchluſſe zu kommen; ein Deputirter von Paris hat einen wichtigen Antrag zu ſtellen, man höre ihn.“ Mirabeau, welcher ſo die Berathung kühn eröffnet hatte, bahnte hiermit Sieyes den Weg zur Rednerbühne, einem eben ſo vielumfaſſenden, als ſyſtematiſchen, und in ſeinen Folgerungen ſtrengen Kopfe. Sieyes wirft in wenig Worten einen Rückblick auf das Verfahren der Gemeinen, und entwickelte wohlbedächtig: wie ſie allen Ausgleichungsvorſchlägen mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen wären: wie ihre lange Nachgiebigkeit ohne allen Erfolg geweſen: wie ein längeres Zögern dem Zwecke ihrer Sendung widerſtreite, und ſie demnach noch eine, aber die letzte Einladung an die beiden andern Stände ergehen laſſen möchten, ſich mit ihnen zu gemeinſchaftlicher Prüfung der Vollmachten zu vereinigen.“ Dieſer ſtreng motivirte Vorſchlag *) wird mit Enthuſiasmus aufgenommen; man ſchlägt ſogar vor die andern Stände aufzufordern, binnen einer Stunde ſich zu vereinigen **), doch wird zuletzt der Zeitpunct noch verſchoben, und zwar, weil der folgende Tag, der Donnerſtag, ein Feiertag war, auf den nächſten Freitag. An dieſem Freitage erfolgte die letzte Aufforderung; die beiden Stände antworteten, daß ſie ſich darüber berathen würden, der König, daß er ſeine Abſichten ſpäter zu erkennen geben werde. Der Stimmenaufruf nach den Bezirken beginnt: den erſten Tag begeben ſich drei Geiſtliche herüber und werden mit Beifallsrufen begrüßt; den zweiten kommen ſechs; am dritten und vierten zehn, unter ihnen der Abbé Gregoire.

Während des Stimmenaufrufs und der Prüfung der Vollmachten erhob ſich ein heftiger Streit über den Namen, welchen die Verſammlung annehmen ſolle. Mirabeau ſchlug vor den „Repräſentanten des franzöſiſchen Volks“ zu wählen,

*) Man ſehe die Note 2 am Ende des Bandes.

**) Sitzung vom 10. Juni.

Mounier, den „der in Abweſenheit der Minorität berathenden Majorität," der Deputirte Légrand den: „Nationalverſammlung." Dieſer letztere wurde nach einer langen, bis zur Nacht des 16. Juni dauernden Berathung angenommen. Es war ſchon 1 Uhr Morgens, als man noch ſchwankte, ob man ſich noch in derſelben Sitzung conſtituiren oder bis auf den morgenden Tag damit zögern wolle. Ein Theil der Abgeordneten war der Meinung, man habe keinen Augenblick zu verlieren, einen geſetzlichen Charakter anzunehmen, der dem Hofe imponire. Ein kleinerer Theil, welcher die Arbeiten der Verſammlung noch verſchoben wiſſen wollte, erhob ſich dagegen mit wüthendem Geſchrei. Beide Parteien ſtanden zu beiden Seiten der langen Tafel und bedrohten ſich gegenſeitig; Bailly, im Centrum ſitzend, von den Einen aufgefordert, die Verſammlung aufzuheben, von den Andern über den Vorſchlag der Conſtituirung abſtimmen zu laſſen, blieb, unempfindlich bei dieſem wüthenden Geſchrei, länger als eine Stunde ſtumm und unbeweglich. Der Himmel war ſtürmiſch, der Wind heulte heftig durch den Saal und vermehrte den Lärmen. Endlich zogen ſich die Wüthenden zurück; da wandte ſich Bailly an die durch das Abtreten der Ruheſtörer wieder beruhigte Verſammlung, und bewog ſie, dieſen wichtigen Act auf den folgenden Tag zu verlegen. Man folgte ſeinem Rathe und ging darauf, ſeiner Feſtigkeit und Beſonnenheit Beifall ſpendend, friedlich auseinander.

Am Morgen des 17. Juni wurde der Vorſchlag aufs Neue in Berathung gezogen, und mit einer Majorität von 491 gegen 90 Stimmen conſtituirten ſich die Gemeinen zur Nationalverſammlung. Sieyes, nochmals aufgefordert dieſen Beſchluß zu motiviren, that dis mit gewohnter Schärfe in folgender Weiſe:

„Die Verſammlung hat nach voraufgegangener Prüfung ihrer Vollmachten zur Berathung übergehend, erkannt, daß ſie bereits aus Repräſentanten zuſammengeſetzt iſt, welche von mindeſt ſechs und neunzig Hunderttheilen der Nation direct anher entſendet worden. Eine ſolche Anzahl von Abgeordneten kann nicht um der Abweſenheit der Deputirten einiger Bezirke, oder einiger Klaſſen ihrer Mitbürger willen in Unthätigkeit verharren; denn die Abweſenden, welche aufgerufen worden ſind, können die

Anweſenden nicht an der vollen Ausübung ihrer Rechte hindern, inſonderheit wenn die Ausübung dieſer Rechte eine ſo gebieteriſche als dringende Pflicht iſt.

„Da es ferner nur den geprüften und für zuläſſig erachteten Repräſentanten zukommt, zur Berathung des allgemeinen Wohles zuſammenzutreten und keine dieſer geprüften Vollmachten in dieſer Verſammlung fehlen darf, ſo iſt es unerlaßlich, daß es ihr und zwar nur ihr allein zuſtehe, den allgemeinen Willen der Nation auszuſprechen und zu vertreten.

„Eben ſo kann zwiſchen dem Throne und der Verſammlung kein Veto, keine negative Gewalt exiſtiren.“

„Die Verſammlung erklärt demnach, daß das gemeinſame Werk der Nationalreſtauration ohne Zögern durch die gegenwärtigen Deputirten vorgenommen werden kann und muß, und daß ſie dieſes Ziel ununterbrochen und ungehindert verfolgen ſollen. — Der Name Nationalverſammlung iſt unter den gegebenen Verhältniſſen der allein dieſer Verſammlung gebührende, theils weil ihre Mitglieder die einzigen, geſetzlich und öffentlich anerkannten und geprüften Repräſentanten der Nation ſind, theils weil ſie von der Geſammtheit der Franzoſen abgeordnet worden, theils endlich auch, weil die Repräſentation nur eine und untheilbare iſt und keiner der Deputirten, welchem Stande und Range er auch angehöre, dieſe Functionen außerhalb dieſer Verſammlung und von ihr getrennt ausüben darf.

„Die Verſammlung hegt das Vertrauen, auch die heute noch abweſenden Deputirten bald in ihrem Schooß vereint zu ſehen, und ſie wird nicht aufhören, dieſelben aufzufordern, ihrer Pflicht den Verſammlungen der Generalſtaaten beizuwohnen, zu genügen. Zu welcher Zeit auch die abweſenden Deputirten in den nun beginnenden Sitzungen ſich einfinden mögen, — ſie erklärt im Voraus, daß ſie dieſelben jederzeit bereitwillig aufnehmen und mit ihnen nach Prüfung ihrer Vollmachten die Reihenfolge der großen Arbeiten fortſetzen werde, welche die Wiedergeburt Frankreichs herbeiführen ſollen.“

Sogleich nach dieſem Beſchluſſe beſtätigte die Verſammlung, als Act der ihr beiwohnenden Gewalt und zum Beweiſe,

daß ſie den Gang der Verwaltung nicht aufzuhalten beabſichtige, die Erhebung der, obſchon ohne allgemeine Zuſtimmung der Nation neu eingeführten Steuern, und um ihrer Auflöſung zuvorzukommen, fügte ſie hinzu, daß dieſe Erhebung von dem Tage an ſiſtiren ſoll, wo ſie aufgelöſ't ſein würde; da ſie überdis den Staatsbanquerout als das letzte Mittel der Verwaltung, ſich aus ihren finanziellen Bedrängniſſen zu retten und ſich der Nationalverſammlung zu entledigen, vorausſah, ſo genügte ſie ebenſowohl den Forderungen der Klugheit als der Ehre, indem ſie die Staatsgläubiger unter den Schutz der Nationalehre ſtellte. Endlich erklärte ſie noch, ſich ungeſäumt mit den Urſachen der Theurung und des öffentlichen Elends beſchäftigen zu wollen.

Dieſe Maßregeln, welche eben ſo viel Muth als ſichern Tact bekundeten, brachten einen tiefen Eindruck hervor. Der Hof und die erſten Stände erſchraken ob dieſer Kühnheit und Energie. Unterdeſſen wurde von der Geiſtlichkeit in einer höchſt ſtürmiſchen Sitzung berathen, ob man ſich den Gemeinen anſchließen ſolle. Das Volk wartete vor der Thüre das Ergebniß ihrer Berathungen ab; die niedere Geiſtlichkeit ſiegte endlich, und bald vernahm man, daß die Vereinigung mit einer Majorität von 149 Stimmen gegen 115 beſchloſſen worden ſei. Die, welche für die Vereinigung geſtimmt hatten, wurden mit lautem Freudengeſchrei empfangen, die Andern geſchmäht und vom Volke verfolgt.

Dieſer Augenblick mußte die Ausſöhnung des Hofes und der hohen Ariſtokratie herbeiführen. Die Gefahr war für alle beide gleich dringend. Der letzte Beſchluß ſchadete eben ſo ſehr dem Könige als den höhern Klaſſen ſelbſt, welche letztere die Gemeinen entbehren zu können erklärten. Alsbald warf man ſich dem Könige zu Füßen; der Herzog von Luxemburg, der Cardinal von Larochefoucauld, der Erzbiſchof von Paris baten ihn flehentlich, der Kühnheit des dritten Standes Einhalt zu thun und ihnen ihre bedrohten Rechte zu wahren. Das Parlament ſchlug ihm vor, ſich der Generalſtaaten ganz zu entſchlagen, und verſprach zu allen Steuern ſeine Zuſtimmung zu geben. Zuletzt wurde der König noch von den Prinzen und der Königin umringt; mehr bedurfte es bei ſeiner Schwäche nicht;

zum Ueberfluſſe drängte man ihn noch, nach Marly zu gehen, um ihm in der Ferne eine durchgreifende Maßregel abzugewinnen.

Der Miniſter Necker, an die Sache des Volkes gefeſſelt, begnügte ſich mit unnützen Vorſtellungen, welchen der König beipflichtete, wenn er freien Geiſtes war, deren Wirkung aber der Hof immer wieder ſchnell zu vernichten wußte. Sobald Neckern die Dazwiſchenkunft der königlichen Autorität nöthig ſchien, entwarf er den für ſeine Zaghaftigkeit immer noch kühnen Plan: daß der Monarch in einer königlichen Sitzung die Vereinigung aller drei Stände, jedoch nur für alle Maßregeln von allgemeinem Intereſſe verordne, daß er ſich die Sanction aller von den Generalſtaaten gefaßten Beſchlüſſe vorbehalte, daß er im Voraus jeden Eingriff gegen die monarchiſche Verfaſſung, gleich dem einer einigen und untheilbaren Verſammlung verwerfe, und daß er endlich die Aufhebung der Privilegien und die gleiche Zulaſſung aller Franzoſen zu allen Civil- und Militärämtern feierlich verſpreche u. ſ. w. Aber Necker, welcher nicht die Kraft gehabt hatte, mit einem ſolchen Plane der Zeit voraus zu eilen, beſaß ſie noch weniger, demſelben die Ausführung zu ſichern.

Der Staatsrath war dem Könige nach Marly gefolgt. Dort wurde der Vorſchlag Neckers, den man zuerſt gebilligt hatte, nochmals in Berathung gezogen: da wird dem Könige ein Billet überbracht; plötzlich iſt der Staatsrath aufgehoben, und trotz der Dringlichkeit der Sache auf den folgenden Tag verlegt. Am andern Tage waren dem Staatsrathe mehrere neue Mitglieder, darunter die Brüder des Königs beigeſellt. Neckers Plan wird modificirt; der Miniſter widerſteht, giebt endlich nach, ſieht ſich überſtimmt und kehrt nach Verſailles zurück. Ein Page überbringt ihm dreimal Schreiben mit neuen Modificationen; ſein Plan iſt gänzlich entſtellt und die königliche Sitzung wird auf den 22. Juni feſtgeſetzt.

Aber ſchon am 20. ſchloß man den Saal der Generalſtaaten unter dem Vorwande von Vorkehrungen, welche die Gegenwart des Königs nothwendig machte. Dieſe Vorkehrungen hätten höchſtens einen halben Tag erfordert, aber der Clerus hatte den Tag vorher ſeine Vereinigung mit den Gemeinen be-

cretirt, und eben dieſe Vereinigung glaubte man dadurch hindern zu können. Ein Befehl des Königs ſetzte ſogleich die Sitzungen bis zum 22. aus. Bailly, welcher der Verſammlung, die ſich Freitags den 19. bis auf den folgenden Sonnabend vertagt hatte, Gehorſam ſchuldig zu ſein glaubte, erſchien trotz des königlichen Befehls am Eingange des Saales, welchen Franzöſiſche Garden mit der Ordre beſetzt hielten, Niemanden einzulaſſen; der dienſtthuende Officier empfing Bailly auf das Ehrerbietigſte und geſtattete ihm den Eintritt in einen Hof, um eine Proteſtation gegen dis Verfahren aufzuſetzen. Einige junge und feurige Deputirte wollten den Eintritt erzwingen; Bailly eilt herzu, beſänftigt ſie und führt ſie mit ſich fort, um nicht den wackern Officier, welcher mit ſo viel Mäßigung ſeine Ordre vollzog, bloszuſtellen. Man rottet ſich lärmend zuſammen, man beſteht darauf zuſammenzukommen; einige ſprechen ſogar davon, unmittelbar unter den Fenſtern des Königs ſelbſt Sitzung halten zu wollen, andre ſchlagen den Saal des Ballhauſes vor, und auf der Stelle begiebt man ſich dahin, da ihn der Beſitzer mit Freuden dazu hergibt.

Dieſer Saal war von großem Umfange, aber ſeine Wände ſtanden grau und nackt, und ſelbſt an Seſſeln fehlte es darin. Man bietet dem Präſidenten einen Lehnſtuhl an, dieſer aber weiſt ihn zurück, und will mit der ganzen Verſammlung ſtehen; eine Bank dient zum Bureautiſche, zwei Deputirte halten Wache an der Thüre, werden aber alsbald von dem Prévot des Hotels, der ſeine Dienſte anbietet, abgelöſ't. Das Volk läuft in Maſſe herbei und die Berathung beginnt. Man erhebt ſich von allen Seiten gegen dieſe Suspenſion der Sitzungen, und ſchlägt verſchiedene Mittel vor, um ihr in Zukunft vorzubeugen. Die Aufregung nimmt zu und die erhitzteſten Köpfe fangen an, ſich den ausſchweifendſten Vorſtellungen zu überlaſſen. Man ſchlägt vor, ſich nach Paris zu begeben: dieſer Vorſchlag wird mit Feuer ergriffen und lebhaft verhandelt; ſchon ſpricht man davon, ſich in corpore und zu Fuße dahin zu begeben. Bailly, vor den Gewaltthätigkeiten zurückſchreckend, welchen die Verſammlung dabei unterwegs ausgeſetzt ſein

könnte, und eine Spaltung fürchtend, widerſetzt ſich dieſem Beſchluſſe. Da ſchlägt Mounier den Deputirten vor, ſich durch einen Eid zu verbinden, vor Gewährung einer Conſtitution ſich nicht von einander zu trennen. Dieſer Vorſchlag wird mit ſtürmendem Beifall aufgenommen, und man ſchreitet ſogleich zu Entwerfung der Eidesformel. Bailly bittet um die Ehre, ihn zuerſt ſchwören zu dürfen, und verlieſ't die Formel in folgender Faſſung: „Wir ſchwören feierlichſt, uns nimmer zu trennen, und allenthalben zuſammenzukommen, wo es die Umſtände erheiſchen, bis die Conſtitution des Königreichs gegeben und auf feſte Grundlagen geſtellt ſein wird.“ Dieſe Formel, mit lauter und deutlicher Stimme geſprochen, drang bis außerhalb des Saals hindurch. Alsbald ſchallte der Schwur in einem und demſelben Augenblicke aus Aller Munde, alle Arme waren gegen Bailly gerichtet, welcher dis feierliche Gelübde, die Ausübung der Nationalrechte durch die Geſetze zu ſichern, ſtehend und unbeweglich entgegen nahm. Zu gleicher Zeit, brach das Volk in den Ruf aus: „Es lebe die Verſammlung! es lebe der König!“ gleichſam zum Beweiſe, daß es ohne Zorn und Haß, aber voll Pflichtgefühl, zurückfordere, was die Nation zu fordern berechtigt ſei. Die Deputirten ſchicken ſich darauf an, die eben abgelegte Erklärung zu unterzeichnen. Nur ein einziger, Martin d'Auch, unterzeichnet ſeinen Namen mit dem Beiſatze des Nichtbeitritts; augenblicklich erhebt ſich ein großer Tumult um ihn her. Bailly ſteigt, um gehört zu werden, auf einen Tiſch, wendet ſich mit Mäßigung an den Deputirten und ſtellt ihm vor, daß er zwar das Recht habe, ſeine Unterſchrift zu verweigern, nicht aber das, auf dem Papiere erſt eine Oppoſition zu beginnen. Der Deputirte beharrt bei ſeinem Sinne, und die Verſammlung aus Achtung für ſeine individuelle Freiheit, läßt das Wort ſtehen und nimmt das Protocoll auf.

Dieſer neue Act von Energie ſchreckte endlich den Adel auf, welcher den andern Tag ſeine Klagen zu den Füßen des Königs niederlegte, ſich ſo gut es gehn wollte, über die Reſtrictionen zu rechtfertigen verſuchte die er dem Verſöhnungsent-

wurfe beigefügt, und ihn um ſeinen Beiſtand anging. Die Minorität des Adels proteſtirte gegen dieſe Schritte, indem ſie mit Recht einwandte, daß es jetzt nicht mehr an der Zeit ſei, die königliche Intervention nachzuſuchen, nachdem man ſie früher ſo unbedacht zurückgewieſen. Dieſe viel zu wenig berückſichtigte Minorität, zählte 47 Mitglieder, meiſt Militair- und aufgeklärte Magiſtrats-Perſonen, als den Herzog von Liancourt, den edlen Freund ſeines Königs und der Freiheit, den Herzog von Larochefoucauld, ausgezeichnet durch erprobte Tugend und große Einſicht, Lally-Tolendal, ſchon berühmt durch das Unglück ſeines Vaters und ſeine begeiſterte Ehrenrettung deſſelben, Clermont-Tonnerre, ein Mann, von großen Rednergaben, die Gebrüder Lameth, zwei junge Oberſten, durch Geiſt und Muth gleich ausgezeichnet, Dûport, bereits in dem Rufe großer Fähigkeiten und eines feſten Charakters; endlich der Marquis von Lafayette, der Vertheidiger der amerikaniſchen Freiheit, welcher franzöſiſche Lebhaftigkeit mit der Standhaftigkeit und Einfachheit eines Washington vereinigte.

Niedere Intrigue hemmte auch noch das wenige Entgegenkommen des Hofes. Die Sitzung, anfangs auf den 22. Montags feſtgeſetzt, wurde auf den 23. verſchoben. Ein Handſchreiben benachrichtigte Bailly ſehr ſpät und erſt nach dem Auseinandergehen des großen Rathes, von dieſem neuen Aufſchube, und gab hinreichendes Zeugniß, von der gewaltigen Bewegung in welcher man ſich befand. Necker ſeinerſeits war entſchloſſen, ſich in der Sitzung nicht mit einzufinden, um nicht durch ſeine Gegenwart als Beförderer jener Plane aufzutreten, die er höchlich mißbilligte.

Die kleinlichſten Mittel, die gewöhnliche Zuflucht einer ſchwachen Regierung, wurden angewendet, um die Sitzung auf Montag den 22. zu hintertreiben, und die Prinzen mietheten für dieſen Tag den Saal des Ballhauſes zum Ballſpiele. Die Verſammlung begab ſich deshalb in die Kirche des heiligen Ludwig zum Empfange der Majorität des Clerus, an deſſen Spitze ſich der Erzbiſchof von Vienne befand. Dieſe Vereinigung, mit großer Würde vollzogen, erregte die lebhafteſte Freude; die Geiſtlichkeit hieß

es, habe ſich in die allgemeine Prüfung der Vollmachten gefügt.

Der 23., als der für die königliche Sitzung beſtimmte Tag erſchien. Die Deputirten der Gemeinen mußten durch eine abgelegene und von der der Geiſtlichkeit und des Adels verſchiedene Pforte eintreten. Wagte man auch keine Gewaltthätigkeiten gegen ſie, ſo erſparte man ihnen doch keine nur mögliche Demüthigung. Mitten im Regen ließ man ſie lange Zeit draußen warten; der Präſident, genöthigt an die Thüre zu klopfen, mußte dis, da ſie ſich noch immer nicht öffnete, mehrmals wiederholen, aber die Antwort lautete: man habe noch nicht Zeit. Schon wollten ſich die Deputirten zurückziehen, Bailly pochte noch einmal; endlich öffnete ſich die Pforte, die Deputirten traten ein und fanden die beiden erſten Stände ſchon auf ihren Plätzen, deren ſie ſich ſo im Voraus zu verſichern gewußt hatten. Dieſe Sitzung war weit verſchieden von der am 5. Mai, die würdevoll und erhebend, zugleich einen hinreißenden Eindruck in Aller Herzen zurückgelaſſen hatte. Eine zahlreiche Miliz und ein dumpfes Schweigen unterſchied ſie merklich von jener erſten Feierlichkeit. Die Deputirten der Gemeinen hatten beſchloſſen, die tiefſte Stille zu beobachten. Der König nahm das Wort, und verrieth eben dadurch ſeine Schwäche, daß er ſich ſeinem Character entgegen, viel zu energiſch ausdrückte; man hatte ihm nur Verweiſe und Befehle in den Mund gelegt. So forderte er auf das Beſtimmteſte die Trennung nach Ständen, vernichtete die bisherigen Beſchlüſſe des dritten Standes und verſprach dagegen die Aufhebung der Steuerfreiheit nach erfolgter Zuſtimmung der Berechtigten zu ſanctioniren. Er beſtätigte ferner alle Feudalrechte, als eben ſo heilſame und würdige als unverletzliche Beſitzthümer; er empfahl nicht einmal Einigkeit bei Verhandlungen von allgemeinem Intereſſe, ſondern ließ dieſelbe blos von der Mäßigung der höhern Stände hoffen. So forderte er von den Gemeinen gebieteriſch Gehorſam, während er ſich bei der Ariſtokratie denſelben vorauszuſetzen begnügte. Er beſtätigte ſodann den Adel und die Geiſtlichkeit als Richter in ihren eignen Angelegenheiten und ſchloß endlich mit der Erklärung, daß er, im Fall ihm neue Hinderniſſe entgegen-

träten, für ſich allein die Wohlfahrt ſeines Volkes begründen und ſich als deſſen einzigen Repräſentanten betrachten würde. Dieſer Ton und dieſe Sprache erregten die Gemüther auf das Heftigſte nicht ſowohl gegen den König, welcher ſchwach genug, fremden Leidenſchaften nur als Organ diente, ſondern gegen die geſammte Ariſtokratie, die ihn zu ihrem Werkzeug herabwürdigte.

Sogleich nach dieſer Rede befahl er der Verſammlung ſich auf der Stelle zu trennen. Der Adel, nebſt einem Theile der Geiſtlichkeit gehorcht; eine größere Zahl der geiſtlichen Deputirten bleiben, und die Deputirten der Gemeinen beobachten unbeweglich das tiefſte Stillſchweigen. Mirabeau, welcher überall den Anfang machte, erhob ſich. „Meine Herrn,“ ſprach er, „ich geſtehe, daß, was wir ſo eben vernommen, wohl zum Heile des Vaterlands führen könnte, wenn die Geſchenke des Despotismus nicht immer verderblich wären.... Sieh da, Waffengeräuſch und Entweihung des Nationaltempels, um ihnen zu befehlen glücklich zu werden!.... Wo ſind denn die Feinde der Nation? Iſt Catilina vor unſern Thoren?.... Ich trage darauf an, daß Sie bedeckt mit dem Schilde Ihrer Würde und Ihrer geſetzgebenden Gewalt, ſich feſt an die Heiligkeit des geſchwornen Eides halten, der Ihnen vor vollendeter Conſtitution die Trennung nicht geſtattet!“

Der Marquis von Brézé, Ober-Ceremonienmeiſter, trat hierauf ein, und ſprach, ſich zu Bailly wendend: „Sie haben die Befehle des Königs vernommen!“ — „Ich bin ſo eben im Begriff — erwiederte Bailly, — die Befehle der Verſammlung zu vernehmen.“ Mirabeau tritt hinzu: „Ja, mein Herr, ruft er, wir haben die Erklärung vernommen, welche man vom Könige erſchlichen hat, aber Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, noch das Recht zu reden. Um indeſſen jede Verzögerung zu meiden, ſagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier ſind durch die Macht des Volkes, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonette von hier vertreiben kann.“ Der Marquis Brézé zieht ſich zurück; Sieyes ſpricht: „Wir ſind heute, was wir geſtern waren, gehen wir zur Berathung über!“ Die Verſammlung geht hierauf zur allgemeinen Berathung über die Aufrechterhaltung ihrer frühern Beſchlüſſe über. „Der erſte dieſer Beſchlüſſe, ſprach Barnave, beſtimmt was Sie ſind; der zweite ſetzt die

öffentlichen Auflagen feſt, über die Sie allein zu beſtimmen haben; der dritte iſt der Eid, Ihrer Pflicht nachzukommen. Keine dieſer Maßregeln bedarf der königlichen Sanction. Der König kann das nicht verhindern, wofür es ſeiner Zuſtimmung nicht bedarf." In dieſem Augenblicke nahen Arbeiter, um die Bänke wegzuräumen, bewaffnete Schaaren dringen in den Saal, andere umzingeln ihn von außen; Gardes du Corps nähern ſich der Thüre. Die Verſammlung bleibt unerſchütterlich auf ihren Sitzen und ſammelt die Stimmen, und ſie fallen einmüthig für die Aufrechterhaltung aller erlaſſenen Beſchlüſſe aus. Doch auch dis iſt noch nicht hinreichend; im Schooße der Königsſtadt, von des Königs Dienern umgeben, und des Beiſtandes der von jetzt an ſo furchtbaren Volksmenge beraubt, konnte die Verſammlung leicht mit Gewalt bedroht werden. Mirabeau betritt wieder die Tribune und ſchlägt vor, die Unverletzlichkeit jedes Abgeordneten zu decretiren. Auf der Stelle erklärt die Verſammlung, der Gewalt nur die Majeſtät ihres Willens entgegenſetzend, ein Jedes ihrer Mitglieder für unverletzlich, und Jeden, welcher ſich an ihren Perſonen zu vergreifen wage, für vogelfrei und des Hochverraths ſchuldig.

Unterdeſſen brachte der Adel, welcher durch jenen **lit de justice** den Staat gerettet glaubte, den Prinzen, welche dazu angeregt, und ſpäter auch der Königin ſeine Glückwünſche dar. Dieſe, ihren Sohn auf den Armen haltend, zeigte ihn den ſich geſchäftig herzudrängenden Dienern, empfing ihren Treuſchwur, und gab ſich zu ihrem Unglücke dem blindeſten Vertrauen hin. In demſelben Augenblick hört man ein Geſchrei: jeder eilt herzu und man vernimmt, wie das Volk ſich in Maſſen verſammelt, und Neckern darum hoch leben läßt, daß er jener königlichen Sitzung nicht beigewohnt. So folgte der Freude der Schrecken auf dem Fuße, der König und die Königin ließen jetzt eilend Necker kommen, und in all ihrer Hoheit zu Bitten ſich herab, daß er ſein Portefeuille noch beibehalte. Der Miniſter gab nach, und trug damit auf den Hof einen Theil jener Popularität über, welche er ſich ſelbſt durch ſein Nichterſcheinen in jener unheilbringenden Sitzung bewahrt hatte. — Auf ſolche Weiſe war der erſte Act der Revolution zu Ende geſpielt. Der dritte Stand hatte die geſetzgebende Gewalt wieder erlangt, und ſeine Gegner ſie

verloren, eben weil ſie dieſelbe für ſich allein zu behaupten gedachten. In Zeit von wenigen Tagen war dieſe legislative Umwälzung zu Stande gekommen, aber auch da noch ließ man die kleinlichſten Mittel nicht unverſucht, und ſuchte z. B. die innern Verbindungen in den Verſammlungsſälen zu hemmen. Doch umſonſt! Am 24. begab ſich die Majorität des Clerus in die Verſammlung, und verlangte die gemeinſchaftliche Prüfung der Vollmachten, um ſodann ohne Weiteres die von dem Könige in der Sitzung vom 23. Juni gemachten Propoſitionen in Berathung zu ziehn. Die Minorität des Clerus fuhr dagegen fort, ſich in ihrer eigenen Kammer zu berathen. Der Erzbiſchof von Paris, Juigné, ein tugendhafter Prälat und Wohlthäter des Volkes, aber ein ſtarrer Vertheidiger der Privilegien, wurde durch Gewalt vermocht, ſich für die Vereinigung zu erklären, und in der That begab er ſich auch kurz darauf, begleitet von dem Erzbiſchofe von Bordeaux, einem beim Volke beliebten Prälaten, welcher ſpäter Miniſter wurde, in die Nationalverſammlung.

Die größte Unruhe zeigte ſich in den Reihen des Adels. Seine gewöhnlichen Stimmführer entflammten ſeine Leidenſchaften; d'Espremenil ſchlug vor, den dritten Stand in Anklageſtand zu verſetzen, und durch den General-Procurator gerichtlich verfolgen zu laſſen; die Minorität war für die Vereinigung. Dieſe Motion wurde unter großem Lärmen verworfen! Der Herzog von Orleans unterſtützte die Minorität, obgleich er den Tag vorher den Polignac's das gerade Gegentheil verſprochen hatte. Sieben und vierzig Mitglieder beſchloſſen trotz der Entſcheidung der Majorität ſich mit der General-Verſammlung zu vereinigen, zogen in corpore dahin, und wurden mit allgemeiner Freude aufgenommen. Allein trotz dieſer, durch ihre Gegenwart hervorgerufenen Heiterkeit, bedeckte Trauer ihr Antlitz. „Wir folgen der Stimme unſeres Gewiſſens, ſagte Clermont-Tonnerre, aber nur mit Schmerz trennen wir uns von unſern Brüdern. Wir kommen des Entſchluſſes voll das Unſere zur Widergeburt des Vaterlandes beizutragen, und jeder von uns wird, ſo weit es ſeine Vollmacht geſtattet, dafür nach Kräften wirken."

Mit jedem Tage ſchloſſen neue Glieder ſich an, und die Verſammlung wuchs zuſehends an Zahl. Von allen Seiten liefen

Adreſſen ein mit dem Ausdruck der Wünſche und des Beifalls der Städte und Provinzen. Mounier wußte die Deputirten der Dauphiné zu gewinnen. Paris brachte die ſeinige von ſelbſt, und ſogar das Palais Royal ſandte eine eigene Deputation, welche die Verſammlung, noch umringt von Gefahren, und um ſich die Menge nicht zu entfremden, nicht zurückweiſen durfte. Wie hätten ſie auch damals ſchon die Ausſchweifungen des Pöbels vorausſehen ſollen? Man bedurfte übrigens der Energie der Maſſe und ihres Beiſtandes, wiewohl deren Wirkſamkeit von Vielen in Zweifel gezogen wurde, und der Muth des Volkes nur noch als ein glücklicher Traum erſchien. So hatte das Beifallsrufen auf den Tribunen, wie unangenehm es auch der Verſammlung ſein mußte, doch oftmals ihren Widerſtand gekräftigt, und Niemand wagte demſelben Schranken zu ſetzen. Zwar wollte Bailly mehrmals dagegen das Wort nehmen, aber man erſtickte ſeine Stimme und ſeine Motion durch das wildeſte Beifallsgeſchrei.

Die Majorität des Adels ſetzte ihre Sitzungen mitten unter dem Toben und den heftigſten Ausbrüchen der Erbitterung fort. Der Schrecken ergriff ſelbſt ſeine Stimmführer, und eben die, welche noch vor Kurzem zum Widerſtande gerathen hatten, gaben jetzt ſelbſt das Signal der Vereinigung. Aber die allzuſehr erregten Leidenſchaften, einmal aus ihren Bahnen getreten, waren nur mit Mühe wieder zu zähmen. Der König ſelbſt mußte in einem Handſchreiben dazu annahmen, und der Hof und die Großen ſich zu Bitten herablaſſen: „die Vereinigung würde nur vorübergehend ſein, — ſagte man zu den Hartnäckigſten — Truppen nahen ſich, gebt nach, um den König zu retten.“ So wurde unter dem heftigſten Tumult die Zuſtimmung erpreßt, und die Majorität des Adels, begleitet von der Minorität des Clerus, begab ſich den 27. Juni in die National-Verſammlung. Der Herzog von Luxembourg erklärte daſelbſt im Namen Aller, daß ſie kämen, um dem Könige ein Zeichen ihrer Ehrfurcht, und der Nation einen Beweis ihrer Vaterlandsliebe zu geben. „Jetzt iſt die Familie vollſtändig“ entgegnete Bailly; und in der Vorausſetzung, daß die Vereinigung eine vollſtändige ſei, und es ſich nicht blos um die Prüfung der Vollmachten, ſondern um eine allgemeine Berathung handele, fügte er hinzu: „Fortan werden wir uns ohne Zaudern und fernere Zerſtreuung nur mit der

Widergeburt des Königreichs und des öffentlichen Wohls beſchäftigen können.“ — Mehr als ein kleinlicher Kunſtgriff wurde fortwährend angewandt, um den Schein zu retten, als ſei die ſo erzwungene Vereinigung noch immer nicht wirklich vor ſich gegangen. Die Neuhinzugetretenen erſchienen ſtets nur erſt nach Eröffnung der Sitzungen und zwar in corpore, gleichſam als bildeten ſie noch einen eignen Stand; ſie ſtellten ſich hinter dem Stuhle des Präſidenten auf, gleich als nähmen ſie gar keine Sitze ein. Aber mit vielem Tacte wußte Bailly beharrlich allen Widerſtand zu beſiegen und bewog ſie endlich zum Niederſitzen. Auf gleiche Weiſe wollte man ihm auch das Präſidium nicht ſowohl mit offener Gewalt, als durch geheime Umtriebe und ränkevolle Hinterliſt ſtreitig machen. Bailly aber behauptete ſein Amt, nicht aus Ehrgeiz, ſondern aus Pflichtgefühl, und man ſah einen ſchlichten Bürger, ſtatt hohen Ranges nur durch Tugenden und Talente ausgezeichnet, allen Großen des Reichs und der Kirche präſidiren.

So war denn die legislative Revolution ganz augenſcheinlich vollendet. Obgleich der erſte Streitpunkt lediglich die Modalität der Vollmachtsprüfungen, keineswegs aber die der Abſtimmung zum Gegenſtande hatte, obgleich die Einen ihrer Erklärung nach, nur Behufs der allgemeinen Prüfung der Vollmachten, die Andern aber, nur aus Gehorſam gegen die königliche Willensäußerung vom 23. Juni in deren Vereinigung gewilligt hatten, war doch das Stimmen nach Köpfen bereits unvermeidlich, und daher jede Reclamation dagegen eben ſo unnütz als unpolitiſch geworden. Demohngeachtet proteſtirte der Cardinal von Larochefoucauld im Namen der Minorität, und erklärte, nur Behufs der Berathung über allgemeine Gegenſtände und unter ſtetem Vorbehalte des Rechtes, einen beſondern Stand zu bilden, der Vereinigung beigetreten zu ſein. Der Erzbiſchof von Vienne erwiderte mit Lebhaftigkeit, daß die Minorität nichts in Abweſenheit der Majorität des Clerus habe entſcheiden können, noch überhaupt das Recht habe, im Namen des ganzen Standes zu ſprechen. Auch Mirabeau erhob ſich mit Nachdruck gegen dieſe Anmaßung, und fand es höchſt befremdend, in einer und derſelben Verſammlung gegen eben

dieſe Verſammlung ſelbſt aufzutreten; man ſolle entweder ihre Souverainität anerkennen oder aus derſelben heraustreten.

Hierauf zog man die Frage über die Natur der erhaltenen Vollmachten in Betracht. Die Mehrzahl derſelben drückte den Wunſch der Wähler in Bezug auf vorzunehmende Reformen aus, und machte die Abgeordneten für deren Durchführung verantwortlich. Ehe man aber zur That überging, mußte die Grenze, bis zu welcher man dis könne, zuvor feſtgeſtellt werden; dieſe Frage mußte daher die erſte ſein; ſie wurde mehreremale fallen gelaſſen und immer wieder aufgenommen. Die Einen wollten, man ſolle deshalb an die Committenten ſelbſt zurückgehen; die Andern meinten, daß man von den Committenten nichts als den Auftrag empfangen könne, ſeine Stimme über die von den geſammten Abgeordneten der ganzen Nation beleuchteten und berathenen Gegenſtände abzugeben, daß aber kein Abgeordneter eine bereits im Voraus fertige Meinung mit in die Verſammlung bringen könne. Hielte man ſich in der That davon überzeugt, daß man nur in einer Generalverſammlung ein gutes Geſetz ſchaffen könne, ſei es, weil dort die Intelligenz zuſammengedrängt auftritt, ſei es, weil die beſte Meinung nur aus den wechſelſeitig vernommenen Anſichten aller Klaſſen der Nation ſich herausſtelle, ſo folge daraus unwiderleglich, daß die Deputirten gänzlich frei und ohne verbindliches Mandat ſein müßten. Mirabeau, der die Gründe der Vernunft durch Ironie trefflich zu verſtärken wußte, rief, daß die, welche ihre Meinung durch ihre Vollmachten geregelt erachteten, Unrecht gehabt hätten, ſelbſt zu erſcheinen; ſie hätten nur eben dieſe Vollmachten auf den Bänken liegen laſſen dürfen, und dieſe würden alsdann in den Sitzungen daſſelbe geleiſtet haben, wie ſie ſelber. Sieyes, welcher mit gewohntem Scharfſinn vorausſah, daß trotz der ganz richtigen Entſcheidung der Verſammlung eine große Anzahl der Mitglieder ſich auf ihre Eide berufen, und, ſo ihr Gewiſſen als Vorwand brauchend, unangreifbar ſein würden, ſchlug die Tagesordnung aus dem Grunde vor, weil ein Jeder über die Giltigkeit des von ihm geleiſteten Eides ſein eigner Richter ſei. „Diejenigen, ſagte er, welche ſich durch ihre Vollmachten gebunden glauben, werden ſo gut wie die,

welche die Prüfung derſelben in der Generalverſammlung verweigert haben, als abweſend betrachtet werden.“ Dieſe Meinung ging denn auch durch; hätte die Verſammlung unklugerweiſe dem Gewiſſen der Opponenten Gewalt anzuthun verſucht, ſo würde ſie ihnen damit zugleich unwiderlegbare Ausflüchte an die Hand gegeben haben, während ſie, ihnen ſcheinbar freie Hand laſſend, ſich ihrer verſicherte; denn von jetzt an war ihr Sieg entſchieden.

Der Hauptgegenſtand ihrer Zuſammenberufung war eine gänzliche Reform des Staates, das heißt, eine Feſtſtellung einer Conſtitution, deren Frankreich trotz Allem, was man dagegen anführt, bis jetzt noch immer entbehrt hatte. Wenn man freilich jede Art des Verhältniſſes zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten eine Conſtitution nennen will, ſo beſaß Frankreich ohne Zweifel eine ſolche; denn ein König hatte befohlen und die Unterthanen gehorcht, die Miniſter hatten nach Gefallen eingekerkert, die Generalpächter den letzten Heller des Volks in ihre Taſche geſteckt, die Parlamente Unglückliche zum Rade verurtheilt. Selbſt die roheſten Völker erfreuen ſich ſolcher Conſtitutionen. Man hatte wohl in Frankreich Generalſtaaten gehabt, aber ohne beſtimmte Rechte, ohne regelmäßige, geſetzliche Einberufungszeit, und jederzeit ohne Erfolg. Die königliche Gewalt war abwechſelnd bald zur Ohnmacht herabgewürdigt, bald unbeſchränkt geweſen. Frankreich hatte Tribunale und ſouveraine Gerichtshöfe gehabt, welche oft mit der richterlichen Gewalt auch die geſetzgebende vereinigten, aber es gab kein Geſetz, welches die Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten, die Freiheit der Preſſe und die perſönliche Freiheit, kurz alle jene Garantien gewährt hätte, welche im Geſellſchaftsvertrage die Fiction der natürlichen Freiheit erſetzen. *)

Das Bedürfniß einer Conſtitution wurde allgemein empfunden und anerkannt; alle Vollmachten hatten dis energiſch genug ausgedrückt und ſich ſelbſt formell über die Fundamentalartikel dieſer Conſtitution ausgeſprochen. Sie hatten einſtimmig die monarchiſche Regierungsform, die Erblichkeit im Mannesſtamm,

*) Man vergleiche Note 3. am Ende dieſes Bandes.

die ausübende Gewalt ausſchließlich in den Händen des Königs, die Verantwortlichkeit aller Beamten, das Zuſammenwirken der Stände und des Königs in der Geſetzgebung, die freie Steuerbewilligung und die perſönliche Freiheit gefordert. Mehr getrennt waren die Meinungen über die Errichtung einer oder zweier geſetzgebender Kammern, über die Permanenz, periodiſche Dauer und Auflöſung des geſetzgebenden Körpers, über die politiſche Exiſtenz des Clerus und der Parlamente und endlich über die Ausdehnung der Preßfreiheit. So mannigfaltige, in den Vollmachten theils entſchiedene, theils vorgelegte Fragen bekunden zur Gnüge, wie damals ſchon in allen Theilen des Königreichs der öffentliche Geiſt erwacht war, und wie allgemein und unumwunden ſich die Wünſche Frankreichs für die Freiheit ausſprachen. *) Aber, trotz alles Widerſtandes, unter den entfeſſelten Schwingungen der Geiſter, auf den Trümmern einer veralteten Geſetzgebung eine neue, gute Verfaſſung gründen, war ein großes, ein ſchwieriges Werk. Außer der Mißſtimmung, welche die Verſchiedenheit der Intereſſen nothwendig mit ſich brachte, mußte noch die natürliche Divergenz der Meinungen Beſorgniß einflößen. Einem großen Volke eine vollſtändige Legislatur zu geben, mußte natürlich die Geiſter ſo heftig aufregen, und ſie mit ſo weitſchichtigen Planen, mit ſo chimäriſchen Hoffnungen erfüllen, daß man ohne Zweifel auf unangemeſſene, überſpannte, ja oft feindliche Maßregeln gefaßt ſein mußte. Um in den Arbeiten eine Folgenreihe beobachten zu können, übertrug man es einem Comité, deren Umfang vorläufig zu bemeſſen und ſie verhältnißmäßig zu vertheilen. Dieſer Comité beſtand aus den gemäßigteren Mitgliedern der Verſammlung. Mounier, ein einſichtvoller, aber harter Kopf war der thätigſte und einflußreichſte derſelben; er allein faſt bereitete gegen den Geſchäftsgang vor.

Aber die Schwierigkeit, eine Conſtitution zu entwerfen, war nicht die einzige, welche die Verſammlung zu überwinden hatte. Zwiſchen eine übelgeſinnte Regierung und einen verhungerten Pöbel geſtellt, welcher ſchnelle Sättigung verlangte, konnte ſie

*) Siehe Note 4. am Ende des Bandes.

nur mit großer Mühe jedwede Einmiſchung in die Verwaltung umgehen. Der Behörde mißtrauend und gedrängt dem Volke beizuſtehn, mußte ſie, ſelbſt wenn ſie frei von Ehrgeiz war, nothgedrungen allmählig in die ausübende Gewalt mit eingreifen. Schon hatte die Geiſtlichkeit ihr dis Beiſpiel gegeben, indem ſie dem dritten Stande den bedenklichen Vorſchlag that, ſich unmittelbar über Herbeiſchaffung der Lebensbedürfniſſe zu berathen. Die Verſammlung hatte ſich kaum conſtituirt, als ſie daher auch ſchon einen Comité der Lebensmittel ernannte, vom Miniſterium die desfalls erforderlichen Nachweiſungen forderte und den Vorſchlag machte, die freie Zufuhr der Lebensmittel von Provinz zu Provinz zu begünſtigen, ſie auf Staatskoſten in die Orte, wo Mangel herrſche, ſchaffen zu laſſen, Almoſen auszutheilen, und den Bedarf dafür durch Anleihen zu decken. Das Miniſterium ſetzte ſie von den wirkſamen Maßregeln in Kenntniß, welche es getroffen, und welche Ludwig XVI. als ein ſorglicher Hausvater mit aller Macht begünſtigt hatte.

Lally-Tolendal ſchlug vor, über den freien Verkehr mit Lebensmitteln Verordnungen zu erlaſſen, wogegen Mounier einwand, daß dergleichen Verordnungen die königl. Sanction erheiſchen würden, und daß dieſe Sanction als noch nicht feſtgeſtellt zu großen Schwierigkeiten führen würde. So mußten ſich denn alle Hinderniſſe vereinigen; man ſollte Geſetze geben, ohne daß die legislativen Formen dafür feſtgeſtellt worden wären; auf die Verwaltung ein wachſames Auge haben, ohne in die ausübende Gewalt einzugreifen, und bei ſo vielen Bedenklichkeiten ſtets das Rechte treffen, trotz des böſen Willens der Verwaltung, trotz des Widerſtreites der Intereſſen, der abweichenden Meinungen und der ſtürmiſchen Forderungen eines Volkes, welches, kaum erſt zum Bewußtſein erwacht, nur einige Stunden von der Verſammlung, inmitten einer unermeßlichen Hauptſtadt auf und nieder wogte.

Nur eine kleine Strecke Wegs trennt Paris von Verſailles, die leicht an einem Tage mehrmals zurückgelegt werden kann. Alle Volksbewegungen zu Paris wurden daher unmittelbar auch in Verſailles bei Hofe und in der Nationalverſammlung verſpürt. Paris bot damals ein neues und außerordentliches

Schauſpiel dar. Die Wähler, in 70 Wahlbezirke vertheilt, hatten ſich nach erfolgten Wahlen nicht trennen wollen, ſondern waren beiſammen geblieben, ſei es nun, um ihren Deputirten Inſtructionen zu ertheilen, ſei es aus dem Bedürfniß gemeinſchaftlicher Einigung und Anregung, welches, ſtets heimiſch in den Herzen der Menſchen, meiſt um ſo gewaltſamer hervorbricht, je länger es unterdrückt geweſen. Sie hatten dabei daſſelbe Schickſal, wie früher die Nationalverſammlung erlitten: das Local ihrer Sitzung war geſchloſſen worden, ſie hatten ſich in ein anderes begeben; endlich hatten ſie die Oeffnung des Stadthauſes durchgeſetzt, und von dort aus fuhren ſie fort Zuſammenkünfte zu halten und mit ihren Deputirten zu correſpondiren. Damals gab es noch keine öffentlichen Blätter, welche über die Sitzungen der Nationalverſammlung Bericht erſtattet hätten; man mußte perſönlich zuſammen kommen, um ſich über die Ereigniſſe zu beſprechen und zu verſtändigen. Der Garten des Palais Royal war der beſuchteſte Verſammlungsort. Dieſer prachtvolle Garten, umgeben von den reichſten Magazinen Europas, und einen Flügel des Palaſtes des Herzogs von Orleans bildend, war der Sammelplatz der Fremden, der Wüſtlinge, der Müſſiggänger und vor allem der heftigſten Bewegungsmänner. In den Kaffeehäuſern deſſelben, oder in dem Garten ſelbſt wurde die kühnſte Sprache vernommen. Hier ſah man die Redner auf die Tiſche ſteigen, und Haufen Volks um ſich ſammeln und durch die zügelloſeſten Reden entflammen, Reden, die in der Regel ungeſtraft blieben, da das Volk hier als Souverain zu gebieten hatte. Beſonders thaten ſich in Heftigkeit dabei Menſchen hervor, die man als Anhänger des Herzogs von Orleans bezeichnete. Der Reichthum dieſes Prinzen, ſeine bekannte Verſchwendung, ſeine ungeheuern Schulden, die Nähe ſeines Wohnſitzes, ſein, obſchon ſtets ſchwankender Ehrgeiz, Alles mußte gegen ihn zeugen. Die Geſchichte, ohne einen Namen zu nennen, darf mindeſt zugeſtehn, daß Gold ausgetheilt worden iſt. Wenn der geſunde Theil der Nation feurig die Freiheit wünſchte, wenn die unruhige und leidende Menge ſich tummeln und ihr Schickſal verbeſſern wollte, ſo fehlte es dabei nicht an Anſtiftern, welche nur zu oft

Steindr. v. Pönicke & Sohn Leipzig. G.F. lith.

CAMILLES DESMOULINS IM PALAIS ROYAL.

das Volk aufregten und ſehr wahrſcheinlich deſſen Ausſchweifungen die Richtung gaben. Nichts deſto weniger kann dieſer Einfluß bei den Urſachen der Revolution nicht mit in Rechnung kommen, denn mit einer Handvoll Gold und derlei geheimen Machinationen ſetzt man nicht leicht eine Nation von 25 Millionen Menſchen in Aufruhr.

Bald zeigte ſich neue Gelegenheit zu Unruhen. Die franzöſiſchen Garden, ein auserwähltes, zur Leibwache des Königs beſtimmtes Corps, ſtanden in Paris. Vier Compagnien löſ'ten ſich wechſelſeitig ab, um in Verſailles Dienſt zu thun. Außer der barbariſchen Strenge der neueingeführten Disciplin hatten ſich dieſe Truppen auch noch über die ihres neuen Chefs zu beklagen. Bei der Plünderung des Hauſes Réveillon hatten ſie wohl einige Erbitterung gegen das Volk gezeigt, ſpäter aber darüber Reue empfunden, und, da ſie tagtäglich mit ihm in Berührung kamen, ſeinen Aufwiegelungen Gehör gegeben. Ueberdis fühlten die Soldaten und Unterofficiere nur zu gut, daß ihnen jede Laufbahn gänzlich verſchloſſen war; ſie ſahen mit Unwillen, wie ihre jungen Officiere beinahe gar keinen Dienſt thaten ſondern nur bei Paraden figurirten und nach gehaltener Revüe nicht einmal das Regiment in die Caſernen begleiteten. Es gab unter ihnen wie anderswo, ebenfalls einen dritten Stand, welcher Alles leiſtete und an keinem Genuſſe Theil hatte. So riß bald Inſubordination ein, und mehrere Soldaten wurden in die Abtei gefangen geſetzt. — Alsbald verſammelte man ſich in dem Palais royal, unter dem Geſchrei: Nach der Abtei! Das Volk lief ſchaarenweiſe dahin; die Pforten wurden geſprengt und die Soldaten im Triumpfe herausgeholt und ihrem Gefängniſſe entriſſen. (30. Juni). Während das Volk ſie im Palais royal bewachte, wurde die Nationalverſammlung in einem Schreiben um ihre Freilaſſung erſucht. Zwiſchen das Volk und die Regierung geſtellt, die in ihrer eignen Sache in den Verdacht der Parteilichkeit kommen mußte, konnte die Verſammlung nicht vermeiden, nothwendig einzuſchreiten und durch dieſe Einmiſchung einen Eingriff in die executive Gewalt zu begehen. Unter dieſen Umſtänden, faßte ſie einen eben ſo tactvollen als umſichtigen Entſchluß; ſie gab der Be=

völkerung von Paris ihre Wünſche für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu erkennen, und empfahl ihr, ſie nicht zu ſtören, ſandte aber zu gleicher Zeit eine Deputation an den König, um, als das untrüglichſte Mittel, Frieden und Eintracht wiederherzuſtellen, deſſen Gnade für die Schuldigen anzuflehen. Der König, von der Mäßigung der Verſammlung gerührt, verſprach ſofort nach hergeſtellter Ordnung, Gnade ergehn zu laſſen. Die franzöſiſchen Garden wurden auf der Stelle in das Gefängniß zurückgeführt, und alsbald nach erhaltener königlicher Begnadigung, wieder auf freien Fuß geſetzt. Bis hier ging Alles noch erträglich; aber der Adel, welcher zu ſeiner Vereinigung mit den beiden andern Ständen höchſt ungern, und nur gegen das Verſprechen ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, daß dieſe Vereinigung blos von kurzer Dauer ſein ſollte, verſammelte ſich noch fortwährend alle Tage, und proteſtirte gegen die Arbeiten der Nationalverſammlung. Zwar wurden dieſe Zuſammenkünfte allmählig immer weniger zahlreich beſucht, denn am 3. Juli hatte man 138 Mitglieder daſelbſt gezählt, am 10. waren nur 93 anweſend geweſen, und am 11. gar nur 80., indeß die Hartnäckigſten hatten denn doch auf ihren Forderungen beharrt und am 11. eine Proteſtation beſchloſſen, deren Redaction nur durch die nachherigen Ereigniſſe verhindert wurde. Der Hof ſeinerſeits, hatte gleichfalls nur mit Verdruß und nicht ohne Abſicht nachgegeben. Von dem Schrecken über die Sitzung vom 23. Juni wieder zu ſich gekommen, hatte er in die allgemeine Verſammlung nur deshalb gewilligt, weil er dieſelbe vermittelſt des Adels in ihrem Gange aufzuhalten, und bald wieder mit Gewalt aus einander zu ſprengen hoffte. Necker war blos beibehalten worden, um durch ſeine Gegenwart das geheime Complot, welches man ſchmiedete, zu verdekken. Nur durch die ſeltſame Unruhe, die er wahrzunehmen glaubte und durch die Zurückhaltung, welche man gegen ihn beobachtete, ward dieſer auf die Vermuthung eines geheimen Anſchlags gebracht. Selbſt der König war nicht von Allem unterrichtet, und ohne Zweifel dachte man noch viel weiter zu gehn als er ſelbſt wollte. Necker, nach deſſen Meinung ſich alle Thätigkeit eines Staatsmannes nur auf Raiſonnement be-

ſchränken ſollte, und welcher zu Gegenvorſtellungen das Recht und die Pflicht hatte, erſchöpfte ſich umſonſt darin. Zugleich mit Mounier, Lally-Tolendal und Clermont-Tonnerre, ſann er auf Einführung der engliſchen Verfaſſung. Unterdeſſen verfolgte der Hof ſeine geheimen Vorbereitungen, und hielt die adeligen Deputirten, welche ſich abtrennen wollten, mit der Ausſicht auf ein bevorſtehendes wichtiges Ereigniß zurück.

Die Truppen näherten ſich, über welche der alte Marſchall von Broglie den Oberbefehl, und der Baron von Beſenval das ſpecielle Commando bei denjenigen Abtheilungen erhalten hatte, welche Paris umzingeln ſollten. Funfzehn, größtentheils fremde Regimenter, ſtanden in den Umgebungen der Hauptſtadt. Die Großſprecherei der Höflinge entſchleierte aber die Gefahr, und die Verſchwörer, allzu vorſchnell mit ihren Drohungen, ſtellten ſo ſelbſt ihre Plane bloß. Die Volksdeputirten, noch nicht von allen Einzelheiten eines Planes unterrichtet, welcher nicht in ſeinem ganzen Umfange zu ihrer Kenntniß gelangt, und ſelbſt dem Könige wohl nur zum Theil bekannt worden war, welcher Plan aber ihnen jedenfalls die Anwendung von Gewalt fürchten ließ, — die Volksdeputirten dachten in voller Entrüſtung nun auf Mittel zum Widerſtande. Man kennt noch heute den Antheil nicht, welchen dieſe geheim gehaltenen Mittel an der Inſurrection vom 14. Juli gehabt, und wird ihn wahrſcheinlich auch nie ergründen; aber was liegt auch daran? Die Ariſtokratie verſchwor ſich, warum ſollte die Volkspartei nicht eben ſo gut das Gleiche thun? Da die angewandten Mittel demnach von beiden Seiten dieſelben waren, ſo handelte es ſich nur um die Gerechtigkeit der Sache, und dieſe Gerechtigkeit konnte wohl ſchwerlich auf der Seite derjenigen ſeyn, welche wieder die Trennung der drei Stände einführen, die Nationalrepräſentation auflöſen, und an den muthvollſten Deputirten fürchterliche Rache nehmen wollten.

Mirabeau war der Meinung, der ſicherſte Weg die Regierung einzuſchüchtern wäre, ſie zu einer öffentlichen Erklärung über die getroffenen Maßregeln zu nöthigen. Zu dieſem Zwecke müſſe man ſie offen anklagen; zögere ſie mit der Antwort, ſuche ſie dieſelbe zu umgehn, ſo habe ſie ſich ſelbſt gerichtet, dann ſei die Nation gewarnt und werde ſich einmüthig erheben.

Er ſchlug deshalb vor, unterdeſſen die Arbeiten über den Conſtitutionsentwurf auszuſetzen und den König um Rückſendung der Truppen zu erſuchen. Seine Rede, voll Ehrfurcht für den König, enthielt zugleich die bitterſten Vorwürfe gegen die Regierung. Er machte bemerklich, daß täglich neue Truppen vorrückten, alle Verbindungen ſeien unterbrochen, die Brücken und Spaziergänge in Militärpoſten umgewandelt, und öffentliche und geheime Thatſachen, übereilte Befehle und Gegenbefehle, Allen auffällig, deuteten unzweideutig auf kriegeriſche Zurüſtungen. Dieſer Aufzählung der Thatſachen fügte er die bitterſten Vorwürfe hinzu. „Man zeigt, ſagte er, der Nation mehr drohende Soldaten, als man wahrſcheinlich deren dem eindringenden Feinde entgegenſetzen würde, und wenigſtens tauſendmal mehr, als man zum Schutze von Freunden zuſammenzubringen vermochte, die als Märtyrer ihrer Treue fielen, oder als man zuſammenzog, um die ſo koſtbare, ſo theuer erkaufte und ſo ſchmachvoll verlorne holländiſche Allianz zu bewahren.“

Seiner Rede ward ſtürmender Beifall; die Adreſſe, die er vorſchlägt, wird angenommen. Nur der einzige Punct, worin er verlangte, daß an die Stelle der zurückzuſendenden Truppen Bürgergarden treten ſollten, wurde verworfen; im Uebrigen wurde die Adreſſe bis auf vier Stimmen einmüthig angenommen. In dieſer noch heute berühmten Adreſſe, zu welche er, wenn er ſie, wie man ſagt, nicht ſelbſt verfaßt, doch mindeſt alle Ideen einem ſeiner Freunde mitgetheilt hatte, ſah Mirabeau beinahe Alles voraus was wirklich geſchah, nämlich die wüthenden Angriffe des Volkes und den Abfall der Truppen in Folge ihrer Annäherung an die Bürger. Eben ſo gewandt als kühn wagte er dem Könige darin zu verſichern, daß es ſich hier nicht um eitle Verſprechen handle: „Sie haben uns gerufen, ſagte er zu ihm, um die Wiedergeburt des Königreichs zu vollenden; Ihre Wünſche ſollen erfüllt werden trotz aller Schlingen, Fallſtricke und Gefahren u. ſ. w.“ — Die Adreſſe wurde durch eine Deputation von 24 Mitgliedern überreicht. Der König, welcher in keine nähere Erklärung eingehen wollte, antwortete, daß dieſe Zuſammenziehung der Truppen nichts anderes als die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und den der Verſammlung gebührenden Schutz bezwecke; hege dieſelbe aber trotz dem noch Beſorgniſſe, ſo wolle

er ſie zum Ueberfluß nach Soiſſons oder Noyon verlegen, er ſelbſt aber ſich nach Compiègne begeben.

Die Verſammlung konnte nicht füglich mit einer ſolchen Antwort, und noch weniger mit dem Anerbieten einverſtanden ſein, ſie von der Hauptſtadt zu entfernen, um ihr ihren Platz zwiſchen zwei Feldlagern anzuweiſen. Der Graf von Crillon ſchlug vor, ſich auf das Wort des Königs, der ein ehrlicher Mann ſei, zu verlaſſen. „Das Wort eines Königs, der ein ehrlicher Mann iſt, entgegnete Mirabeau, iſt eine ſchlechte Bürgſchaft für die Handlungen ſeines Miniſteriums; unſer blindes Vertrauen auf unſere Könige hat uns ſchon an den Abgrund gebracht; wir haben verlangt, daß ſich die Truppen zurückziehen, nicht aber daß wir vor ihnen fliehen ſollen; wir müſſen nochmals und zwar unverweilt auf unſerer Forderung verharren.“

Dieſer Vorſchlag wurde nicht weiter unterſtützt. Mirabeau aber drang mit ſolchem Nachdruck auf offne Maßregeln, um ſeine eigenen geheimen Machinationen vergeſſen zu machen, wenn er deren wirklich jemals angewendet haben ſollte.

Der 11. Juli war erſchienen. Schon öfters hatte Necker gegen den König geäußert, daß er, wenn ihm ſeine Dienſte je mißfallen ſollten, ſich ſofort ehrfurchtvoll zurückziehen werde. „Ich werde Sie beim Worte nehmen“, hatte der König geantwortet. Am Abend des 11. empfing Necker ein Handſchreiben, worin ihn Ludwig XVI. aufforderte, ſein Wort zu halten und ihn zur ſchnellſten Abreiſe mit dem Bemerken drängte: er zähle ſo ſehr auf ihn, daß er mit Gewißheit hoffe, er werde ſeine Abreiſe aller Welt verheimlichen. Necker rechtfertigte das ehrenvolle Vertrauen des Monarchen, nahm bei ſeiner Abreiſe von keinem ſeiner Bekannten, ja ſelbſt nicht von ſeiner Tochter Abſchied, und befand ſich in wenig Stunden ſchon weit von Verſailles. Der darauf folgende 12. Juli war ein Sonntag. Das Gerücht verbreitete ſich ſchnell in Paris, Necker, ſowie die Herren de Montmorin, de la Luzerne, de Puyſégur und de Saint-Prieſt ſeien entlaſſen worden. Man bezeichnete als ihre Nachfolger die Herren von Breteuil, von la Vauguyon, von Broglie, Foulon und Damécort, beinahe Alle als Gegner der Volksſache bekannt. Der Lärmen lief durch ganz Paris, man drängte ſich zum Palais-Royal. Ein junger Mann, ſchon

durch ſeine republikaniſche Begeiſterung bekannt, gefühlvoll aber aufbrauſend, Camille Desmoulins, ſteigt auf einen Tiſch, zeigt ſeine Piſtolen mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ reißt ein Baumblatt ab, macht ſich eine Cocarde daraus, und fordert die Umſtehenden zur Nachahmung auf. In einem Augenblicke ſind alle Bäume entlaubt; man begiebt ſich in ein Wachsfiguren-cabinet, bemächtigt ſich darin der Büſten Neckers und des Herzogs von Orleans, welche Beide mit Verbannung bedroht ſein ſollten, und vertheilt ſich ſchnell in die verſchiedenen Quartiere von Paris. Der Haufe durcheilt die Straße Saint-Honoré, da begegnet er in der Nähe des Vendôme-Platzes einer Abtheilung des Regiments Royal-Allemand, welche ſich auf ihn ſtürzt, und mehrere Perſonen, unter ihnen einen franzöſiſchen Gardiſten, verwundet. Dieſe letzteren, dem Volke befreundet, aber feindlich gegen das Regiment Royal-Allemand geſtimmt, mit welchen ſie einige Tage zuvor Streit gehabt hatten, hatten ihre Kaſerne an dem Platze Ludwigs des XV.; ſie gaben Feuer auf Royal-Allemand. Der Prinz von Lambesc, welcher dieſes Regiment commandirte, wirft ſich ſogleich auf den Garten der Tuilerien, dringt auf die dort luſtwandelnden friedlichen Spaziergänger ein, tödtet mitten in der Verwirrung einen alten Mann, und läßt den Garten räumen. Während deſſen ſammelten ſich die Truppen, welche Paris umzingelten, auf dem Marsfelde und dem Platze Ludwigs XV. Jetzt hatte der Schrecken keine Grenzen mehr und wandelte ſich in Wuth. Man durchzieht die Stadt mit dem Rufe: Zu den Waffen! Das Volk läuft zum Stadthauſe und fordert Waffen. Die Wähler waren hier gerade in eine General-verſammlung vereinigt. Sie gaben die Waffen preis, die ſie nicht mehr verweigern durften und deren man ſich bereits mit Gewalt bemächtigte, als ſie ſich endlich entſchieden, dieſelben auszuliefern. Dieſe Wähler waren in dieſem Augenblicke die einzige beſtehende Autorität. Ohne alle eigentliche obrigkeitliche Macht legten ſie ſich dieſelbe alsbald in der Maße bei, als eben die Umſtände es erheiſchten, und verordneten die Zuſammenberufung der verſchiedenen Diſtricte. Alle Bürger begaben ſich dahin um die Mittel zu berathen, ſich zugleich vor der Wuth des Pöbels und den Angriffen der königlichen Truppen zu ſchützen. Während der Nacht ſtürmt und brennt das Volk, das immer zuerſt nach dem läuft, was ſeinen Inter-

eſſen am Nächſten liegt, die Barrieren nieder, verjagt die Zollbeamten, und macht alle Zugänge frei. Die Laden der Waffenſchmiede werden geplündert, und jene Räuber, welche ſich ſchon bei der Demolition des Hauſes Réveillon ſo hervorgethan, und die ſeit dieſer Zeit bei allen Gelegenheiten wie aus dem Boden hervorwuchſen, erſcheinen plötzlich mit Piken und Stöcken bewaffnet und verbreiten Schrecken wo ſie ſich zeigen. Dieſe Ereigniſſe fanden Sonntags den 12. Juli und in der Nacht vom Sonntage zum Montage den 13. ſtatt. Am Montag Morgen, den 13., glaubten die Wähler, welche noch immer im Stadthauſe verſammelt waren, ihrer Autorität eine geſetzlichere Form geben zu müſſen, und beriefen daher den Vorſtand der Kaufleute, als herkömmlichen Vorgeſetzten der Stadt. Dieſer aber weigert ſich, anders als einer Requiſition in gehöriger Form Folge zu leiſten. Man requirirt ihn demnach, ſetzt ihm eine gewiſſe Anzahl Wähler zur Seite, und bildet ſo eine Munizipalität mit der erforderlichen Gewalt bekleidet. Dieſe Munizipalität beruft den Leutnant der Polizei vor ſich, und entwirft in wenig Stunden einen Plan zur Bewaffnung der Bürgermiliz.

Dieſe Miliz ſollte aus den einzelnen Diſtricten erhoben und 48,000 Mann ſtark werden. Ihr Abzeichen ſollte anſtatt der grünen Cocarde, die Pariſer (roth und blau) ſeyn. Jedes Individuum das bewaffnet und mit dieſer Cocarde geſchmückt angetroffen würde, ohne in die Bürgergarde ſeines Diſtricts eingetragen zu ſein, ſollte feſtgenommen, entwaffnet und beſtraft werden. Dis die erſte Entſtehung der Nationalgarde. Dieſer Entwurf wurde von allen Diſtricten angenommen und voll Eifer in Ausführung gebracht. Im Verlauf deſſelben Morgens hatte der Pöbel das Haus von St. Lazarus, darin nach Brotfrüchten ſuchend, zerſtört, die Rüſtkammer aufgeſprengt, um ſich Waffen zu verſchaffen, und die alten beſtäubten Armaturen zu ſeinem Gebrauche von den Wänden herabgenommen. Haufen, mit Helmen und Piken bewaffnet durchzogen die Stadt, aber dem Raube zeigte ſich das Volk dabei abgeneigt und ſtellte mit ſeiner angebornen Beweglichkeit ſeine Uneigennützigkeit zur Schau, ließ das Gold unberührt, und nahm nichts als die Waffen, ja brachte ſogar Jeden der daran ſich zu vergreifen wagte ſelbſt zur Haft. Die franzöſiſchen Garden und die Milizen der Schaarwache hatten

ihre Dienſte gleichfalls angeboten, und waren in die Bürgergarde eingereiht worden.

Noch immer ſchrie Alles laut nach Waffen. Der Prévot Fleſſelles, welcher anfangs ſeinen Mitbürgern widerſtanden hatte, zeigte ſich plötzlich ſehr eifrig, und verſprach für dieſen Tag 12000 Gewehre und ſpäter noch mehrere. Er gab vor mit einem unbekannten Waffenſchmidt einen Handel darüber abgeſchloſſen zu haben. Die Sache mußte bei der Kürze des Termins ſchwierig erſcheinen. Demohngeachtet erſchienen am Abend die von Fleſſelles verheißenen Gewehrkiſten vor dem Stadthauſe; man öffnet ſie und findet ſie voll alter Wäſche. Bei dieſem Anblicke kehrt ſich die Wuth der Menge gegen den Prévot, der vorgab, betrogen zu ſein. Um ſie zu beſänftigen, führt er ſie mit der Verſicherung zu den Karthäuſern, daß ſie dort Waffen finden würden. Die beſtürzten Mönche führen den wüthenden Haufen durch ihre einſamen Zellen, und überzeugen ſie nur mit Mühe, daß bei ihnen nichts von dem zu finden ſei, was der Prévot bei ihnen ſuche.

Das mehr als je erbitterte Volk ſchreit jetzt über Verrath. Um es zufrieden zu ſtellen, wird die Fertigung von 50,000 Piken angeordnet, inzwiſchen kommen Kähne, mit Pulver befrachtet, das nach Verſailles beſtimmt war, die Seine herab; augenblicklich bemächtigte man ſich ihrer und ein Wähler übernahm unter den größten Gefahren die Austheilung dieſes Pulvers.

Die furchtbarſte Verwirrung aber herrſchte in dem Stadthauſe ſelbſt, dem Sitze der Autoritäten, dem Hauptquartier der Miliz und Mittelpunkte aller Operationen. Von hier aus ſollte zu gleicher Zeit für die äußere, vom Hofe bedrohte, und für die innere, von räuberiſchen Rotten gefährdete Sicherheit Sorge getragen werden; jeden Augenblick hatte man mit einem neuen Verdachte des Volkes zu kämpfen, welches ſich unaufhörlich verrathen glaubte, und ihm die unglücklichen Opfer ſeines Mißtrauens, ſeiner Wuth zu entreißen. Reiſewagen, aufgefangene Zufuhren von Lebensmitteln, Reiſende, welche der Erlaubniß harrten, ihren Weg fortſetzen zu dürfen, ſtopften den Platz. Während der Nacht wurde das Stadthaus noch einmal von Raubgeſindel bedroht; einer der Wähler, der muthige Moreau de Saint-Méry, deſſen Obhut es anvertraut worden, ließ eilend Pulverfäſſer her-

beiſchaffen und drohte es beim erſten Angriff in die Luft zu ſprengen. Bei dieſem Anblick entfernte ſich die Rotte. Während der Zeit hielten die Bürger zu Hauſe ſich auf jeden Angriff bereit; das Straßenpflaſter war aufgeriſſen, Laufgräben geöffnet, und alle Maßregeln getroffen, um einer Belagerung zu widerſtehen.

Während dieſer Unruhen in der Hauptſtadt herrſchte die größte Beſtürzung in der Nationalverſammlung. Sie war am Morgen des 13., aufgeſchreckt durch die Ereigniſſe welche ſich verbreiteten und noch unbekannt mit den Vorfällen zu Paris, zuſammen getreten. Der Deputirte Mounier erhebt ſich zuerſt gegen die Entlaſſung der Miniſter. Nach ihm beſteigt Lally-Tolendal die Tribune und hält Neckern eine glänzende Lobrede und alle Beide ſchlagen vereint eine Adreſſe an den König um die Zurückberufung der in Ungnade gefallenen Miniſter vor. Ein Deputirter des Adelſtandes, Herr von Virieu macht ſogar den Vorſchlag, die Beſchlüſſe vom 17. Juni durch einen neuen Eid zu beſtätigen. Dem widerſetzt ſich jedoch Herr von Clermont-Tonnerre als unnütz, und, nachdem er der Verſammlung die ſchon von ihr beſchworenen Verpflichtungen ins Gedächtniß gerufen, ſetzt er hinzu: „Die Conſtitution wird ſein oder wir werden aufhören zu ſein!" Die Berathung hatte ſich bereits in die Länge gezogen, als die Nachricht von den am Morgen des 13. in Paris ſtattgehabten Unruhen und von den Gefahren eingeht, womit die Hauptſtadt von undisciplinirten Franzoſen, die, nach dem Ausdruck des Herzogs von Larochefoucauld, in Keines Hand waren, und von disciplinirten Ausländern, in der Hand des Despotismus, zugleich bedroht war. Sogleich beſchließt man eine Deputation an den König abzuſenden, um ihm die troſtloſe Lage der Hauptſtadt zu ſchildern und um Zurückſendung der Truppen und Aufrichtung von Bürgergarden ehrfurchtvoll zu erſuchen. Der König antwortet ſeinem eigenen Gefühle zuwider kalt und einſylbig, und macht wiederholt bemerklich, daß Paris ſich nicht ſelbſt beſchützen könne. Da erhebt ſich die Verſammlung voll des edelſten Muthes, und erläßt jenen denkwürdigen Beſchluß, worin ſie auf die Zurückſendung der Truppen und die Einführung der Bürgergarden beſteht, die Miniſter und alle Agenten der Gewalt dafür verantwortlich erklärt,

auf die Schultern der königlichen Räthe, welches Ranges ſie auch ſeien, alle Verantwortlichkeit des heraufziehenden Unglücks wirft, die öffentliche Schuld conſolidirt, das ehrloſe Wort Staatsbanquerot auszuſprechen verbietet, nochmals alle ihre frühern Beſchlüſſe beſtätigt und den Präſidenten beauftragt, Neckern, ſo wie den andern Miniſtern ihrer Theilnahme zu verſichern. Nach dieſen eben ſo energiſchen als umſichtigen Maßnahmen erklärt ſich die Verſammlung, um ihre Mitglieder vor jeder perſönlichen Gewaltthätigkeit ſicher zu ſtellen, für permanent und ernennt den Herrn von Lafayette zur Unterſtützung des ehrwürdigen Erzbiſchofs von Vienne, welchem ſein Alter die ausdauernde Theilnahme an den Tag und Nacht währenden Sitzungen nicht geſtattete, zum Vicepräſidenten.

Die Nacht vom 13. zum 14. verfloß ſo mitten unter Lärmen und Unruhen. Jeder Augenblick brachte neue und niederſchlagende Neuigkeiten und widerrief ſie; man kannte zwar nicht die Plane des Hofes, aber man wußte, daß mehre Deputirte bedroht waren, und daß gegen Paris und die ausgezeichnetſten Mitglieder der Verſammlung Gewalt gebraucht werden ſollte. Nach einer augenblicklichen Erholung wurde die Sitzung am 14. Juli um 5 Uhr Morgens wieder eröffnet. Die Verſammlung nahm mit imponirender Ruhe die Verfaſſungsarbeiten wieder vor, und debattirte mit großer Genauigkeit die Mittel, ihre Ausführung zu beſchleunigen und ſie mit Klugheit zu leiten. Man ernannte zugleich einen Comité für Vorbereitung der einſchlagenden Fragen, aus dem Biſchof von Autun, dem Erzbiſchof von Bordeaux, den Herren Lally, Clermont-Tonnerre, Mounier, Sieyes, Chapelier und Bergaſſe. So verſtrich der Morgen, immer ſchreckendere Gerüchte verbreiteten ſich; der König, hieß es, werde in der Nacht abreiſen, und die Verſammlung mehren fremden Regimentern Preis gegeben bleiben. In demſelben Augenblicke ſah man, wie die Prinzen, die Herzogin von Polignac und die Königin auf ihrem Spaziergange in der Orangerie, ſchmeichelnd Offiziere und Soldaten begrüßten, und ihnen Erfriſchungen reichen ließen. Ein großer Plan ſchien für die Nacht vom 14. bis 15. im Werke zu ſein; Paris ſollte auf ſieben Punkten zugleich angegriffen, das Palais royal umzingelt, die Verſammlung getrennt, und die Declaration vom 23. Juni

vor das Parlament gebracht, den Bedürfniſſen des Schatzes aber durch einen Staatsbanquerot und Schatzſcheine abgeholfen werden. Es iſt erwieſen, daß die Befehlshaber der Truppen Ordre erhalten hatten, vom 14. bis 15. vorwärts zu rücken, daß die Schatzſcheine bereits fertig da lagen, daß die Schweizercaſernen mit Munition angefüllt waren und der Gouverneur der Baſtille Alles bis auf das Unentbehrlichſte ausgeräumt und in dem Platze nur das Nothdürftigſte zurückgelaſſen hatte. Nachmittags verdoppelten ſich die Schrecken der Verſammlung; man ſah den Prinzen von Lambesc mit verhängtem Zügel angeſprengt kommen, man hörte den Donner der Kanonen und legte ſich mit dem Ohre auf die Erde, um das geringſte Geräuſch zu vernehmen. Mirabeau ſchlug hierauf vor, die Berathungen auszuſetzen und eine zweite Deputation an den König abzuſenden. Die Deputation ſetzte ſich auf der Stelle in Bewegung, um neue Vorſtellungen zu machen. In demſelben Augenblicke verſicherten zwei Mitglieder der Verſammlung, welche in größter Eile von Paris kamen, daß man ſich darin gegenſeitig niedermetzele und Einer von ihnen bezeugte einen Leichnam in ſchwarzer Kleidung und des Kopfes beraubt, liegen geſehen zu haben. Es begann ſchon zu dämmern, als abermals die Ankunft zweier Wähler gemeldet wurde. Das tiefſte Stillſchweigen herrſchte in dem Saale; man hörte das Geräuſch ihrer Tritte in der Dunkelheit und vernahm bald aus ihrem Munde, daß die Baſtille angegriffen und mit Kanonen gefeuert worden ſei, daß Blut flöſſe und daß man von dem furchtbarſten Unglück bedroht werde. Sogleich wurde eine neue Deputation noch vor der Rückkehr der zuletzt entſandten abgeordnet. Während dieſe noch verweilte, erſchien die erſte und überbrachte die Antwort des Monarchen. Der König, ſagte ſie, habe die Entfernung der auf dem Marsfelde lagernden Truppen befohlen, und von der Bildung der Bürgergarde benachricht, Offiziere zu ihrer Leitung ernannt.

Bei Ankunft der zweiten Deputation ſprach der immer unruhiger werdende Monarch: „Meine Herren, Sie zerreißen durch Ihren Bericht von dem Unglücke der Hauptſtadt mehr und mehr mein Herz. Es iſt nicht möglich, daß die den Truppen ertheilten Befehle die Schuld davon tragen.“ Noch hatte man nichts weiter als die Entfernung der Truppen verlangt. Es war

zwei Uhr nach Mitternacht. Man antwortete der Stadt Paris, „daß zwei Deputationen abgeſandt worden ſeien, daß die Vorſtellungen den andern Tag erneuert und ſo lange fortgeſetzt werden ſollten, bis man ſich desjenigen Erfolges verſichert habe, welcher mit Recht von dem Herzen des Königs, ſobald es frei von fremdem Einfluſſe den eignen Regungen folge, zu erwarten ſtehe.“ Die Sitzung wurde für einen Augenblick ausgeſetzt und man erfuhr Abends die Ereigniſſe, die am 14. Statt gehabt.

Das Volk war, von der Nacht des 13. an, nach der Baſtille geſtrömt; einige Flintenſchüſſe waren gefallen, und es ſcheint, daß mehrere Aufwiegler zu verſchiedenen Malen, den Ruf: „Nach der Baſtille!“ hatten vernehmen laſſen; der Wunſch ihrer Zerſtörung war ſchon in einigen Mandaten ausgeſprochen worden, und ſomit die Idee dazu bereits im Voraus gefaßt.

Man verlangte unausgeſetzt nach Waffen. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, daß das Hôtel der Invaliden davon einen beträchtlichen Vorrath enthalte. Auf der Stelle begab man ſich dahin. Der Commandant, Herr von Sombreuil verweigert den Eingang, weil er erſt Befehle von Verſailles einholen müſſe. Das Volk will von Nichts hören, es ſtürzt in die Halle und führt die Kanonen nebſt einer großen Anzahl Gewehre hinweg. Schon in dieſem Augenblicke umlagerte eine beträchtliche Volksmenge die Baſtille. Die Belagerer behaupteten, daß das Geſchütz auf die Stadt gerichtet ſei, und daß man das Feuern aus demſelben verhindern müſſe. Ein Diſtrictsdeputirter verlangt in die Feſtung eingelaſſen zu werden, und erhält von dem Commandanten die Erlaubniß. Bei dieſem Beſuche findet er zwei und dreißig Schweizer und zwei und achtzig Invaliden darin, und erhält von der Garniſon ihr Ehrenwort, daß ſie, wenn ſie nicht angegriffen würde, kein Feuer geben werde. Während dieſem Hin= und Herreden, wird das Volk unruhig, da es ſeinen Deputirten nicht zurückkommen ſieht, und dieſer muß, um die Menge zu beſänftigen, ſich ſchnell ihr zeigen. Endlich gegen 11 Uhr Mittags zieht es ſich zurück. Aber kaum iſt eine halbe Stunde verfloſſen, als ſich ein neuer bewaffneter Haufe mit dem Geſchrei naht: „Wir müſſen die Baſtille haben!“ Die Garniſon fordert die Anſtürmenden auf, zurückzuweichen, aber ſie widerſetzen ſich. Zwei Männer

Erstürmung der Bastille.

ſteigen voll Unerſchrockenheit auf das Dach das Wachthauſes und zerſchlagen mit der Axt die Ketten der Brücke, welche niederfällt. Der Haufe eilt darüber hin und ſtürzt nach der zweiten Brücke, um dieſe gleichfalls niederzulaſſen. In dieſem Augenblicke hält ihn eine Salve Musketenfeuer auf; er zieht ſich, Feuer gebend, zurück. Der Kampf hält einige Augenblicke an. Die im Stadthauſe vereinigten Wähler werden bei dem Knallen des Musketenfeuers immer unruhiger, und ſchicken zwei Deputationen eine über die andere ab, um den Commandanten aufzufordern, eine Abtheilung der pariſer Miliz in den Platz einzulaſſen, und zwar aus dem Grunde, weil jetzt die ganze Militairgewalt von Paris in den Händen der Stadt ſein müſſe. Beide Deputationen folgten einander. Von Volkshaufen umlagert war es ſchwer ſich Gehör zu verſchaffen; der Lärm der Trommel und der Anblick einer Fahne unterbrechen auf einige Zeit das Feuer. Die Deputirten nahen ſich; die Garniſon erwartet ſie, aber es iſt unmöglich ſich zu verſtändigen. Jetzt fallen einige Flintenſchüſſe, man weiß nicht, woher. Das Volk, in dem Wahne, daß es verrathen ſei, ſtürzt wüthend vor, um den gefürchteten Waffenplatz in Brand zu ſtecken, und die Garniſon ſchießt noch einmal mit Kartätſchen. Die franzöſiſchen Garden kommen mit Kanonen hinzu und eine förmliche Attaque beginnt.

Inzwiſchen wird ein Billet von dem Baron von Beſenval an Delaunay, Commandanten der Baſtille, aufgefangen und im Stadthauſe vorgeleſen. Beſenval forderte darin Delaunay mit der Verſicherung zum Widerſtande auf, daß er bald Hilfe erhalten würde. In der That ſollten auch am Abend dieſes Tages die Plane des Hofes in Ausführung gebracht werden. Unterdeſſen ergriff Delaunay, der ohne Beiſtand blieb und die Erbitterung des Volkes wachſen ſah, eine brennende Lunte, um die Feſtung in die Luft zu ſprengen. Die Beſatzung widerſetzte ſich jedoch und zwang ihn, ſich zu ergeben; die Signale ſtiegen auf und die Brücke ward niedergelaſſen. Die Belagerer näherten ſich mit dem Verſprechen, keinen Unfug zu begehen, aber ein wilder Haufe ſtürzt ſich hinein und erfüllt die Höfe. Den Schweizern gelingt es, ſich zu retten, und die überfallenen Invaliden werden nur durch die Aufopfe-

rung der franzöſiſchen Garden der Volkswuth entriſſen. In dieſem Augenblicke zeigt ſich ein ſchönes, junges, zitterndes Mädchen; man hält ſie für Delaunay's Tochter, ergreift ſie und iſt eben im Begriff, ſie ins Feuer zu werfen, da ſtürzt ein braver Soldat herbei, entreißt ſie den Wüthenden, eilt mit ihr hinweg um ſie in Sicherheit zu ſetzen, und miſcht ſich dann wieder unter die Kämpfenden.

Es iſt halb ſechs Uhr. Die Wähler bleiben in der fürchterlichſten Ungewißheit; endlich dringt ein dumpfes anhaltendes Murmeln zu ihren Ohren. Ein wüſter Haufen ſtürzt mit Siegesgeſchrei herein, und dringt ſchaarenweiſe in den Saal; ein franzöſiſcher Gardiſt mit Wunden bedeckt und mit Lorbeeren gekrönt, wird im Triumpfe vom Volke herbeigetragen. Das Reglement der Baſtille und ihre Schlüſſel hangen auf der Spitze eines Bajonets; eine blutige Hand erhebt ſich über den Haufen und zeigt eine Halsſchnalle, es war die des Gouverneurs Delaunay, welchem eben der Kopf abgeſchlagen worden war. Zwei franzöſiſche Gardiſten, Elie und Hullin, hatten ihn bis auf's äußerſte vertheidigt. Noch viele andere Opfer waren gefallen, obgleich ſie mit Heldenmuth gegen die Wildheit des Pöbels vertheidigt worden waren. Eine zügelloſe Wuth entflammte zugleich gegen Fleſſelles, den Vorſteher der Kaufleute, welchen man der Verrätherei beſchuldigte. Man behauptete, er habe das Volk betrogen, indem er ihm mehreremale Waffen verſprochen, ohne je die Abſicht gehabt zu haben, ſie ihm zu verabreichen. Der Saal war voll Menſchen, welche von dem langen Kampfe erhitzt, noch von hundert Tauſend Andern gedrängt wurden, welche noch draußen harrten, und gleicherweiſe hinzu treten wollten. Die Wähler waren umſonſt bemüht, Fleſſelles in den Augen der Menge zu rechtfertigen; er begann ſeine Faſſung zu verlieren, und ſchon ganz bleich rief er: „Da man mir nicht mehr traut, ſo iſt's am beſten, ich ziehe mich zurück.“ „Nein, ward ihm entgegnet, fort mit Dir in das Palais=Royal, dort ſollſt Du gerichtet werden!“ Er geht hinab, um ſich mit dahin zu begeben; der Haufe ſetzt ſich in Bewegung, ihn eng umſchließend, als an dem Quai Pelletier angelangt, ihn ein Unbekannter mit einem Pi=

ſtolenſchuſſe niederſtreckt. Man behauptet, ein Brief von ihm an Delaunay ſei aufgefangen worden, in welchem ihm Fleſſelles geſchrieben: „Haltet euch gut, inzwiſchen werde ich die Pariſer mit Cocarden hinhalten.“— Dis waren die unglücklichen Ereigniſſe jenes Tages. Ein dumpfer Schrecken machte bald der Trunkenheit des Sieges Platz. Die Sieger der Baſtille über ihre eigene Kühnheit erſchreckt, und für den andern Tag des rächenden Einſchreitens der Regierungsgewalt gewärtig, wagten nicht mehr ſich zu nennen. Jeden Augenblick verbreitete ſich von Neuem das Gerücht, daß die Truppen ſich näherten, um Paris der Plünderung Preis zu geben. Moreau de Saint-Méry, derſelbe, welcher den Tag zuvor den Räubern gedroht hatte, das Stadthaus in die Luft zu ſprengen, blieb unerſchütterlich, und erließ im Verlaufe einiger Stunden mehr als drei Tauſend Befehle. Sobald die Einnahme der Baſtille auf dem Stadthauſe gemeldet worden war, unterrichteten die Wähler die Nationalverſammlung davon, welche es gegen Mitternacht erfuhr. Die Sitzung wurde aufgehoben, aber die blutige Neuigkeit verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle. Der Hof, der bis jetzt ohne Glauben an die Energie des Volkes, der Anſtrengungen einer blinden Menge ſpottete, welche einen früher von dem großen Condé vergebens belagerten Platz zu ſtürmen gedachte, überließ ſich indeſſen gänzlicher Sorgloſigkeit und ergoß ſich in geringſchätzigen Witzeleien.

Zuletzt fing denn doch der König an, unruhig zu werden; ſeine letzten Antworten hatten ſelbſt ſeinen Schmerz verrathen. Schon hatte er ſich zur Ruhe begeben. Der Herzog von Liancourt, ein Mann von großherzigen Geſinnungen, und Ludwigs XVI. Vertrauter hatte in ſeiner Eigenſchaft als Grand-maitre de la garderobe ſtets unmittelbaren Zutritt zu ihm. Von den Ereigniſſen in Paris unterrichtet, ſtürzte er in voller Haſt zu dem Monarchen, weckte ihn trotz des Widerſtrebens der Miniſter, und ſetzte ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß. — „Welch' eine Revolte!“ rief der gebeugte Monarch. — „Sire, antwortete der Herzog, ſagen Sie lieber Revolution!“ Der König, durch Liancourt's Mittheilungen über alles Geſchehene aufgeklärt,

willigte ein, ſich gleich den nächſten Morgen perſönlich in die Verſammlung zu begeben. Auch der Hof gab endlich nach, und ſo ward denn dieſer Act des Vertrauens einmüthig beſchloſſen. Inzwiſchen hatte die Verſammlung ihre Sitzung wieder aufgenommen. Noch kannte man dieſe von dem König eben beſchloſſene Maßregel nicht, und es handelte ſich eben davon eine letzte Deputation an ihn abzuſenden, um nochmals den Verſuch zu wagen, ſein Herz zu rühren und von ihm das noch gewährt zu erhalten, was noch zu bewilligen in ſeiner Macht ſtand. Dieſe Deputation war ſeit jenen traurigen Ereigniſſen bereits die fünfte. Sie beſtand aus 24 Mitgliedern und wollte eben aufbrechen, als ſie Mirabeau heftiger als je zurückhielt. „Sagen Sie dem Könige, rief er, ſagen Sie es ihm nur, daß die fremden Horden, mit denen man uns umzingelt, geſtern von Prinzen, Prinzeſſinnen, Günſtlingen und Favoritinnen Beſuche erhalten, und mit Liebkoſungen, Bitten und Geſchenken überſchüttet worden ſind! Sagt ihm, daß die ganze Nacht hindurch dieſe fremden Söldlinge, mit Wein und Gold überfüllt, in ihren Orgien Frankreichs Knechtſchaft gefeiert und in wilden Trinkſprüchen den Untergang der Nationalverſammlung ausgebracht haben! Sagt ihm, daß in ſeinem eigenen Palaſte die Hofſchranzen nach dem Tacte dieſer wilden Klänge getanzt, und daß einſt die Bartholomäusnacht mit gleichem blutigen Vorſpiel begonnen hat! Sagt ihm, daß jener Heinrich, deſſen Andenken noch heute die Welt ſegnet, daß — ſtatt dieſer ſein edler Ahnherr, welchen er ſich zum Vorbild zu nehmen verſprach, einſt in das von ihm belagerte rebelliſche Paris ſelbſt Lebensmittel ſchaffen ließ, — dagegen ſeine emtmenſchten Räthe ſelbſt das Mehl zurückhalten, welches der Verkehr ſeiner treuen und ausgehungerten Hauptſtadt zuführen will!“

Schon wollte die Deputation aufbrechen, als man erfuhr, daß der König ſo eben aus eigner Bewegung ohne Wache und Begleitung ſich nahe. „Warten wir erſt ab — nahm wiederum Mirabeau mit Würde das Wort: „Warten wir erſt ab, was uns der König Gutes mitzutheilen gedenkt! Nur ſchweigſame Ehrfurcht möge in dieſem Augenblicke des Schmerzes den Mo-

narchen empfangen. Das Schweigen der Völker iſt die Lehre der Könige!“

Ludwig XVI. trat jetzt ein, von ſeinen beiden Brüdern begleitet. Seine einfache und rührende Anrede erregt die lebhafteſte Begeiſterung. Er ſuchte die Verſammlung wieder zu beruhigen, die er zum Erſtenmale als Nationalverſammlung begrüßte, und beklagte ſich mit gewinnender Milde über das herrſchend gewordene Mißtrauen. „Sie fürchteten von mir, — ſprach er, wohlan! ſo will ich denn Ihnen vertrauen!“ Dieſe Worte wurden mit ſtürmiſchem Beifall überſchüttet. Augenblicklich erheben ſich die Deputirten, umringen den Monarchen und geleiten ihn zu Fuß in das Schloß zurück. Die Menge drängt ſich um ihn, Thränen fließen aus allen Augen, und nur mit Mühe vermag er ſich einen Weg durch das zahlreiche Gefolge zu öffnen. Die Königin befand ſich in dieſem Augenblicke mit dem Hofe auf einem Balkon, und war von fern Zuſchauerin dieſer ergreifenden Scene. Sie hatte ihren Sohn auf den Armen, während ihre Tochter ihr zur Seite ſtand und kindlich unbefangen mit den Locken ihres Bruders ſpielte. Tief ergriffen, ſchien dieſe Fürſtin großen Wohlgefallen an dieſer Liebe der Franzoſen zu finden. Ach! wie oft hat nicht, während dieſer traurigen Zerwürfniſſe ein wechſelſeitiges gemüthvolles Entgegenkommen die Gemüther verſöhnt und beſänftigt! Für den Augenblick ſchien Alles vergeſſen; aber ſchon den folgenden Tag, ja den nämlichen noch, fiel wiederum der Hof in die gewohnte Hoffarth und das Volk in den alten Argwohn zurück, und der unverſöhnlichſte Haß trennte bald von neuem die Gemüther.

Mit der Verſammlung hatte man zwar Frieden geſchloſſen, aber noch blieb Paris zu beruhigen. Die Nationalverſammlung ſandte gleich anfangs eine Deputation auf das Stadthaus, um dort die ſo glücklich bewirkte Verſöhnung mit dem Könige zu verkünden. Bailly, Lafayette, Lally-Tolendal waren unter der Zahl der Abgeſandten. Ihre Ankunft verbreitete die ausgelaſſenſte Freude. Lally's Rede rief einen ſo lebhaften Jubel hervor, daß man ihn im Triumphe an ein Fenſter des Stadthauſes trug, um ihn dem Volke zu zeigen. Eine Blumenkrone ward ihm auf's Haupt

geſetzt, und er empfing dieſe Huldigungen unmittelbar jenem Platze gegenüber, auf welchem einſt ſein Vater, einen Knebel im Munde, ſein Leben geendet. Der Tod des unglücklichen Fleſſelles, als Chefs der Munizipalität, und die Weigerung des Herzogs von Aumont das Commando der Bürgermiliz zu übernehmen, machten jetzt die Ernennung eines neuen Prevots und eines Generalcommandanten nothwendig. Bailly wurde zu der erſten Stelle vorgeſchlagen und unter dem rauſchendſten Beifalle zum Nachfolger Fleſſelles mit dem Namen eines Maire von Paris ernannt. Die Krone ging von Lally's Haupte auf das des neuen Maire über, er wollte ſie herabnehmen, aber der Erzbiſchof von Paris hielt ſie trotz ſeines Widerſtrebens darauf feſt. Da ſtürzten dem tugendhaften Greiſe die Thränen aus den Augen und er ergab ſich den ſchweren Pflichten ſeines neuen Amtes. Ein würdiger Repräſentant einer großen Verſammlung in der Nähe der Majeſtät des Throns, war er weniger befähigt, dem Toben einer Gemeine zu widerſtehen, deren Maſſen ſich mit wüthendem Ungeſtüm gegen ihre Magiſtrate auflehnten. Nichts deſto weniger übte er dieſe Selbſtverläugnung und gab ſich ganz der ſchweren Sorge hin, ein Volk zu nähren, das ihn ſpäter mit empörendem Undank dafür lohnte. Noch blieb der Commandant der Miliz zu wählen. Es befand ſich in dem Saale eine Büſte, welche das befreite Amerika der Stadt Paris zum Geſchenk geſandt hatte. Moreau de Saint-Mery deutete mit der Hand auf ſie, alle Augen wandten ſich nach ihr, — es war die Büſte des Marquis von Lafayette. Einhällig rief man ihn zum Commandanten aus; zugleich wurde ein Te Deum angeordnet und Alles ſtrömte in Maſſe nach Nôtre-Dame. Die neuen Magiſtratsperſonen, der Erzbiſchof von Paris und die Wähler in buntem Gemenge mit franzöſiſchen Garden und Bürgerſoldaten verfügten ſich Arm in Arm in trunkener Freude in die alterthümliche Cathedrale. Auf dem Wege dahin ſtürzten ſich Findelkinder zu Bailly's Füßen, der ſo viel für milde Anſtalten gethan hatte. Sie nannten ihn ihren Vater; Bailly ſchloß ſie in ſeine Arme und nannte ſie ſeine Kinder. Jetzt gelangte man zur Kirche; die feierliche Ceremonie ging vor ſich, und Alles zerſtreute ſich nach deren Beendigung in der Stadt, wo dem geſtrigen Schrecken eine faſt wahnſinnige Freude gefolgt war. Jetzt

erſt wagte ſich das Volk in jene ſo lange gefürchtete Höhle, deren Eingang für Jedermann offen ſtand. Mit geſchäftiger Neugierde, aber noch halb in Furcht, durchwühlte man die Baſtille. Man ſuchte die Marterinſtrumente und tiefen Kerker auf. Vorzüglich feſſelte die Aufmerkſamkeit ein ungeheurer Stein in der Mitte eines finſtern und feuchten Kerkers, an deſſen Mittelpunkt eine ſchwere Kette befeſtigt war.

Der Hof, eben ſo blind in ſeiner Furcht, als er es früher in ſeinem ſtolzen Selbſtvertrauen geweſen, zitterte jetzt ſo ſehr vor dem Volke, daß er in jedem Augenblick fürchtete, eine pariſer Armee auf Verſailles losgehen zu ſehen. Der Graf Artois, und die der Königin ſo werthe Familie Polignac verließen hierauf Frankreich und eröffneten ſo den Reihen der Emigrirten. Bailly kam um den König zu beruhigen und veranlaßte ihn zur Reiſe nach Paris, welche auch trotz des Widerſtandes der Königin und des Hofs beſchloſſen ward.

Der König ſchickte ſich zur Abreiſe an. Zweihundert Deputirte wurden beſtimmt, ihn zu geleiten. Die Königin ſagte ihm in tiefſtem Schmerze Lebewohl. Die Garde du Corps begleiteten ihn bis Sévres, wo ſie Halt machten, um ihn wieder zu erwarten. Bailly an der Spitze der Municipalität, empfing ihn an den Thoren von Paris, und überreichte ihm dieſelben Schlüſſel der Stadt, welche einſt ſchon Heinrich IV. überliefert worden waren. „Dieſer gute König, ſprach Bailly, eroberte einſt ſein Volk, heute hat das Volk ſich ſeinen König wieder erobert.“ In Verſailles war die Nation geſetzgebend aufgetreten, in Paris ſtand ſie unter den Waffen. Ludwig XVI. ſah ſich bei ſeinem Einzuge von einer ſchweigenden und militairiſch geordneten Volksmenge umgeben. Durch einen Ehrenbogen von über ſein Haupt gekreuzten Schwertern gelangte er (17. Juli) auf das Stadthaus. Seine Worte waren einfach und ergreifend. Das Volk, welches ſich in ſeiner Ungeduld nicht mehr halten konnte, drängte herzu und überſchüttete den König mit gewohnten Beifallsbezeugungen. Dieſe Huldigungen ließen den gebeugten Fürſten wieder etwas freier athmen, doch konnte er gleichwohl bei dem Anblick der auf den Höhen von Sévres aufgeſtellten Garde du Corps einen Anflug von Freude nicht unterdrücken, und bei ſeiner Zurückkunft warf ſich ihm die Königin um den Hals, und umſchloß

ihn mit einer Heftigkeit, als habe ſie gefürchtet, ihn nie wiederzuſehen.

Um den öffentlichen Wünſchen vollſtändig zu genügen, verfügte der König die Zurückberufung Neckers und entließ die ſämmtlichen neuen Miniſter. Herr von Liancourt, der perſönliche Freund des Königs und ein ihm ſo nützlicher Rathgeber, wurde zum Präſidenten der Verſammlung erwählt. Auch die adeligen Deputirten, welche, obwohl bei den Berathungen anweſend, doch noch immer ſich ſträubten, daran thätig Theil zu nehmen, wurden endlich nachgiebiger und ſtimmten fortan mit. So nahm die ſeitherige Verwirrung der Dinge ein Ende, und von dieſem Augenblicke an konnte man die Revolution als vollendet betrachten. Die Nation, durch die conſtituirende Verſammlung im Beſitze der geſetzgebenden Gewalt, und durch ſich ſelbſt Herrin der öffentlichen Macht konnte von nun an Alles ins Leben einführen, was ihren Intereſſen förderlich ſchien. So war die verweigerte gleichere Vertheilung der Abgaben ſelbſt die Veranlaſſung zur Zuſammenberufung der Generalſtaaten geworden; ſo hatte man durch unkluges Auflehnen gegen jeden billigen Rechtseinfluß des dritten Standes in dieſen Generalſtaaten den eigenen Einfluß darin zugleich verloren gegeben; ſo hatte man endlich, als man dieſen Einfluß wieder zu gewinnen gedachte, damit Paris in die Waffen gerufen und die geſammte Nation gleichſam dazu herausgefordert, ſich durch eigne Kraft der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen.

Drittes Kapitel.

Arbeiten der Munizipalität in Paris. — Lafayette Commandant der Nationalgarde; ſein Character und ſeine Rolle in der Revolution. — Ermordung von Foulon und Berthier. — Necker's Rückkehr. — Lage und Spaltung der Partheien und ihrer Anführer. — Mirabeau; ſein Character, ſeine Plane und ſein Genie. — Die Brigands. — Unruhen in den Provinzen und auf dem Lande. — Die Nacht des 4. Auguſt. — Aufhebung der Feudalrechte ſammt allen Privilegien. — Erklärung der Menſchenrechte. — Discuſſionen über die Conſtitution und das Veto. — Unruhen in Paris. — Auflauf im Palais-Royal.

Inzwiſchen gährte es in dem Schooße der Hauptſtadt, wo die neu eingeſetzten Autoritäten ſo eben ihre Wirkſamkeit begannen. Derſelbe Anſtoß, welcher die Wähler zu ſchneller That gedrängt hatte, fibrirte durch alle Klaſſen der Geſellſchaft gleichmäßig fort. Die Nationalverſammlung diente der Verſammlung des Stadthauſes, das Stadthaus den Diſtricten, und die Diſtricte den verſchiedenen Zünften zum Vorbilde. Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Herrendiener verſammelten ſich im Louvre, auf dem Platze Ludwig XV., auf den Elyſäiſchen Feldern, trotz der wiederholten Verbote der Munizipalität zu feierlichen Berathungen. Inmitten dieſer oft gegen einander ſelbſt gerichteten Bewegungen war das Stadthaus, mit den Diſtricten in Streit liegend, bedroht von den Zuſammenrottungen im Palais-Royal, auf allen Seiten von Hinderniſſen umthürmt und vermochte nur mit Mühe ſeinem unermeßlichen Verwaltungskreiſe zu genügen. Es vereinigte in ſich alle bürgerliche, richterliche und Militairgewalt. Hier war das Hauptquartier der geſammten Miliz, hierhin ſandten die Richter, über ihre Competenz ſelbſt noch in Ungewißheit, anfangs alle Angeklagten, ja es beſaß ſelbſt die geſetzgebende Gewalt, denn es war zugleich mit dem Entwurfe einer neuen ſtädtiſchen Verfaſſung beauftragt. Zu dieſem Zwecke hatte Bailly von jedem Diſtricte zwei Commiſſarien gefordert, welche unter dem Namen von Repräſentanten der Commun deren Verfaſſung regeln ſollten. Um ſo vielen Verpflichtungen zu genügen, theilten ſich die

Wähler in verſchiedene Comités. Der Eine, Comité der Unterſuchungen (recherches) genannt, hatte die polizeilichen Geſchäfte; ein Anderer, Comité der Lebensmittel geheißen, war mit der ſchwierigſten und gefährlichſten Sorge, mit der Verproviantirung der Stadt beauftragt. Bailly hatte damit Tag und Nacht vollauf zu thun. Fortwährend mußte Getreide aufgekauft, in die Mühlen geſchafft und mitten quer durch das verhungerte Land nach Paris verfahren werden. Oft wurden die Ladungen angehalten und es bedurfte zahlreicher Truppenabtheilungen, um auf der Heerſtraße und auf den Märkten deren Ausplünderung zu verhüten. Obgleich der Staat das Getreide mit Verluſt verkaufte, damit nur die Bäcker den Preis des Brotes erniedrigen konnten, ſo war das Volk doch damit noch nicht zufrieden; man mußte den Preis von Tag zu Tag noch mehr herabſetzen und eben dieſe Herabſetzung erhöhte die Theurung in Paris, weil nun auch die Landbewohner zum Einkauf herbeieilten. Die Sorge für den morgenden Tag bewegte Jeden, ſich wo möglich in Ueberfluß zu verſorgen, nnd was ſich ſonach unter den Händen der Einen aufſpeicherte, mußte nothwendig den Andern entgehen. Nur das allgemeine Zutrauen vermag den öffentlichen Verkehr zu beſchleunigen, Lebensmittel herbeizuführen und ihre Vertheilung nach Bedürfniß zu erleichtern; iſt aber einmal dis Zutrauen verſchwunden, ſo hat alle commerzielle Thätigkeit ein Ende, und da die Gegenſtände nicht mehr im Verhältniſſe des Bedarfs herbeigeſchafft werden, ſo ſteigert ſich ſelbſt dieſer Bedarf, und zur Theurung tritt noch die Unordnung, welche vollends jede angemeſſene Vertheilung des wenigen Vorhandenen unmöglich macht. Die Sorge für die Lebensmittel war daher die peinlichſte von Allen, und dieſe ſchwere Laſt nahm ausſchließlich Bailly und den Comité in Anſpruch. Die Arbeit eines ganzen Tages reichte kaum für das Bedürfniß deſſelben Tages hin und mit jedem neuen Morgen erneuerten ſich die Sorgen. — Nicht weniger Noth hatte Lafayette als Commandant der Bürgerbewaffnung *). Er hatte dieſer Miliz, die der Revolution geneigten franzöſiſchen Garden, eine beſtimmte Anzahl Schweizer und eine große Menge Soldaten einverleibt, welche

*) Seine Ernennung zu dieſem Poſten war am 15. Juli auf dem Stadthauſe erfolgt.

LAFAYETTE.

Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung.
Druck v. Carl Mayer. Nbg.

in Erwartung höhern Soldes von der Linie deſertirt waren. Der König ſelbſt hatte ihn dazu ermächtigt. Dieſe vereinten Truppen bildeten die ſogenannten Compagnien des Centrums. Die Miliz nahm den Namen Nationalgarde an, uniformirte ſich, und fügte der rothen und blauen Farbe der Pariſer Cocarde noch die weiße, als die königliche Farbe hinzu. Hieraus entſtand jene dreifarbige Cocarde, deren Beſtimmung Lafayette ſo weit vorausſagte, als er von ihr ſich ausdrückte: „ſie werde die Reiſe durch die Welt machen!“ — An der Spitze dieſer Schaaren bemühte ſich Lafayette während der zwei folgenden Jahre unabläſſig die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten und den Geſetzen, welche die Verſammlung jeden Tag erließ, ihre Vollziehung zu ſichern. Lafayette, der Sprößling einer alten Familie, welche mitten unter der Verderbtheit der Großen ihre Reinheit bewahrt hatte, ein Mann von geſundem Verſtande und feſtem Sinne und dem wahren Ruhme ſchwärmeriſch anhangend, war der Frivolität des Hofes und der pedantiſchen Disciplin der franzöſiſchen Armee überdrüſſig worden; da ihm ſein Vaterland kein Feld für edlere Beſtrebungen eröffnete, ſo entſchied er ſich für das großartigſte Unternehmen des Jahrhunderts und ſchiffte ſich an demſelben Tage nach Amerika ein, wo das Gerücht von deſſen Unterjochung in Europa verbreitet wurde. Hier kämpfte er an Waſhingtons Seite und gab für die Befreiung der neuen Welt durch das Bündniß mit Frankreich den Ausſchlag. In ſein Vaterland mit einem europäiſchen Namen zurückgekehrt, und von dem Hofe wie jede neue Erſcheinung aufgenommen, trat er dort einfach und frei wie ein Amerikaner auf. Als die Philoſophie, welche bisher nichts als ein Geiſtesſpiel für vornehme Müſſiggänger geweſen, auch ihrerſeits Opfer heiſchte, blieb er faſt allein bei ſeiner Meinung ſtehen, verlangte Generalſtaaten, trug kräftig zur Vereinigung der Stände bei und wurde zum Lohne Generalcommandant der Nationalgarde. Lafayette beſaß nicht die Leidenſchaften und den Genius, welche ſo oft zum Mißbrauch der Gewalt verleiten; voll Gleichmuth, aber ſcharfblickend und von unverwüſtlicher Uneigennützigkeit war er vor Allen zu der Rolle geſchickt, welche ihm die Umſtände zugetheilt hatten, zu der nämlich, die Geſetze vollziehen zu laſſen. Von ſeinen Truppen faſt angebetet ohne ſie durch Siege an ſich gefeſſelt zu haben, mitten unter der Volkswuth,

kaltblütig und voll Hilfsmittel, hielt er die Ordnung mit unermüdlicher Wachſamkeit aufrecht. Die Parteien, welche ihn unbeſtechlich erfanden, verdächtigten ſeine Tüchtigkeit, da ſie ſeinem Character nichts anzuhaben vermochten. Gleichwohl täuſchte er ſich nicht über die Ereigniſſe und die Menſchen, erkannte den Hof und würdigte die Parteiführer für das was ſie waren, ſchirmte ſie mit ſeinem Leben ohne ſie darum zu achten, und kämpfte oft ohne Hoffnung gegen die Factionen, mit der Standhaftigkeit eines Mannes, welcher der guten Sache auch dann nicht den Rücken kehrt, wenn er ſelbſt nichts mehr für ſie hofft.

Lafayette war trotz ſeiner Wachſamkeit nicht immer ſo glücklich, die Volksſtürme aufzuhalten. Denn wie thätig auch die bewaffnete Macht war, ſie konnte nicht allenthalben zugegen ſein, bei einem Volke, das Aller Orten im Aufſtande begriffen, in jedem Menſchen einen Feind erblickte. Jeden Augenblick verbreiteten ſich Gerüchte, die, ſo lächerlich ſie waren, doch immer bereitwillig Glauben fanden. Bald erzählte man, daß franzöſiſche Gardiſten vergiftet worden ſeien, bald, daß man das Mehl abſichtlich verderben laſſe oder ſeine Zufuhr verhindere, und eben diejenigen, welche ſich abmühten, die Hauptſtadt zu verproviantiren, mußten mehr als einmal, vor dem bethörten Volke erſcheinen, welches ſie je nach der Stimmung des Augenblicks bald mit Schmähungen überhäufte, bald mit Beifall überſchüttete. Indeß iſt auch gewiß, daß die Wuth des Volkes, welches in der Regel ſeine Opfer weder zu wählen noch lange zu ſuchen weiß, oft durch Elende gelenkt wurde, welche wie man geſagt hat, dafür bezahlt wurden, die Unruhen durch Gräuelſcenen zu ſteigern, oder auch durch Männer, welche von tiefem Groll erfüllt waren. Foulon und Berthier wurden planmäßig verfolgt und fern von Paris feſt genommen. Was ſie betrifft, ſo war nichts natürlicher als die Wuth des Pöbels der ſie ermordete. Foulon, ein alter Intendant, ein harter und habſüchtiger Mann, der ſich der ſchrecklichſten Erpreſſungen ſchuldig gemacht hatte, war als einer der Miniſter bezeichnet worden, welche Neckers und ſeiner Collegen Stelle überkommen ſollten. Er wurde in Viry angehalten, obſchon er

12.085

Lithogr. Anstalt v. F. W. Goedsche u. Steinmetz in Meiſsen.

Foulon's Tod.

das Gerücht von ſeinem Tode zu verbreiten geſucht. Von hier führte man ihn nach Paris, weil man ihn der Aeußerung beſchuldigte: das Volk müſſe noch Heu freſſen lernen!“ Man band ihm Brenneſſeln um den Hals, gab ihm einen Strauß von Diſteln in die Hand und band ihm ein Heubündel auf dem Rücken. In dieſem Aufzuge ſchleppte man ihn nach dem Stadthauſe. Zu gleicher Zeit wurde ſein Eidam, Berthier von Sauvigny, in Compiègne angeblich auf einen Befehl der Gemeinen von Paris, welcher jedoch nie erfolgt war, feſtgenommen. Die Gemeine ſchrieb auf der Stelle, ihn frei zu geben, aber man gehorchte nicht, ſondern ſchlug mit ihm den Weg nach Paris in demſelben Augenblicke ein, wo Foulon auf dem Stadthauſe der Wuth jener Raſenden preis gegeben war. Der Pöbel wollte Letztern ſofort erdroſſeln, durch die Vorſtellung Lafayette's aber einigermaßen beruhigt, willigte er endlich darein, Foulon erſt vor Gericht zu ſtellen, verlangte aber, daß das Urtel ſofort gefällt werde, um ſich auf der Stelle an der Execution ergötzen zu können. Einige Wähler wurden zu Richtern in dieſer Angelegenheit ernannt, aber unter verſchiednen Vorwänden weigerten ſie ſich dieſer gräßlichen Amtspflicht. Endlich forderte man Bailly und Lafayette dazu auf, welche ſich ſo in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſahen, ſich entweder ſelbſt der Volkswuth bloszuſtellen, oder ihr ein Schlachtopfer preis zu geben. Noch immer ſuchte Lafayette mit eben ſoviel Gewandheit als Feſtigkeit Zeit zu gewinnen; mehrmal ſchon hatte er mit Erfolg zum Volke geſprochen, da begieng der unglückliche Foulon, welcher neben ihm auf einem Seſſel ſaß, die Thorheit ſeinen letzten Worten Beifall zu klatſchen. „Seht ihr! — rief einer der Anweſenden, — ſie verſtehen ſich mit einander!“ Bei dieſen Worten bricht der Haufe los und ſtüzt ſich auf Foulon. Es gelingt Lafayetten mit unglaublicher Anſtrengung, ihn den Mördern zu entreißen; man packt ihn aufs Neue, der unglückliche Greis wird an einen Laternenpfahle gehenkt und ſein Kopf auf eine Pike geſteckt durch die Straßen von Paris getragen. In demſelben Augenblicke traf Berthier in einem von Wachen umgebenen Cabriolet unter Begleitung einer zahlloſen Volks-

menge ein. Man zeigt ihm den blutigen Kopf, ohne daß er eine Ahnung davon hat, daß dis der Kopf ſeines Schwiegervaters ſei. Man bringt ihn auf das Stadthaus, wo er voll Muth und Entrüſtung das Wort nimmt. Aufs Neue vom Volke ergriffen, macht er ſich einen Augenblick frei, bemächtigt ſich einer Waffe, vertheidigt ſich mit Muth, und erduldet bald den Tod auf ähnliche Weiſe wie der unglückliche Foulon. *) Dieſe Mörder waren entweder von den Feinden Foulons oder denen der öffentlichen Sache geleitet, denn, war auch die Wuth des Volkes bei ihrem Anblicke ſehr erklärlich, ſo hatte man doch jedenfalls ihre Gefangennehmung planmäßig veranſtaltet. Lafayette, von Schmerz und Unwillen erfüllt, beſchloß ſeine Entlaſſung zu geben. Bailly und die Munizipalität, von dieſem Entſchluſſe erſchreckt, wandten Alles an ihn davon zurückzubringen. Man kam hierauf überein, daß er zwar ſeinen Abſchied nehme, um dem Volke ſeinen Unwillen über das Vorgefallene fühlen zu laſſen, ſich aber durch die Vorſtellungen, die man ihm jedenfalls machen würde, wieder gewinnen laſſen ſolle. In der That, drängte ſich das Volk und die Miliz um ihn her, und gelobten fortan den unverbrüchlichſten Gehorſam. Unter dieſer Bedingung übernahm er das Commando von Neuem, und hatte ſeit der Zeit die Genugthuung durch ſeine Energie und die Ergebenheit ſeiner Truppen einen großen Theil der Unruhen zu verhindern.

Während dieſer Zeit hatte Necker in Baſel die Befehle des Königs und die Vorſtellungen der Nationalverſammlung erhalten. Eben jene Polignacs, welche er triumphirend in Verſailles verlaſſen hatte und nun flüchtig in Baſel antraf, waren die Erſten, welche ihm das Unglück des Thrones, und ſeine plötzliche Wiederannahme zu Gnaden verkündeten. Er machte ſich auf den Weg und wurde überall auf ſeiner Reiſe durch Frankreich im Triumphe vom Volke eingeholt, welches er ſeiner Gewohnheit nach zum Frieden und zur Ordnung ermahnte. Der König empfing ihn höchſt verlegen, die National-Verſammlung mit Herzlichkeit, und er entſchloß ſich nach Paris zu gehen, wo

*) Dieſe Blutſcene ereignete ſich den 22. Juli.

eben auch ein Triumph ſeiner harrte. Es war Neckers Plan, die Wähler um Begnadigung und Freilaſſung des Barons von Beſenval zu bitten, obgleich derſelbe ſein perſönlicher Feind war. Vergebens ſtellte ihm Bailly, obſchon nicht weniger als er harten Maßregeln abhold, aber voll richtigen Tactes bei Abwägung der Umſtände, das Nachtheilige einer ſolchen Maßregel vor, und machte ihm bemerklich, wie dieſe dem Augenblicke abgezwungene Gunſt, unſtreitig ſchon den andern Tag wieder als illegal zurückgenommen werden dürfte, weil eine Verwaltungsbehörde weder verdammen noch begnadigen könne; Necker beharrte jedoch bei ſeiner Meinung und verſuchte es mit ſeinem Einfluſſe auf die Hauptſtadt. Er begab ſich auf das Stadthaus den 30. Juli. Alle ſeine Hoffnungen wurden übertroffen, er mußte ſich, als er bei ſeinem Erſcheinen den Jubel des Volkes gewahrte, wohl für allmächtig halten. Tief erſchüttert, das Auge voll Thränen, ſprach er für eine allgemeine Amneſtie, welche auch ſogleich durch Beifallruf gewährt ward. Die beiden Verſammlungen der Wähler und der Repräſentanten bekundeten gleichen Eifer: die Wähler decretirten die allgemeine Amneſtie, die Gemeinderepräſentanten Beſenvals Freilaſſung. Necker zog ſich verklärt zurück, indem er die Beifallsbezeugungen, welche mehr ſeiner Ungnade galten, für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm. Aber noch denſelben Tag ſollte er enttäuſcht werden; Mirabeau bereitete ihm ein grauſames Erwachen. In der National-Verſammlung und in den einzelnen Bezirken erhob ſich zuerſt ein allgemeines Geſchrei gegen die Empfindſamkeit des, zwar entſchuldbaren, wie man meinte, aber doch fehlgreifenden Miniſters. Der Diſtrict de l'Oratoire, von Mirabeau, wie man verſichert hat, aufgeregt, reclamirte zuerſt dagegen. Man machte bald von allen Seiten darauf aufmerkſam, daß ein adminiſtrativer Körper, weder verdammen noch freiſprechen könne. Die illegale Maßregel des Stadthauſes wurde zurückgenommen und es blieb bei der Verhaftung des Barons von Beſenval. So bewährte ſich Baillys richtige Anſicht der Dinge, welcher Necker nicht beipflichten mochte.

Von nun an fingen die Parteien an, ſchärfer hervorzutre-

ten. Die Parlamente, der Adel, der Clerus, der Hof, Alle von gleichem Verderben bedroht, machten gemeinſchaftliche Sache und handelten in Uebereinſtimmung. Es gab aber an dem Hofe keinen Graf Artois und keine Polignacs mehr. Eine gänzliche Rathloſigkeit und Verzweiflung hatte ſich der geſammten Ariſtokratie bemächtigt. Hatte ſie früher das, was ihr das größte Uebel dünkte, nicht verhindern können, ſo wünſchte ſie jetzt, das Volk möge noch Schlimmeres thun, um es durch das Uebermaß des Böſen wieder zum alten Gleiſe zurückzuführen. Zu dieſem aus Aerger, Schaam und Treuloſigkeit gewobenen Syſtem, dem ſogenannten politiſchen Peſſimismus, pflegen die Parteien meiſt dann erſt zu greifen, wenn ſie ſchon zu viel verloren, um nicht auch noch das, was ihnen noch geblieben daran zu ſetzen, in der Hoffnnng Alles in reichem Maße wieder zu erlangen. Die Ariſtokratie beeiferte ſich fortan, es in Anwendung zu bringen, und ſehr oft ſah man ſie jetzt mit den heftigſten Gliedern der Volkspartei ſtimmen. — Die Verhältniſſe bringen die Männer hervor, deren ſie eben bedürfen. Die Gefahr, in welcher der Adel ſchwebte, hatte ihm einen ritterlichen Vertheidiger erweckt. Der junge Cazale's, Hauptmann im Regimente Königin-Dragoner, ward ſich plötzlich einer nie geahnten geiſtigen Kraft und natürlichen Sprachgewandtheit bewußt. Klar und ſchlicht wußte er, was zu ſagen war, zur rechten Zeit und am rechten Orte vorzubringen, und man kann es nur bedauern, daß ein ſo klarer Kopf ſich einer Sache weihte, die erſt durch die Verfolgung, welche ſie zu erdulden hatte, einigen Rechtsgrund für ſich gewann. Der Clerus hatte ſeinen Vertheidiger in dem Abbé Maury gefunden. Dieſer Abbé, ein geübter und unerſchöpflicher Sophiſt von glücklichem Witze und großer Kaltblütigkeit, wußte muthig jedem Tumulte nnd keck der augenſcheinlichſten Ueberzeugung zu trotzen. Hierauf waren denn aber auch allein die Mittel und Anſtalten der Ariſtokratie beſchränkt.

Das Miniſterium hatte weder Plane noch Ausſichten. Necker allein hegte, wenn nicht einen Plan, doch mindeſt einen Wunſch; er hatte ſtets die engliſche Conſtitution, als die beſte unſtreitig, welche man die Intereſſen des Thrones, der

Ariſtokratie und des Volks zu vermitteln, wählen konnte, im Auge gehabt; doch die Einführung dieſer Conſtitution, bereits von dem Biſchof von Langres noch vor Bildung der Nationalverſammlung in Vorſchlag gebracht, und von den erſten beiden Ständen verworfen, war nun bereits unmöglich geworden. Der hohe Adel mochte keine zwei Kammern, weil dis einen Vertrag vorausſetzte; der niedere Adel war dagegen, weil er in die hohe Kammer nicht eintreten konnte; die Volkspartei endlich, weil ſie der Ariſtokratie, voll Mißtrauen in ihre Geſinnungen, durchaus gar keinen Einfluß geſtatten wollte. Nur einige Deputirte wünſchten, die Einen aus Mäßigung, die Andern aus Vorliebe die engliſchen Inſtitutionen, und dieſe allein bildeten die Partei des Miniſters, eine um ſo ſchwächere Partei, weil ſie den aufgeregten Leidenſchaften nur Verſöhnungsvorſchläge und ihren Gegnern nur Gründe, aber keine augenfällige Thaten entgegenzuſetzen hatte.

Auch die Volkspartei ſpaltete ſich, ſobald ſie die Oberhand gewann. Lally-Tolendal, Mounier, Mallouet und die andern Anhänger Neckers billigten Alles was bisher geſchehen war, weil Alles was geſchehen, die Regierung ihren Ideen, das iſt, der engliſchen Conſtitution zuführte. Jetzt meinten ſie daß genug geſchehen ſei, und mit der Verwaltung ausgeſöhnt wollten ſie ſich fortan der Bewegung entgegen ſtellen. Die exaltirte Partei dagegen glaubte noch nicht, daß es zum Einhalten Zeit ſei. Vorzüglich im Club Breton*) trat ſie mit größter Heftigkeit hervor. Zwar mochte wohl wahre Ueberzeugung die Triebfeder der Mehrzahl ſeiner Mitglieder ſein, nichts deſto weniger aber leuchteten die perſönlichen Anſprüche hindurch, und ſchon folgten dem erſten begeiſterten Aufſchwunge der Vaterlandsliebe allmählig die Regungen kleinlicher Intereſſen. Barnave, ein junger Advokat aus Grenoble, ein klarer und gewandter Kopf und der Rede in einem bewundernswürdigen Grade mächtig, bildete mit den beiden Lameth's ein Triumvirat, welches durch ſeine Jugend lebhaftes Intereſſe einflößte, und durch ſeine

*) Dieſer Club hatte ſich in den letzten Tagen des Juni gebildet. Er nannte ſich ſpäter Geſellſchaft der Freunde der Conſtitution.

raſtloſe Thätigkeit und hervorſtechenden Talente bald entſcheidenden Einfluß gewann. Dúport, jener junge Parlamentsrath, den wir ſchon früher eine Rolle ſpielen geſehen, nahm gleichfalls an dieſer Verbindung Theil, und man ſagte damals: Dúport denke Alles was geſchehen ſolle, Barnave kleide es in Worte und die beiden Lameth's führten es aus. Indeß waren dieſe jungen Deputirten zwar Freunde unter ſich, doch ohne darum die erklärten Gegner irgend eines Andersdenkenden zu ſein.

Der Kühnſte aber aller populairen Parteihäupter, derjenige, welcher, ſtets Allen vorauf, die kühnſten Berathungen hervorrief, war Mirabeau. Die verwerflichen Einrichtungen der alten Monarchie hatten alle Vernünftigen verletzt und jedes redliche Gemüth mit tiefem Unwillen erfüllt, aber ſie hatten nothwendig auch in manche glühende Seele heißen Ingrimm geworfen und verzehrende Leidenſchaften darin entzündet. Eine ſolche Seele beſaß Mirabeau, welcher, von Kindheit an von jeder Art des Despotismus, durch ſeinen Vater, durch die Regierung und die Gerichtshöfe geſtachelt, ſeine volle Jugend daran ſetzte, ihn zu bekämpfen und zu haſſen. Unter der heißen Sonne der Provençe geboren, ein Sprößling einer vornehmen Familie, hatte er ſchon früher durch ſeine Ausſchweifungen, durch ſeine Händel und ſeine hinreißende Beredtſamkeit ſich einen Namen gemacht. Seine Reiſen, ſeine vielfältigen Erfahrungen, ſeine ungeheure Beleſenheit hatten ihn von Allem unterrichtet und ſein Gedächtniß es ihm treu bewahrt; aber in Uebertreibungen ſich gefallend, bizarr und Sophiſt ſelbſt, wenn ihn die Leidenſchaft nicht emporflügelte, wurde er nur erſt durch ſie zum außerordentlichen Manne. Blitzesſchnell aufgeregt durch den Anblick der Tribune und durch die Gegenwart ſeiner Opponenten, flammte ſchnell ſein Geiſt empor, und anfangs unklar, ſich ſelbſt unterbrechend und ſiedenden Blutes, überkam es ihn dann plötzlich wie ein höheres Licht, ſein Geiſt umfaßte in einem Augenblicke die Arbeit von Jahren, und ſtand er dann auf der Rednerbühne, ſo lag Alles unentſchleiert vor ihm, und ſein Ausdruck wurde hinreißend und allgewaltig. Jeder neue Einwurf ſpannte ihn zu eindringenderer und hellerer Ueberredung

auf, und ließ ihn das Rechte in treffenden, oft furchtbaren Bildern finden. Waren die Verhältniſſe beſonders ſchwierig und die Geiſter von langen Berathungen ermattet oder von Gefahren eingeſchüchtert, dann entſchlüpfte ſeinem Munde ein Ausruf oder irgend ein entſcheidendes Wort, ſein Antlitz lugte hervor gleich furchtbar durch Häßlichkeit und Genie, und die Verſammlung, durch ihn erleuchtet und geſtählt, trat alsbald wieder als Geſetzgeberin auf oder faßte großherzige Beſchlüſſe.

Stolz auf ſeine ſeltenen Eigenſchaften, ſeiner eigenen Laſter ſpottend, abwechſelnd hoffärtig und geſchmeidig, gewann er die Einen durch Schmeichelreden und ſchüchterte die Andern durch bittre Sarkasmen ein, und riß ſie Alle in wunderbarer Anziehungskraft mit ſich fort. Ueberall hatte er ſeine Anhänger, im Volke, in der Verſammlung, ſelbſt am Hofe, überall endlich, wo er eben ſeine Worte hinrichtete. Mit allen Ständen traulich verkehrend, und gerecht wo er es ſein mußte, hatte er dem aufkeimenden Talente Barnave's, obgleich er deſſen jungen Freunde nicht liebte, ſeinen Beifall gezollt; er würdigte die Tiefe eines Sieyes und ſchmeichelte ſeinem wilden Humor; er fürchtete Lafayette's Sittenreinheit und haßte Necker's unmäßigen Rigorismus, deſſen dünkelvollen Verſtand und ſeine Anmaßung, eine Revolution leiten zu wollen, wozu er allein ſich berufen glaubte. Auch war er kein ſonderlicher Freund des Herzogs von Orleans und ſeines ſchwankenden Ehrgeizes, und niemals hatte er, wie wir bald ſehen werden, irgend ein gemeinſchaftliches Intereſſe mit ihm. So griff er allein mit ſeinem Genie den Despotismus an, welchem er den Untergang geſchworen hatte. Indeß, wollte er auch nicht den eitlen Prunk der Monarchie, ſo war er doch noch viel weniger für den Oſtracismus der Republik; aber bis er ſich nicht genugſam an den Großen und der Regierung gerächt glaubte, ließ er auch im Zerſtören nicht nach. Ueberdis von Bedürfniſſen faſt verzehrt und unzufrieden mit der Gegenwart, jagte er einer unbekannten Zukunft nach, indem er Alles von ſeinen Talenten, ſeinem Ehrgeize, ſeinen Laſtern und ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden erwarten ließ, und durch den Cynismus ſeiner Aeußerungen jeden Verdacht und jede Verläumdung rechtfertigte.

So trennte ſich Frankreich und die Parteien. Die erſten Zwiſte zwiſchen den Volksdeputirten hatten bei Gelegenheit der erſten Ausſchweifungen des Volkes ſtatt. Mounier und Lally-Tolendal waren für eine feierliche Proklamation an das Volk, welche jene Exceſſe mißbilligen ſollte. Die National-Verſammlung, die Nutzloſigkeit dieſer Maßregel und zugleich die Nothwendigkeit einſehend, das Volk, das ſie geſchirmt hatte, bei Gutem zu erhalten, verwarf ſie anfangs; endlich aber den Vorſtellungen einiger ihrer Mitglieder nachgebend, erließ ſie denn doch eine Proclamation, welche aber, wie man vorausgeſehen, gänzlich erfolglos blieb, denn ein aufgeſtandenes Volk läßt ſich mit Worten nicht beruhigen.

Die Aufregung war allgemein. Ein paniſcher Schrecken hatte ſich verbreitet. Die Gräuel jener Raubmörder, welche man noch bei allen Emeuten hatte auftauchen ſehen, waren in Aller Mund, ihr Bild jeder Seele eingeprägt. Der Hof maß die Schuld dieſer Räubereien der Volkspartei und dieſe umgekehrt ſie wieder dem Hofe bei. Ganz unerwartet erſchienen von allen Seiten Couriere, und durchkreuzten Frankreich nach allen Richtungen mit der Nachricht, daß die Brigands in Anzug wären, um die Ernten noch vor der Reife zu vernichten. Dieſer Kunſtgriff, welcher die Revolution vom 14. Juli über das ganze Land ausbreitete, indem er die Bewaffnung der ganzen Nation hervorrief, wurde anfangs allen Parteien, ſpäter aber zunächſt der Volkspartei, beigemeſſen, welche mindeſt allein deſſen Früchte genoß. Es iſt bemerkenswerth, daß man die Verantwortlichkeit dieſer mehr ſinnreichen als verbrecheriſchen Liſt einander ſo eifrig zuzuſchieben ſuchte. Man hat ſie auf Rechnung Mirabeau's geſetzt, welcher die Beifallsbezeugungen darüber willig entgegennahm, und ſie gleichwohl gemißbilligt hat. Sie lag ſo ziemlich im Character des Geiſtes Sieyes, und Einige haben darum geglaubt, daß dieſer letzte ſie dem Herzog von Orleans eingegeben habe. Andre endlich haben den Hof deſſen beſchuldigt, indem ſie meinten, dieſe Couriere würden, wenn nicht die Regierung damit einverſtanden geweſen wäre, auf jedem Schritte angehalten worden ſeien, und daß der Hof, welcher die Revolution nie für allgemein,

ſondern nur für eine einſeitige Emeute der Pariſer gehalten, dadurch die Provinzen habe gegen Paris bewaffnen wollen. Wie dem auch ſei, den Vortheil dieſer Maßregel zog allein die Nation, welche dadurch in die Waffen gerufen und in den Stand geſetzt wurde, für ihre Sicherheit und ihre Rechte zu wachen.

Die Bevölkerung der Städte hatte ihre Ketten geſprengt, das Landvolk wollte nun auch ein Gleiches für ſich thun. Es weigerte ſich die Lehnsgebühren zu entrichten, verfolgte die Herrn, welche ſich Bedrückungen gegen daſſelbe erlaubt hatten, ſteckte die Schlöſſer in Brand, verbrannte die Lehnsbriefe, und überließ ſich in einigen Gegenden der entmenſchteſten Rachluſt. Ein beklagenswürdiges Ereigniß hatte vornehmlich dieſe allgemeine Gährung hervorgerufen. Ein Herr von Mesmai, Lehnsherr von Quincey, gab auf dem Plane vor ſeinem Schloſſe ein Feſt. Die Landleute der Umgegend waren daſelbſt verſammelt und überließen ſich harmlos der Freude, als ein Pulverfaß, welches ſich entzündet hatte, auf einmal eine mörderiſche Exploſion verurſachte. Dieſer unglückliche Zufall, welchen ſpätere Unterſuchungen lediglich als ein Werk des Zufalls und keineswegs eines Verraths herausgeſtellt haben, wurde dem Herrn von Mesmai als Verbrechen beigemeſſen. Das Gerücht davon verbreitete ſich bald weiter und rief überall die Grauſamkeiten dieſer durch ein mühſeliges Leben abgehärteten und durch lange Leiden erbitterten Landleute hervor. Die Miniſter erſchienen ſämmtlich in der National-Verſammlung, ſtatteten ihr Bericht von dem beklagenswerthen Zuſtande Frankreichs ab und begehrten von ihr die Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung. Alles dieſes Mißgeſchick hatte mit dem 14. Juli begonnen. Schon nahte der Monat Auguſt, und es ward hohe Zeit, Regierung und Geſetze wieder in Kraft treten zu ſehen. Aber um dis mit Erfolg verſuchen zu können, mußte zuvörderſt die Wiedergeburt des Staates mit der Reform all jener Inſtitutionen beginnen, welche das Volk am tiefſten drückten und es immer mehr zum Aufſtande geneigt machten. Ein Theil der Nation, der andern unterthan, war mit unzählbaren ſogenannten Feudalrechten belaſtet, von denen die Einen, als Nutznießung den Bauern kaum erſchwingliche Grundzinſen auflegten, und

die Andern als Ehrenrechte, ihnen eine ſclaviſche Ehrfurcht gegen ihre Grundherrn und die herabwürdigendſte Dienſtbarkeit zur Pflicht machten. Es waren dis noch die Ueberreſte jenes barbariſchen Feudalismus, deſſen Aufhebung längſt die Menſchlichkeit geboten hätte. Dieſe Privilegien aber, als unveräußerliches Beſitzthum geltend, und als ſolche ſelbſt vom Könige in der Erklärung vom 23. Juni bezeichnet, vermochten bloße Berathungen nicht wohl aufzuheben; nur durch einen Moment der Ueberraſchung und begeiſternder Aufregung konnten die Beſitzer bewogen werden, ſich freiwillig derſelben zu entäußern.

Die Verſammlung berieth in jenen Tagen die ſo berühmt gewordene Erklärung der Menſchenrechte. Lange hatte man geſchwankt, ob eine ſolche zu erlaſſen ſei, bis endlich am Morgen des 4. Auguſt man ſich dafür entſchied und beſchloß, ſie an die Spitze der Conſtitution zu ſtellen. Am Abend deſſelben Tages ſtattete der Comité ſeinen Bericht über die Unruhen und die Mittel zu ihrer Beilegung ab. Der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon, Beide Mitglieder des Adels, beſteigen die Rednerbühne, und entwickeln, wie wenig das Einſchreiten der Gewalt zur wahren Beruhigung des Volkes beitragen könne, man ſolle zuvörderſt die Urſachen ſeiner Leiden zerſtören, dann würde die Aufregung, als nothwendige Folge derſelben, bald von ſelbſt ſich legen. Endlich wagen ſie es unumwunden auszuſprechen, daß alle jene vexatoriſchen Rechte, die unter dem Namen von Feudalrechten das Land zu Grunde richteten, gänzlich und für immer abgeſchafft werden ſollten. Ein Herr Leguen de Kerengal, Grundbeſitzer in der Bretagne, beſteigt hierauf die Rednerbühne in der Kleidung eines Landmannes und entwirft ein abſchreckendes Gemälde von dem ganzen Feudalweſen. Alsbald erwacht bei den Einen durch wirkliche Großmuth, bei den Andern durch Stolz gezeitigt, eine plötzliche großherzige Uneigennützigkeit, und Jeder drängt ſich zur Tribune, um dort ſeinen Privilegien zu entſagen. Der Adel giebt zuerſt das Beiſpiel, die Geiſtlichkeit, von gleichem Eifer beſeelt, beeilt ſich ihm zu folgen. Ein edelmüthiger Rauſch bemächtigt ſich der Verſammlung, und ohne ſich in eine überflüſſige Discuſſion einzulaſſen, deren es wahrlich auch nicht

bedurfte, um die Verdienſtlichkeit ſolcher Opfer darzuthun, beeilen ſich alle Stände, alle Klaſſen, ja wer nur irgend ein Vorrecht beſaß, ebenfalls ihre Verzichtleiſtung auszuſprechen. Nach den Deputirten der höhern Stände legten ihrerſeits auch die Abgeordneten der Gemeinen ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder, und da ſie keine perſönlichen Vorrechte beizubringen hatten, ſo boten ſie die Provinzial = und Stadtrechte dar. So war die Gleichheit der Rechte, wie unter den Individuen auch bald über alle Theile des Grundeigenthums verbreitet. Einige entſagten ihren Penſionen, und ein Parlamentsglied, das nichts beſaß und nichts zu geben hatte, weihete dem Vaterlande ſeine Ergebenheit für das öffentliche Wohl. Die Stufen zur Rednerbühne waren mit Deputirten erfüllt, welche ſich drängten dort ihre Entſagung feierlich niederzulegen; man begnügte ſich für den Augenblick, die dargebrachten Opfer aufzuzeichnen, und ſparte deren beſondere Eintragung dem nächſtfolgenden Tage auf. Der Strom der Begeiſtrung riß Alles unwiderſtehlich mit ſich, aber dennoch konnte man mitten in dieſem Enthuſiasmus leicht wahrnehmen, daß Mehrere dieſer Bevorrechteten in ihrem argen Sinne dieſen Gleichheitsrauſch auf die Spitze zu treiben und zum Schlimmſten zu wenden gedachten, und in der That war von der Einwirkung der Nacht, und von dem einmal gegebenen Impulſe Alles zu fürchten; da erkannte Lally = Tolendal die drohende Gefahr und ſpielte dem Präſidenten ein Billet des Inhalts in die Hand: „Die Aufregung der Verſammlung läßt das Aergſte beſorgen, eilen Sie die Sitzung aufzuheben!“ In demſelben Augenblicke wendet ſich einer der Abgeordneten zu ihm, drückt ihm mit innerer Bewegung die Hand und ſpricht: „Schaffen Sie uns die königliche Beſtätigung und wir ſind Freunde!“ Lally = Tolendal, von der Nothwendigkeit mehr als je überzeugt, die Revolution an den König zu feſſeln, ſchlägt vor, ihn als den Wiederherſteller der franzöſiſchen Freiheit zu proclamiren. Dieſer Vorſchlag wird mit Begeiſterung aufgenommen und ein Te Deum decretirt, und nur erſt gegen Mitternacht trennt ſich die Verſammlung. So war denn in dieſer denkwürdigen Nacht beſchloſſen worden: die Aufhebung der Leibeigenſchaft, das Recht

der Ablöſung der herrſchaftlichen Gefälle; die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit; die Vernichtung der ausſchließlichen Jagdberechtigung, des Taubenhaltens, der Kaninchenjagd u. ſ. w.; die Ablöſung des Zehnten; die gleiche Vertheilung der Steuern; die Zulaſſung aller Bürger zu allen Civil- und Militairämtern; die Abſchaffung der Käuflichkeit der Stellen; die Vernichtung aller Privilegien der Städte und der Provinzen; die Umgeſtaltung der Geſchwornengerichte, und die Unterdrückung der Sinekuren.

Noch blieb übrig, dieſe nur erſt in allgemeiner Form aufgeſtellten Beſchlüſſe als Geſetze zu faſſen, und ſo geſchah es denn, daß nachdem der erſte Großmuthstaumel ſich gelegt hatte, und ein Jeder ſeinen Intereſſen wieder Gehör ſchenkte, die Einen die erhaltenen Conceſſionen möglichſt auszudehnen, die Andern ſie beſchränkt zu ſehen wünſchten. Die Discuſſion nahm an Heftigkeit zu, und ein zu ſpät hinterher kommender übel verſtandener Widerſtand ließ bald jede Erkenntlichkeit für die gebotenen Opfer ſchwinden.

Man war zwar über die Aufhebung der Feudalrechte übereingekommen, aber es waren dabei diejenigen Rechte, welche gänzlich aufgehoben werden ſollten, von denen zu unterſcheiden, welche der Ablöſung unterworfen blieben. Als einſt die Eroberer, als die erſten Ahnherrn des ſpätern Adels, ſich des Landes bemächtigt hatten, legten ſie den Bewohnern Frohnen und dem Boden Zinſen auf. Einen Theil des Bodens hatten ſie ſtets für ſich zurückbehalten, und ihn nur erſt ſpäter gegen darauf gelegten Erbzins ihren Bauern zur Bebauung überlaſſen. Durch verjährten Beſitz und fortwährende Vererbung, Beides Rechtstitel welche das Eigenthumsrecht conſtatirten, waren auch alle den Perſonen und dem Grundbeſitz auferlegte Laſten Eigenthumsrechte geworden. Die conſtituirende Verſammlung ſah ſich daher genöthigt, unmittelbar das Eigenthumsrecht ſelbſt anzutaſten. In dieſer Lage hatte ſie denn auch nicht ſowohl die Rechtstitel von deren Erwerbung, als vielmehr deren größere oder geringere Nachtheile und Beſchwerden für die Geſellſchaft in's Auge zu faſſen. Sie hob daher zuerſt die perſönlichen Frohnen, und da mehrere derſelben in Zinſen verwandelt worden waren, dieſe

Zinspflichtigkeit auf. Von den Bodenzinſen unterdrückte ſie die, welche augenſcheinlich noch Ueberbleibſel der Leibeigenſchaft waren, wie z. B. die Gefälle bei Gutsvererbungen, und erklärte alle eiſernen Renten, gegen welche einſt der Adel den Gutshörigen einen Theil des Bodens überlaſſen hatte, für ablösbar. Nichts iſt daher thörigter, als die conſtituirende Verſammlung der Verletzung des Eigenthums anzuklagen weil Alles zu ſolchem geworden war, und es kann nicht anders als befremden, daß der Adel, nachdem er ſo lange Zeit allen Rechtsgrundſätzen Hohn geſprochen und von Andern Steuern fordernd ſich ſelbſt denſelben entzogen hatte, plötzlich zum ritterlichen Vertheidiger jener Rechtsgrundſätze wurde, als es ſich um ſeine Vorrechte handelte. Die Patrimonialgerichtsbarkeit hieß ebenfalls Eigenthum, weil ſie ſeit Jahrhunderten vererbt worden war, aber die Verſammlung ließ ſich durch dieſen Namen nicht ſchrecken, und hob ſie mit der einzigen Beſchränkung auf, ſie ſo lange noch in Wirkſamkeit zu laſſen, bis ſie durch eine andere Juſtizeinrichtung erſetzt ſei.

Die ausſchlüßliche Jagdberechtigung wurde nicht minder ein Gegenſtand heftigen Streites. Trotz des nichtigen Einwurfes daß, bei allgemeiner Freigebung der Jagd bald die ganze Bevölkerung unter den Waffen ſtehen würde, wurde ſie einem Jeden auf ſeinem eigenen Grund und Boden überlaſſen. Aus ähnlichen Vorwänden ſuchte man das Privilegium der Taubenhäuſer aufrecht zu erhalten. Die Verſammlung aber entſchied, daß ein Jeder deren halten könnte, daß aber zur Zeit der Ernte die Feldtauben gleich dem gewöhnlichen Wild, auf dem Gebiete auf welchem ſie betroffen würden, getödtet werden könnten. Alle hohen Jagdämter wurden ebenfalls, jedoch mit der Clauſel aufgehoben, daß für das perſönliche Vergnügen des Königs durch Mittel geſorgt werden ſolle, welche mit der Freiheit und dem Eigenthumsrechte vereinbar wären. Ein Gegenſtand führte wegen der hier einſchlagenden noch weit wichtigeren Fragen, von denen er nur das Vorſpiel war, und wegen der Intereſſen die er bedrohte, vor Allen zu heftigen Debatten: es war dis die Frage über den Zehnten. In der Nacht vom 4. Auguſt hatte die Verſammlung den Zehnten für ablösbar erklärt; bei der Redaction des darüber abzufaſſenden Ge-

ſetzes wollte ſie denſelben ohne Ablöſung unter Hinzufügung des Vorbehalts aufheben, daß von Staatswegen für den Unterhalt der Geiſtlichkeit geſorgt werden ſolle. Ohne Zweifel war dis ein Fehler in der Form, weil man damit auf einen bereits gefaßten Beſchluß wieder zurück kam, allein Garat begegnete dieſem Einwurfe, indem er anführte, daß jener Vorbehalt eine wahrhafte Ablöſung, nur mit dem Unterſchiede ſey, daß ſtatt des Steuerpflichtigen der Staat ſelbſt den Zehnten ablöſe, indem er auf ſich die Verpflichtung nehme für die Bedürfniſſe des Clerus zu ſorgen. Der Abbé Sieyes, welchen man voll Befremden mit unter den Vertheidigern des Zehnten erblickte, und eben für keinen ganz uneigennützigen Fürſprecher dieſer Abgabe hielt, räumte zwar ein, daß der Staat damit in der That den Zehnten ablöſe, behauptete aber daß er dabei einen Raub an der Geſammtheit der Nation begehe, indem man ihr im Allgemeinen als öffentliche Schuld aufbürde, was blos die Grundbeſitzer zu tragen hätten. Dieſer Einwurf, mit tief einſchneidenden Worten vertheidigt, wurde von dem ſo herben und ſeit der Zeit ſo oft wiederholten Zuruf begleitet: „Sie wollen frei ſein, und wiſſen nicht gerecht zu ſein!" Obgleich Sieyes eine Widerlegung ſeines Einwurfs nicht für möglich hielt, ſo lag ſolche doch auf der Hand. Die Verpflichtung für den öffentlichen Gottesdienſt zu ſorgen haben alle Staatsbürger mit einander gemein; warum ſollte der Grundbeſitzer vorzugsweiſe und nicht vielmehr die Geſammtmaſſe der Steuerpflichtigen ſie zu tragen haben? Die Entſcheidung hierüber kommt allein dem Staate zu. Er beraubt Niemand, wenn er die Steuern auf die paſſendſte Weiſe umlegt. Der Zehnte drückte die kleinen Grundbeſitzer und hemmte den Ackerbau, der Staat durfte daher mit vollem Rechte dieſe Steuer durch eine andere erſetzen, was auch Mirabeau bis zur höchſten Evidenz auseinanderſetzte. Der Clerus, welcher lieber den Zehnten beibehalten wiſſen wollte, weil er vorausſah, daß das ihm vom Staate auszuſetzende Einkommen ſich nur auf ſeine wirklichen Bedürfniſſe beſchränken werde, behauptete durch unvordenkliche Verwilligungen Eigenthümer des Zehnten geworden zu ſein, und machte von Neuem den ſo oft wiederholten Grund von der Länge des Beſitzes geltend, welcher nichts beweiſ't, da dieſem Rechtstitel zufolge Alles, ſelbſt die Tyrannei, durch den bloßen Beſitz rechtmäßig würde. Man antwortete ihm, daß der Zehnte nichts

als bloße Nutznießung ſei, daß er nicht vererbt werden könne und ſonach den Grundcharacter des Eigenthums entbehre, und daß er augenſcheinlich nur eine zu Gunſten der Geiſtlichkeit eingeführte Steuer ſei, welche mit einer andern zu vertauſchen, dem Staate unbezweifelt das Recht zuſtehe. Der Stolz der Geiſtlichkeit lehnte ſich aber gegen den Gedanken auf, eine Beſoldung anzunehmen und ſie beklagte ſich mit vieler Heftigkeit; aber Mirabeau, der die Blitze der Vernunftgründe und der Ironie im entſcheidenden Augenblicke trefflich zu ſchleudern verſtand, entgegnete den Widerſtrebenden: „er kenne nur drei Mittel in der Geſellſchaft fortzukommen: als Dieb, oder Bettler, oder Beſoldeter," und der Clerus erkannte endlich, daß es an der Zeit ſei, das freiwillig aufzugeben, was ſich nicht mehr vertheidigen ließ. Die Landgeiſtlichen namentlich, welche bald einſahen, daß ſie von dem in der Verſammlung herrſchenden Rechtsgefühl Alles zu gewinnen hatten, und daß es mehr auf den ſchwelgeriſchen Ueberfluß der Prälaten abgeſehen ſei, ſtanden zuerſt von ihren Forderungen ab. Hierauf wurde die gänzliche Aufhebung des Zehnten mit dem Zuſatze decretirt, daß der Staat den für den Cultus erforderlichen Aufwand übernehmen und daß bis dahin der Zehnte noch fort erhoben werde. Dieſer letzte, von nothwendiger Rückſicht gebotene Vorbehalt hatte indeß bereits alle Bedeutung verloren. Das Volk wollte ihn nicht mehr geben, es hatte ſchon vor Erlaſſung jenes Decrets ſich deſſen geweigert, und als die Nationalverſammlung das Lehnweſen aufhob, exiſtirte es factiſch ſchon nicht mehr. Den 13. Auguſt wurden ſämmtliche Beſchlüſſe dem Monarchen vorgelegt, welcher den Titel eines Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freiheit annahm und dem deshalb veranſtalteten Te Deum beiwohnte, wobei der Präſident der Nationalverſammlung ſich ihm zur Rechten befand und ſämmtliche Deputirten ihn umſtanden.

So wurde die wichtigſte Reform der Revolution vollbracht, indem die Verſammlung dabei eben ſo viel Kraft als Beſonnenheit entwickelt hatte. Unglücklicher Weiſe weiß aber das Volk niemals mit Mäßigung in die Ausübung ſeiner Rechte wieder einzutreten. Grauſamkeiten und die empörendſten Gewaltthätigkeiten wurden im ganzen Königreiche verübt, fortwährend ſteckte man Schlöſſer in Brand, und die Fluren waren von Zügen

Staatliche Bibliothek Bamberg

überſchwemmt, welche mit unerſättlicher Gier von dem ihnen ſo neuen Rechte Gebrauch machten. Sie verbreiteten ſich über Reviere, welche ſeither ausſchließlich den Jagdfreuden ihrer Unterdrücker vorbehalten geweſen, und richteten darin die furchtbarſten Verwüſtungen an. Jede Uſurpation unterliegt zuletzt einem traurigen Rückfall, und wer nur immer ſich ſolche Anmaßung geſtattet, vergeſſe doch nicht, daß einſt ſeine Nachkommen mindeſt ſeine Schuld zu büßen haben.

Die Ereigniſſe drängten ſich fortan mit wachſender Schnelle. Seit dem 7. Auguſt waren die Miniſter aufs Neue wieder vor der Verſammlung erſchienen, um ihr über den Zuſtand des Königreichs Bericht abzuſtatten. Der Siegelbewahrer hatte die vorgefallenen ſchreckenerregenden Unordnungen, Necker, den traurigen Zuſtand der Finanzen offen dargelegt. Die Verſammlung nahm dieſe zwiefache Trauerbotſchaft mit Schmerz, aber ohne Entmuthigung entgegen. Den 10. erließ ſie ein Decret über die öffentliche Ruhe, durch welches den Munizipalitäten aufgegeben wurde, durch ſofortige Zerſtreuung aller aufrühreriſchen Zuſammenrottungen für die öffentliche Ruhe zu wachen. Jeder gewöhnliche Ruheſtörer ſollte den Gerichtsbehörden überliefert, diejenigen aber, welche lügenhafte Schreckensnachrichten verbreitet, oder ſich falſcher Ordres bedient, oder ſonſt zu Gewaltthätigkeiten aufgereizt hätten, eingezogen und die Acten an die Nationalverſammlung eingeſendet werden, um ſolchergeſtalt den Unruhen auf den Grund zu kommen. Die Nationalmiliz und die regulairen Truppen ſollten zur Verfügung der Munizipalität geſtellt werden und der Nation, dem Könige, nnd dem Geſetze Treue ſchwören. Es iſt dis derſelbe Eid, der ſeitdem der Bürgereid genannt wird.

Neckers Bericht über die Finanzen war höchſt beunruhigend. Eben das Bedürfniß neuer finanzieller Hilfsquellen hatte die Regierung genöthigt, bei einer Nationalverſammlung Hilfe zu ſuchen; dieſe war ſofort nach ihrer Zuſammenberufung mit der Staatsgewalt in Streit gerathen, und nur auf das dringende Bedürfniß bedacht, verfaſſungsmäßige Garantien zu erhalten, hatte ſie es verabſäumt die Staatseinkünfte zu ſichern. Auf Necker allein laſtete die ganze Finanzverwaltung. Wäh-

Staatliche Bibliothek Bamberg

rend Bailly mit der Sorge für Herzuſchaffung der Lebensmittel in die Hauptſtadt fortwährend den ängſtlichſten Verlegenheiten preisgegeben war, wurde Necker von weniger für den Augenblick dringlichen, aber weit ausgedehnteren Anſprüchen gequält, und ſtrengte, verſunken in mühſelige Rechnungen und von tauſend Kümmerniſſen gefoltert, alle ſeine Kräfte an der öffentlichen Noth abzuhelfen, überſah aber lediglich mit ſeinen Finanzfragen beſchäftigt, dabei ganz, daß die National-Verſammlung ſich nur der Erörterung politiſcher Fragen hingab. Necker und die National-Verſammlung, Beide gänzlich von ihrem Gegenſtande eingenommen, hatten für nichts Anderes Auge und Ohr. Man darf jedoch hierbei nicht vergeſſen, daß wenn Neckers Beſorgniſſe in der gegenwärtigen Noth ihre Rechtfertigung fanden, die Zuverſicht der Verſammlung durch die höhere Richtung ihrer Blicke in eine ferne Zeit verzeihlich wurde. Dieſe Verſammlung, die Frankreich und ſeine Zukunft umfaßte konnte ſich dem Wahne nicht hingeben, daß dis ſchöne Land, zwar für den Augenblick tief verſchuldet, für immer in Dürftigkeit verſinken ſollte.

Necker fand bei ſeinem Eintritt in das Miniſterium im Auguſt 1788, nicht mehr als 400 Millionen Franks im Schatze vor. Er hatte mit vieler Mühe dem augenblicklichen Nothſtande abgeholfen, ſeit der Zeit aber hatten die Verhältniſſe die Bedürfniſſe geſteigert und die Hilfsquellen verringert. Man hatte Getreide aufkaufen, es unter dem Preiſe wieder losſchlagen, bedeutende Almoſen austheilen und öffentliche Arbeiten zur Beſchäftigung der Arbeiter unternehmen müſſen. Zu dieſem letzten Zwecke allein waren täglich aus dem Schatze zwölftauſend Franken verabreicht worden. Zu gleicher Zeit hatten ſich die Ausgaben gemehrt und die Einnahmen vermindert. Die Herabſetzung des Salzpreiſes, die Verzögerung der Gehaltszahlungen, und die hier und da ganz unumwundene Weigerung die Steuern zu entrichten, die bewaffneten Schleichhändlerbanden, die Zerſtörung der Barrièren, die Vernichtung der Einnahmejournale und Ermordung der Zollbeamten Alles das hatte dazu beigetragen, einen Theil der Einkünfte ganz verſiegen zu laſſen. In Folge deſſen verlangte Necker eine Anleihe von

30 Millionen. Der erſte Eindruck welchen ſein Bericht machte war ſo groß, daß man anfangs durch bloße Acclamation für die Anleihe ſtimmen wollte, aber dieſes erſte Feuer legte ſich ſchnell. Man zeigte bald offenbaren Widerwillen gegen jede neue Anleihe, und verwickelte ſich zugleich in Widerſprüche mit ſich ſelbſt, indem man ſich dabei wiederum auf die Vollmachten berief, welche jede neue Steuerbewilligung vor Gewährung einer Conſtitution unterſagten, obſchon man dieſe Vollmachten bereits für unverbindlich erkannt hatte, ja man ging ſo weit, ſchon jetzt die Berechnung der ſeit den letzten Jahren eingegangenen Summen zu verlangen, gleich als traue man dem Miniſter nicht mehr. Inzwiſchen gebot denn doch die unausweichliche Nothwendigkeit die Staatsbedürfniſſe zu decken, endlich die Bewilligung einer Anleihe; aber man änderte dabei den Plan des Miniſters ab und reducirte die Zinſen auf vier und ein halb Procent, in der trügeriſchen Hoffnung auf einen Patriotismus, der zwar wohl in der Nation ſich regte, keineswegs aber von Staatsgläubigern von Profeſſion zu erwarten ſtand, die doch meiſt allein auf dergleichen Finanzſpeculationen eingehen. Dieſer erſte Fehler war einer von denen, welche die Ständeverſammlungen gewöhnlich zu begehen pflegen, wenn ſie den mit genauer Sachkenntniß von einem Miniſter entworfenen Plan, der die Anſichten von vielen hundert Speculanten dabei im Auge haben muß, nach eignem willkührlichen Ermeſſen abändern wollen und es war dabei leicht zu bemerken, wie der Geiſt der Nation allmählig anfing, ſich nicht mehr in die zaghaften Beſorgniſſe des Miniſters zu fügen.

Nachdem dieſe für die öffentliche Ruhe und den Staatshaushalt unerlaßlichen Sorgen beigelegt waren, zog man aufs Neue die Erklärung der Menſchenrechte in Berathung. Die erſte Anregung hierzu war von Lafayette ausgegangen, der ſie ſeinerſeits wieder den Amerikanern entlehnt hatte. Die Verhandlungen hierüber, zuerſt durch die Revolution vom 14. Juli unterbrochen, ſodann am 1. Auguſt wieder aufgenommen und durch die Discuſſionen über Aufhebung des Feudalſyſtems von Neuem vertagt, wurden wiederum fortgeſetzt und endlich am 12. Auguſt definitiv erledigt. Dieſe Idee hatte etwas Impo-

ſantes, das auch die Verſammlung electriſirte. Der hochſtrebende Aufflug, welchen die Geiſter genommen, machte ſie allen großartigen Ideen geneigt, und dieſem Geiſtesflug verdankte ſie denn auch ihr Vertrauen, ihren Muth ſammt allen ihren guten und nachtheiligen Beſchlüſſen. So wurde denn auch dieſe Idee mit Feuereifer ergriffen, um ſie ſofort zur Ausführung zu bringen. Hätte es ſich nur darum gehandelt, einige, von der unumſchränkten Gewalt, deren Joch man ſo eben abgeworfen, zur Ungebühr verläugneten Rechtsgrundſätze, wie die Steuerbewilligung, freie Religionsausübung, Preßfreiheit, miniſterielle Verantwortlichkeit geltend zu machen, ſo würde dis weit weniger Schwierigkeiten gehabt haben. — Amerika und England hatten mit ihrem Beiſpiel dabei vorangeleuchtet, und Frankreich durfte nur noch in wenigen klaren und beſtimmten Sätzen ſeine neuen Verwaltungsgrundſätze feſtſtellen; aber dieſes Frankreich, welches mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen hatte und zu dem Naturzuſtande zurückzukehren gedachte, mußte darauf denken, eine vollſtändige Erklärung aller Rechte des Menſchen und des Bürgers zu erlaſſen. Man ſprach gleich anfangs über die Nothwendigkeit und das Gefährliche einer ſolchen Erklärung und discutirte unnützerweiſe und viel zu viel über dieſen Gegenſtand, da eine ſolche dem Volksverſtande unzugängliche, aus Formeln zuſammengeſetzte Erklärung an ſich weder ſonderlichen Nutzen noch Schaden bringen konnte, weil ſie nur für eine kleine Zahl philoſophiſcher Geiſter, welche in der Regel allen Volksaufſtänden fremd bleiben, von einigem Intereſſe war. Endlich entſchied man ſich doch dahin, daß ſie erlaſſen und an die Spitze der Conſtitutionsacte geſtellt werden ſollte. Aber ſie wollte auch beſonders gefaßt ſein, und darin eben lag die größte Schwierigkeit. Was iſt ein Recht? Alles, was dem Menſchen gebührt. Aber auch alles Gute, was man den Menſchen nur immer erzeugen kann, gebührt ihnen; jede vernünftige Regierungsmaßregel wird ſomit zum Rechte. In der That enthielten auch alle vorgeſchlagenen Entwürfe mehr die Definition des Geſetzes, die Modalität ſeiner Abfaſſung, das Princip der Souverainität und dergleichen mehr, und man wandte mit Recht dagegen ein, daß dis keine Rechte, ſondern nur all-

gemeine Maximen ſeien; indeß es kam jetzt nun einmal darauf an, ſich über dieſe Maximen öffentlich auszuſprechen. Mirabeau rief endlich ungeduldig; „Laſſen wir das Wort „Recht“ ganz aus dem Spiele und ſagen kurz: In dem Intereſſe Aller wird hiemit erklärt .....“ Nichts deſto weniger zog man den vollklingenderen Titel: „Erklärung der Rechte“ vor, unter welchem letzteren, Maximen, Principien, Definitionen, kurz Alles unter einander wirrte. Aus dieſem bunten Gemiſch bildete man die berühmte Declaration, welche an der Spitze der Conſtitution von 91 ſteht. Genauer betrachtet hatte dis keinen andern Nachtheil, als daß einige Sitzungen an einen philoſophiſchen Gemeinplatz verſchwendet wurden. Aber wer vermag die Geiſter zu tadeln, wenn ſie ſich von ihrem Gegenſtande berauſchen laſſen? Und wer hat das Recht, verächtlich auf die unvermeidliche Befangenheit der Gemüther in den erſten Augenblicken des Enthuſiasmus herabzuſehen?

Es war endlich an der Zeit, zu den Arbeiten des Conſtitutionsentwurfs ſelbſt zu ſchreiten. Allgemein war man der Präliminarverhandlungen über dieſen Gegenſtand müde, und ſchon discutirte man außerhalb der Verſammlung die Fundamentalfragen. Die engliſche Conſtitution war das Vorbild, welches ſich hierbei wie von ſelbſt den helleren Geiſtern aufdrängte, weil ſie zugleich die Vergleichsacte bildet, welche in England in Folge der zwiſchen dem König, der Ariſtokratie und dem Volke ſtatt gehabten Zwiſte zu Stande gekommen iſt. Dieſe Conſtitution beſteht ihrem eigentlichen Weſen nach aus zwei Kammern und dem königlichen Sanctionsrechte. Die Geiſter aber verlangten in ihrem erſten Aufſchwunge nur nach den einfachſten Ideen; ein Volk, welches ſeinen Willen ausſpricht und ein König, welcher ihn in Ausführung bringt, erſchienen daher auch jetzt als die einzige legitime Verwaltungsform. Der Ariſtokratie durch eine eigne hohe Kammer einen gleichen geſetzgebenden Antheil, wie ihn die Nation beſaß, und dem Könige in der Sanction der Geſetze das Recht zu gewähren, dem Nationalwillen entgegen zu treten, erſchien ihnen thörigt. „Die Nation beſchließt, der König vollſtreckt“: von dieſen einfachen Elementen entfernten ſich die Geiſter nicht und ſie

wähnten noch, die Monarchie zu wollen, weil ſie ſich noch einen König als Vollſtrecker des Nationalwillens dachten. Die wahre Monarchie, wie ſie ſich ſelbſt in den Staaten findet, welche man als frei annimmt, iſt die Herrſchaft eines Einzigen, welcher durch die Mitwirkung der Nation Grenzen geſetzt ſind. Der Wille des Fürſten thut dort in der That beinahe Alles und der der Nation iſt nur auf die Verhinderung des Böſen beſchränkt, ſei es durch Verweigerung der Steuern, oder durch die ihr zum dritten Theile gebührende Mitwirkung bei der Geſetzgebung. Aber von dem Augenblicke an, wo die Nation verfügen kann, was und wie ſie will, ohne daß der König ſein Veto dem entgegen ſetzen darf, iſt der König nichts mehr als eine Magiſtratsperſon, und man hat eine Republik mit Einem Conſul ſtatt mehrerer. Polens Verfaſſung wurde, obgleich ein König an der Spitze ſtand, nie Monarchie, ſondern ſtets eine Republik genannt; auch in Lacedämon gab es einen ſolchen König.

Die Monarchie im reinen Sinne des Wortes bedarf daher großer Zugeſtändniſſe von Seiten des Volksgeiſtes; aber, nachdem dieſer ſo lange Zeit gar nichts gegolten, konnte er im erſten Enthuſiasmus unmöglich hierzu geneigt ſein. So hatte man die Republik ſchon im Sinne, ehe man es noch auszuſprechen wagte, und man war Republikaner ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Man drückte ſich auch keineswegs in den Berathungen mit der nöthigen Klarheit dabei aus, und trotz des Genies und des ſeltenen Wiſſens das ſich in der Verſammlung vorfand, ward dieſe Frage doch falſch behandelt und wenig verſtanden. Die Anhänger der engliſchen Conſtitution, Necker, Mounier, Lally, erkannten das Weſen der conſt. Monarchie nicht, und hätten ſie es auch erkannt, ſo würden ſie doch nicht gewagt haben, der Verſammlung unumwunden zu erklären, daß der Wille der Nation nicht allmächtig ſein dürfe, und daß er weniger thätig eingreifend ſondern nur hemmend ſein müſſe. Sie wiederholten nur unaufhörlich: der König müſſe den Ausſchreitungen einer Stände-Verſammlung Einhalt thun können, und um das Geſetz willig und zweckgemäß in Ausführung zu bringen, Selbſt zu ſeiner Abfaſ-

ſung mitgewirkt haben, und endlich müſſe auch zwiſchen der geſetzgebenden und der vollziehenden Gewalt Uebereinſtimmung herrſchen. Dieſe Gründe waren ſämmtlich ſchlecht gewählt und höchſt unhaltbar. Es war in der That eine Thorheit, nachdem man einmal eine Nationalſouverainität anerkannt, ihr den einzigen Willen des Königs entgegenſetzen zu wollen.*)

Beſſer vertheidigten ſie das Zweikammerſyſtem, weil ſich in der That ſelbſt in einer Republik höhere Klaſſen finden, welche ſich durch Vertheidigung der alten Inſtitutionen gegen die neuen dem allzureißenden Vorwärtsſchreiten des aufſtrebenden Volkes entgegenſtellen ſollen. Aber dieſe hohe Kammer, welche noch unentbehrlicher als die königliche Prärogative erſchien, weil es kein Beiſpiel einer Republik ohne Senat giebt, wurde mit noch weit größerer Heftigkeit als das königliche Beſtätigungsrecht zurückgewieſen, weil man noch erbitterter gegen die Ariſtokratie als gegen das Königthum ſelbſt war. Die Einführung einer hohen Kammer ward ſchlechthin unmöglich, weil Niemand ſie wollte; ihr widerſetzte ſich der niedere Adel, weil er darin keine Plätze für ſich fand, ihr ſtrebten die Alles auf's Spiel ſetzenden Privilegirten entgegen, weil ſie das Schlimmſte in allen Dingen herbeigeführt wünſchten; gegen ſie erklärte ſich endlich die Volkspartei, weil ſie die Ariſtokratie nicht eine Stellung einnehmen laſſen wollte, von wo aus ſie den Nationalwillen beherrſchen konnte. Mounier, Lally und Necker waren beinahe die Einzigen, welche eine erſte Kammer wünſchten. Sieyes, durch die eigne Abgeſchloſſenheit ſeines Geiſtes oft zu Irrthümern verleitet, mochte weder von zwei Kammern noch von der königlichen Sanction etwas wiſſen. Er betrachtete die Geſellſchaft als eine Einheit, und nach ihm hatte die Maſſe ohne Unterſchied von Ständen zu beſchließen, der König aber als die einzige Magiſtratsperſon zu vollziehen. Daher behauptete er in voller Ueberzeugung, daß Monarchie und Republik ein und daſſelbe ſeien, weil nach ihm der Unterſchied nur in der Zahl der mit Vollſtreckung der Geſetze beauftragten Magiſtratsperſonen beſtand. Das Hervorſtechende im Geiſte Sieyes's war

---

*) Siehe Note 5. am Ende des Bandes.

die Verkettung, das heißt, die ſtrenge folgerechte Verbindung ſeiner eigenthümlichen Ideen. Er verſtand nur ſich ſelbſt, aber weder die Natur der Dinge nach fremde von ſeinen Anſichten abweichende Geiſter. Er beherrſchte ſie zwar durch die Gewalt ſeiner ſtarren, feſt abgeſchloſſenen Theorie, aber überzeugte ſie nur ſelten; ſo mußte er, da er weder ſein Syſtem zerſtückeln laſſen wollte, noch deſſen gänzliche Annahme durchzuſetzen vermochte, gar bald verdrüßlich werden. Mirabeau, ein klarer, Alles ſchnell auffaſſender und gewandter Kopf, ſtand in ſeiner Kenntniß der Staatswiſſenſchaft weit über der Verſammlung; auch er verwarf daher das Zweikammerſyſtem nicht ſowohl aus Ueberzeugung, als im richtigen Gefühl daß deſſen Einführung gegenwärtig unmöglich ſei, vielleicht auch aus Haß gegen die Ariſtokratie. Er vertheidigte dagegen die königliche Prärogative der Sanction der Geſetze aus Hinneigung zur Monarchie, wie er ſolche ſchon bei Eröffnung der Generalſtaaten durch die Aeußerung an den Tag gelegt hatte, daß er ohne dieſe Sanction der Geſetze lieber in Conſtantinopel als in Paris leben wolle. Barnave, Düport und Lameth konnten mit Mirabeau hierin nicht einerlei Meinung ſein; ſie mochten eben ſo wenig von einer erſten Kammer, als von der königlichen Sanction etwas hören; aber minder hartnäckig als Sieyes, zeigten ſie ſich einer Modifizirung ihrer Meinung geneigt, indem ſie dem Könige und der hohen Kammer ein bloßes ſuspenſives Veto, das heißt das Recht beigelegt wiſſen wollten, ſich eine Zeit lang dem Nationalwillen, wie er ſich in der zweiten Kammer ausgeſprochen, zu widerſetzen.

Die erſten Berathungen begannen den 28. und 29. Auguſt. Die Partei Barnave wollte mit Mounier unterhandeln, der als der Hartnäckigſte an der Spitze der Partei ſtand, welche für die engliſche Conſtitution war. Der Unbeugſamſte mußte zunächſt gewonnen werden, daher wandte man ſich vor Allen an ihn. Mehrere Conferenzen hatten deshalb Statt gefunden. Als man aber die Unmöglichkeit erkannte, ihn von einer Meinung abzubringen, die ihm zur geiſtigen Gewohnheit geworden, willigte man endlich in dieſe ihm ſo am Herzen liegenden engliſchen Formen, jedoch nur unter der Bedingung, daß, indem man der Volkskammer eine Kammer der Pairs und einen König entgegenſetze, Beiden ein ſuspenſives Veto zukomme, und daß überdis der

König die Kammer nicht auflöſen dürfe. Mouniers Antwort war vollkommen die eines von der Richtigkeit ſeiner Meinung überzeugten Mannes; er ſagte, daß die Wahrheit nicht ſein Eigenthum ſei, von dem er einen Theil opfern könne, um den andern zu retten. So gab er beide Inſtitutionen Preis, indem er ſie keiner Einſchränkung unterwerfen wollte; und wäre dem wirklich ſo, daß die Conſtitution von 91. durch Beſeitigung einer erſten Kammer den Umſturz des Throns verſchuldet hat, was aber, wie wir noch ſehen werden keineswegs der Fall war, ſo würden Mounier deshalb große Vorwürfe treffen. Dieſer Deputirte war nicht leidenſchaftlich aber hartnäckig; ſein Syſtem lag in ihm ſo fertig wie bei Sieyes, und er ſetzte lieber Alles aufs Spiel, als daß er nur irgend von ſeiner Ueberzeugung gewichen wäre. Voll Verdruß brach man die Unterhaltung ab, drohte Mounier mit Paris und der öffentlichen Meinung, und ſchickte ſich an den Einfluß geltend zu machen, womit man ihn bedrohtt hatte *).

Dieſe Fragen ſpalteten das Volk eben ſo wohl wie die Repräſentanten, das, ohne dieſelben zu verſtehen, dafür und dawider Partei nahm. Man hatte ſie alle unter dem kurzen und ſchnell fertigen Worte Veto zuſammengefaßt. Man wollte das Veto oder wollte es nicht, und dis hieß eben ſo viel: man wolle die Tyrannei oder ſei gegen dieſelbe. Das gemeine Volk, welches auch nicht einmal dis verſtand, nahm endlich gar das Veto für eine Steuer welche man aufheben müſſe, oder für einen Feind welcher den Strang verdiene, und wollte ihn daher an einen Laternenpfahl aufhängen**).

Das Palais Royal vorzüglich war in der größten Gährung. Dort kamen die Heftigſten zuſammen, welche ſelbſt die in den Diſtricten vorgeſchriebenen formellen Geſetze noch zu läſtig fanden und auf die Stühle ſtiegen, das Wort nahmen ohne zuvorderſt darum zu bitten, und bald ausgepfiffen, bald von einer unermeßlichen Volksmenge im Triumph einhergetragen wurden,

---

*) Siehe Note 6. am Ende des Bandes.

**) Zwei Landbewohner ſprachen vom Veto. — „Weißt Du, was das Veto für ein Ding iſt?“ fragte der Eine. — Nein. — Nun ſiehſt Du, Du haſt Deinen Napf voll Suppe; wenn nun der König ſagt: gieß' Deine Suppe weg! ſo mußt Du ſie wegſchütten!“

welche die gehörten Vorſchläge alsbald in Ausführung bringen wollte. Der ſchon früher genannte Camille Desmoulins, zeichnete ſich hierbei durch die Begeiſterung, Originalität und den Cynismus ſeines Geiſtes ganz beſonders aus, und ohne gerade grauſam zu ſein, verleitete er doch ſehr oft zu ſolchen. Nächſt ihm ſah man noch hier einen alten Marquis, Namens Saint-Hurugue, welcher, lange Zeit wegen Familienzwiſte in der Baſtille gefangen gehalten, gegen die Regierung bis zum Wahnſinn erbittert war. Mit jedem Tage wiederholten ſie hier die Aufforderung: man müſſe nach Verſailles gehn und den König ſo wie die Verſammlung wegen der Saumſeligkeit, womit ſie das Wohl des Volkes verzögerten, zur Rechenſchaft ziehen. Lafayette hatte die größte Noth, ſie durch immerwährende Patrouillen in Zaum zu halten. Schon beſchuldigte man die Nationalgarde, daß ſie ariſtokratiſch geſinnt ſei. „Im Ceramicus zu Athen, ſagte Desmoulins, gab es keine Patrouillen!" Sogar der Name Cromwell wurde neben dem von Lafayette genannt. Eines Tags, es war an einem Sonntag den 30. Auguſt, ward im Palais Royal eine Motion beſondern Inhalts geſtellt; man klagt Mounier förmlich an, ſpricht davon, daß Mirabeau in Lebensgefahr ſei und ſchlägt vor nach Verſailles zu gehen, um das bedrohte Leben des Letztern zu wahren. Unterdeſſen vertheidigte Mirabeau die Sanction, ohne jedoch aus ſeiner Rolle als Volkstribun zu fallen, und ohne darum weniger als ſolcher in den Augen des Volkes zu erſcheinen. Saint-Hurugue begiebt ſich an der Spitze mehrer Exaltirten auf die Straße nach Verſailles, um, wie ſie ſagten, die Nationalverſammlung zu veranlaſſen, ihre unredlichen Mitglieder auszuweiſen und andere an ihre Stelle zu ernennen, den König aber und den Dauphin zu bitten, ſich nach Paris in die Mitte des Volks in Sicherheit zu begeben. Lafayette eilt herbei, hält ſie an und bewegt ſie zur Rückkehr. Den darauf folgenden Tag, Montags den 31., kamen ſie aber auf's Neue zuſammen, und erließen eine Adreſſe an die Gemeine, worin ſie die Zuſammenberufung der Bezirke verlangen, um das Veto zu mißbilligen, und die Deputirten, welche es aufrecht zu erhalten ſuchen, zurückzurufen und andere an ihre Stelle zu erwählen. Die Gemeine weiſ't ſie zweimal mit der entſchiedenſten Feſtigkeit zurück. Unterdeſſen herrſchte die größte Aufregung in der National-

Verſammlung. Die Mißvergnügten hatten an die bedeutendſten Deputirten Briefe voll Drohungen und Schmähungen erlaſſen, einer derſelben war mit dem Namen Saint-Hurugue unterzeichnet. Montags den 31. zeigte Bailly bei Eröffnung der Sitzung an, daß er einen Deputirten des Palais-Royal empfangen, welcher ihn aufgefordert, ſich von den ſchlechten Bürgern welche das Veto vertheidigten, zu trennen und dabei zugleich bemerkt habe, daß eine Armee von 20,000 Mann marſchfertig ſei. Auch Mounier las ſeinerſeits Briefe vor die er empfangen, und ſchlug vor die geheimen Urheber dieſer Machinationen feſtzunehmen und drängte die Verſammlung, dem Denuncianten einen Preis von 500,000 Franken auszuſetzen. Eine tumultuariſche Aufregung war die Folge dieſes Vorſchlages. Dûport behauptete, es ſei gegen die Würde der Verſammlung, ſich mit ſolchen Einzelnheiten zu befaſſen. Mirabeau theilte gleicherweiſe Briefe mit, welche an ihn geſchrieben worden waren, und worin er von den Feinden des öffentlichen Wohls nicht viel beſſer als Mounier behandelt wurde. Die Verſammlung ging zur Tagesordnung über, und Saint-Hurugue, welcher den einen der mitgetheilten Briefe unterzeichnet hatte, wurde auf Befehl der Commun eingeſperrt.

Man berieth jetzt auf einmal die drei Fragen: über die Permanenz der Verſammlungen, über das Zweikammerſyſtem und das Veto. Die Permanenz wurde beinahe einſtimmig angenommen. Man hatte zu ſehr unter der langen Unterbrechung der Nationalverſammlung gelitten, um nicht ihre Permanenz zu beſchließen. Hierauf ging man ſogleich auf die große Frage der Einheit des geſetzgebenden Körpers über. Die Tribunen waren von einer zahlreichen und lärmenden Verſammlung eingenommen, und viele Deputirte zogen ſich zurück. Der Präſident, damals der Biſchof von Langres, bemüht ſich vergeblich, ſie zurückzuhalten; ſie entfernen ſich in großer Anzahl. Von allen Seiten dringt man mit großem Geſchrei auf Abſtimmung. Noch einmal verlangt Lally das Wort: man verweigert es ihm und macht es dem Präſidenten zum Vorwurfe, ihn auf die Tribune gelaſſen zu haben; ein Mitglied erlaubt ſich ſogar zu fragen, ob er nicht müde ſei, die Verſammlung zu beläſtigen. Von dieſen Worten beleidigt, verläßt der Prä-

ſident ſeinen Stuhl, und die Berathung wird nochmals ausgeſetzt. Den andern Tag am 10. September verlieſt man eine Adreſſe der Stadt Rennes, worin ſie das Veto für unzuläſſig, und die dafür Stimmenden für Vaterlandsverräther erklärt. Mounier und ſeine Anhänger, höchlichſt erbittert, ſchlagen vor, der Munizipalität einen tüchtigen Verweis zu geben. Mirabeau entgegnet, daß die Verſammlung nicht beauftragt ſei, den Munizipalbeamten gute Lehren zu geben, und daß man darüber zur Tagesordnung übergehn müſſe. Die Zwei-Kammer-Frage wird endlich votirt und mitten unter lärmendem Freudengeſchrei, die Einheit und Untheilbarkeit der Verſammlung beſchloſſen. 499 Stimmen erklären ſich für Eine Kammer, 89 für zwei, 122 Stimmen fehlten, da viele Deputirte ſich aus Furcht zurückgezogen hatten.

Endlich kommt die Frage über das Veto an die Reihe. Man hatte einen vermittelnden Ausdruck, den des ſuspenſiven Veto gefunden, welches das Geſetz nur auf einige Zeit, während einer oder mehrerer Legislaturen aufhalten können ſollte. Man betrachtete dis wie eine Berufung an das Volk, weil der König, indem er ſich an eine neue National-Verſammlungen wendet und dieſer bei fortwährendem Widerſtande nachgiebt, in der That an die National-Autorität Recurs nimmt. Mounier und ſeine Anhänger widerſetzten ſich dem; ſie hatten Recht nach dem Syſteme der engliſchen Monarchie, wo der König die Nationalrepräſentanten befragt, aber nimmer ihnen gehorcht, aber ſie hatten Unrecht in der Lage, in welcher ſie ſich jetzt befanden. Sie hätten, ſagten ſie, nur einem übereilten Entſchluſſe vorbeugen wollen. Nun aber brachte in der That das ſuspenſive Veto dieſelbe Wirkung wie das abſolute hervor. Blieben die Repräſentanten dabei, ſo that ſich hierdurch der Wille der Nation unzweideutig kund; legte man aber dieſem die Souverainität bei, ſo war es thörigt, ihm auf ſo unbeſtimmte Weiſe widerſtehn zu wollen.

Das Miniſterium fühlte wohl, daß das ſuspenſive Veto materiell von gleicher Wirkung mit dem abſoluten ſei; Necker rieth daher dem Könige, ſich in den Vortheil eines freiwilligen Opfers zu ſetzen und in einem beſondern Schreiben an die Ver-

ſammlung das ſuspenſive Veto zu verlangen. Das Gerücht hiervon verbreitete ſich ſehr bald und man kannte im Voraus ſchon Zweck und Geiſt dieſer Schrift. Sie wurde den 11. September eingegeben, aber Jeder kannte ſchon ihren Inhalt. Jedenfalls ſollte man glauben, Mounier habe, da er das Intereſſe des Thrones unterſtützte, nichts anders als den Thron ſelbſt im Auge gehabt; aber die Parteien haben ſehr oft ein von denen, welchen ſie dienen, verſchiedenes Intereſſe. Mounier wies dieſe Vermittelung zurück und behauptete, man müſſe, wenn der König auch freiwillig einer der Nation nützlichen Prärogative entſage, dieſelbe ihm, ſeinem eignen Willen entgegen, um des öffentlichen Wohles willen bewahren. Die Rollen wechſelten dismal und die Gegner des Königs unterſtützten dabei ſeine Dazwiſchenkunft; aber alle ihre Mühe war umſonſt und jenes Schreiben wurde mit Härte zurückgewieſen. Man begann aufs Neue ſich über die Bedeutung des Wortes Sanction zu ſtreiten und verhandelte die Frage, ob ſie insbeſondre bei Gewährung einer Verfaſſung erforderlich ſei. Nachdem man es aber herausgehoben, daß die conſtituirende Gewalt über der conſtituirten ſtehe, wurde angenommen, daß die Sanction ſich zwar auf geſetzgebende, aber keineswegs auf conſtitutive Handlungen erſtrecke, welche letztere blos der Promulgation bedürften. Sechs hundert drei und ſiebzig Stimmen erklärten ſich für das ſuspenſive und dreihundert fünf und zwanzig für das abſolute Veto. So wurden die Fundamentalartikel der neuen Conſtitution beſchloſſen, Mounier und Lally-Tolendal aber nahmen ſofort ihre Entlaſſung als Mitglieder des Verfaſſungscomité.

Man hatte ſeither eine Maſſe von Decreten erlaſſen, ohne ſie jemals der königl. Genehmigung zu unterlegen; die Artikel des 4. Auguſt aber beſchloß man dem Könige zu überreichen. Es handelte ſich hierbei nur um die Frage, ob, je nachdem man ſie als legislativ oder als conſtitutiv betrachtete, für ſie die königl. Genehmigung (Sanction) oder nur die bloße Veröffentlichung (Promulgation) gefordert werden ſolle. Maury und ſelbſt Lally-Tolendal behaupteten unklugerweiſe, ſie ſeien legislativ und verlangten daher für ſie die Sanction, gleich als erwarteten ſie von Seiten der königl. Gewalt irgend eine hemmende Maßregel dagegen.

Mirabeau jedoch, mit einem durchdringenden Blicke begabt, wandte damals ein, daß die Einen dieſer Artikel das Feudalweſen aufhöben und daher unzweifelhaft conſtitutiver Art ſeien, die andern aber nichts als eine freie und edelmüthige Verzichtleiſtung des Adels und der Geiſtlichkeit enthielten, und wie ohne Zweifel weder Adel noch Geiſtlichkeit wünſchen würden, daß der König ihre Opfer widerrufe. Chapelier fügte hinzu, daß man die Zuſtimmung des Königs gar nicht einmal als nothwendig vorauszuſetzen brauche, da ja derſelbe den Titel eines Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freiheit angenommen und dem deshalb veranſtalteten Te Deum beigewohnt habe. In Folge deſſen erſuchte man den König um bloße Promulgation jener Geſetze.*)

Ein Mitglied brachte plötzlich die Erblichkeit der Krone und die Unverletzlichkeit der Perſon des Königs zur Berathung. Die Verſammlung, welche in dem Könige noch immer aufrichtig die erſte erbliche Magiſtratsperſon erblickte, nahm beide Artikel durch bloße Acclamation an und ſchlug zugleich die Unverletzlichkeit des muthmaßlichen Thronerben vor; aber der Herzog von Mortemart bemerkte ſogleich, daß ſchon manche Söhne die Entthronung ihrer Väter verſucht hätten, und man ſich der Mittel dem zu begegnen, nicht berauben dürfe. Aus dieſem Grunde wurde die Propoſition verworfen. Der Deputirte Arnoult ſchlug bei dem Artikel über die Erblichkeit im Mannsſtamme und von Linie zu Linie vor, die im Utrechter Tractate ausgeſprochene Entſagung der ſpaniſchen Linie zu beſtätigen. Dem entgegnete man aber, daß eine Berathung hierüber unſtatthaft ſei, weil man ſich dadurch einen treuen Alliirten entfremden würde, welcher Anſicht auch Mirabeau beitrat und demgemäß auch die Verſammlung zur Tagesordnung überging. Auf einmal fiel es Mirabeau ein, um eine Erfahrung zu machen, die ihm aber ſehr übel ausgelegt worden iſt, dieſelbe Frage zu deren Beſeitigung er ſelbſt eben beigetragen hatte, wieder zur Discuſſion zu bringen. Das Haus Orleans concurrirte für den Fall des Ausſterbens der regierenden Linie mit dem ſpaniſchen Hauſe, und Mirabeau hatte die große Haſt bemerkt, mit welcher man zur Tagesordnung übergegangen war. Dem Intereſſe des Herzogs gänzlich fremd, obſchon mit ihm auf vertrautem

*) Dieſe Artikel wurden ihm den 20. September vorgelegt.

Fuße, wie er dis mit Jedermann zu ſein wußte, wollte er nichts deſto weniger über den Stand der Parteien dabei ins Klare kommen, und die Freunde und Feinde des Herzogs kennen lernen. Die Frage wegen der Regentſchaft bot ihm hierzu erwünſchte Gelegenheit; für den Fall einer eintretenden Minderjährigkeit nämlich durften die Brüder des Königs nicht zugleich die Vormünder ihres Neffen ſeien, weil ihnen als Erben des königlichen Mündels nur wenig an deſſen Erhaltung liegen konnte. Die Regentſchaft gehörte demnach den nächſten Verwandten, alſo entweder der Königin, oder dem Herzoge von Orleans oder dem ſpaniſchen Hauſe. Mirabeau ſchlug hierauf vor, die Regentſchaft nur einem Franzoſen von Geburt zu überlaſſen. „So weit ich die Localitäten in dieſer Verſammlung kennen gelernt — ſagte er — und nach der Gegend zu urtheilen, von welcher aus der Ruf nach der Tagesordnung zuerſt erſcholl, handelt es ſich hier um nichts Geringeres als um eine Fremd-Herrſchaft, und der Vorſchlag, die Berathung hierüber fallen zu laſſen, dem Anſcheine nach ein ſpaniſcher, iſt vielleicht nur ein öſterreichiſcher.“ Ein lautes Geſchrei erhebt ſich bei dieſen Worten; die Berathung beginnt aufs Neue mit der außerordentlichſten Heftigkeit, alle Gegner derſelben verlangen nochmals die Tagesordnung. Vergebens wiederholte ihnen Mirabeau, daß ſie dabei nur von dem einen Beweggrund, eine Fremdherrſchaft in Frankreich einzuführen, geleitet werden könnten, ſie blieben die Antwort darauf ſchuldig, weil ſie in der That einen Fremden dem Herzog von Orleans vorzogen. Endlich nach zweitägiger Discuſſion, erklärte man von Neuem, daß kein Grund zur Erörterung dieſer Frage vorliege. Mirabeau hatte aber erreicht was er wünſchte, indem die Parteien in dieſen Streite ſcharf hervortraten. Dieſer Verſuch verfehlte nicht gegen ihn als Anklagepunkt zu dienen, und von dieſem Tage an galt er Vielen für einen Agenten der Partei Orleans. —

Noch ganz erhitzt von dieſer Berathung, empfing die Verſammlung die Antwort des Königs auf die Artikel vom 4. Auguſt. Der König billigte den Geiſt derſelben, ertheilte aber einigen nur eine bedingte Zuſtimmung: in der Hoffnung daß ſie bei ihrer Anwendung einiger Beſchränkung unterworfen werden würden, und erneuerte bei den meiſten dieſelben Bedenken

welche ſchon in der Berathung geäußert, von der Verſammlung aber zurückgewieſen worden waren. Mirabeau beſtieg nochmals die Rednerbühne. „Wir haben, ſprach er, die Obmacht der conſtituirenden Gewalt über die vollziehende keiner genauen Prüfung unterziehen mögen; wir haben gewiſſermaßen einen Schleier auf dieſe Fragen geworfen (wirklich hatte die Verſammlung, ohne etwas Beſtimmtes in dieſer Beziehung zu beſchließen, nur zu ihren Gunſten im Allgemeinen die Art und Weiſe bezeichnet, wornach ſie zu beurtheilen ſeien); aber man macht uns jetzt unſere conſtituirende Gewalt ſtreitig, und dis fordert unſere Erklärung. Handle man redlich und offen! Wir räumen das Schwierige der Vollziehung ein, aber wir wollen ſie auch nicht übereilt wiſſen. Wir verlangen zwar die Abſchaffung aller käuflichen Staatsämter, aber wir ſetzen auch zugleich für die Betheiligten die Rückzahlung und zwar hypothekariſch feſt; wir erklären die Steuer, welche ſeither zur Beſoldung der Geiſtlichkeit diente, für den Ackerbau nachtheilig, aber wir beſchließen die fortwährende Erhebung des Zehnten bis zu deſſen Erſatz; wlr heben die Patrimonialgerichtsbarkeit auf, aber laſſen ſie ſo lange in Kraft, bis andere Gerichtsämter in ihre Stelle treten. Daſſelbe gilt auch von den andern Artikeln; ſie enthalten ſämmtlich nur jene Principien, deren Unwiderruflichkeit durch Promulgation geſichert werden muß. Aber ſelbſt angenommen, daß ſie unhaltbar wären, ſo ſind doch alle Geiſter zu ſehr davon eingenommen, als daß man ſie jetzt noch verweigern könnte. Laſſen Sie uns unumwunden dem Könige wiederholen, was einſt Philipps II. Hofnarr jenem ſo unumſchränkten Fürſten zurief: „Was wollteſt Du machen, Philipp, wenn alle Welt Ja ſagte, wenn Du Nein ſagſt?“

Die Verſammlung beauftragte auf's Neue ihren Präſidenten, ſich zu dem Könige zu begeben und um die Promulgation zu bitten, und der König bewilligte ſie. Ihrerſeits dehnte die Verſammlung bei der Berathung über die Dauer des ſuſpenſiven Veto, dieſelbe auf zwei geſetzgebende Verſammlungen aus; aber es war ein Fehler, daß ſie dabei merken ließ, wie dis mehr eine Art von Entſchädigung ſei, die man Ludwig XVI.

für die Conceſſionen gewähre, die er der öffentlichen Meinung gebracht habe.

Inzwiſchen verfolgte die Nationalverſammlung trotz aller Hinderniſſe, welche die Ungunſt der Privilegirten und die fortwährenden Volksaufſtände rings um ſie her häuften, unverwandt ihr Ziel, aber neue Verlegenheiten traten hinzu und ſchon triumphirten ihre Feinde, denn ſie hofften, daß ſie gleicherweiſe wie der Hof ſelbſt, durch die Zerrüttung der Finanzen gehemmt werden würde. Die erſte Anleihe von dreißig Millionen war gar nicht zu Stande gekommen; eine zweite von achtzig Millionen, nach einem neuen Entwurfe Necker's beſchloſſen*), hatte eben ſo wenig Erfolg gehabt. — „Discutiren ſie nur immer, ſagte eines Tags Deguy d'Arcy, laſſen Sie einen Termin nach dem andern verſtreichen, zuletzt werden wir Alle nicht mehr ſein!...... Ich habe Ihnen ſchreckliche Wahrheiten mitzutheilen!" — „Zur Ordnung! zur Ordnung!" rief man von der einen, „Nein, Nein, reden Sie!" von der andern Seite. — Ein Deputirter erhebt ſich und wendet ſich mit den Worten an Deguy: „Fahren Sie nur fort Schrecken und Beſtürzung zu verbreiten! Was wird der Erfolg ſeyn? Wir geben einen Theil unſeres Vermögens hin, und die Sache hat ein Ende." — Deguy fährt fort: „Die von Ihnen votirten Anleihen haben nichts eingebracht; es ſind keine zehn Millionen mehr im Schatze!" — Bei dieſen Worten umringt man ihn auf's Neue, man überhäuft ihn mit Vorwürfen und gebietet ihm Stillſchweigen. Der Herzog von Aiguillon, Präſident des Comité für die Finanzen, ſtraft ihn Lügen indem er den Beweis führt, daß ſich gegen zwei und zwanzig Millionen in den Staatskaſſen vorfinden müßten; zuletzt beſchließt man, daß jeder Freitag und Sonnabend beſonders der Berathung über die Finanzen gewidmet ſein ſollen.

Endlich tritt Necker ein. Angegriffen von immerwährenden Anſtrengungen, erneut er die alten Klagen und wirft der Verſammlung vor, nach fünf Monaten Arbeit noch nichts für die Finanzen gethan zu haben. Die beiden Anleihen wären nicht zu Stande gekommen, weil die Unruhen den Credit untergraben hätten; die Capitale verbärgen ſich; und von dem Auslande ſeien bei den

*) Decret vom 27. Auguſt.

projectirten Anleihen gar keine Capitalien erſchienen. Die Auswanderung und die Entfernung der Fremden mache das baare Geld immer ſeltner, und es fehle ſelbſt zur Beſtreitung der täglichen Bedürfniſſe. Der König und die Königin hätten ſich bereits genöthigt geſehen ihr Tafelgeſchirr in die Münze zu ſchicken. Dem zu Folge verlangte Necker eine Auflage vom vierten Theile des Einkommens, mit der Verſicherung, daß ihm hiermit Alles hinreichend gedeckt ſcheine. Ein Comité verwandte einen ganzen Tag auf die Prüfung dieſes Planes und gab ihm ſeine volle Zuſtimmung. Mirabeau ſelbſt, bekanntlich ein Feind des Miniſters, nimmt zuerſt das Wort, um die Verſammlung zur ſofortigen Annahme dieſes Vorſchlags ohne weitere Diskuſſion zu bewegen. „Da die Verſammlung, ſagt er, nicht die Zeit hat, ihn vollſtändig zu prüfen, ſo kann ſie auch nicht die Verantwortlichkeit des Ausgangs auf ſich nehmen, was nothwendig geſchehen würde, wenn ſie das vorgeſchlagene Mittel billigt oder verwirft.“ Aus dieſem Grunde räth er, ſogleich auf Treu und Glauben darüber abzuſtimmen. Die Verſammlung, von ihm fortgeriſſen, ging auf dieſen Vorſchlag ein und beauftragte Mirabeau, mit ſofortiger Redaction des dafür erforderlichen Decrets. Unterdeſſen legt ſich aber der Enthuſiasmus, und die Feinde des Miniſters vermeinen, noch andere Hilfsquellen aufzufinden, die ihm entgangen ſeien; ſeine Freunde dagegen greifen Mirabeau an und legen ihm zur Laſt, daß er ihn allein mit der ganzen Verantwortlichkeit für den Ausgang belaſten wolle. Mirabeau tritt jetzt ein und verlieſ't das Decret. — „Sie durchlöchern den Plan des Miniſters!“ ruft Herr von Virieu. — Mirabeau, welcher auch bei Rückſchritten keine Antwort ſchuldig blieb, legt jetzt ſeine Beweggründe offen dar und geſteht ein, daß man ſeine Abſicht errathen habe, wenn man ihm beimeſſe, daß er das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit für den Erfolg auf Herrn Necker wälzen wolle: er habe zwar nicht die Ehre deſſen Freund zu ſein, aber auch wenn er ſein zärtlichſter Freund wäre, ſo würde er doch ſeiner Bürgerpflicht treu, keinen Augenblick unſchlüſſig bleiben, ihn ſtatt der Verſammlung bloszuſtellen; er könne nicht glauben, daß das Reich in Gefahr ſei, für den Fall daß Herr Necker ſich getäuſcht habe, wohl aber daß im Gegentheil das öffentliche Wohl ſehr gefährdet würde, wenn die Verſammlung durch einen Fehlgriff bei einer ſo entſcheidenden Operation das öffentliche Zu-

trauen verſcherze. Er ſchlägt hierauf eine Adreſſe vor, um den Patriotismus der Nation zur Unterſtützung des miniſteriellen Planes aufzurufen.

Man klatſcht ihm Beifall, fährt aber demungeachtet in der Berathung fort. Tauſend Vorſchläge werden gemacht und die Zeit vergeht in leeren Subtilitäten. Da beſteigt Mirabeau, ermüdet von ſo vielen Widerſprüchen und von der Dringlichkeit der Bedürfniſſe angeſpornt, noch ein Mal die Rednerbühne, bemächtigt ſich des Wortes, ſtellt von Neuem die Frage mit bewunderswürdiger Klarheit feſt, und thut die Unmöglichkeit dar, ſich der gebieteriſchen Nothwendigkeit des Augenblicks zu entziehn. Mit glühendem Geiſte mahlt er die Schrecken eines Staatsbanquerouts; er bezeichnet ihn als eine unheilvolle Steuer, die, anſtatt Alle nur leicht zu berühren, nur auf Einigen bis zur Vernichtung laſte; er ſchildert ihn als einen Abgrund, in welchen man lebende Schlachtopfer ſtürze, und welcher ſich ſelbſt, nachdem er ſie verſchlungen, noch immer nicht ſchließe, denn man ſchulde darum nicht weniger, daß man die Zahlung weigere. So erfüllt er die Verſammlung mit Schrecken und ſchließt endlich mit den Worten: „Letzthin bei Gelegenheit eines lächerlichen Antrags des Palais Royal rief man: „Catilina iſt vor den Thoren Rom's, und ihr berathet noch! und wahrlich damals gab es weder einen Catilina, noch Gefahr, noch ein Rom; aber heute ſteht der ſcheußliche Banquerot vor den Thoren, und droht Sie, Ihre Ehre, Ihre Habe zu verſchlingen, und — Sie berathen noch!“ *) —

Bei dieſen Worten erhebt ſich die Verſammlung mit enthuſiaſtiſchem Rufe. Ein Deputirter will ihm etwas entgegnen; er tritt vor, aber vor ſeinem eigenen Unternehmen erſchreckend, bleibt er unbeweglich und ſtumm. Hierauf erklärt die Verſammlung, daß ſie, nach vernommenem Bericht des Comité dem Plane des Finanzminiſters auf Treu und Glauben ihre Zuſtimmung ertheile. Dis war ein Triumph der Beredtſamkeit, der nur dem zu Theil werden konnte, der zugleich das Genie und die Leidenſchaften Mirabeaus in ſich vereinigte.

*) Sitzungen vom 24. und 26. Sept.

Viertes Kapitel.

Ränke des Hofes. — Feſtmahl der Gardes-du-Corps und der Offiziere des Regiments Flandern zu Verſailles. — Der 4., 5. und 6. October; ſtürmiſche und blutige Scenen. — Volksſturm auf das Schloß von Verſailles. — Der König nimmt ſeinen Wohnſitz in Paris. — Stand der Parteien. — Der Herzog von Orleans verläßt Frankreich. — Unterhandlungen Mirabeau's mit dem Hofe. — Die Verſammlung begibt ſich nach Paris. — Geſetz über das Kirchengut. — Der Bürgereid. — Mirabeau's Vertrag mit dem Hofe. — Bouillé. — Die Favrasſche Angelegenheit. — Contrerevolutionaire Pläne. — Clubs der Jacobiner und Feuillants.

Während dem die Verſammlung an alle Theile des Staatsgebäudes die Hand legte, bereiteten ſich große Ereigniſſe vor. Durch die Vereinigung der Stände hatte die Nation die ganze legislative und conſtituirende Gewalt wieder erlangt, durch die Ereigniſſe des 14. Juli ſich zum Schutze ihrer Abgeordneten bewaffnet. Der Hof und die Ariſtokratie ſtanden iſolirt und unbewehrt, von dem Bewußtſein eines Rechtes erfüllt, das Niemand theilte, und einer Nation gegenüber, welche Alles zu beſchließen und Alles auszuführen bereit war.

Indeß befand ſich der Hof, bei ſeiner Zurückgezogenheit in einer kleinen, nur von ſeinen Dienern bevölkerten Stadt, gewiſſermaßen noch außer dem Einfluſſe des Volkes, und konnte leicht gegen die Verſammlung ſelbſt einen Handſtreich ausführen. Es war natürlich, daß Paris, die nur wenig Stunden von Verſailles entfernte Hauptſtadt des Königreichs, der Sitz einer unermeßlichen Volksmenge, den König in ihre Mitte zurückzuführen wünſchte, um ihn ſo jedem ariſtokratiſchen Einfluſſe zu entziehen, nnd ſich ſelbſt die Vortheile zuzuwenden, welche die Gegenwart des Hofes und der Regierung einer Stadt zu gewähren pflegen. Nachdem man die Autorität des Königs ſo ſehr geſchmälert, blieb nur noch übrig, ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Dis war die nvtürliche Folge des Ganges der Dinge, und bald hörte man von allen Seiten den Ruf: — Der König nach Paris! Die Ariſtokratie dachte nicht mehr daran ſich gegen neue Verluſte zu ſichern; ſie

achtete das, was ihr noch geblieben, zu gering, um ſich viel Mühe für deſſen Erhaltung zu geben, denn ſie wünſchte, ebenſo wie die Volkspartei, eine gewaltſame Aenderung der Dinge herbei. Eine Revolution iſt um ſo unvermeidlicher, wenn beide Parteien gleiches Verlangen danach tragen. Beide ſuchen ſie herbeizuführen, aber nur die ſtärkſte hat den Erfolg für ſich. Während die Patrioten den König nach Paris zu führen wünſchten, beabſichtigte der Hof ihm Metz zum Aufenthaltsort zu geben. Dort in einem feſten Platze konnte er Befehle erlaſſen wie er wollte, oder richtiger zu ſagen, wie man für ihn ſie wollte. Die Hofleute ſchmiedeten Pläne, ſetzten allerhand Entwürfe in Umlauf, ſuchten Anhänger zu werben, und verriethen, indem ſie ſich glänzenden Hoffnungen hingaben, ſich bald durch ihre unklugen Drohungen. D'Eſtaing, noch unlängſt ſo berühmt an der Spitze der franzöſiſchen Flotte, befehligte die Nationalgarde von Verſailles. Er wollte zu gleicher Zeit der Nation und dem Hofe ſeine Treue wahren, eine allezeit ſchwierige Rolle, welche ſtets der Verläumdung blosſtellt, und nur bei außerordentlicher Feſtigkeit mit Ehren durchgeführt werden mag. Ihm ward die Kunde von den Ränken der Hofleute. Die vornehmſten Perſonen waren mit unter der Zahl der Verſchwornen; die glaubwürdigſten Zeugen waren ihm namhaft gemacht worden, und ſo ſchrieb er denn der Königin jenen bekannten Brief, worin er ihr mit ehrfurchtvoller Entſchiedenheit das Unzuläſſige und Gefahrvolle jener Anſchläge vorſtellte. Er verhehlte nichts und nannte die Betheiligten alle.*) Dieſer Brief blieb jedoch ohne Erfolg. Indem ſich die Königin auf ſolche Unternehmungen einließ, mußte ſie wohl auf Einwendungen dieſer Art gefaßt und davon nicht befremdet ſein.

Zu gleicher Zeit bemerkte man in Verſailles eine Menge fremder Ankömmlinge; man ſah ſogar ganz unbekannte Uniformen. Man behielt die Compagnie der Gardes-du-Corps zurück, obgleich dieſelbe längſt abgelöſt ſein ſollte, und Dragoner und Chaſſeurs von Trois-Evéchés wurden herbeigezogen. Die franzöſiſchen Garden, welche den Dienſt des Königs verlaſſen hatten, wollten, erbittert, daß man denſelben Fremden anvertraute, ſich nach Verſailles begeben, um ihn wieder zu übernehmen. Ohne

*) Siehe Note 8. am Ende des Bandes.

Zweifel hatten ſie keine Urſache ſich zu beklagen, denn ſie hatten dieſen Dienſt freiwillig aufgegeben; aber ſie wurden, ſagt man, zu dieſem Zwecke aufgeregt. Man hat in jener Zeit behauptet, der Hof habe ſich dieſes Mittels bedient, um den König in Schrecken zu ſetzen, und zur Abreiſe nach Metz zu drängen. Eine Thatſache ſpricht auch für dieſen Plan; ſeit den Emeuten des Palais-Royal hatte Lafayette, zur Vertheidigung des Weges von Paris nach Verſailles, einen Poſten bis Sèvres vorgeſchoben; dieſen mußte er nun auf Verlangen der Deputirten der rechten Seite wieder einziehen. Es gelang ihm jedoch, die franzöſiſchen Garden aufzuhalten und von ihrem Vorhaben abzubringen. Er ſchrieb hierauf einen vertrauten Brief an den Miniſter Saint-Prieſt, um ihm das Vorgefallene zu melden und zugleich darüber zu beruhigen. Saint-Prieſt mißbrauchte dieſen Brief und zeigte ihn d'Eſtaing; dieſer aber theilte deſſen Inhalt den Offizieren der Nationalgarde zu Verſailles und der Munizipalität mit, um ſie von den Gefahren, welche die Stadt bedroht hatten und in der Folge noch bedrohen konnten, zu unterrichten. Man ſchlug vor das Regiment Flandern herbeizuziehn; dem widerſetzten ſich zwar in großer Anzahl die Bataillone der Nationalgarde von Verſailles, aber die Munizipalität erließ nichts deſto weniger ihre Requiſition, und das Regiment erhielt Marſchordre. Ein Regiment gegen die Nationalverſammlung wollte zwar nicht viel ſagen, aber es hätte hingereicht, um den König aufzuheben und ſeine Flucht zu decken. D'Eſtaing unterrichtete die Nationalverſammlung von den genommenen Maßregeln und erhielt ihre Zuſtimmung. Das Regiment rückte ein, und die Munition, welche es mit ſich führte, obſchon von wenigem Belange, verfehlte nicht Murren zu erregen. Die Gardes-du-Corps und die Hofleute nahmen die Offiziere in ihre Mitte, überhäuften ſie mit Schmeichelworten, und, wie vor dem 14. Juli, ſchien man ſich auch jetzt zu verbinden, ſich gegenſeitig zu verſtändigen, und neue Hoffnungen zu faſſen.

Die Zuverſicht des Hofes vermehrte das Mißtrauen zu Paris, und bald regten große Feſte nur noch mehr das darbende Volk auf. Die Gardes-du-Corps beſchloſſen nämlich, den Offi-

cieren auf den 2. Octbr. ein Feſt zu geben. Dieſes Mahl wurde im Saale des Theaters ausgerichtet, und die Logen waren dabei mit Zuſchauern vom Hofe angefüllt. Die Officiere der Nationalgarde ſind mit unter den Geladenen, und die lebhafteſte Heiterkeit herrſcht während des Feſtes, die der Wein bald zum Uebermaße ſteigert. Da führt man die Soldaten des Regiments ein. Die Gäſte bringen mit entblößtem Degen die Geſundheit der königlichen Familie aus; die der Nation wird zurückgewieſen oder wenigſtens unterlaſſen; die Trompeten ſchmettern, man erſteigt mit großem Geſchrei die Logen, ſtimmt das ſo ausdruckvolle bekannte Lied an: „O Richard! o mein König!“ und gelobt für den König zu ſterben, gleich als wäre er in größter Lebensgefahr, bis der Wahnſinn alle Grenzen überſchreitet. Weiße oder ſchwarze Cocarden, doch alle nur einfarbig, werden hierauf vertheilt, und die jungen Damen und Herrn ermuntern ſich gegenſeitig mit chevaleresquen Erinnerungen. In dieſem Augenblicke, ſagte man, ſei die Nationalcocarde mit Füßen getreten worden. Man hat dis zwar ſpäter in Abrede ſtellen wollen, aber macht der Wein nicht Alles glaublich und verzeihlich zugleich? Und endlich wozu dieſe Feſte, die einerſeits nur eine trügeriſche Hingebung hervorbringen, andrerſeits aber eine nachhaltige und blutige Erbitterung hervorrufen mußten? In dieſem Augenblicke eilt man zur Königin; ſie läßt ſich überreden dem Feſte beizuwohnen. Man umringt den König, der ſo eben von der Jagd kommt und dringt auch in ihn mit gleichen Bitten, man wirft ſich Beiden zu Füßen und führt ſie dann wie im Triumphe in ihre Gemächer zurück. Ohne Zweifel iſt es wohlthuend Freunde zu finden, wenn man ſich beraubt und bedroht glaubt, aber warum ſich ſo blind über ſeine Rechte, ſeine Stärke und ſeine Mittel täuſchen?

Das Gerücht von dieſem Feſte verbreitete ſich bald, und ohne Zweifel fügte die aufgeregte Einbildungskraft des Volkes bei Erzählung der Thatſachen, den Uebertreibungen welche das Feſt ſelbſt veranlaßt hatte, noch die eignen bei. Die dabei dem Könige gebrachten Gelübde wurden als Drohungen gegen die Nation ausgelegt, die Verſchwendung dabei wurde als eine Verhöhnung des öffentlichen Elendes betrachtet, und der

Ruf: nach Verſailles! ließ ſich fortan heftiger als jemals vernehmen. So vereinigten ſich kleine Umſtände, die Wirkungen allgemeiner Urſachen zu unterſtützen, und als ſich junge Männer mit ſchwarzen Cocarden in Paris zeigten, verfolgte man ſie; einer von ihnen wurde ſogar vom Volke geſchleift, und die Gemeinde ſah ſich genöthigt, die einfarbigen Cocarden zu verbieten.

Den Tag nach jenem unheilvollen Feſtmahle hatte eine ziemlich ähnliche Scene bei einem Frühſtücke ſtatt, welches die Gardes=du=Corps in dem Saale der Reitbahn gaben. Man machte abermals der Königin die Aufwartung, welche jedoch äußerte, daß ſie ſchon von dem letzten Feſte vollkommen befriedigt ſei; man hörte ſie gern an, weil ſie weniger zurückhaltend als der König, die Geſinnungen des Hofes unzweideutiger zu erkennen gab, und ihre Worte gingen von Mund zu Munde. Die gegenſeitige Erbitterung ſtieg aufs Höchſte, und man mußte auf die traurigſten Ereigniſſe gefaßt ſein. Ein Aufſtand kam dem Volke wie dem Hofe gelegen: dem Volke, um ſich des Königs zu verſichern, dem Hofe, damit der Schrecken den König zur Abreiſe nach Metz bewege. Selbſt dem Herzog von Orleans war ein ſolcher erwünſcht, denn er hoffte, wenn der König ſich entferne, Leutnant des Königreichs zu werden; man hat ſelbſt geſagt, daß er ſich Hoffnung auf die Krone gemacht, was aber billig bezweifelt werden muß, da er nicht Kühnheit des Geiſtes genug beſaß, um ſich mit ſeinen ehrgeizigen Wünſchen ſo hoch zu verſteigen. Die Vortheile, welche er ſich von dieſem neuen Aufſtande zu verſprechen hatte, haben zu der Anklage Veranlaſſung gegeben, als habe er daran Theil genommen; doch iſt dis keineswegs erwieſen. Er konnte den Aufſtand nicht angeregt haben, denn dieſer ging aus dem Drange der Umſtände hervor; möglich iſt, daß er ihn höchſtens begünſtigt habe; aber auch in dieſer Hinſicht hat die umfangreichſte Procedur und ſelbſt die Zeit, die Alles zuletzt aufklärt, zu keiner Spur von irgend einem verabredeten Plane geführt. Ohne Zweifel ging der Herzog von Orleans hier, wie im Verlaufe der ganzen Revolution, nur hinter der Volksbewegung her, vertheilte vielleicht ein wenig Geld, und gab Anlaß zu dem und jenem Gerede, blieb aber ſelbſt ſtets voll ſchwankender Hoffnung.

Das Volk, aufgeregt durch die Diskuſſionen über das Veto, erbittert durch die ſchwarzen Cocarden, des ewigen Patrouillirens ſatt und von Hunger gefoltert, war in vollem Aufſtande. Bailly und Necker hatten nichts verſäumt Lebensmittel im Ueberfluß herbeizuſchaffen; aber, war es die Schwierigkeit des Transports oder die Unſicherheit der Straße, oder vor allem die Unmöglichkeit den freiwilligen Verkehr durch gegezwungene Maßregeln zu erſetzen, — es fehlte an Mehl. Am 4. October war die Aufregung größer als jemals. Man ſprach von der Abreiſe des Königs nach Metz und von der Nothwendigkeit ihn von Verſailles abzuholen, man ſpannte auf die ſchwarzen Cocarden, man verlangte nach Brot. Nur durch zahlreiche Patrouillen gelang es, das Volk zurückzuhalten. Die Nacht verging ziemlich ruhig. Am andern Tage, den 5., begannen die Zuſammenrottungen ſchon mit dem frühen Morgen. Die Frauen ſtrömten zu den Bäckern; es fehlte an Brot, und Alles eilte zum Stadthauſe, um ſich deshalb bei den Gemeinderepräſentanten zu beſchweren. Noch war Niemand in der Sitzung auf dem Platze, vor demſelben aber ſtand ein Bataillon Nationalgarde. Mehrere Männer ſchloſſen ſich dieſen Frauen an, dieſe aber wieſen ſie mit dem Bedeuten zurück, daß Männer nicht zu handeln verſtänden. Sie ſtürzten ſich hierauf auf das Bataillon und brachten es durch Steinwürfe zum Weichen. Zu gleicher Zeit wurde eine Pforte des Stadthauſes geſprengt und daſſelbe von ihnen erfüllt, und Räuber mit Piken bewaffnet, drängten mit den Weibern hinein, um es in Brand zu ſtecken. Noch glückte es ſie davon abzuhalten, aber ſie bemächtigten ſich nun der Thüre welche zur großen Glocke führte, und läuteten Sturm. Auch die Vorſtädte geriethen jetzt in Allarm. Ein Bürger, Namens Maillard, einer von denen, welche ſich bei Erſtürmung der Baſtille ausgezeichnet hatten, berathſchlagte ſich mit dem das Bataillon der Nationalgarde befehligenden Officiere über die Mittel, das Stadthaus vor dieſen wüthenden Weibern zu retten. Der Officier wagte nicht das Mittel, was jener ihm vorſchlug, gut zu heißen, nämlich ſie unter dem Vorwande zu vereinigen, mit ihnen nach Verſailles zu marſchiren, ſodann aber ſie

gleichwohl nicht dahin zu führen. Nichts deſto weniger entſchloß ſich Maillard ſelbſt dazu, holte einen Tambour herbei, und zog ſie bald hinter ſich her, mit Stecken, Beſenſtielen, Flinten und Säbeln bewaffnet. Mit dieſer ſonderbaren Armee zog er den Kai hinab, durchſchnitt den Louvre, und kam, wider ſeinen Willen genöthigt ſie mitten durch die Tuilerien zu führen, mit ihnen auf den Elyſäiſchen Feldern an. Hier gelang es ihm endlich ſie zu entwaffnen, indem er ihnen vorſtellte, daß es ſchicklicher ſei, vor der Verſammlung als Bittende, ſtatt in Geſtalt bewaffneter Furien zu erſcheinen. Sie willigten ein, und nun war Maillard genöthigt, ſie nach Verſailles zu führen, da ſie ſich ſchlechterdings davon nicht länger zurückhalten ließen. Alles hatte jetzt nur dieſes Ziel vor Augen. Ganze Horden giengen, Kanonen mit ſich ſchleppend dahin ab, andre Haufen umringten die Nationalgarde und dieſe wieder ihren Chef, um gleichfalls nach Verſailles, dem Ziele aller Wünſche zu ziehen.

Während dieſer Zeit überließ ſich der Hof der Ruhe; die Verſammlung aber war über eine eben erhaltene Botſchaft desſelben in heftiger Bewegung. Sie hatte ihm die Artikel der Conſtitution und die Erklärung der Menſchenrechte zur Annahme vorgelegt, und hierauf als Antwort die königl. Genehmigung mit dem Verſprechen der Promulgation erwartet. Statt deſſen richtete der König, ohne ſich genauer auszulaſſen, zum zweiten Male wieder Bemerkungen an die National-Verſammlung und ertheilte den Artikeln der Conſtitution zwar ſeine Zuſtimmung jedoch ohne ſie gut zu heißen; er gab darin zu, daß in der Erklärung der Rechte ſich gute Grundſätze vorfänden, fand ſie aber noch einer genauern Erläuterung bedürftig; denn — meinte er — das Ganze könne ja doch nur dann erſt richtig beurtheilt werden, wenn die Conſtitution wirklich vollendet ſei. — Dieſe Meinung hatte ohne Zweifel ſehr viel für ſich, auch theilten ſie die meiſten Publiciſten, aber war es jetzt an der Zeit ſie zu verlautbaren? — Kaum war dieſe Antwort verleſen worden, als auch von allen Seiten Beſchwerden ſich erhoben. Robespiere äußerte, der König habe nicht das Recht, die Verſammlung zu bekritteln; Düport bemerkte, daß dieſe Antwort von einem verantwortlichen Miniſter unterzeichnet ſein

müſſe, Pétion nahm davon Gelegenheit, an das Feſtmahl der Gardes-du-Corps zu erinnern und dabei der Schmähungen zu gedenken, welche dort gegen die Verſammlung ausgeſtoßen worden waren. Grégoire ſprach von der herrſchenden Theurung, und fragte, warum ein Brief an einen Müller mit dem Verſprechen geſchrieben worden ſei, ihm, wenn er nicht malen wolle, wöchentlich zwei Hundert Livres zu zahlen. — Dieſer Brief bewies zwar nichts, denn alle Parteien konnten ihn geſchrieben haben; demongeachtet verurſacht er einen großen Lärmen und ein Herr von Monspey forderte Pétion auf, ſeine Denunciation zu beweiſen. Da erhebt ſich Mirabeau, welcher ſelbſt bereits auf der Rednerbühne die Schritte Pétions und Grégoire's gemißbilligt hatte, und antwortet dem Herrn von Monspey: „Ich habe zuerſt dieſe unpolitiſchen Angebereien gemißbilligt, aber, weil man darauf beharrt, ſo werde ich ſelbſt als öffentlicher Ankläger auftreten und ſie beweiſen, wenn man nur zuvor erklärt hat, daß in Frankreich Niemand als allein der König unverletzlich ſei." Nach dieſem furchtbaren Worte ſchweigt Alles und man kommt wieder auf die Antwort des Königs zurück. Es war jetzt eilf Uhr des Vormittags, und die Nachricht von den Bewegungen zu Paris verbreitet ſich. Mirabeau wendet ſich in dieſem Augenblicke zu Mounier, welcher, trotz der Abneigung des Palais-Royal neuerdings zum Präſidenten erwählt und von einem rühmlichen Untergange bedroht, an dieſem traurigen Tage eine unerſchütterliche Feſtigkeit an den Tag legte; Mirabeau nähert ſich ihm mit den Worten: „Paris iſt im Anmarſch gegen uns, ſcheint Ihnen das bedenklich, ſo eilen Sie auf das Schloß und ſagen Sie dem Könige, daß er die Artikel ohne Weiteres und unbedingt annehme." — Paris iſt im Anmarſch! Deſto beſſer! — antwortet Mounier; mag man uns Alle umbringen, aber auch Alle! Der Staat wird dabei nur gewinnen! — „Allerliebſt geſprochen!" entgegnet Mirabeau und begiebt ſich wieder auf ſeinen Platz. Die Discuſſion währt noch volle drei Stunden; endlich beſchließt man, daß ſich der Präſident zum Könige begeben ſolle, um ihn um die einfache und unbedingte Annahme zu bitten. In dem Augenblicke, wo Mounier auf das Schloß zu gehen gedenkt, meldet man eine Deputation an:

es iſt Maillard mit jenen Weibern, welche ihm gefolgt waren. Maillard begehrt Einlaß um zu ſprechen; er wird eingeführt, die Frauen ſtürzen ihm nach und dringen mit ihm zugleich in den Saal. Er verbreitet ſich hierauf über das Vorgefallene, über den Mangel an Brod und die Verzweiflung des Volkes und erwähnt auch jenes, an einen Müller erlaſſenen Briefes, indem er dabei anführt, daß ein Mann, den ſie auf dem Wege getroffen, ihnen geſagt habe, wie bereits ein Geiſtlicher in der Verſammlung den Auftrag erhalten, davon Anzeige zu machen. Dieſer Geiſtliche war Grégoire, und wie wir eben geſehen, war die Denunciation bereits durch ihn erfolgt. Eine Stimme klagte hierauf den Biſchof von Paris, Juigné, als Verfaſſer dieſes Briefes an. Mit lautem Unwillen weiſt man dieſe, dem tugendhaften Prälaten gemachte Beſchuldigung zurück, und ruft Maillard und ſeine Deputation zur Ordnung. Man ſagt ihnen, daß bereits alle Maßregeln zur Verproviantirung von Paris genommen ſeien, daß der König ſeinerſeits nichts dabei unterlaſſen habe, und daß man eben im Begriff ſtehe ihn um neue Veranſtaltungen desfalls zu bitten, und daß ſie ruhig wieder nach Hauſe gehen möchten, denn Unruhen ſeien nicht das Mittel, dem Mangel zu ſteuern. Hierauf verläßt Mounier den Saal, um ſich in das Schloß zu begeben; aber die Weiber umringen ihn und wollen durchaus ihn dahin begleiten; er weigert ſich anfangs, ſieht ſich dann aber doch endlich genöthigt, ſechs davon mitzunehmen, und mit ihnen mitten durch die von Paris eben angekommenen, mit Piken, Aexten und Eiſenbeſchlagenen Stöcken bewaffneten Rotten zu ziehen. Der Regen floß in Strömen herab; eine Abtheilung der Gardes-du-Corps wirft ſich auf den den Präſidenten umringenden Haufen und zerſtreut ihn; aber die Weiber ſchließen ſich bald wieder an Mounier an und erreichen mit ihm das Schloß, wo das Regiment Flandern, die Dragoner, die Schweizer und die Nationalgarde von Verſailles in Schlachtordnung aufgeſtellt waren. Anſtatt jener ſechs Frauen ſieht man ſich jetzt genöthigt, deren zwölf einzulaſſen; der König empfängt ſie mit herablaſſender Güte und beklagt ihr Mißgeſchick, und ſie ſcheinen bewegt; eine von ihnen, jung und ſchön, kann vor Beſtürzung bei dem

Anblicke des Königs kaum das Wort: Brod! hervorbringen. Der König umarmt ſie voll Theilnahme, und die Frauen entfernen ſich von dieſer Aufnahme gerührt. Ihre Gefährtinnen nehmen ſie an der Pforte des Schloſſes in Empfang, und wollen ihrem Berichte keinen Glauben ſchenken, indem ſie dieſelben beſchuldigen, daß ſie ſich hätten verführen laſſen und ſich anſchicken ſie in Stücke zu reißen. Die Gardes-du-Corps, vom Grafen de Guiche angeführt, eilen herbei um jene Frauen zu retten; Flintenſchüſſe fallen von verſchiedenen Seiten, zwei Gardiſten bleiben und mehrere Weiber werden verwundet. Nicht weit davon drängt ſich ein Mann aus dem Volke an der Spitze mehrerer Weiber mitten durch die Reihen der Bataillone bis an das Schloßgitter. Herr von Savonnières verfolgt ihn, aber ein Schuß zerſchmettert ihm den Arm. Dieſe Scharmützel ſteigern von beiden Seiten die Erbitterung. Der König, von der Gefahr unterrichtet, befiehlt ſeinen Garden, das Feuern einzuſtellen, und ſich in ihre Kaſernen zurückzuziehen. Noch auf ihrem Rückzuge werden zwiſchen ihnen und der Nationalgarde von Verſailles einige Schüſſe gewechſelt, ohne daß man ſagen kann, von welcher Seite die erſten gefallen waren.

Während dieſer allgemeinen Unordnung hielt der König Staatsrath. Mounier harrte ungeduldig auf Antwort, und ließ mit jedem Augenblicke hinein ſagen, daß ſeine Functionen ihn in die Verſammlung zurückriefen, daß die Verkündigung der Sanction alle Gemüther beruhigen würde, und daß er ſich, wenn nicht bald eine Antwort erfolge, zurückziehen müſſe, da er nicht länger von ſeinem Poſten entfernt bleiben könne. Man verhandelte im Staatsrathe eifrig die Frage, ob der König abreiſen ſolle; die Berathung währte von ſechs bis zehn Uhr Abends, denn der König — ſagt man — habe ſeinen Platz nicht dem Herzoge von Orleans offen laſſen wollen. Man gedachte die Königin nebſt ihren Kindern allein reiſen zu laſſen; aber das Volk hielt die Wagen, ſo wie ſie ſich zeigten, augenblicklich an, und überdis war die Königin heldenmüthig entſchloſſen, ſich nicht von ihrem Gemahle zu trennen. Endlich gegen zehn Uhr empfing Mounier die unbedingte

Genehmigung des Königs und kehrte in die Verſammlung zurück; aber die Deputirten waren bereits auseinander gegangen und die Weiber hatten inzwiſchen den Saal eingenommen. Er benachrichtigte ſie von der Erklärung des Königs, die ſie trefflich zu würdigen wußten, indem ſie ihn fragten, ob dadurch ihr Loos ein beſſeres werden, und vor Allem, ob ſie nun Brod erhalten würden. Mounier antwortete ihnen ſo gut er konnte und ließ unter ſie ſo viel Brot als herbeizuſchaffen möglich war, vertheilen. In dieſer Nacht, von welcher die mannigfachen begangenen Fehler ſo ſchwer ſich bezeichnen laſſen, hatte zunächſt die Munizipalität darin gefehlt, daß ſie für die Bedürfniſſe dieſer verhungerten Menge, welche, durch den Brodmangel aus Paris getrieben, auch auf ihrem Marſche dahin keines hatte finden können, nicht beſſer Sorge getragen hatte.

In dieſem Augenblicke vernahm man die Ankunft Lafayettes. Acht Stunden lang hatte er die Nationalgarde von Paris von dem Marſche nach Verſailles zurückzuhalten verſucht. Einer ſeiner Grenadiere hatte zu ihm geſagt: „General, Sie täuſchen uns nicht, aber man täuſcht Sie. Anſtatt unſere Waffen gegen die Weiber zu kehren, wollen wir den König in Verſailles aufſuchen und uns ſeiner Dispoſitionen verſichern, indem wir ihn ſelbſt in die Mitte nehmen.“ Lafayette hatte lange gegen die Bitten ſeiner Armee und den ſtürmiſchen Andrang der Menge angekämpft; ſeine Soldaten waren nicht durch Siege, ſondern lediglich durch die Meinung an ihn gefeſſelt; hörte die öffentliche Meinung auf für ihn zu ſein, ſo konnte er ſie auch unmöglich mehr befehligen. Trotz dem gelang es ihm, ſie bis zum Abend zurückzuhalten; doch ſeine Stimme erſtreckte ſich nur auf einen kleinen Raum, darüber hinaus aber vermochte nichts mehr die Wuth des Volkes zu bändigen. Sein Kopf war mehre Male bedroht worden, nichts deſtoweniger widerſtand er. Unterdeß erfuhr er, daß fortwährend Haufen von Paris aufbrachen; jetzt endlich, da der Aufſtand ſich nach Verſailles zog, gebot ihm die Pflicht ihm dahin zu folgen. Zugleich befahl ihm jetzt die Gemeinde ſich dahin zu verfügen, und ſo brach er denn auf. Auf dem Marſche ließ er ſeine Armee einen Augenblick Halt machen und ſie dem

Könige Treue ſchwören, und ſo kam er denn in Verſailles gegen Mitternacht an. Er benachrichtigte Mounier, daß die Armee feierlich angelobt habe ihre Pflicht zu thun, und daß nichts Geſetzwidriges vorfallen werde. Zugleich eilte er auf das Schloß, und erſchien voll Ehrfurcht und Schmerz, um den König von den getroffenen Vorſichtsmaßregeln zu benachrichtigen, und ihn ſeiner und ſeiner Armee Ergebenheit zu verſichern. Der König ſchien beruhigt und zog ſich zurück, um ſich zur Ruhe zu begeben. Die Bewachung des Schloſſes hatte man Lafayette verweigert und ihm nur die äußern Poſten anvertraut. Die innern Wachen waren dem Regimente Flandern, deſſen Geſinnungen nicht ganz zuverläſſig ſchienen, ſo wie den Schweizern und den Gardes-du-Corps übergeben worden. Dieſe letztern hatten anfangs Befehl gehabt, ſich zurückzuziehen; ſpäter aber wieder hinbeordert hatten ſie ſich nicht vollſtändig zu ſammeln vermocht, und fanden ſich daher nur in kleiner Anzahl auf ihren Poſten ein. Auch hatten während der herrſchenden Unruhe nicht alle zugänglichen Punkte in Vertheidigungsſtand geſetzt werden können; ein Gitter war ſogar offen geblieben. Lafayette ließ die ihm anvertrauten äußern Poſten beſetzen, und keiner derſelben wurde genommen, ja nicht einmal angegriffen.

Die Verſammlung hatte inmitten jener Unruhen wieder ihre Sitzung begonnen und verfolgte mit Ehrfurcht gebietender Haltung ihre Verhandlungen über die Strafgeſetze. Von Zeit zu Zeit unterbrach das Volk die Berathung durch ſein Geſchrei nach Brot. Mirabeau, endlich dieſer Störungen müde, rief mit erhobener Stimme, daß die Verſammlung von Niemandem Geſetze zu empfangen habe, und daß man die Tribunen räumen laſſen würde. Das Volk ſpendete dieſer Anrede lauten Beifall; nichts deſto weniger ſchien es der Verſammlung jetzt angemeſſen auseinander zu gehen. Nachdem Lafayette Mounier hatte wiſſen laſſen, daß ihm Alles beruhigt ſcheine und er demzufolge die Deputirten entlaſſen könne, trennte ſich die National-Verſammlung gegen Mitternacht und vertagte ſich auf den andern Tag, den 6., zur eilften Stunde.

Das Volk hatte ſich nach allen Richtungen hin zerſtreut und

ſchien beruhigt. Lafayette glaubte ſich durch die Ergebenheit ſeiner Armee, welche ſie in der That nie verläugnete, und durch die Stille welche überall zu herrſchen ſchien, der Ruhe verſichert. Er hatte die Caſerne der Gardes-du-Corps umſtellt, und zahlreiche Patrouillen nach allen Seiten ausgeſchickt. Um fünf Uhr des Morgens war er noch auf den Beinen. Nachdem er Alles beigelegt glaubte, warf er ſich aufs Bett, um wenige Augenblicke der Ruhe zu genießen, deren er ſeit vier und zwanzig Stunden entbehrt hatte *).

Um dieſelbe Zeit aber wurde das Volk wieder wach und durchſtrich die Umgebungen des Schloſſes. Ein Streit entſpinnt ſich mit einem Garde-du-Corps, welcher vom Fenſter aus Feuer gibt; die Brigands fliegen im Augenblick herbei, dringen durch das offen gebliebene Gitter, ſteigen eine Treppe hinauf welche unbeſetzt war, und werden endlich von zwei Gardes-du-Corps aufgehalten, welche ſich heldenmüthig vertheidigend und nur Schritt vor Schritt zurückweichend von Thür zu Thür zurückziehen. Der eine dieſer großherzigen Diener hieß Miomandre. „Rettet die Königin!" rief er. Die Königin vernimmt dieſen Ruf und flüchtet ſich zitternd zum Könige. Während ſie flieht, ſtürzen die Räuber herbei, und wollen, da ſie das königliche Lager verlaſſen finden, weiter vordringen, ſehen ſich aber von Neuem durch die Gardes-du-Corps aufgehalten, welche ſich auf dieſem Punkte in großer Anzahl verſchanzt hatten. In dieſem Augenblicke hören die unter Lafayette's Befehlen ſtehenden franzöſiſchen Garden, welche nahe bei dem Schloſſe ihren Poſten hatten, den Lärmen, eilen herbei und jagen die Räuber in die Flucht. Sie erſcheinen vor der Pforte, hinter welcher ſich die Gardes-du-Corps verſchanzt hatten. „Oeffnet," riefen ſie ihnen zu, „die franzöſiſchen Garden haben es nicht vergeſſen, daß Ihr bei Fontenoi ihr Regiment gerettet habt!" Man öffnet und umarmt ſich.

Unterdeſſen währt der Lärmen außerhalb des Schloſſes fort. Lafayette, welcher ſich kaum einige Minuten zur Ruhe begeben hatte und noch nicht einmal eingeſchlafen war, hört das Getöſe, wirft ſich auf das erſte beſte Pferd, jagt mitten unter den Volkshaufen und kommt eben dazu, wie man ſich anſchickt mehrere

*) Man ſehe Note 9 am Ende des Bandes.

Gardes=du=Corps zu erwürgen. Während er ſie befreit, befiehlt er ſeiner Schaar auf das Schloß zu eilen und bleibt faſt allein mitten unter den Räubern. Einer von ihnen gibt ihm einen Backenſtreich; Lafayette, ohne einige Bewegung zu verrathen, befiehlt dem Volke, ihn hinwegzuführen; das Volk ergreift alsbald den Schuldigen, und zerſchmettert ihm, unter den Augen Lafayette's, den Kopf gegen das Pflaſter. Nachdem Lafayette die Gardes=du=Corps gerettet, eilt er mit ihnen auf das Schloß, wo er ſeine Grenadiere, die ſich ſchon früher dahin begeben hatten, vorfindet. Alle umringen ihn und ſchwören für den König zu ſterben. In dieſem Augenblicke rufen die dem Tode entronnenen Gardes=du Corps: Es lebe Lafayette! Der ganze Hof, welcher ſich durch ihn und ſeine Schaar gerettet ſah, dankte ihm für die Erhaltung ſeines Lebens und von allen Seiten überhäufte man ihn mit Dankſagungen. Adelaide, die Tante des Königs eilte herbei und umarmte ihn mit den Worten: „General! Sie haben uns Alle gerettet!"

Das Volk verlangte in dieſem Augenblicke mit großem Geſchrei, daß Ludwig XVI. ſich nach Paris begebe. Man hielt darüber Rath, und Lafayette ward eingeladen, daran Theil zu nehmen, ſchlug es aber aus, um nicht durch ſeine Gegenwart der Berathung Zwang anzulegen. Endlich entſchied man ſich dafür, daß ſich der Hof den Wünſchen des Volkes fügen ſolle, und Zettel mit dieſer Kunde wurden von den Fenſtern herab ausgeſtreut. Ludwig XVI. zeigt ſich hierauf von dem General begleitet auf dem Balkon, und der Ruf: Es lebe der König! empfängt ihn. Ganz andere Geſinnungen thun ſich jedoch für die Königin kund; drohende Stimmen erheben ſich gegen ſie. Lafayette nähert ſich ihr. „Madame, ſagte er zu ihr, was gedenken Sie zu thun?" — Den König zu begleiten, antwortete muthig die Königin. „So folgen Sie mir," entgegnet der General und führt die Beſtürzte auf den Balkon. Noch immer fallen Drohungen von Einzelnen aus der Menge; wie leicht konnte nicht ein unheilvoller Schuß fallen! Es war unmöglich ſich vernehmen zu laſſen, man mußte lediglich zu den Augen ſprechen. Der General verbeugte ſich, faßte die Hand der Königin und küßte ſie ehrfurchtsvoll. Das Volk geräth bei dieſem Anblick in freudige Bewegung und feiert dieſe Verſöhnung mit dem Rufe: es lebe die Königin! es lebe Lafayette!

Noch blieb der Frieden mit den Gardes=du=Corps zu ſchließen. „Werden Sie nichts für meine Garden thun?“ fragte der König Lafayette. Dieſer führt darauf einen derſelben auf den Balkon, umarmt ihn und hängt ihm ſein Bandelier um. Das Volk gibt abermal ſeine Zuſtimmung zu erkennen, und genehmigt durch Beifallrufen auch dieſe neue Verſöhnung.

Die National=Verſammlung hatte es ihrer Würde nicht angemeſſen gehalten, ſich zu dem Monarchen zu begeben, obgleich er ſie darum erſucht hatte. Sie hatte ſich damit begnügt, eine Deputation von ſechs und dreißig Mitgliedern an ihn abzuſenden. Sobald ſie von ſeinem Entſchluſſe abzureiſen unterrichtet war, erließ ſie ein Decret des Inhalts, daß ſie von der Perſon des Monarchen unzertrennlich ſei und wählte hundert Mitglieder, um ihn nach Paris zu begleiten. Der König empfing dieſes Decret und trat die Reiſe an.

Die gefürchtetſten Hauptbanden waren ſchon voraus. Lafayette ſchickte ihnen eine Abtheilung ſeiner Armee nach, um ihre Rückkehr zu hindern. Er hatte zugleich die Entwaffnung jener Mörder befohlen, welche auf den Spitzen ihrer Piken die Köpfe der beiden ermordeten Gardes=du=Corps trugen. Dis ſchreckliche Siegszeichen wurde ihnen jedoch entriſſen, und es iſt ſonach nicht wahr, daß ſie vor dem Wagen des Königs hergetragen worden ſeien.

Ludwig XVI. kam endlich unter ungeheurem Volksandrang an und wurde am Stadthauſe von Bailly empfangen. — „Ich kehre, ſagte der König, mit Vertrauen in die Mitte meines Volkes nach Paris zurück.“ — Bailly widerholte dieſe Worte denen, die fern ſtanden, ließ aber dabei das Wort Vertrauen aus. — „Fügen Sie das Wort: mit Vertrauen hinzu, ſagte die Königin. — „Sie ſind ſo glücklicher, entgegnete Bailly, als wenn ich es ſelber ausgeſprochen hätte!“

Die königliche Familie begab ſich in den Palaſt der Tuilerien, welcher ſeit einem Jahrhundert nicht bewohnt worden war, und in welchem man nicht einmal die Zeit gehabt hatte, auch nur die nothwendigſten Vorkehrungen zu treffen. Die Bewachung deſſelben wurde den Pariſer Milizen anvertraut und Lafayette ward nun auch der Nation für die Perſon des

Königs verantwortlich, um welche alle Parteien ſich ſtritten. Der Adel hatte ihn in irgend einen feſten Platz führen wollen, um in ſeinem Namen Despotismus zu üben; die Volkspartei, welche damals noch nicht daran dachte, ſich deſſen ganz zu entledigen, wollte ihn bewachen, um die Conſtitution zu vervollſtändigen, und einem Bürgerkriege das Haupt zu entziehen. Darum nannte denn auch die Ungunſt der Privilegirten, Lafayette einen Kerkermeiſter, obſchon ſeine Wachſamkeit nur den Einen Wunſch an den Tag legte, das Königthum aufrecht zu erhalten.

Von dieſer Zeit an nahm der Gang der Parteien einen neuen Character an. Die Ariſtokratie, welche, von Ludwig dem XVI. getrennt, die Unmöglichkeit einſah, ihm zur Seite etwas unternehmen zu können, zerſtreute ſich in das Ausland und in die Provinzen. Von nun an erſt nahm die Auswanderung bedeutend zu. Eine große Anzahl Adliger flüchtete ſich nach Turin zu dem Grafen Artois, wo derſelbe ein Aſyl bei ſeinem Schwiegervater gefunden hatte. Daſelbſt beſchränkte ſich ihre Politik darauf, unter der Annahme, daß der König ein Gefangener ſei, die mittägigen Departements zum Aufſtand aufzuregen. Die Königin, als eine Oeſtreichiſche Prinzeſſin und mehr noch als Gegnerin des zu Turin neugebildeten Hofes, wandte ſich mit ihren Hoffnungen nach Oeſtereich. Der König endlich inmitten dieſer Ränke, ſah Alles, hinderte nichts und wartete ruhig ab, von welcher Seite ihm Rettung kommen werde. Inzwiſchen erließ er die von der National=Verſammlung geforderten Decrete, und war in der That eben ſo wenig frei, als er es in Turin oder Coblenz geweſen ſein würde, oder als er es je unter Maurepas war, denn es iſt das Loos der Schwäche, ſtets abhängig zu ſein.

Die von jetzt an ſiegreiche Volkspartei theilte ſich zwiſchen dem Herzoge von Orleans, Lafayette, Mirabeau, Barnave und den beiden Lameth. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans und Mirabeau als Urheber des letzten Aufſtandes an. Glaubwürdige Zeugen wollten ihrer Verſicherung nach den Herzog und Mirabeau auf dem unglücklichen Schlachtfelde vom 6. October bemerkt haben.

Dieſe Thatſachen wurden ſpäter in Abrede geſtellt; aber in jenem Augenblicke wurden ſie feſt geglaubt. Die Verſchwornen, — ſagten die kühnſten Verläumder, — hätten die Abſicht gehabt, den König zu entfernen, wo nicht gar umzubringen. Der Herzog von Orleans, fügte man hinzu, habe Leutenant des Königreiches und Mirabeau Miniſter werden wollen. Keiner dieſer Plane aber war geglückt und Lafayette, der ſie durch ſeine Gegenwart vereitelt zu haben ſchien, galt für den Retter des Königs und für den Beſieger Mirabeaus und des Herzogs. Der Hof, welcher noch nicht Zeit gehabt hatte, undankbar zu werden, erkannte Lafayette als ſeinen Retter, deſſen Macht in dieſem Augenblicke unermeßlich ſchien. Die exaltirten Patrioten waren darüber wüthend und murmelten bereits den Namen Cromwell zwiſchen den Lippen. Mirabeau, welcher, wie man bald ſehen wird, mit dem Herzoge von Orleans in keiner Verbindung ſtand, war auf Lafayette eiferſüchtig und nannte ihn nur Cromwell-Grandiſſon. Die Ariſtokratie begünſtigte dieſes Mißtrauen und fügte demſelben noch ihre eignen Verleumdungen hinzu; Lafayette aber blieb trotz aller dieſer Gegenminen entſchloſſen, den König und die Conſtitution zu ſchützen. Zu dieſem Zwecke beſchloß er vor Allem, den Herzog von Orleans, deſſen Gegenwart die Veranlaſſung zu vielen Gerüchten und, wo nicht die Mittel, doch mindeſt den Vorwand zu immerwährenden Unruhen gab, zu entfernen. In einer Unterredung mit dieſem Fürſten ſchüchterte er ihn durch ſeine Feſtigkeit ein und bewog ihn ſich zu entfernen. Der König, welcher um dieſen Plan wußte, gab ſich mit ſeiner gewöhnlichen Schwäche den Schein, als ſei er gegen dieſer Maßregel; er ſchrieb dem Herzoge von Orleans, daß er oder Lafayette ſich zurückziehen müſſe, daß bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Meinung die Wahl nicht zweifelhaft ſei, und daß er demzufolge ihm einen Auftrag nach England geben werde. Jetzt weiß man, daß Herr von Montmorin, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, um ſich den Ehrgeiz des Herzogs von Orleans vom Halſe zu ſchaffen, ihn zur Reiſe nach den Niederlanden beredete, welche damals in vollem Aufſtande gegen Oe-

ſtreich waren, und ihm Hoffnung auf den Titel eines Herzogs von Brabant gemacht hatte. Als ſeine Freunde dieſen ſeinen Entſchluß erfuhren, zürnten ſie dieſer ſeiner Schwäche. Ehrgeiziger als er, wollten ſie nicht zugeben, daß er den Platz räume, und eilten zu Mirabeau mit dem Erſuchen, die gewaltthätigen Zumuthungen, welche ſich Lafayette gegen den Prinzen erlaube, von der Rednerbühne herab zu denunciren. Mirabeau, ohnehin auf Lafayette's Popularität eiferſüchtig, ließ ſowohl ihm als dem Herzoge wiſſen, daß er, im Fall die Abreiſe nach England noch vor ſich ginge, ſie alle Beide von der Rednerbühne aus öffentlich anklagen werde. Schon ſchwankte der Herzog, aber eine neue Mahnung Lafayette's trieb ihn zur Abfahrt, und Mirabeau, welcher in der National-Verſammlung einen Brief mit der Anzeige ſeiner Abreiſe erhielt, rief voll Verdruß: „Er iſt der Mühe nicht werth, welche man ſich für ihn gibt!" *) Dieſe und viele andere nicht minder unbedachte Worte haben der Anklage Raum gegeben, als ſei er einer der Agenten des Herzogs von Orleans geweſen, und doch war es Niemand weniger als er. Seine zerrütteten Vermögensumſtände, ſeine oft unbedachten Aeußerungen, ſeine Vertraulichkeit mit dem Herzoge von Orleans, welche übrigens gegen Jedermann dieſelbe war, ſein Antrag hinſichtlich der ſpaniſchen Erbfolge, ſein Widerſtand endlich gegen die Abreiſe des Herzogs, mußten ihn nothwendig verdächtigen, aber nichts deſto weniger war es gewiß, daß Mirabeau durchaus keine Partei, und ſelbſt keinen andern Zweck, als den einen hatte, die Ariſtokratie und die Willkührherrſchaft zu vernichten.

Die Urheber all jener Verdächtigungen hätten wiſſen ſollen, daß Mirabeau zu jener Zeit häufig genöthigt war, die kleinſten Summen zu erborgen, was er ſicher nicht nöthig gehabt hätte, wenn er Agent eines ſo unermeßlich reichen, und wie es hieß, durch ſeine Anhänger faſt zu Grunde gerichteten Prinzen geweſen wäre. Mirabeau hatte den nahenden gänzlichen Zerfall des Staatsgebäudes längſt vorausgeſehen. Eine

*) Siehe Note 10. am Ende des Bandes.

Unterredung die er mit einem vertrauten Freunde im Parke von Verſailles hatte und welche eine ganze Nacht währte, hatte in ihm einen ganz neuen Plan zur Reife gebracht, und er gelobte ſich ſelbſt, für ſeinen Ruhm, wie für das Wohl des Staats und ſeinen eignen Vortheil (denn Mirabeau war der Mann, der alle dieſe Intereſſen zu gleicher Zeit in Augen zu behalten verſtand), unerſchütterlich in ſeiner Stellung zwiſchen den Umſturzungsmännern und dem Throne zu verharren, und die Monarchie zu befeſtigen, indem er ſich ſelbſt eine hohe Stelle darin anwies. Der Hof hatte zwar ſchon den Verſuch gemacht ihn zu gewinnen, ſich aber dabei durchaus ungeſchickt und ohne jene zarte Rückſichten benommen, welche ein Mann von ſeinem Stolze wohl fordern durfte, der ſeine Popularität ſelbſt auf Koſten der öffentlichen Achtung, die er eben nicht in großem Grade beſaß, behaupten wollte. Malouet, Necker's Freund und auch mit Mirabeau in guten Vernehmen, unternahm es zwiſchen Beiden eine Verbindung anzuknüpfen. Mirabeau hatte früher jeden Verſuch dieſer Art in der Ueberzeugung zurückgewieſen,*) daß er ſich mit dem Miniſter nie verſtändigen könne; dennoch zeigte er ſich jetzt dazu geneigt. Malouet übernahm es ihn dort einzuführen, und die Unverträglichkeit beider Charakter trat erſt nach dieſer Unterredung recht augenfällig hervor, in welcher Mirabeau nach dem Dafürhalten aller Anweſenden aufs Glänzendſte jene Ueberlegenheit des Geiſtes entfaltete, welche er ſo oft in ſeinem Privatleben wie auf der Rednerbühne bekundete. Man breitete aus, er habe ſich erkaufen laſſen wollen, und da ihm Necker nicht damit entgegengekommen, beim Weggehen geäußert: „Der Miniſter ſoll noch von mir hören!" Dis iſt abermals eine der gewöhnlichen Mißdeutungen des Parteigeiſtes. Malouet hatte Mirabeau, von dem man wußte, daß er mit den Freiheiten welche die Nation erlangt, zufrieden geſtellt ſei, nichts weiter als eine Verſtändigung mit dem

---

*) Malouet und Bertrand de Molleville haben nicht Anſtand genommen, hiervon das gerade Gegentheil zu berichten, aber die von uns aufgeſtellte Thatſache iſt durch die glaubwürdigſten Zeugen verbürgt.

Miniſter vorgeſchlagen. Uebrigens knüpfte ſich zu gleicher Zeit auch eine directe Unterhandlung mit dem Hofe an. Ein auswärtiger Prinz, welcher mit Männern von allen Parteien in Verbindung ſtand, machte die erſten Eröffnungen dazu. Ein Freund, welcher zum Unterhändler diente, machte bemerklich, daß man von Mirabeau zwar nie ein Fallenlaſſen ſeiner Grundſätze zu erwarten habe, daß aber, bei dem ſtrengen Feſthalten an die Conſtitution er dem Hofe eine unerſchütterliche Stütze ſein würde; daß, was die Bedingungen beträfe, dieſelben ſich durch ſeine Lage von ſelbſt feſtſtellten, und daß dieſe Lage ſchon im Intereſſe derer, welche ſich ſeines Einfluſſes zu bedienen wünſchten, ehrenvoll und unabhängig ſein, und ſonach ſeine Schulden bezahlt werden müßten, und daß man endlich, um ihn an die neue geſellſchaftliche Ordnung zu feſſeln ohne ihm gerade jetzt ſchon eine Miniſterſtelle zu verleihen, doch dieſelbe im Hintergrunde zeigen möge.*) Dieſe Unterhandlungen gediehen erſt zwei oder drei Monate nachher, nämlich in den erſten Monaten des Jahres 1790 zu einem erwünſchten Ende. Die Geſchichtſchreiber, von all' den nähern Umſtänden wenig unterrichtet und von der Beharrlichkeit irre geführt, mit welcher Mirabeau dazumal die Verwaltung fortdauernd bekämpfte, haben den Zeitpunkt dieſes Vertrags viel weiter hinausgeſetzt; er wurde aber ohngefähr zu Anfange des Jahres 1790 geſchloſſen, und wir kommen ſpäter noch auf ſeinen Inhalt zurück. Barnave und beide Lameth's konnten mit Mirabeau nur durch ihren überwiegenden patriotiſchen Rigorismus in die Schranken treten. Von den ſtattgehabten Unterhandlungen unterrichtet, ſetzten ſie das damals ohnehin ſchon verbreitete Gerücht von einer ihm vorbehaltenen Miniſterſtelle gefliſſentlich noch mehr in Umlauf, um es ihm hierdurch unmöglich zu machen, eine ſolche wirklich anzunehmen. Bald bot ſich auch eine Gelegenheit dar, ihm jede Möglichkeit dazu zu benehmen. Die Miniſter hatten nämlich nicht das Recht, in der Verſammlung zu reden. Mirabeau aber hatte nicht Luſt bei Annahme des Miniſterpoſtens auf das Wort zu verzichten, das ihm vor Allem einen ſo hohen Einfluß ſicherte;

*) Siehe Note 11 am Ende des Bandes.

zugleich mochte er wohl auch wünſchen, Neckern auf die Rednerbühne zu führen, um ihn dort deſto leichter zu vernichten. Er ſchlug daher vor, den Miniſtern mindeſt eine beirathende Stimme in der National-Verſammlung zu gewähren. Dem widerſetzte ſich jedoch die aufgeregte Volkspartei freilich ohne haltbaren Grund, gleich als fürchte ſie die miniſteriellen Verſührungskünſte. Aber dieſe Beſorgniſſe waren völlig grundlos, denn niemals werden wohl die Miniſter in ihrer öffentlichen amtlichen Stellung zu den Kammern die Nationalrepräſentanten zu beſtechen verſuchen. Gleichwohl ward der Vorſchlag Mirabeau's verworfen, und Lanjuinais trieb den Rigorismus noch weiter und ſtellte ſogar den Antrag, allen gegenwärtigen Deputirten den Eintritt in das Miniſterium zu unterſagen. Der Streit war heftig. Obgleich der Beweggrund zu dieſem Antrage Keinem ein Geheimniß war, mochte ihn doch Niemand ausſprechen; nur Mirabeau, dem jede Verſtellung fremd war, rief endlich, daß man um eines einzigen Mannes Willen, kein dem Staate nachtheiliges Geſetz erlaſſen dürfe, und daß er für das Geſetz nur unter der Bedingung ſtimmen werde, daß man den Eintritt in das Miniſterium „nicht allen gegenwärtigen Deputirten, ſondern allein dem Herrn von Mirabeau, dem Deputirten des Landgerichts von Aix, unterſage.“ So viel Freimüthigkeit und Kühnheit blieben gleichwohl ohne den gewünſchten Erfolg und das Decret wurde einmüthig angenommen.

Man ſieht, wie ſich der Staat zwiſchen den Emigranten, der Königin, dem Könige und den verſchiedenen Parteihäuptern, wie Lafayette, Mirabeau, Barnave und Lameth ſpaltete. Ein entſcheidendes Ereigniß wie das vom 14. Juli oder vom 5. October war auf lange Zeit unmöglich geworden; es bedurfte neuer Mißſtimmungen um den Hof und das Volk gegen einander zu hetzen und einen offenen Bruch herbeizuführen.

Die National-Verſammlung hatte ſich nach Paris *) verſetzt, nachdem ihr von Seiten der Gemeinde die wiederholte

*) Sie hielt ihre erſte Sitzung im Erzbiſchöflichen Palaſt, den 19. Oct.

Verſicherung allgemeiner Ruhe und das Verſprechen ungeſtörter Stimmfreiheit geworden. Mounier und Lally-Tolendal, noch von den Ereigniſſen des 5. und 6. October entrüſtet, hatten ihre Demiſſion mit der Erklärung eingereicht, daß ſie weder die Zuſchauer noch die Mitſchuldige an den Verbrechen der Factionsmänner ſein wollten. Sie hatten ſpäter um ſo größere Urſache dieſen Rücktritt von der Sorge für das öffentliche Wohl zu bereuen, als ſie Maury und Cazeles, welche ſich gleicherweiſe von der Verſammlung zurückgezogen hatten, bald darauf mit erneutem Muthe dort wieder auftreten und bis zu Ende muthig die Sache vertheidigen ſahen, der ſie ſich einmal geweiht hatten. Mounier zog ſich in die Dauphiné zurück und rief dort die Provinzialſtände zuſammen, aber bald gebot ein Decret deren Auflöſung, welche auch alsbald ohne den geringſten Widerſtand erfolgte. So hatten Mounier und Lally, welche zur Zeit der Vereinigung der drei Stände und des Schwures im Ballhauſe die Heroen des Volkes geweſen waren, gegenwärtig in ſeinen Augen allen Werth verloren. Die Parlamente waren die Erſten, welche von der Volksgewalt auf die Seite geſchoben wurden; Mounier, Lally und Necker folgten ihnen nach, und vieler Andern harrte noch daſſelbe Geſchick.

Die Theurung, dieſer wenn auch oft übertriebene, doch thatſächliche Grund jener Volksbewegungen, gab bald zu neuen Verbrechen Anlaß. Der Bäcker François war von einigen Brigands ermordet worden. (20. October.) Lafayette gelang es die Schuldigen zu ergreifen; er überlieferte ſie dem Chatelet, einem Tribunale, welchem die außerordentliche Gerichtsbarkeit über alle auf die Revolution bezüglichen Vergehen zugewieſen war. Eben daſelbſt befanden ſich auch Beſenval und alle diejenigen in Unterſuchung, welche der Theilnahme an der am 14. Juli vereitelten ariſtokratiſchen Verſchwörung angeklagt waren. Die Gerichtsverhandlungen des Chatelet ſollten fortan nach neuen Rechtsformen vor ſich gehen; inzwiſchen und bis zur Einführung der Jury hatte die Nationalverſammlung die Oeffentlichkeit, die contradictatoriſche Vertheidigung und alle ſonſtigen Schutzmittel für Angeklagte angeordnet. Die Mörder des

François wurden verurtheilt und die Ruhe wieder hergeſtellt. Lafayette und Bailly ſchlugen bei dieſer Gelegenheit das Martialgeſetz vor. Trotz des heftigen Widerſpruchs von Seiten Robespierre's, welcher ſich von jetzt an als eifriger Vertheidiger des Volkes und der Armen zeigte, wurde es durch Majorität angenommen (Decret vom 21. October). Kraft dieſes Geſetzes waren die Munizipalitäten für die öffentliche Ruhe verantwortlich, bei entſtehenden Unruhen zu Requiſition der Linientruppen oder Bürgermiliz, und nach dreimaliger Aufforderung auseinanderzugehen zum Gebrauch der Gewalt gegen die aufrühreriſchen Zuſammenrottungen ermächtigt. Ein eigner Comité für die Unterſuchungen wurde in der Gemeinde von Paris und in der Nationalverſammlung niedergeſetzt, um die zahlreichen Gegner, deren Ränke ſich raſtlos durchkreuzten, zu bewachen. Es bedurfte nur zu ſehr aller dieſer Vorkehrungen, um die Entwürfe ſo zahlreicher, gegen die noch junge Revolution verſchwornen Widerſacher zu vereiteln.

Die Arbeiten zur Vollendung der Conſtitution wurden jetzt wieder mit Eifer vorgenommen. Man hatte das Feudalweſen aufgehoben, aber noch bedurfte es einer letzten Maßregel, um jene großen Körperſchaften vollends aufzulöſen, welche ſeither einen feindlich geſinnten Staat im Staate gebildet hatten. Die Beſitzthümer des Clerus waren unermeßlich. Er hatte ſie früher von den Landesfürſten unter dem Namen von Lehnsbewilligungen oder frommen Stiftungen und als Vermächtniſſe erhalten. Wenn gleich das Eigenthum des einzelnen Staatsbürgers als Frucht und Ziel ſeiner Arbeit unverletzlich gehalten werden muß, ſo konnten dagegen Güter, welche ganzen Körperſchaften zn einem gewiſſen Zwecke verliehen worden waren, wohl mit vollem Rechte vom Geſetze eine andere Beſtimmung erhalten. Für den religiöſen Cultus — mindeſt war dis die Abſicht der Geber — waren ſie geſchenkt worden; der Cultus aber iſt ein öffentlicher Dienſt, und dem Geſetze ſtand es demnach frei die Mittel dafür auch auf eine ganz von jener verſchiedenen Weiſe aufzubringen. Der Abbé Maury zeigte hierbei ſeine ganze unerſchütterliche Beredtſamkeit; er brachte alle Grundbeſitzer in Allarm und zeigte ihnen ihre eigene Beraubung im

nahen Hintergrunde, indem er behauptete, daß man die Provinzen der Habſucht der Agioteurs der Hauptſtadt opfere. Sein Sophismus iſt merkwürdig genug, um hier eine Stelle zu finden: Man verfügt über die Kirchengüter — ſagte er — zur Bezahlung der öffentlichen Schuld; nun ſind die Staatsgläubiger aber niemand anders als die Capitaliſten der Hauptſtadt, während die Ländereien, welche man ihnen Preis giebt, in den Provinzen liegen; folglich — meinte der unerſchrockene Sophiſt — ſei es erwieſen, daß man die Provinzen der Hauptſtadt opfere, — als wenn gerade nicht im Gegentheil dieſe Zerſchlagung jener unermeßlichen Ländereien, welche bisher nur der Schwelgerei einiger müßigen Prieſter vorbehalten waren, für die Provinzen von außerordentlichem Gewinn geweſen wäre! —

Alle ſeine Anſtrengungen blieben aber fruchtlos. Der Erzbiſchof von Autun, von welchem jener Vorſchlag ausging, und der Deputirte Thouret widerlegten alle ſeine Trugſchlüſſe. Schon wollte man decretiren, daß alles Kirchengut dem Staate gehöre, als die Oppoſition demohngeachtet nochmals auf die Eigenthumsfrage zurückkam. Man antwortete ihr aber, daß der Staat, ſelbſt wenn ſie Eigenthum wären, über dieſe Güter zur Zeit der Noth zu verfügen das Recht habe, da ſie ſchon in früherer Zeit in dringenden Fällen oft zu deſſen Beſten verwandt worden ſeien, was ſie denn auch nicht in Abrede zu ſtellen vermochten. Mirabeau, dieſes Zugeſtändniß benutzend, ſchlug vor, ſtatt des Wortes: „Alles Kirchengut gehört dem Staat“ zu ſetzen: „ſtehen zur Verfügung des Staates,“ und in dieſer Faſſung wurde denn auch die Discuſſion auf der Stelle mit großer Stimmenmehrheit beendet. (Geſetz vom 2. Nov.) So brach die Verſammlung die furchtbare Gewalt des Clerus und die Verſchwendung der Ordensobern, und gewann der Nation dieſe unermeßlichen finanziellen Hilfsquellen, von denen die Revolution ſich ſo lange Zeit ausſchließlich nährte. Zu gleicher Zeit ſorgte ſie für die Subſiſtenz der Pfarrer durch den Beſchluß, daß ihr Gehalt nicht unter zwölf Hundert Franks nebſt Benutzung eines Pfarrhauſes und eines daran befindlichen Gartens ſein dürfe. Sie erklärte, daß alle religiöſen Gelübde von Staatswegen nicht mehr anerkannt werden ſollten, und gab

allen Kloſtergeiſtlichen die Freiheit ihre Zellen zu verlaſſen, indem ſie zugleich denen, welche das Mönchsleben fortzuführen wünſchten, dis geſtattete, und zu dieſem Zweke die eingezogenen Güter durch ausgeworfene Penſionen erſetzte. Dabei hatte ſie die Sorgfalt einen Unterſchied zwiſchen den reichen und den Bettelorden zu machen und das Einkommen der Mitglieder derſelben nach ihren frühern Verhältniſſen zu beſtimmen. Daſſelbe geſchah mit den Penſionen, und als der Janſeniſt Camus auf die urſprüngliche evangeliſche Einfachheit zurückkommen, und alle Penſionen auf ein und daſſelbe, höchſt geringe Firum reducirt wiſſen wollte, ſetzte die Nationalverſammlung auf Anrathen Mirabeau's dieſelben nach Verhältniß ihres jetzigen Werthes und der frühern Lage der Penſionaire angemeſſen, feſt. Man konnte in der That damals die Schonung des Hergebrachten nicht weiter treiben, und hierin beſtand die wahrhafteſte Achtung des Eigenthums. Dem ähnlich, gab die National-Verſammlung, als die bei Widerruf des Edictes von Nantes ausgewanderten Proteſtanten jetzt ihre Güter zurückforderten, ihnen nur diejenigen zurück, welche ſeither noch unverkauft geblieben waren.

Mit dieſer weiſen Schonung der Perſonen verband ſie das kühnſte Benehmen, wenn es die Sachen betraf, und entwikkelte beſondere Feſtigkeit in allen Verfaſſungsfragen. Man hatte die Prärogative der oberſten Gewalten bereits feſtgeſtellt, und es bedurfte nur noch der adminiſtrativen Eintheilung des Reichs in einzelne Gebiete. Bisher war es ſtets nach Provinzen eingetheilt geweſen, wie ſolche nach und nach zu dem alten Frankreich hinzugekommen waren. Dieſe durch Geſetze, Privilegien und Sitten unter ſich völlig verſchiedenen Provinzen bildeten ein höchſt fremdartiges Ganze. Sieyes hatte die Idee, ſie durch eine neue Eintheilung, welche die alten Abgrenzungen aufhöbe und für alle Theile des Königreichs dieſelben Geſetze und denſelben Geiſt der Verwaltung einführe, mehr zu vermiſchen. Dis geſchah durch die Eintheilung in Departements. Die Departemente wurden wiederum in Diſtricte und die Diſtricte in Munizipalitäten eingetheilt. Bei allen dieſen Unterabtheilungen wurde das Princip der Repräſentation einge-

führt. Die Verwaltung der Departemente, der Diſtricte und der Gemeinden wurde einer berathenden und einer vollziehenden Behörde, Beide wählbar, übergeben. Dieſe verſchiedenen Autoritäten griffen in einander ein und hatten innerhalb ihrer Reſſortverhältniſſe alle gleiche Befugniſſe. Die Departemental-Behörde legte die Steuer in den Diſtricten, die Bezirksbehörde in den Gemeinden und der Gemeinderath unter den Individuen um.

Die Verſammlung beſtimmte hierauf die Erforderniſſe eines Staatsbürgers, der zu dem Genuſſe aller politiſchen Rechte befähigt ſei. Sie verlangte hiezu das Alter von fünf und zwanzig Jahren und die Steuerentrichtung von wenigſtens einer Mark Silber. Jedes Individuum, welches dieſen Bedingungen Genüge leiſtete, hieß activer, alle anderen paſſive Staatsbürger. Dieſe ziemlich einfachen Benennungen wurden zwar in's Lächerliche gezogen, weil man ſich gern an den Namen hält, wenn es gilt die Sache zu beſpötteln; aber ſie waren natürlich und drückten vollkommen das aus, was ſie bezeichnen ſollten. Der active Bürger nahm an den Wahlen der Mitglieder für die Verwaltung und die Nationalverſammlung Theil. Für die Wahl der Abgeordneten gab es zwei verſchiedene Abſtufungen. Um ſelbſt wählbar zu ſein, bedurfte es weiter keines Erforderniſſes; denn wie das auch in der Nationalverſammlung ausgeſprochen wurde, ein Jeder wird Wähler durch ſeine Theilnahme an dem Geſellſchaftsverband, wählbar aber iſt Jeder allein ſchon durch das Vertraueu der Wähler. Dieſe Arbeiten, obſchon von tauſend andern, durch die Umſtände herbeigeführten Discuſſionen unterbrochen, wurden nichtsdeſtoweniger mit großem Eifer betrieben. Die rechte Seite war hierbei nur inſofern thätig, als ſie ſich denſelben hartnäckig entgegenſtellte, wo es galt, der Nation einen Theil ihres Einfluſſes ſtreitig zu machen. Die liberalen Deputirten dagegen, obgleich in verſchiedene Parteien geſpalten, vereinigten oder trennten ſich ohne Bitterkeit, je nach ihren individuellen Anſichten. Es war leicht zu bemerken, daß bei ihnen die innere Ueberzeugung ihre Vereinigungen beherrſchte. Man ſah Thouret, Mirabeau, Düport, Sieyes, Camus und Cha-

pelier bei den Verhandlungen je nach ihrer jedesmaligen Meinung bald zuſammen bald von einander abweichend ſtimmen. Was die Mitglieder des Adels und des Clerus betrifft, ſo wurden ſie nur bei Parteikämpfen laut. Hatten die Parlamente einen Beſchluß gegen die Verſammlung erlaſſen, oder waren Deputirte von Schriftſtellern angegriffen worden, ſo wurden ſie bereitwillig von ihnen unterſtützt. Sie vertheidigten die Militaircommandanten gegen das Volk, die Sclavenhändler gegen die Neger, ſie ſtimmten gegen die Zulaſſung der Juden und der Proteſtanten zum Genuſſe bürgerlicher Rechte, ja als Genua ſich bei der Befreiung Corſikas und deſſen Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche gegen Frankreich erhob, waren ſie für Genua gegen Frankreich. Mit einem Worte, fremd und gleichgiltig bei allen gemeinnützigen Berathungen, und entweder gar nicht darauf hörend oder mit einander plaudernd, erhoben ſie ſich nur, wenn es Freiheit und Recht zu verweigern galt. *)

Wie wir ſchon erwähnt haben, war es nicht mehr möglich eine folgenreiche Verſchwörung auf der Seite des Königs einzuleiten, da die Ariſtokratie auf der Flucht und der Hof von der Nationalverſammlung, dem Volke und der Nationalmiliz umgeben war. Partielle Aufſtände waren daher Alles, was die Mißvergnügten verſuchen konnten. Sie nährten demgemäß gefliſſentlich die üble Stimmung der Offiziere, welche noch an der alten Ordnung der Dinge hielten, während der Soldat, der dabei nur gewinnen konnte, der neuen Zeit anhing. Häufig fanden auch Zwiſte zwiſchen der Armee und der Bevölkerung ſtatt; oft überlieferten ſogar die Soldaten ihre Chefs dem Pöbel, welcher ſie ermordete; andere Male wurden die Reibungen glücklich beſeitigt, und Alles ging friedlich ab, ſobald nur die Stadtcommandanten ſich mit einiger Gewandtheit benahmen, und den Eid auf die neue Conſtitution leiſteten. Der Clerus hatte die

*) Ueber die Handlungsweiſe der Deputirten der Rechten vergleiche man den Auszug aus den Memoiren von Ferrière, Note 12, am Ende dieſes Bandes.

Bretagne mit Proteſtationen gegen die Veräußerung ſeiner Güter überſchwemmt, und befliß ſich die letzten Ueberreſte von religiöſem Fanatismus in denjenigen Provinzen anzufachen, wo noch der alte Aberglaube herrſchte. Auch die Parlamente wurden dazu mit benutzt, und ein letzter Verſuch gemacht, ihr Anſehn wieder herzuſtellen. Die Gerichtsferien derſelben waren von der Nationalverſammlung verlängert worden, weil ſie nicht erſt mit ihnen in Discuſſionen gerathen wollte, und die Ferienkammern hielten in ihrer Abweſenheit Sitzung. Zu Rouen, zu Nantes, zu Rennes erließen ſie Bekanntmachungen, worin ſie den Untergang der alten Monarchie und die ſchmähliche Verletzung der Geſetze beklagten, und ohne gerade die Verſammlung zu nennen, doch ſie als die Urſache all' dieſer Uebel zu bezeichnen ſchienen. Sie wurden deshalb vor die Schranken gefordert, doch nur das Parlament von Rennes als das ſtrafbarſte, wurde für unfähig erklärt, länger ſeine Functionen zu bekleiden. Das zu Metz hatte ſogar erklärt, daß der König nicht frei ſei, was wie bereits erwähnt, überhaupt die Politik der Unzufriedenen war. Da ſie ſich ſelbſt des Königs als Werkzeug nicht bedienen konnten, ſuchten ſie ihn als Gefangenen darzuſtellen, indem ſie dann mit einem Schein von Recht alle Geſetze annulliren zu können glaubten, zu denen er ſeine Zuſtimmung gegeben zu haben ſchien. Er ſelbſt mochte wohl dieſer Politik beipflichten. Er hatte ſeine am 5. und 6. October zurückgeſchickten Gardes-du-Corps nicht wieder zu ſich beordert, ſondern ließ ſich durch die Nationalmiliz, in deren Mitte er ſich ſicher wußte, bewachen. Seine Abſicht war hierbei, als Gefangener zu erſcheinen. Die Gemeinde von Paris vereitelte jedoch dieſe wohl etwas kleinliche Liſt, indem ſie den König um die Zurückberufung ſeiner Garden erſuchte, was er aber unter leeren Vorwänden und unter Vermittelung der Königin zurückwies.*)

Das Jahr 1790 erſchien, und eine allgemeine Aufregung machte ſich bemerklich. Drei Monate waren ſeit dem 5. und 6. October in leidlicher Ruhe vergangen, da ſchienen ſich die Unruhen zu erneuen. Auf große Stürme folgt immer Abſpannung, auf dieſe Ruhe kleine Kriſen, bis zuletzt große Wendepunkte eintreten. Man maß dieſe Wirren dem Clerus, dem Adel, dem Hofe, ja

---

*) Man ſehe Note 13 am Ende des Bandes.

ſelbſt England bei, welches letztere deshalb ſeinen Geſandten mit ſeiner Rechtfertigung beauftragte. Selbſt die beſoldeten Compagnieen der Nationalgarde wurden von dieſer allgemeinen Aufregung angeſteckt. Einige Soldaten rotteten ſich auf den Elyſäiſchen Feldern zuſammen, und verlangten Vergrößerung ihrer Brotrationen. Lafayette, überall gegenwärtig, eilt hinzu, zerſtreut und beſtraft ſie, und ſtellt unter ſeinen, bis auf dergleichen leichte Störungen ſtets treuen Truppen, bald die Ruhe wieder her.

Ganz beſonders war die Rede von einem, gegen die Nationalverſammlung und die Municipalität angezeddelten Complot, deſſen muthmaßliches Haupt der Marquis von Favras ſein ſollte. Er wurde mit großen Geräuſch feſtgenommen und dem Châtelet überliefert. Man verbreitete zugleich: Bailly und Lafayette hätten ermordet werden ſollen; zwölf hundert Pferde ſtänden in Verſailles zur Flucht des Königs bereit, und eine Armee von Schweizern und Piemonteſern ſolle ihn im Empfang nehmen und ſodann auf Paris losmarſchieren. Das Gerücht fand Glauben, ja man wollte ſogar wiſſen, Favras ſei der geheime Agent gewiſſer hochgeſtellter Perſonen; beſonders ruhte der Verdacht auf Monſieur, dem Bruder des Königs, denn Favras hatte unter ſeiner Garde gedient und überdis auch eine Anleihe für ſeine Rechnung negozirt. Monſieur, von dieſer Aufregung der Gemüther erſchreckt, erſchien auf dem Stadthauſe, proteſtirte gegen dieſe Inſinuationen deren Gegenſtand er war, erläuterte ſeine Verhältniſſe mit Favras, berief ſich auf ſeine, früher in der Verſammlung der Notabeln bekundeten populären Geſinnungen, und verlangte nicht nach bloßen öffentlichen Gerüchten, ſondern nach ſeinem bekannten und von ihm nie verläugneten Patriotismus beurtheilt zu werden.*) Seine Worte wurden mit allgemeinem Beifall vernommen und er ſelbſt von dem Volke in ſeine Wohnung zurück geleitet.

Unterdeß hatte der Proceß von Favras ſeinen Fortgang. Dieſer Favras hatte Europa durchreiſ't, ſich mit einer fremden Fürſtin vermählt, und mancherlei Plane zur Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände geſchmiedet. Am 14. Juli, wie am 5. und 6. October und in den erſten Monaten des Jahrs 1790 ſollen dergleichen Ränke beſonders ſtatt gefunden haben. Die Zeugen, welche

*) Siehe Note 14. am Ende des Bandes.

gegen ihn auftraten, bezeichneten ſeinen letzten Plan genauer. Die Ermordung Bailly's und Lafayette's und die Entführung des Königs ſchienen zum Theil in dieſem Plane mit gelegen zu haben, aber es blieb unbewieſen, daß zwölf hundert Pferde in Bereitſchaft geſtanden haben ſollten, und daß eine Schweizer= oder Piemonteſiſche Armee im Anmarſche geweſen ſei. Die Umſtände waren für Favras wenig günſtig. Als der Châtelet Beſenval und die andern in das Complot vom 14. Juli Verwickelten auf freien Fuß ſtellen wollte, hatte ſich die öffentliche Meinung dagegen laut ausgeſprochen. Nichts deſto weniger ermuthigte Lafayette die Richter des Châtelet gerecht zu ſein, und verſprach ihnen, daß ihr Urtel, von welcher Art es auch ſei, in Ausführung gebracht werden ſolle.

Dieſer Proceß verdächtigte den Hof auf's Neue. Nach wiederholten Plänen ſolcher Art ließ ſich von ihm wenig Gutes hoffen; denn mitten in Paris ſelbſt ſah man ihn noch ſich verſchwören. Man rieth daher dem Könige zu einer durchgreifenden Maßregel, um die öffentliche Meinung zufrieden zu ſtellen. Am 4. Februar 1790 bemerkte die Verſammlung zu ihrer Verwunderung mehrere Veränderungen in der Einrichtung des Saales. Ein mit Lilien geſtickter Teppich bedeckte die Gänge des Büreau. Die Stühle der Secretaire waren niedriger geſtellt und der Präſident ſtand zur Seite des Seſſels, auf welchem er gewöhnlich Platz zu nehmen pflegte. „Der König kommt!“ riefen auf einmal die Huiſſiers, und gleich darauf trat Ludwig **XVI.** in den Saal. Bei ſeinem Anblick erhebt ſich die Verſammlung und empfängt ihn rings mit Beifallrufen. Eine Unzahl von Zuſchauern herzuſtürzend, erfüllen die Tribunen, drängen ſich in alle Theile des Saals und erwarten mit größter Ungeduld den König. Ludwig **XVI.** ſpricht ſtehend vor der ſitzenden Verſammlung; er erinnert zuerſt an die Unruhen, denen Frankreich zur Beute geworden, und an die Anſtrengungen welche er gemacht um ſie zu ſtillen und die Subſiſtenz des Volkes zu ſichern; er geht die Arbeiten der Repräſentanten durch, indem er bemerkt, daß er daſſelbe Ziel den Provinzialverſammlungen geſteckt habe; er macht endlich darauf aufmerkſam, wie er ſchon früher ſelbſt die Wünſche, welche jetzt verwirklicht werden ſollten, ausgeſprochen habe. Er fügt hinzu: er glaube ſich mit den Repräſentanten der Nation zu einer Zeit

inniger verbinden zu müſſen, wo ihm die Decrete, welche dem Königreiche eine neue Organiſation geben ſollten, vorgelegt worden ſeien. Er werde, ſprach er, mit aller ſeiner Macht den Erfolg dieſer umfangreichen Organiſation begünſtigen, und jeden dagegen ankämpfenden Verſuch als ſtrafbar mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln verfolgen laſſen.“ Bei dieſen Worten regte ſich der allgemeinſte Beifall. Der König fährt fort, und fordert, indem er ſeine eigenen Opfer ins Gedächtniß ruft, alle diejenigen, welche deren bringen müſſen, auf, ſeiner Reſignation zu folgen und ſich über das Verlorene mit den Gütern zu tröſten, welche die neue Verfaſſung Frankreich verheiße. Nachdem er dieſe Verfaſſung zu ſchützen verſprochen, erklärt er ferner, daß er noch mehr thun, und in Uebereinſtimmung mit der Königin, bei guter Zeit Geiſt und Herz ſeines Sohnes für die neue Ordnung der Dinge vorbereiten und ihn gewöhnen werde, nur in dem Wohle der Franzoſen ſein eigenes Glück zu finden!“... Da ertönen von allen Seiten Zurufe der Liebe und des Vertrauens, Aller Hände ſtrecken ſich dem Monarchen entgegen, Aller Augen ſuchen die Mutter und das Kind, alle Stimmen verlangen nach ihnen; der Rauſch iſt allgemein. Endlich ſchließt der König ſeine Rede, indem er zu Eintracht und Frieden dieſes „gute Volk ermahnt, deſſen Liebe man ihn verſichere, wenn man ihn in ſeinen Sorgen tröſten wolle.“*) Bei dieſen Worten überbieten ſich alle Anweſenden in rauſchenden Dankesbezeugungen. Der Präſident ſchilderte in einer kurzen Antwort die überſtrömenden Gefühle welche ſich aller Herzen bemeiſtert haben, und der Fürſt wird hierauf von dem Volke nach den Tuilerien geleitet. Die Verſammlung aber erläßt Dankadreſſen an ihn und die Königin. Eine neue Idee bietet ſich dar: Ludwig **XVI.** hatte ſich ſo eben zur Aufrechterhaltung der Conſtitution verbindlich gemacht; dis veranlaßte die Deputirten, ſich auch ihrerſeits hierzu zu verpflichten. Man ſchlägt hierauf den Bügereid vor, und jeder Deputirte ſchwört: der Nation, dem Geſetze und dem Könige treu zu ſein und mit allen Kräften die von der Nationalverſammlung beſchloſſene und von dem Könige beſtätigte Coſtitution

---

*) Siehe Note 15. am Ende des Bandes.

aufrecht zu erhalten. Die Stellvertreter und die Deputirten des Handelsſtandes verlangen auch ihrerſeits den Eid zu leiſten; die Tribunen und die Amphitheater folgen dieſem Beiſpiele und von allen Seiten hört man nichts als die Worte: Ich ſchwöre es!

Dieſer Eid wurde hierauf im Stadthauſe, und durch ganz Frankreich von Gemeinde zu Gemeinde wiederholt. Oeffentliche Beluſtigungen wurden angeſtellt und die Begeiſterung ſchien allgemein und aufrichtig. Es war ohne Zweifel nun an der Zeit, fortan bei dieſem Benehmen zu beharren, und dieſe Verſöhnung der Gemüther nicht wie alle frühern ungenützt vorübergehen zu laſſen; aber denſelben Abend noch, während Paris von den zur Verherrlichung dieſes glücklichen Ereigniſſes angezündeten Feuern widerglänzte, war der Hof ſchon wieder zu ſeiner alten Stimmung übergegangen, und die Volks-Deputirten fanden hier eine Aufnahme, welche ſich ſchroff von der unterſchied, welche den adeligen Deputirten zu Theil wurde. Vergebens ſtellte Lafayette, deſſen weiſe und dienſteifrige Vorſchläge nicht befolgt wurden, dem Hofe vor, daß der König fortan nicht mehr ſchwanken, ſondern ſich gänzlich an die Volkspartei anſchließen und ihr Vertrauen zu gewinnen ſtreben ſolle, und daß es zu dieſem Zwecke nicht genüge, ſeine Geſinnungen in der National-Verſammlung zu proclamiren, ſondern ihm auch obliege durch ſeine Handlungen ſie zu bethätigen: daß er ſich von der geringſten, in ſeiner Gegenwart geſprochenen zweideutigen Aeußerung beleidigt abwenden und jeden entfernten Zweifel an der Aufrichtigkeit ſeines Willens zurückweiſen, nirgend aber einigen Zwang oder Mißvergnügen zeigen, noch ſonſt den Ariſtokraten einige geheime Hoffnung blicken laſſen dürfe, und daß endlich die Miniſter ſich unter einander der Einigkeit befleißen, mit der Verſammlung nicht rivaliſiren und ſie nicht ferner der Nothwendigkeit ausſetzen ſollten, ohne Unterlaß an die öffentliche Meinung zu appelliren. Vergebens erneuerte Lafayette dieſe trefflichen Rathſchläge in ehrfurchtvollen Vorſtellungen; der König nahm ſeine Briefe hin und nannte ihn einen Ehrenmann; die Königin aber wies ſie mißmuthig zurück und ſchien ſelbſt über die Ehrfurchtsverſicherungen des Ge-

nerals unwillig zu ſein. Weit beſſer nahm ſie Mirabeau auf, welcher zwar einflußreicher, aber ſicher auch weniger untadelhaft als Lafayette war.

Die Unterhandlungen Mirabeau's mit dem Hofe hatten inzwiſchen ihren Fortgang. Er hatte ſelbſt mit Monſieur, welcher ſeiner Geſinnungen wegen der Volkspartei näher ſtand, Verbindungen unterhalten, und ihm, wie gleicherweiſe der Königin und dem Herrn von Montmorin widerholt vorgeſtellt, daß die Monarchie nur durch die Freiheit gerettet werden könne. Mirabeau ſchloß endlich mit dem Hofe durch Hilfe eines Unterhändlers einen Vergleich ab. Er ſprach ſeine Grundſätze in einer Art von Glaubens-Bekenntniß aus, und erklärte, ſich nie von demſelben zu entfernen, den Hof aber, ſo lange er auf derſelben Linie mit ihm bleibe, nachdrücklich zu unterſtützen. Dagegen verpflichtete man ſich von Seiten des Hofes gegen ihn zu einem anſehnlichen Gehalte. Die Moral ohne Zweifel ſpricht das Verdammungsurtheil gegen ſolche Vergleiche, denn die Pflicht ſoll allein um der Pflicht willen geſchehen. Aber, hieß das ſich verkaufen? Ein ſchwacher Menſch würde ſich ohne Zweifel mit Preisgebung ſeiner Grundſätze verkauft haben, aber der einflußreiche Mirabeau, weit entfernt die ſeinigen zu opfern, bewog vielmehr die Gewalt dieſelben zu den ihrigen zu machen, und empfing dafür zum Tauſche die Unterſtützung, welche ſeine großen Bedürfniſſe und ſeine ungeordneten Leidenſchaften unumgänglich erheiſchten. Verſchieden von denen, welche ihre geringen Talente und ihr ſchlaffes Gewiſſen um hohen Preis verkaufen, bekämpfte Mirabeau, unerſchütterlich bei ſeinen Grundſätzen verharrend, abwechſelnd ſeine Partei oder den Hof, als hätte er nicht von der erſtern ſeine Popularität, und von dem zweiten die Mittel ſeiner Exiſtenz zu erwarten. Aus dieſem Grunde haben die Geſchichtſchreiber, welche ihn nicht für den Verbündeten des Hofes den er bekämpfte, halten konnten, dieſen Vertrag in das Jahr 1791 geſetzt, obgleich derſelbe ſchon in den erſten Monaten des Jahres 1790 geſchloſſen worden war. Mirabeau ſah die Königin, gefiel ihr durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, und genoß einen ſehr ſchmeichelhaften Empfang. Dieſer außerordentliche Menſch

war für alle Reize der Eitelkeit ſowohl als der Leidenſchaft gleich entzündbar. Man mußte ihn mit ſeiner Stärke und ſeinen Schwächen nehmen wie er war und ihn ſo zur Förderung des allgemeinen Wohls gebrauchen. Außer Lafayette und Mirabeau hatte der Hof noch Bouillé, welchen wir jetzt gleichfalls kennen lernen müſſen.

Bouillé, voll Muth, Gewandtheit und Talenten, theilte alle Regungen der Ariſtokratie und unterſchied ſich von ihr lediglich durch ein geringeres Maß von Verblendung und größerer Geſchäftsgewandtheit. In Metz ſtationirt, wo er eine weit ausgebreitete Grenze und einen großen Theil der Armee commandirte, bemühte er ſich, das Mißtrauen zwiſchen ſeinen Truppen und den Nationalgardiſten in der Abſicht ſorglich zu nähren, um ſeine Soldaten dem Hofe zu erhalten. In dieſer Hoffnung dort als Wächter aufgeſtellt, erfüllte er die Volkspartei mit Beſorgniß und ſchien der General der Monarchie, wie Lafayette der der Conſtitution zu ſein. Indeſſen war er voll Unwillen gegen die Ariſtokratie, die Schwäche des Königs verleidete ihm deſſen Dienſte, und er würde ihn verlaſſen haben, wäre er nicht von Ludwig XVI. zum Bleiben gedrängt worden. Bouillé war ein Mann von Ehre; als er daher einmal den Eid geleiſtet, dachte er an nichts mehr, als dem Könige und der Conſtitution zu dienen. Der Hof durfte ſonach nur Lafayette, Mirabeau und Bouillé vereinigen, um die Nationalgarden, die Verſammlung und die Armee, d. h. die drei Gewalten des Tages für ſich zu haben. Wohl mochten, wie nicht zu läugnen, in ihren Motiven dieſe drei Perſonen ſich trennen. Lafayette war voll reinen Willens mit allen denen gemeinſchaftliche Sache zu machen, welche dem Könige und der Conſtitution dienen wollten, Mirabeau dagegen auf Lafayette's Gewalt eiferſüchtig, fürchtete deſſen ſittliche Reinheit, und ſchien darin für ſich einen ſtillen Vorwurf zu ſehen. Bouillé haßte in Lafayette deſſen begeiſterte Ueberzeugung, und vielleicht auch den untadeligen Gegner; er gab Mirabeau den Vorzug, welchen er für leichter zu behandeln und in ſeinem politiſchen Glauben für weniger ſtreng hielt. Es wäre Sache des Hofes geweſen, dieſe

drei Männer durch Beſeitigung der ſie von einander entfernenden Motive mit einander auszuſöhnen; aber es gab nur ein einziges Mittel ihrer Einigung: die freie Monarchie. Man mußte ſich daher aufrichtig derſelben hingeben und aus allen Kräften darauf hinſteuern. Aber der Hof, ſtets unſchlüſſig, empfing Lafayette ohne ihn gerade zurückzuweiſen, mit Kälte, bezahlte Mirabeau, welcher ihn von Zeit zu Zeit ausſchalt, nährte den Unmuth Bouillé's gegen die Revolution, ſah nach Oeſtreich voll Hoffnung hin, und ließ die Emigranten in Turin nach Gefallen intriguiren. Dis iſt der gewöhnliche Weg der Schwäche; ſtatt ſich des Erfolges zu verſichern, überläßt ſie ſich eitlen Hoffnungen und ſtürzt ſich ſo ſelbſt ins Verderben, indem ſie den Verdacht nährt der die Parteien nicht minder als die That ſelbſt erbittert, denn es iſt allezeit beſſer, die That vollſtrecken als blos damit drohen.

Vergebens ſchrieb Lafayette, um das, was der Hof unterließ, nun ſelbſt zu bewirken, an Bouillé, ſeinen nahen Verwandten, und forderte ihn auf, gemeinſchaftlich mit ihm und durch die einzig möglichen Mittel, Offenheit und Freiheit, den Thron zu ſchützen; Bouillé, von dem Hofe gegen ihn eingenommen, antwortete kalt und ausweichend, und fuhr, ohne etwas gegen die Conſtitution zu unternehmen, doch fort durch das Geheimnißvolle ſeiner Plane und die Stärke ſeiner Armee eine ehrfurchtgebietende Stellung beizubehalten.

Jene Verſöhnungsſcene vom 4. Februar, welche von ſo großem Erfolg hätte ſein können, ward ſolchergeſtalt bald unnütz und fruchtlos. Der Proceß von Favras war beendigt, und der Chatelet, ſei es aus Furcht oder aus Ueberzeugung, verdammte ihn zum Strange. Favras zeigte in ſeinen letzten Augenblicken eine Feſtigkeit, eines Märtyrers, aber nicht eines Intriguants würdig. Er betheuerte ſeine Unſchuld und bat, vor ſeinem Tode hierüber noch eine Erklärung geben zu dürfen. Das Schaffot war auf dem Grèveplatze errichtet. Man führte ihn in das Stadthaus, wo er bis zur Nacht blieb. Das Volk wollte einen Marquis hängen ſehen, und erwartete dieſes Beiſpiel der Gleichheit in Erduldung peinlicher Strafen mit Ungeduld. Favras erklärte, mit einem Großen des

Reichs in Verbindung geſtanden zu haben, welcher ihn vermocht habe die Gemüther zu Gunſten des Königs zu ſtimmen. Da ihm dis einigen Aufwand verurſacht, ſo habe ihm dieſer Herr Hundert Louisd'or gegeben, welche er auch angenommen. Er verſicherte, daß ſich ſein Verbrechen lediglich hierauf beſchränke und nannte Niemand. Indeſſen fragte er, ob ihn die Nennung jener Perſon retten könne. Da ihm hierauf keine befriedigende Antwort ward, ſprach er: „In dieſem Falle werde ich mit meinem Geheimniſſe ſterben!" und trat mit großer Feſtigkeit den Weg nach dem Richtplatze an. Es war dunkle Nacht, doch hatte man ihn ſo gut als thunlich erleuchtet. Das Volk ergötzte ſich an dieſem Schauſpiele, zufrieden, die Gleichheit ſelbſt auf dem Schaffotte zu finden; es erlaubte ſich grauſame Spöttereien, und parodirte ſcheußlich genug auf verſchiedene Weiſe die Todesſtrafe des Unglücklichen. Der Körper Favras wurde ſeiner Familie ausgeliefert, und neue Ereigniſſe ließen bald ſeinen Tod ſowohl die, welche ihn beſtraft, als die, welche ſich ſeiner bedient hatten, vergeſſen.

Der Clerus in ſeiner Verzweiflung fuhr fort, im weiten Umkreiſe des Reiches Unruhen hervorzurufen. Der Adel rechnete noch immer viel auf ſeinen Einfluß unter den untern Volksklaſſen. Während die Nationalverſammlung ſich begnügt hatte, durch ein Decret die Kirchengüter zur Verfügung der Nation zu ſtellen, hatte der Clerus gehofft daß die Ausführung dieſes Decrets nicht Statt haben würde, und gab um dieſe unnöthig zu machen, zahlloſe Mittel an die Hand, der Bedrängniß des Schatzes abzuhelfen. Der Abbé Maury hatte eine Luxusſteuer vorgeſchlagen, aber der Abbé von Salsède ihm ſeinerſeits mit dem Vorſchlage geantwortet, daß kein Geiſtlicher mehr als tauſend Thaler Einkünfte haben ſolle. Den reichen Abbé brachte eine ſolche Motion zum Schweigen. Ein anderes Mal bei der Berathung über die Staatsſchuld hatte Cazales gerathen, nicht die Giltigkeit der Schuldbriefe, ſondern jede Schuld ſelbſt, ihren Urſprung und ihre Veranlaſſung zu unterſuchen, was nichts anders hieß als den Staatsbanquerot durch das eben ſo verhaßte als abgenutzte Mittel der Sternkammern zu erneuern. Der Clerus, als geſchworner Feind der

Staatsgläubiger, deren Intereſſen er ſich geopfert glaubte, unterſtützte dieſen Vorſchlag trotz ſeiner ſo rigoriſtiſchen Grundſätze in Bezug auf die Rechte des Eigenthums. Maury war mit Heftigkeit aufgeſprungen und hatte die Verſammlung verlaſſen, indem er ſich zu einem Theile der Mitglieder wendend, in die Worte ausbrach: ſie beſäßen nur den Muth der Schande! Die hierdurch beleidigte Verſammlung hatte ihn aus ihrer Mitte ausſchließen wollen. Mirabeau aber, welcher ſich namentlich hierdurch beleidigt fühlen mußte, ſtellte ſeinen Collegen vor, daß jeder Deputirte ſeinen Committenten angehöre, und daß man nicht das Recht habe einen Einzigen auszuſchließen. Dieſe Mäßigung bekundete die wahrhafte Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, man folgte ihm, und Maury wurde durch öffentlichen Verweis mehr als durch die Ausſchließung beſtraft. Alle dieſe vom Clerus hervorgeſuchten Mittel, die Staatsgläubiger ſtatt ſeiner als Opfer darzubieten, fruchteten indeß nichts, und die Verſammlung beſchloß den Verkauf von 400 Millionen Domainen- und Kirchengütern. Da verbreitete der verzweifelnde Clerus Flugſchriften unter das Volk, worin es hieß, daß der Plan der Revolutionaire ſei, die katholiſche Religion anzugreifen, eine Maßregel, von der ſie namentlich in den mittägigen Provinzen ſich großen Erfolg verſprachen. Wir haben bereits geſehen, wie die erſten Emigranten ſich nach Turin begeben hatten; von da unterhielten ſie insbeſondere mit Languedoc und der Provençe nähere Verbindungen. Calonne, ſo gefeiert zur Zeit der Notabeln, war der Miniſter des flüchtigen Hofes, welcher letztere ſich in zwei Parteien ſpaltete; der hohe Adel ſeinerſeits wollte ſeine Obmacht behaupten, fürchtete die Intervention des Provinzialadels und vor Allem des Bürgerſtandes, und gedachte ſich daher zur Widerherſtellung des Thrones nur an Rußland zu wenden. Ueberdis ſchien es ihm, der ſich ein Jahrhundert lang an den irreligiöſen Späßen Voltaires erfreut hatte, lächerlich, nach den Vorſchlägen der Emiſſaire aus der Provinz, die Religion mit ins Spiel zu ziehen. Die andere Partei, welche aus dem niedern Adel und den ausgewanderten Bürgerlichen beſtand, wollte die Leidenſchaft für die Freiheit durch eine noch weit ſtärkere, nämlich die des Fana-

tismus bekämpfen, und, ohne ſich dem Auslande zu überliefern, durch eigne Kräfte den Sieg gewinnen. Die Erſtern ſchützten, um die Intervention des Auslandes zu beſchönigen, die Beſorgniß des perſönlichen Rachegefühls vor, welches in Bürgerkriegen ſo leicht vorherrſchend werde: die andern behaupteten, daß der Bürgerkrieg allerdings zwar von Blutvergießen begleitet ſei, daß man ſich aber keinesfalls mit Verrätherei beflecken dürfe. Dieſe Letztern, muthiger und patriotiſcher, aber auch wilder geſinnt, konnten an einem Hofe wo Calonne herrſchte, ihre Abſichten nicht durchſetzen. Da man indeſſen in ſolcher Lage aller Welt benöthigt war, ſo wurden die Verbindungen zwiſchen Turin und den mittägigen Provinzen fortwährend unterhalten. Man entſchied ſich, die Revolution durch Krieg mit dem Auslande und durch den Bürgerkrieg gleichzeitig zu bekämpfen, und ſuchte zu dieſem Zwecke den alten Fanatismus jener Gegenden wieder anzufachen. *)

Die Geiſtlichkeit verſäumte nichts, dieſen Plan zu fördern. Die Proteſtanten erregten in dieſen Gegenden den Neid der Katholiken. Der Clerus benutzte dieſen Umſtand, und vor Allem die Faſtenzeit vor Oſtern, und bald war zu Montpellier, Nimes, Montauban der veraltete Fanatismus durch alle nur möglichen Mittel wieder hervorgerufen.

Karl Lameth beklagte ſich zuerſt auf der Tribune, daß man die heilige Zeit vor dem Oſterfeſte zur Aufwiegelung des Volkes und zu ſeiner Aufreizung gegen die neuen Geſetze gemißbraucht habe. Bei dieſen Worten erhob ſich der geſammte Clerus und wollte die Verſammlung verlaſſen. Der Biſchof von Clermont ſprach dieſe Drohung aus, und eine Menge Geiſtlicher hatte ſich ſchon zum Fortgehen erhoben, als man Karl Lameth zur Ordnung rief, worauf denn der Tumult ſich legte. Unterdeß nahm der Verkauf der Kirchengüter ſeinen Anfang, und der erbitterte Clerus verabſäumte keine Gelegenheit, dabei ſeinem Grolle Luft zu machen. Dom Gerle, ein Karthäuſer, voll Glauben an die Heiligkeit ſeiner religiöſen und patriotiſchen Gefühle, verlangt eines Tages das Wort und ſchlägt vor, die

---

*) Siehe Note 16. am Ende des Bandes.

katholiſche Religion als alleinige Staatsreligion zu erklären. (Sitzung vom 12. April.) Eine Maſſe von Deputirten erhebt ſich auf der Stelle, um durch Acclamation dafür zu ſtimmen, weil ſich jetzt nach ihrer Meinung der Verſammlung die beſte Gelegenheit darbiete, ſich von dem ihr gemachten Vorwurfe des Angriffes gegen die katholiſche Religion zu reinigen. Indeß, was bezweckte man mit einem ſolchen Vorſchlage? Entweder ſollte dis Decret der katholiſchen Religion ein Vorrecht verleihen welches keine Religion haben ſollte; oder es war die bloße Declaration einer Thatſache, der nämlich, daß die Mehrzahl der Franzoſen katholiſch ſei; eine ſolche Thatſache bedurfte aber keiner weitern Declaration. Ein ſolcher Vorſchlag konnte daher nicht füglich allgemein Eingang finden, und ſo wurde denn auch trotz der vereinten Anſtrengungen des Adels und der Geiſtlichkeit die Berathung auf den andern Tag verſchoben. Eine ungeheure Menſchenmenge war herbeigeſtrömt, und Lafayette hatte auf die Nachricht, daß Uebelwollende es dabei auf Unruhen abgeſehen hätten, aus Vorſicht die Wache verdoppelt. Die Discuſſion beginnt; ein Geiſtlicher bedroht die Verſammlung mit dem Fluche; Maury erhebt ſein gewohntes Geſchrei; Menou beantwortet mit Ruhe alle, der Verſammlung gemachten Vorwürfe, indem er zeigt, wie unangemeſſen die Anklage, daß ſie die katholiſche Religion abſchaffen wolle, zn einer Zeit ſei, wo ſie eben die Ausgaben für den Cultus derſelben in die Reihe der öffentlichen Staatsausgaben geſetzt habe und ſchlägt hierauf vor, zur Tagesordnung überzugehen. Dom Gerle nimmt eines Beſſern belehrt ſeine Motion alsbald zurück, und bittet um Entſchuldigung, ſolch' einen Lärmen verurſacht zu haben. Herr von Larochefoucault ſchlägt jetzt aber eine neue Faſſung des Decrets vor, und ſein Vorſchlag tritt an die Stelle des früheren von Menou. Plötzlich erhebt ſich ein Mitglied der rechten Seite mit der Anklage, daß die Verſammlung nicht frei ſei und wendet ſich zugleich voll Heftigkeit mit der Frage an Lafayette: warum er die Wachen verdoppelt habe? Die Beweggründe hiezu konnten wohl nicht zweifelhaft ſein, denn nicht die linke Seite hatte vom Volke zu fürchten, und nicht ſeine Freunde bedurften des Schutzes Lafayette's.

Dieſe Aufforderung vermehrt den Tumult; nichts deſto weniger wird die Berathung fortgeſetzt. In dieſen Debatten wird denn auch Ludwig XIV. erwähnt; da ruft Mirabeau: „Ich wundere mich nicht, daß man hier an jene Regierung erinnert, unter welcher das Edict von Nantes widerufen wurde; aber man vergeſſe doch nicht, daß von der Tribune aus, von welcher ich jetzt zu Ihnen rede, man noch das verhängnißvolle Fenſter gewahrt, aus welchem ein König, der Mörder ſeiner Unterthanen, den himmliſchen Intereſſen irdiſche beimiſchend, das Signal zur Bartholomäusnacht gab!" Trotz dieſer donnernden Anrede wurde die Berathung fortgeſetzt, und endlich der Vorſchlag des Herzog's von Larochefoucault angenommen. Ihm zu Folge erklärte die Verſammlung, daß ihre religiöſen Geſinnungen zwar bekannt ſeien, daß ſie aber aus Ehrfurcht vor der Gewiſſensfreiheit, über den ihr mitgetheilten Vorſchlag weder berathen könne noch dürfe. Kaum waren einige Tage verfloſſen, als noch ein andres Mittel verſucht wurde, die Verſammlung zu bedrohen und aufzulöſen. Die neue Organiſation des Königreichs war beendet; das Volk ſollte zur Erwählung ſeiner Magiſtratsperſonen zuſammenberufen werden, und man kam dabei auf den Gedanken es zu gleicher Zeit neue Deputirte an die Stelle derer, welche gegenwärtig die Verſammlung bildeten, wählen zu laſſen. Dieſes ſchon früher vorgeſchlagene und durchſprochene Mittel war bereits einmal zurückgewieſen worden. Es wurde im April 1790 nochmals verſucht. Einige Vollmachten beſchränkten deren Giltigkeit auf ein Jahr, und in der That war ſeit dem Zuſammentritte der Verſammlung beinahe ein Jahr vergangen. Im Mai 1789 eröffnet, währte ſie bereits bis zum April 1790. Obgleich die Vollmachten für nicht bindend erklärt worden waren, obgleich man beſchloſſen hatte ſich vor Beendigung der Conſtitution nicht zu trennen, machten doch dieſe Männer, für welche, wenn es nur die Erreichung ihres Zweckes galt, weder ein Decret erlaſſen noch ein Eid geleiſtet worden war, den Vorſchlag andere Deputirte erwählen zu laſſen und ihnen ihre Plätze abzutreten.

Maury, der an dieſem Tage die Oppoſition leitete, ſpielte ſeine Rolle mit gewohnter Feſtigkeit und größerer Feinheit als ihm ſonſt eignete. Er berief ſich ſchlauer Weiſe ſogar auf die Souverainität des Volks, indem er erklärte, man könne nicht län-

ger deſſen Stelle vertreten und Vollmachten, welche nur für eine gewiſſe Zeit gegeben ſeien, willkührlich verlängern. Er fragte, unter welchem Rechtstitel man ſich mit den Attributen der Souverainität bekleidet habe und behauptete, daß die zwiſchen der geſetzgebenden und der conſtituirenden Gewalt gezogene Grenzlinie nur eine Chimaire ſei: daß ein ſouverainer Convent nur in Ermangelung jeder andern Regierung denkbar ſei, und daß, wenn die Nationalverſammlung ein ſolcher Convent ſei, ſie auch ohne Weiteres den König entthronen und den Thron für erledigt erklären müſſe. Bei dieſen Worten unterbricht ihn heftiges Geſchrei das den allgemeinen Unwillen bezeugt. Mirabeau erhebt ſich voll Würde: „Man fragt — hob er an — ſeit wenn die Volksdeputirten ein Nationalconvent geworden? Ich antworte: Von dem Tage an, wo ſie, den Eingang in ihren Sitzungsſaal von Soldaten umringt fanden und ſich an den erſten beſten Ort verſammelten, und es ſchworen, eher zu ſterben, als die Rechte der Nation zu verrathen und aufzugeben. Unſere Vollmachten, von welcher Art ſie auch bisher ſein mochten, haben ſeit dieſem Tage ihre Natur verändert. Welche Macht wir uns auch beigelegt, unſere Anſtrengungen, unſere Arbeiten haben ſie legitimirt, die Zuſtimmung der ganzen Nation hat ſie geheiligt. Sie erinnern ſich alle des Wortes, jenes großen Mannes aus dem Alterthume, der bei der Rettung des Vaterlandes die geſetzlichen Formen unbeachtet gelaſſen hatte. Von einem aufwiegleriſchen Volkstribune aufgefordert zu bekennen: ob er den Geſetzen Folge geleiſtet, antwortete er: „Ich ſchwöre, daß ich das Vaterland gerettet habe!" Nun denn, meine Herrn, (rief hierauf Mirabeau, indem er ſich an die Deputirten der Gemeinen wendete) ich ſchwöre, daß Sie Frankreich gerettet haben!"

Nach dieſem großartigen Schwure, erzählt Ferrieres, ſchließt die Verſammlung, wie durch plötzliche Inſpiration fortgeriſſen, die Berathung, und decretirt, daß ſich die Wahlverſammlungen nicht mit der Wahl neuer Deputirten befaſſen ſollten.

So wurde auch dieſer neue Ausweg vereitelt, und die National-Verſammlung konnte ungehindert ihre Arbeiten fortſetzen; nichts deſto weniger aber währten noch die Unruhen in ganz Frankreich fort. Der Commandant de Voiſin wurde vom Volke ermordet; die Forts von Marſeille wurden von der Nationalgarde eingenommen. Bewegungen entgegengeſetzter Art hatten

in Nimes und Montauban ſtatt. Die Emiſſaire von Turin hatten die Katholiken aufgewiegelt, hatten Adreſſen erlaſſen, in welchen ſie die Monarchie in Gefahr erklärten, und laut forderten, daß die katholiſche Religion als Staatsreligion proclamirt werde. Vergebens hatte eine königliche Proclamation darauf Antwort gegeben, man beſtritt deren Giltigkeit. Durch dieſe Machinationen wurden die Proteſtanten und die Katholiken in Kampf verwickelt, da dieſe Letztern aber, den von Turin aus verheißenen Beiſtand vergebens erwarteten, ſo wurden ſie bald überwältigt. Nationalgarden verſchiedener Orte waren aufgebrochen, um den Patrioten gegen die Rebellen beizuſtehen; der Kampf begann, und der Vicomte von Mirabeau, der erklärteſte Gegner ſeines berühmten Bruders, ſchien, indem er ſelbſt von der Rednerbühne herab den Bürgerkrieg verkündete, durch Bewegungen, Geberden und Worte, ihn unmittelbar in die Verſammlung ſelbſt ſchleudern zu wollen.

So brachte, während die gemäßigte Partei der Deputirten die revolutionaire Gluth zu dämpfen ſuchte, eine rückſichtloſe Oppoſition ſelbſt jene fiberhafte Aufregung hervor, welche zu ihrer Dämpfung ſo ſehr der öffentlichen Ruhe bedurfte, und lieh den heftigſten Volksrednern ſelbſt den Vorwand dazu. Das Treiben der Clubs wurde hierdurch immer zügelloſer. Der Jacobinerclub, ein Ableger des Clubs Bréton, anfangs in Verſailles, ſpäter in Paris heimiſch, überwog bald die Andern an Zahl, Talenten und wilder Heftigkeit. *) Seine Sitzungen wurden eben ſo beſucht, und hielten mit denen der National-Verſammlung ſelbſt gleichen Schritt, er berieth alle Fragen, welche dieſe verhandeln ſollte, im Voraus, und erließ Beſcheide welche dem Urtheile der Geſetzgeber ſelbſt vorgriffen. Dort verſammelten ſich die vornehmſten Volksdeputirten, und die Hartnäckigſten fanden hier neue Kraft und Ermuthigung. Um dieſen furchtbaren Einfluß zu bekämpfen, hatte ſich Lafayette mit Bailly und den aufgeklärteſten Männer in Verbindung geſetzt, und einen andern Club, den von 89, ſpäter Club der Feuillantes genannt, gebildet.

---

*) Dieſer Club, anfangs der der Freunde der Conſtitutionen genannt, wurde im October 1779 nach Paris verlegt, und daſelbſt unter dem Namen des Clubs der Jacobiner bekannt, weil er in einem Saale des Kloſters der Jacobiner, auf der Straße Saint-Honoré zuſammenkam.

(12. Mai.) Dis Mittel aber war unzureichend; eine Vereinigung von Hundert beſonnenen und unterrichteten Männern konnte die Maſſe nicht ſo wie der Club der Jacobiner anlocken, in welchem man ſich aller Heftigkeit der Volksleidenſchaften ungeſcheut überließ. Das Schließen der Clubs wäre das einzige wirkſame Mittel geweſen, aber der Hof zeigte ſelbſt viel zu wenig Offenheit und flößte allzu großes Mißtrauen ein, als daß die Volkspartei es mit ſolchen Hilfsmitteln hätte wagen dürfen. Die Lameths leiteten vornämlich den Club der Jacobiner. Mirabeau nahm gleichmäßig an einem wie an dem andern Theil, und legte ſo unzweideutig an den Tag, daß er zwiſchen allen Parteien mitten inne ſtand. Bald zeigte ſich eine Gelegenheit, wo ſeine Rolle klarer hervortreten ſollte, und wo er, wie wir gleich ſehen werden, für die Monarchie einen wichtigen Vortheil errang.

Fünftes Capitel.

Politiſche Lage und Stellung der auswärtigen Mächte im Jahre 1790. — Berathungen über das Recht den Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen. — Erſte Einführung des Papiergeldes oder der Aſſignaten. — Organiſation der Gerichte. — Staatsbürgerliche Reform des Clerus. — Aufhebung des Adels. — Jahrestag des 14. Juli. Feſt der erſten Föderation. — Aufſtand der Truppen zu Nancy. — Rücktritt Necker's. — Plane des Hofes und Mirabeau's. — Bildung des Lagers zu Jalès. — Der Bürgereid der Geiſtlichen.

In der Epoche an welcher wir jetzt ſtehen, begann die franzöſiſche Revolution zuerſt die Blicke der fremden Souveraine auf ſich zu ziehen; ihre Sprache war ſo ſtolz und ſo entſchieden, dabei hatte ſie jenen Character von Allgemeinheit angenommen welcher auch andere Völker dafür ſo geneigt machte, daß den auswärtigen Fürſten nothwendig davor bangen mußte. Hatte ſie bisher für eine vorübergehende Aufregung gelten können, ſo mußten ihr doch die Fortſchritte der Nationalverſammlung, die Feſtigkeit und unerwartete Beharrlichkeit derſelben, vor Allem aber die Zukunft, welche

dieſelbe ſich und allen Nationen ſteckte, ihr größere Aufmerkſamkeit und tiefern Haß zuziehen, und ſie wichtig genug erſcheinen laſſen, von den Cabinetten in Berathung genommen zu werden. Europa theilte ſich zu dieſer Zeit in zwei große feindliche Coalitionen: die engliſch-preußiſche Allianz einerſeits, und die der beiden kaiſerlichen Höfe andrerſeits.

Friedrich Wilhelm war dem großen Friedrich auf Preußens Throne gefolgt. Dieſer veränderliche und ſchwache Fürſt hatte, der Politik ſeines berühmten Vorgängers ungedenk, die Allianz Frankreichs gegen die engliſche vertauſcht. Durch ſeine Verbindung mit dieſer Macht hatte er die bekannte engliſch-preußiſche Coalition gebildet, welche ſo große Dinge erzielen wollte, und nichts von alle dem vollbrachte, welche Schweden, Polen und die Pforte gegen Rußland und Oeſtreich in die Waffen rief, und trotz ihres eigenen Aufrufs dann dieſelben nicht nur ihrem Schickſal überließ, ſondern ſpäter bei der Zerſtücklung Polens auch den Raub mit theilte. Der Plan des engliſch-preußiſchen Bündniſſes war Demüthigung Oeſtreichs und Rußlands, darum wurde Schweden, wo der ritterliche Guſtav herrſchte, Polen, das noch an ſeiner erſten Theilung blutete, und die über die ruſſiſche Invaſionen noch ergrimmte Pforte gegen dieſelben aufgewiegelt. Die beſondere Abſicht Englands bei dieſer Coalition war, ſich an Frankreich wegen des, den amerikaniſchen Colonien geleiſteten Beiſtandes zu rächen ohne ihm offen den Krieg zu erklären, was es durch einen Kampf zwiſchen den Türken und Ruſſen zu erzielen hoffte; denn Frankreich konnte zwiſchen dieſen beiden Völkern keine neutrale Stellung behaupten, ohne ſich die Türken, welche von ihm Beiſtand erwarteten, zu verfeinden, und ſo ſeiner Handelsherrſchaft in der Levante verluſtig zu gehn. Von der andern Seite verlor es durch ſeine Theilnahme an dem Kriege die Allianz Rußlands, mit welchem es ſo eben einen außerordentlich vortheilhaften Vertrag abgeſchloſſen hatte, der ihm Bauholz und alle die Gegenſtände, welche der Norden der Seemacht liefert, in Ueberfluß ſicherte. In beiden Fällen mußte Frankreich Verluſte tragen, während England ſeine Kräfte ſchonte und ſich bereitete dieſelben im Nothfalle zu entfalten. Ueberdis glaubte es bei dem Anblicke der Finanzzerrüttung unter den Notabeln und bei den Volkswirren unter der conſtituirenden Verſammlung, eines

Krieges nicht zu bedürfen, weshalb man auch behauptet hat, daß es vorgezogen habe Frankreich durch innere Unruhen ſtatt durch die Waffen aufzureiben. Ueberhaupt hat man es wohl von jeher beſchuldigt, die innere Zwietracht in Frankreich begünſtigt zu haben.

Jene engliſch-preußiſche Coalition hatte mehrere Schlachten von zweifelhaftem Ausgange geliefert. Guſtav hatte ſich als Held aus einer Lage gezogen, in welche er ſich wie ein Abenteurer begeben hatte, und das inſurgirte Holland war dem Statthalter durch engliſche Intriguen und die preußiſchen Waffen wieder unterworfen worden. So hatte engliſche Gewandtheit Frankreich der Allianz mit einer mächtigen Seemacht beraubt, und der König von Preußen, der nur ſeine Eitelkeit zu befriedigen ſuchte, eine perſönliche Beleidigung gerächt, welche die Staaten von Holland gegen die Gemahlin des Statthalters, des Königs eigne Schweſter, verſchuldet hatten. Polen hatte ſich nur eben neu conſtituirt, und griff zu den Waffen; die Türkei war von Rußland gedemüthigt worden. Unterdeß veränderte der Tod des Kaiſers von Oeſtreich, Joſeph II., ſehr bald die ganze Lage der Dinge. Ihm folgte Leopold, dieſer aufgeklärte und friedliebende Fürſt, deſſen glückliche Regierung Toskana beglückt hatte. Leopold, eben ſo gewandt als weiſe, wollte dem Krieg ein Ziel ſetzen, und wandte zu dieſem Zwecke alle Künſte der Ueberredung an, welche auf die bewegliche Einbildungskraft Friedrich Wilhelms ſo mächtigen Einfluß übten. Man machte bei dieſem Fürſten die Annehmlichkeiten der Ruhe, die Uebel des Krieges, welche ſo lange ſchon auf ſeinem Volke laſteten, und endlich die Gefahren der franzöſiſchen Revolution geltend, welche ſo entſetzliche Grundſätze aufſtellte. Man erweckte in ihm die alten Ideen unumſchränkter Gewalt, man ſchmeichelte ihm mit der Hoffnung die franzöſiſchen Revolutionaire züchtigen zu können wie er bereits die holländiſchen gezüchtigt, und ſo ließ er ſich denn zu einer Zeit davon hinreißen, wo er eben die Vortheile jener, von ſeinem Miniſter Hertzberg ſo kühn eingeleiteten Coalitionen ernten ſollte. Im Juli 1790 wurde der Frieden zu Reichenbach unterzeichnet; im Auguſt ſchloß Rußland mit Guſtav Frieden, und

hatte es daher nur noch mit dem ihm wenig gefährlichen Polen und den auf allen Seiten geſchlagenen Türken zu thun. Wir werden ſpäter dieſer verſchiedenen Ereigniſſe wieder gedenken. Die Aufmerkſamkeit der größern Mächte richtete ſich fortan beinahe ausſchließlich auf die Revolution in Frankreich. Einige Zeit vor dem Friedensſchluſſe zwiſchen Guſtav und Leopold, als die engliſch-preußiſche Coalition noch die beiden kaiſerlichen Höfe bedrohte und im Stillen gegen Frankreich und Spanien, deſſen treuen und beſtändigen Verbündeten intriguirte, hatten ſich die Spanier in der Bai von Notka mehrer engliſcher Fahrzeuge bemächtigt. Dis hatte die heftigſten Reclamationen und eine allgemeine Kriegsrüſtung in den engliſchen Häfen zur Folge. Alsbald forderte Spanien in Folge der geſchloſſenen Tractate Frankreichs Beiſtand, und Ludwig XVI. befahl die Ausrüſtung von funfzehn Schiffen. Man beſchuldigte England bei dieſer Gelegenheit, es abſichtlich auf Vermehrung der Verlegenheiten des Cabinets von Verſailles abgeſehen zu haben. Die Londoner Clubs hatten zwar mehrmals der Nationalverſammlung ihren Beifall geſpendet, aber das Cabinet von St. James ließ dieſe Philantropen ihren philoſophiſchen Schwärmereien ungeſtört nachhängen, und beſoldete inzwiſchen, wie behauptet wird, jene ungeheure Maſſe von Ruheſtörern, welche allenthalben in Frankreich auftauchten, und den Nationalgarden des Königreichs ſo unendlich viel zu ſchaffen machten. Bei dem Anblick der allgemeinen Kriegsrüſtungen nahmen die innern Unruhen auf ſchreckenerregende Weiſe zu, und es lag nahe genug, zwiſchen den Drohungen Englands und den Fortſchritten der Anarchie einige Verbindung zu ahnen. Lafayette vor Allem, der in der Nationalverſammlung nur wo es die öffentliche Ruhe betraf das Wort nahm, ſprach auf der Tribune von einem auswärtigen geheimen Einfluſſe. „Ich kann nicht umhin — erinnerte er — die Verſammlung auf dieſe neue und planmäßige Gährung aufmerkſam zu machen, welche ſich von Straßburg bis Nimes und von Breſt bis Toulon zeigt, und obſchon von den Feinden des Volkes dieſem letztern fälſchlich beigemeſſen, alle Kennzeichen eines geheimen auswärtigen Einfluſſes an ſich trägt. Eben da wir die Departements einrichten, verwüſtet

man das Land, und kaum rüſten ſich die Nachbarmächte, ſo herrſcht der Aufruhr in unſern Häfen und Arſenalen.“ In der That hatte man bereits mehrere ausgezeichnete Befehlshaber ermordet, und ſei es durch Zufall oder Abſicht gerade die beſten Offiziere der franzöſiſchen Marine hingeopfert. Der engliſche Geſandte war zwar von ſeinem Hofe beauftragt, dieſe Beſchuldigungen zurückzuweiſen; man weiß aber wohl, welche Glaubwürdigkeit oft ſolche Miſſionen verdienen. Calonne hatte zwar gleichfalls an den König zur Rechtfertigung Englands geſchrieben, aber Calonne als Fürſprecher für das Ausland war ein verdächtiger Zeuge. Vergebens machte er bemerklich, daß bei einer Repräſentativregierung alle Ausgaben bekannt und ſelbſt die geheimen Ausgaben mindeſt als ſolche bewilligt werden müßten, daß aber in den engliſchen Budgets ſich kein Ausgabepoſten dieſer Art vorfinde. Die Erfahrung hat genügend gelehrt, daß es auch verantwortlichen Miniſtern nie an Gelde fehlt, und das Beſte, was ſich noch dafür anführen läßt, iſt, daß die Zeit, welche doch Alles entſchleiert, nichts in dieſer Beziehung enthüllt hat, und daß ſelbſt Necker, welcher ſeiner Stellung nach am Beſten darüber urtheilen konnte, nie an dieſen geheimen Einfluß geglaubt hat.

Der König hatte, wie wir eben geſehen, die Nationalverſammlung von der Ausrüſtung der funfzehn Linienſchiffe mit dem Zuſatze benachrichtigt, daß er der Meinung geweſen, ſie werde dieſe Maßregel billigen, und die dafür erforderliche Ausgaben bewilligen. Die Verſammlung wußte dieſe Botſchaft vollkommen zu würdigen, ſah aber eine conſtitutionelle Frage darin, deren Entſcheidung der Antwort an den König voraufgehen müſſe. „Die Maßregeln ſind ſchon getroffen, — ſprach Alexander Lameth, unſere Berathung kann ſie nicht mehr aufhalten; es wird demnach ſofort beſtimmt werden müſſen, ob dem Könige oder der Verſammlung das Recht, Krieg und Frieden zu ſchließen, zukomme?“ In der That war bis beinahe das letzte noch übrige Attribut von Wichtigkeit, welches einer Beſtimmung erheiſchte, und eines von denen, welche das größte Intereſſe erregen mußten. Noch waren die Fehler des Hofes und ſeine zwiſchen Ehrgeiz und Schwäche getheilte Politik in Aller Ge-

dächtniß, und man wollte dem Throne ferner nicht die Macht laſſen, entweder die Nation leichtſinnig in gefährliche Kriege zu verwickeln, oder ſie durch Feigheit zu entehren. Gleichwohl iſt von allen Regierungshandlungen gerade die Sorge für Krieg und Frieden diejenige, wo zunächſt gehandelt werden muß, und wo ſonach der ausübenden Gewalt der größte Einfluß von Rechtswegen zukommt und ihr vorzugsweiſe die Freiheit zuſtehen muß, ungehemmt und den Umſtänden angemeſſen handeln zu können. Die Meinung Mirabeau's war, da man ihn von dem Hofe gewonnen glaubte, im Voraus bekannt, und die Gelegenheit günſtig, dieſem Redner ſeine ſo oft beneidete Popularität zu entreißen. Dis fühlten die Lameths und beauftragten Barnave, Mirabeau bei dieſer Gelegenheit anzugreifen. Die rechte Seite zog ſich hiebei zurück und ließ den beiden Nebenbuhlern den Kampfplatz frei.

Man ſah der Berathung dieſes Gegenſtandes mit Ungeduld entgegen; endlich begann ſie. (Sitzungen vom 14. — 22. Mai.) Nachdem einige Redner ſich nur über Vorfragen ausgelaſſen, trat Mirabeau auf und faßte die Frage von einem ganz neuen Geſichtspunkte auf. Seiner Meinung nach iſt der Krieg ſtets ein unvorhergeſehenes Ereigniß, die Feindſeligkeiten gehen den Drohungen voraus, und der König, mit der Sorge für das öffentliche Wohl beauftragt, hat Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und ſonach den Krieg nothwendig zu beginnen, bevor die Verſammlung zu interveniren vermag. Derſelbe Fall ſei es bei Tractaten; der König allein kann den gelegenen Augenblick zu Unterhandlungen und Vergleichen oder Feindſeligkeiten mit den Mächten ergreifen, die Nationalverſammlung daher nur ſpäter erſt die feſtgeſtellten Bedingungen ratificiren. In beiden Fällen könne der König nur allein handeln, und die Verſammlung beſtätigen oder die Beſtätigung verweigern. Demnach wollte Mirabeau, daß es allein Sache der ausübenden Gewalt ſei, die begonnenen Feindſeligkeiten fortzuführen, daß die geſetzgebende Gewalt aber je nach den Verhältniſſen entweder in die Fortſetzung des Krieges zu willigen oder den Frieden zu fordern berechtigt ſei. Dieſe Meinung wurde, wie immer Alles, was Mirabeau ſprach, mit Beifall aufgenommen. Demungeachtet nimmt Barnave das

Wort, und wendet ſich, die andern Redner unbeachtet laſſend, lediglich an Mirabeau. Er gibt zu, daß oft das Schwert ſchon gezogen ſei, ehe noch die Nation befragt werden könne, aber er bemerkt zugleich, daß Feindſeligkeiten noch nicht der Krieg ſelbſt ſeien, daß der König ſie zwar zurücktreiben, aber auch zugleich die Nationalverſammlung davon benachrichtigen müſſe, welche dann ihren eigenen ſouverainen Willen ausſprechen könne. — Es lag aber hierbei eigentlich der ganze Unterſchied nur in den Worten, denn Mirabeau vindicirte der Verſammlung das Recht, den Krieg zu mißbilligen und den Frieden zu fordern, Barnave dagegen, Eins oder das Andere zu erklären, in beiden Fällen aber war der Ausſpruch der Verſammlung bindend, und Barnave ſprach ihr ſonach nicht mehr Einfluß zu, als eben auch Mirabeau. Nichtsdeſtoweniger wird Barnave mit Beifall überſchüttet, im Triumph vom Volke hinausgetragen und allgemein verbreitet, daß ſein Gegner erkauft ſei. Man bietet in den Straßen mit großem Geſchrei ein Pamphlet aus, betitelt: Schrecklicher Verrath des Grafen Mirabeau. Der Fall war entſcheidend, Jedermann ſchien auf die Gegenanſtrengungen des furchtbaren Kämpfers geſpannt. Er verlangt das Wort, erhält es, beſteigt in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge, welche ſich, um ihn zu hören, herbeigedrängt, die Rednerbühne, und erklärt, indem er ſie betritt, daß er nur ſterbend oder als Sieger ſie verlaſſen werde. „Auch mich — begann er — auch mich hat man im Triumphe umhergetragen, und dennoch tönt es heute von allen Seiten wieder: Schrecklicher Verrath des Grafen Mirabeau! Auch ohne dieſes neue Beiſpiel wußte ich, daß nur ein Schritt vom Capitol zu dem Tarpejiſchen Felſen iſt, aber dieſe meuchelnden Schläge, ſie ſollen mich nicht auf meinem Wege hindern.“ Nach dieſem ſtolzen Eingange erklärt er, daß er nur Barnave antworten wolle, und wendet ſich zu ihm mit den Worten; „Machen Sie ſich deutlicher! Sie haben in ihrer Rede den König darauf beſchränkt, von den bereits begonnenen Feindſeligkeiten Anzeige zu machen, und nur der Verſammlung allein das Recht zuerkannt, in dieſer Beziehung den Nationalwillen auszuſprechen. Schon hierbei

muß ich Ihnen Einſpruch thun und ſie auf unſer Grundgeſetz verweiſen, welches den Ausdruck des Nationalwillens zwiſchen der Verſammlung und dem Könige theilte ...... Indem ſie ihn aber der Verſammlung ausſchließlich zuerkennen, haben Sie die Conſtitution verletzt, und ich rufe Sie zur Ordnung ...... Sie antworten nicht ......; ich fahre fort ....."

Es war in der That darauf nicht viel zu antworten, und Barnave blieb während einer langen Gegenrede dieſen donnernden Einwürfen ſchonunglos ausgeſetzt. Mirabeau folgt ihm Satz für Satz, und zeigt, daß ſein Gegner der Verſammlung nicht mehr, als er ihr ſelbſt ſchon zugeſtanden habe, daß er aber den König, indem er ihn auf eine bloße Notification beſchränke, ſeines nothwendigen Antheils an dem Ausdrucke des Nationalwillens beraubt habe und ſchließt damit, Barnave mit Vorwürfen über ſeine ſtrafbare Eiferſucht gegen Männer zu überhäufen, welche als wahre treue Waffengefährten mit einander leben und wirken ſollten. Barnave hatte die Anhänger ſeiner Meinung aufgezählt, Mirabeau zählte ſeinerſeits auch die Seinigen auf, darunter jene gemäßigten Männer, die erſten Gründer der Conſtitution, welche den Franzoſen ſchon die Freiheit gepredigt als noch ſeine Verläumder ſich von der Milch der Höfe genährt; (dieſer Vorwurf galt zunächſt den beiden Lameth's, welche viele Wohlthaten von der Königin genoſſen hatten); Männer, fügte er hinzu, welche noch über das Grab hinaus von Freunden und Feinden hochgefeiert werden würden."

Einmüthiger Beifall überſchüttete die Rede Mirabeau's. — Die Verſammlung zählte eine bedeutende Anzahl Deputirter unter ſich, welche, weder der linken noch der rechten Seite angehörend, ohne Partei zu machen ſich blos dem Eindrucke des Augenblicks überließen. Durch ſie machte ſich das Genie und die Vernunft geltend, weil ſie derjenigen Seite, welcher ſie ſich zuwandten, die Majorität zuführten. Barnave wollte antworten, die Verſammlung widerſetzte ſich aber und verlangte die Abſtimmung. Der Vorſchlag Mirabeau's, von Chapelier amendirt, erhielt den Vorzug und ward endlich den 22.

Mai unter allgemeiner Zufriedenheit angenommen, denn dieſe eiferſüchtigen Regungen erſtreckten ſich nicht über den Kreis hinaus, in welchen ſie geboren wurden, und die Volkspartei glaubte eben ſo gut mit Mirabeau als mit den Lameth's zu ſiegen.

Dieſes Decret übertrug dem Könige mit der Nation vereint, das Recht, Krieg und Frieden zu ſchließen. Die bewaffnete Macht wurde zur Verfügung des Königs geſtellt, dagegen hatte er von den eingetretenen Feindſeligkeiten der Verſammlung Anzeige zu machen, und im Fall ſie eben nicht beiſammen war, dieſelbe ſofort einzuberufen und ihr die Frage über Krieg und Frieden in Form eines Geſetzentwurfs vorzulegen; die Verſammlung berieth ſodann über dieſe ausdrückliche Propoſition, worauf zuletzt der König dem gefaßten Entſchluſſe die Sanction ertheilte. Chapelier hatte nämlich in einem ſehr trefflich motivirten Amendement die ausdrückliche Propoſition und die definitive Sanction gefordert. Dieſes ſowohl mit der Vernunft als mit dem bereits angenommenen Staatsprinzip übereinſtimmende Decret, erregte aufrichtige Freude bei den Conſtitutionellen und thörigte Hoffnungen bei allen Contrerevolutionairen, welche in dem Wahne einer Umgeſtaltung des öffentlichen Geiſtes dieſen Sieg Mirabeau's auch für den ihrigen hielten. Lafayette, der ſich bei dieſer Gelegenheit an Mirabeau angeſchloſſen hatte, ſchrieb deshalb an Bouillé, und ſuchte, indem er die öffentliche Ruhe und Mäßigung im Hintergrunde blicken ließ, wie immer auch hier darauf hinzuwirken ihn mit der neuen Ordnung der Dinge zu verſöhnen.

Die Verſammlung ſetzte hierauf ihre finanziellen Arbeiten fort. Sie befliß ſich der beſtmöglichſten Verwendung des Kirchenguts, deſſen längſt decretirter Verkauf weder durch Einſprüche, noch Hirtenbriefe, noch Ränke hatte verhindert werden können, denn das Streben der National-Verſammlung gieng darauf hin, jener ſeither nur zu mächtigen Körperſchaft einen großen Theil ihrer unermeßlichen Ländereien zu entziehen, dieſe beſtmöglichſt zu vertheilen und durch dieſe Vertheilung ihre Ertragsfähigkeit zu mehren und damit einer großen Menge Unangeſeſſener ein Eigenthum zu gewähren, und endlich durch eben dieſelbe Opera-

tion auch die Staatsſchulden zu tilgen und den Zuſtand der Finanzen zu ordnen, — gewiß ein Unternehmen, deſſen ſegenreiche Folgen ſie allzuſehr erkannte, um ſich durch Hinderniſſe davon abſchrecken zu laſſen. Die National-Verſammlung hatte zwar den Verkauf von 400 Millionen Staats- und Kirchengütern verordnet, aber man mußte auch bei deren Verkauf darauf bedacht ſein, dieſelben nicht durch allzugroße Concurrenz zu entwerthen, indem man ſie alle auf einmal ausbot. Bailly brachte deshalb im Namen der Munizipalität von Paris ein Verfahren in Vorſchlag, das die allgemeine Zuſtimmung erhielt; demgemäß wollte man dieſe Güter den Munizipalitäten überlaſſen, welche ſie in Maſſe aufkaufen, und nur nach und nach, ſo daß ſie nicht alle auf einmal losgeſchlagen würden, wieder vereinzeln ſollten; da die Munizipalitäten in Ermangelung der nöthigen Fonds nicht auf der Stelle Zahlung leiſten konnten, ſo ſollten ſie die Kaufſummen terminweiſe abtragen, und die Staatsgläubiger mit Anweiſungen auf die Communen bezahlt werden, welche die letztern allmählig einzulöſen gehalten waren. Dieſe Anweiſungen, welche man in der Berathung Munizipalpapiere nannte, gaben die erſte Idee zu den nachmaligen Aſſignaten. In Folge dieſes Vorſchlags Bailly's legte man auf die geiſtlichen Güter Beſchlag und ordnete und vertheilte ſie an die Gemeinden, wogegen die Staats-Gläubiger für ihre Pfandbriefe, anſtatt auf den Staat nun auf die Gemeinden lautend, ihre Forderungen verbrieft erhielten. Sie empfingen dadurch eine um ſo größere Sicherheit, weil die Realiſirung ihrer Forderungen nun näher gerückt war, und es dadurch ſogar von ihnen abhing, ſich dieſe Zahlung alsbald zu verſchaffen, da ſie mit dieſen Bons oder Aſſignaten deren angemeſſenen Werth in den zum Verkauf ausgeſetzten Gütern erlangen konnten. Man hatte ſomit Alles für die Staatsgläubiger gethan, aber noch konnten religiöſe Gewiſſenszweifel oder irgend ein andrer Grund ſie abhalten ihre Bons in Ländereien umzutauſchen, in welchem Falle dieſelben der Circulariſation entzogen, nicht als baares Geld benutzt werden konnten, und für ſie nur den Werth gewöhnlicher unbezahlter Schuldſcheine hatten. Es blieb daher noch übrig dieſe Bons oder Schuldſcheine in unmittelbare Circulation zu ſetzen; dann erſt wurden

ſie wirkliche Münze, und damit die Gläubiger, welche ſie als ſolche wieder an Zahlungsſtatt angeben konnten, vollſtändig bezahlt. Aber noch eine andre Rückſicht ſprach für dieſe Maßregel; der Mangel an baarem Gelde war groß; man maß dieſen Mangel zum Theil der ſtarken Auswanderung, welche viel gemünztes Metall ausführte, zum Theil auch den Zahlungen an das Ausland, und endlich dem Uebelwollen und der Intrigue bei; die wahre Urſache aber war wohl der in Folge der Unruhen geſtörte öffentliche Credit. Nur durch die Circulation ſelbſt wird das Geld ſichtbar; wo Vertrauen herrſcht, ſteigert ſich der Geldverkehr und die baare Münze circulirt mit reißender Schnelligkeit, ſie zeigt ſich überall und ſcheint nur deshalb in ſo großer Menge vorhanden, weil ſie mehr in den Verkehr hervor tritt; ſobald dagegen politiſche Wirren und Schrecken ſich verbreiten, verſchwinden die Capitale, das baare Geld circulirt nur langſam, verbirgt ſich oft ganz und man klagt dann mit Unrecht über deſſen gänzlichen Mangel. Der Wunſch, dem Bedürfniſſe nach baarem Gelde welches die National-Verſammlung ganz erſchöpft glaubte, abzuhelfen und den Gläubigern noch etwas anders als eine todte Schuldverſchreibung in die Hände zu geben, die Nothwendigkeit ferner, einer Menge dringender Bedürfniſſe zu begegnen, bewog die National-Verſammlung dieſe Bons oder Aſſignaten als baares Geld in gezwungenen Umlauf zu ſetzen. Hierdurch wurde jeder Gläubiger unmittelbar bezahlt, da er das empfangene Papier ſofort ausgeben und ſo allen ſeinen Verbindlichkeiten nachkommen konnte; wollte er auch keine Ländereien dafür kaufen, ſo kaufte deren doch zuletzt Einer von denen, welche von ihm das, dem baaren Gelde gleichgeachtete Papier empfangen hatten. Die Aſſignaten aber, welche durch dieſe Güterkäufe wieder in den Schatz zurückfloſſen, ſollten verbrannt werden, wodurch die Kirchengüter in kurzer Zeit bald vergriffen, das Papiergeld aber um ſo ſchneller wieder aus dem Umlauf zurückgezogen ſein mußte. Die Aſſignaten trugen überdis Intereſſen, und erlangten hierdurch auch reellen Werth, ſelbſt wenn ſie in den Händen der Inhaber verblieben.

Der Clerus wies dieſen Plan als ein Mittel die Veräußerung ſeiner Güter zu beſchleunigen, nachdrücklich zurück, und

ſeine adeligen Genoſſen nebſt denen, welche ſtets dem entgegen waren was den Gang der Revolution fördern machte, widerſetzten ſich mit ihnen zugleich und riefen Wehe über das neue Papiergeld. Auch der Name Law's mußte natürlich bei dieſem Anlaſſe wiederklingen, und die Erinnerungen an ſeinen Banquerout wieder aufleben. Indeß hinkte dieſer Vergleich, denn die Lawſchen Papiere waren lediglich auf die problematiſchen Erfolge der Indiſchen Compagnie baſirt, während die Aſſignaten dagegen auf einem reellen Grundcapitale deſſen man ſich leicht verſichern konnte, hypothekariſch hafteten. Law hatte ſich zum Vortheile des Hofes bedeutende Fälſchungen zu Schulden kommen laſſen, und ſelbſt den vorausſetzlichen Werth des Capitals der Compagnie bedeutend überſchritten; die National-Verſammlung dagegen konnte bei den neuen Beſtimmungen die ſie hierüber getroffen, unmöglich glauben, daß ein ähnliches Uebermaß auch hierbei ſtatt finden werde. Endlich bildete auch die Summe der ausgegebenen Aſſignaten nur einen ſehr kleinen Theil der ihnen gewährten Hypothek. Aber was ſich mit Grund dagegen vorbringen ließ, war, daß das Papier, welche Sicherheit es auch haben mochte, keine Realität oder vielmehr nach Bailly's Ausdrucke keine phyſiſche Wirklichkeit wie das Geld abgab. Das baare Geld trägt ſeinen eigenthümlichen Werth in ſich ſelbſt, das Papiergeld dagegen erfordert außerdem noch eine beſondere Operation, einen Ländereikauf oder ſonſt irgend eine Realiſation. Es muß daher bald an Werthe unter den des baaren Geldes herabſinken, und ſobald dis der Fall iſt, zieht ſich das baare Geld, welches Niemand für Papier hingeben will, vom Markte zurück und verſchwindet endlich ganz. Kommt noch hinzu, daß auch Unordnungen in der Adminiſtration und eine übermäßige Ausgabe ſolcher Papiere das Verhältniß zwiſchen den umlaufenden Scheinen und dem Capital zerſtören, ſo ſinkt das Vertrauen, der Nominalwerth bleibt aber, der wirkliche ſchwindet; wer dieſe conventionelle Münze an Zahlungsſtatt giebt, beſtiehlt gleichſam den Empfänger und eine große unvermeidliche Kriſe tritt ein. Alles dis war möglich und bei einiger Erfahrung ſogar als gewiß vorauszuſehen. Als finanzielle Maßregel unterlag daher die Ausgabe der Aſſignaten

allerdings gerechtem Tadel, aber ſie war als politiſche Maßregel unvermeidlich, denn ſie half den dringenden Bedürfniſſen ab und begünſtigte ohne Hilfe eines Agrargeſetzes, die Vertheilung des Eigenthums. Die Verſammlung konnte daher nicht lange darüber zweifelhaft bleiben, und decretirte trotz Maury und ſeiner Anhänger die Ausgabe von 400 Millionen verzinslicher Aſſignaten.

Necker hatte ſchon ſeit langer Zeit das Vertrauen des Königs, die gewohnte Nachgiebigkeit ſeiner Collegen und die enthuſiaſtiſche Zuneigung der Nation verloren. In ſeine Rechnungen vertieft, gerieth er einigemale mit der Verſammlung ſelbſt in Streit. Seine Zurückhaltung in Beziehung auf die außerordentlichen Ausgaben nöthigte die National-Verſammlung ſich das berüchtigte rothe Buch vorlegen zu laſſen, in welchem ſich alle geheimen Ausgaben verzeichnet finden ſollten. Ludwig XVI. verſtand ſich nur nach langem innern Kampfe hierzu, und ließ die Blätter worin die Ausgaben ſeines Vorgängers Ludwig XV. eingetragen waren, verſiegeln. Die National-Verſammlung ehrte ſein Zartgefühl und begnügte ſich die Ausgaben ſeiner Regierung zu prüfen. Man fand keine beſonderen Ausgaben für die Perſon des Königs darin; alle Verſchwendungen betrafen lediglich Höflinge. Die beiden Lameths waren darin mit einem Geſchenk von ſechzig Tauſend Franks angeſetzt, welche die Königin für ihre Erziehung aufgewendet hatte; ſie ließen dieſe Summe dem öffentlichen Schatze wieder zuſtellen. Man reducirte hierauf die Penſionen nach dem doppelten Verhältniſſe der Dienſte und der frühern Stellung der Penſionaire. Die National-Verſammlung zeigte allenthalben die größte Mäßigung, ja ſie erſuchte den König, ſeine Civilliſte ſelbſt zu beſtimmen, und bewilligte ihm durch Acclamation die von ihm verlangten fünf und zwanzig Millionen. — Dieſe Verſammlung, eben ſo ſtark durch Zahl und Einſicht wie durch ihre Macht und Beſchlüſſe, hatte ſich die ungeheure Aufgabe geſtellt, alle Theile des Staates neu zu geſtalten, und ſo unternahm ſie denn auch die Einführung einer neuen Gerichtsordnung.

Sie ſetzte die Gerichtshöfe eben ſo wie die Verwaltungsbehörden nach Diſtricten und Departements ein, und überließ die Wahl der Richter dem Volke. Dieſe letzte Maßregel hatte lebhaften Widerſtand gefunden; man hatte alle Gründe der politiſchen Metaphyſik dabei entfaltet um den Beweis zu führen, daß die richterliche Gewalt nur ein Ausfluß der vollziehenden ſei, und daher

der König allein die Richter ernennen müſſe. Von allen Seiten hatte man Gründe dafür aufgeſucht; der einzige aber, der die Verſammlung, welche dem Staate die monarchiſche Form zu erhalten geſonnen war, hätte beſtimmen müſſen, war der, daß das Königthum nach und nach aller ſeine Vorrechte beraubt, zur einfachen Magiſtratur herabſank und der Staat zur Republik wurde. Das Weſen der Monarchie aber näher zu beſtimmen war zu jener Zeit allzugefährlich, denn dieſelbe erheiſcht Zugeſtändniſſe, zu welchen ſich ein Volk im erſten Augenblicke ſeines Erwachens nimmer verſteht, denn es iſt ſtets das Schickſal der Nationen, entweder zu viel oder nichts zu verlangen. Die National-Verſammlung wollte aufrichtig einen König, ſie war voll Achtung für ihn erfüllt und bewies dis bei jeder Gelegenheit, aber während ſie die Perſon hochhielt, trug ſie darum doch kein Bedenken die Sache zu zerſtören.

Nach der gleichförmigen Organiſation der Juſtiz und der Verwaltung blieb noch der öffentliche Gottesdienſt in Verhältniß zu allen übrigen Staatseinrichtungen zu reguliren, und da man in jedem Departement ein Apellationsgericht und eine Oberverwaltungsbehörde errichtet hatte, ſo war es das Natürlichſte, dort auch ein Bisthum zu gründen. Wie hätte man es auch ferner dabei belaſſen können, daß manche Bisthümer einen Sprengel von funfzehnhundert, andere dagegen nur einen von kaum zwanzig Quadratmeilen umfaßten, daß hier ein Pfarrer eine Parochie von zehn Meilen im Umfang, und dort ein anderer eine mit kaum funfzehn Feuerſtellen hatte, ja daß viele Geiſtliche noch nicht ſieben Hundert Livres, und gleich daneben Pfründenbeſitzer zehn bis funfzehn Tauſend Livres Einkünfte beſaßen? Die Verſammlung erlaubte ſich durch Abſchaffung dieſer Mißbräuche keine Eingriffe weder in die Kirchenlehre noch gegen die päpſtliche Autorität, da deren weltliche Begränzung ja ſtets in den Bereich der weltlichen Macht gehört haben. Sie wollte eine neue Einrichtung treffen, und Geiſtliche und Biſchöfe wie vor alter Zeit der Volkswahl unterwerfen, und auch hierin beeinträchtigte ſie höchſtens die weltliche Macht, weil die geiſtlichen Würdenträger jederzeit von dem Könige berufen, und von dem Papſte nur beſtätigt wurden. Dieſer Entwurf, welcher die bürgerliche Conſtitution der Geiſtlichkeit genannt wurde und die Nationalverſammlung mehr als Alles

was ſie bisher gethan, der Verleumdung preis gab, war gerade das Werk der gottesfürchtigſten Deputirten. Camus und andere Janſeniſten waren es, welche, um die Religion in dem Staate zu befeſtigen, ſie hierdurch mit den neuen Geſetzen in Harmonie bringen wollten, und ſicher würde es Allen befremdlich geweſen ſein, daß während überall die Gerechtigkeit wieder vorwalten ſollte, dis nicht auch mit der kirchlichen Verwaltung eben ſo wohl geſchehen ſollte. Ohne Camus und einiger andern Abgeordneten Bemühen, würden die in den Schulen der neuen Philoſophie auferzogenen Glieder der National-Verſammlung, das Chriſtenthum ohne tiefer darauf einzugehen, nur wie alle übrigen im Staate zuläſſigen Religionen behandelt haben; ſo aber überließen ſie ſich Empfindungen, welche die neue Schule nicht zu bekämpfen wagte ſelbſt wenn ſie dieſelben nicht theilte, und unterſtützten darum den religiöſen und wahrhaft chriſtlichen Plan von Camus. Der Clerus erhob ſich dagegen mit der Behauptung, daß man ſich Eingriffe in die geiſtliche Gewalt des Papſtes erlaube, und appellirte dagegen nach Rom. Nichts deſtoweniger wurden die Hauptgrundlagen jenes Planes angenommen, (Decret vom 12. Juli.) und ſogleich dem Könige überreicht, welcher ſich Zeit ausbat, um darüber dem Papſte zu berichten. Der König, deſſen aufgeklärte religiöſe Ueberzeugung die Weisheit jenes Planes wohl zu würdigen wußte, ſchrieb an den Papſt voll des aufrichtigſten Verlangens ſeine Zuſtimmung zu erhalten und hierdurch alle Einwendungen der Geiſtlichkeit mit Einem niederzuſchlagen; doch man wird bald ſehen, welche Ränke ſeine Wünſche vereitelten.

Schon näherte ſich der Monat Juli und bald war ein Jahr verfloſſen, ſeit die Baſtille erſtürmt worden war und die Nation ſich aller Gewalten bemächtigt hatte, daß ſie durch die National-Verſammlung ihren Willen ausſprach, und ihn ſelbſt vollſtreckte oder doch unter ihrer Aufſicht vollziehen ließ. Der 14. Juli wurde daher als der Tag betrachtet, von dem eine neue Aera begonnen hatte, und man beſchloß dieſen Jahrestag durch ein glänzendes Feſt zu begehen. Schon hatten die Provinzen und Städte das Beiſpiel wechſelſeitiger Föderationen gegeben um gemeinſchaftlich den Feinden der Revolution zu widerſtehen, jetzt brachte die Municipalität von Paris für den 14. Juli eine allgemeine Föderation von ganz Frankreich in Vorſchlag, welche in der Haupt-

ſtadt durch Deputirte aller Nationalgarden und Armeecorps gefeiert werden ſolle. Dieſer Vorſchlag wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen und die außerordentlichſten Vorbereitungen getroffen um das Feſt ſeines Gegenſtandes würdig zu machen.

Schon lange hatten, wie ſchon bemerkt, die Nationen auf Frankreich die Augen gerichtet, und es regte daſſelbe gleichmäßig den Haß und die Furcht der Herrſcher wie die Achtung der Völker auf. Eine Anzahl begeiſterter Fremder, Jeder in ſeinem Nationalcoſtüm, erſchien vor der Verſammlung, und ihr Sprecher, Anacharſis Cloots, ein Preuße von Geburt, von thörigten Einbildungen erfüllt, forderte im Namen des menſchlichen Geſchlechts an der Föderation Theil nehmen zu dürfen. Dergleichen Scenen, welche denen gewöhnlich lächerlich dünken, welche ihnen nicht beigewohnt, machen auf die Anweſenden meiſt den tiefſten Eindruck. Die National-Verſammlung gewährte das Verlangen und der Präſident geſtattete den Fremdlingen die gewünſchte Theilnahme, damit ſie ihren Mitbürgern das Geſehene erzählen und ſie die Freuden und Segnungen der Freiheit kennen lehren möchten. Die durch dieſen Auftritt hervorgerufene Begeiſterung führte noch eine andere herbei. Eine Reiterſtatue Ludwig des XIV. ſtellte ihn vor, wie er den beſiegten Provinzen den Fuß auf den Nacken ſetzt. „Man darf, rief einer der Lameth's, dieſe Denkmale der Sclaverei in den Tagen der Freiheit nicht dulden! Die Bewohner der Franche-Comté dürfen bei ihrer Ankunft in Paris ihre Provinz nicht in Feſſeln erblicken!" Maury bekämpfte dagegen dieſe an ſich unwichtige Maßregel, welche zuletzt doch dem öffentlichen Enthuſiasmus gewährt werden mußte. In demſelben Augenblicke ſchlug eine Stimme vor, die Grafen-, Marquis-, Baronen-Titel u. ſ. w. aufzuheben, das Tragen von Livreen zu verbieten und endlich alle erblichen Titel zu vernichten. Der junge Montmorency unterſtützte dieſen Vorſchlag. Ein Adeliger fragte, was man denn den Worten ſubſtituiren wolle: „Der und der iſt für ſeine dem Staate geleiſteten Dienſte zum Grafen erhoben worden?" — „Man wird," antwortete Lafayette, ganz einfach ſagen: Der und der hat an dieſem Tage den Staat gerettet!" Dis Decret ging denn auch trotz der heftigſten Erbitterung des Adels,*) durch, welcher über die Aufhebung ſeiner Ti-

*) Decret und Sitzung vom 19. Juni.

tel noch weit mehr als über die viel weſentlicheren Verluſte ergrimmt war, welche er ſeit Anfang der Revolution erlitten hatte. Der gemäßigtere Theil der Verſammlung hatte bei Abſchaffung der Titel gewollt, daß man denen welche es wünſchten, ſie fortzuführen geſtatte. Lafayette beeilte ſich, den Hof noch vor der Sanction des Decrets davon zu benachrichtigen, um ihn zur Zurückſendung deſſelben an die Verſammlung zu veranlaſſen, welche ſich zu Amendements wohl verſtanden haben würde, allein der König beeilte ſich ſeine Sanction zu ertheilen, und man glaubte hierin wiederum die von fremdem Einfluſſe herrührende Abſicht zu erkennen, Alles möglichſt auf die Spitze zu treiben.

Der eigentliche Zweck der Föderation war der Bürgereid. Man ſtellte die Frage auf, ob ihn die Föderirten und die Verſammlung in die Hände des Königs ablegen, oder ob ihn der König in der Eigenſchaft als erſter öffentliche Beamter zugleich mit allen Andern an dem Altare des Vaterlandes ſchwören ſolle. Man entſchied ſich für das Letztere. So wußte die Verſammlung auch noch zuletzt die Etiquette mit den von ihr erlaſſenen Geſetzen in Einklang zu bringen, denn der König repräſentirte bei dieſer Ceremonie nicht mehr als er eben in der Conſtitution ſelbſt galt. Der fortwährend gegen Lafayette mißtrauiſche Hof wurde jetzt nicht wenig von dem umlaufenden Gerücht beunruhigt, daß derſelbe zum Commandanten aller Nationalgarden des Königreichs ernannt werden ſolle. Dis Mißtrauen, welches ſich Lafayette nicht zu erklären wußte, war natürlich, und ſeine Feinde beſtrebten ſich von allen Seiten her es nur noch zu vergrößern. Wie konnte man auch wohl glauben, daß ein Mann von ſo großer Popularität als Führer einer ſo anſehnlichen Macht dieſelbe nicht mißbrauchen würde? Und doch wollte er es nicht! Er war feſt entſchloſſen nie mehr als Bürger zu ſein, und, war es Tugend oder wohlverſtandener Ehrgeiz, ſein Verdienſt bleibt daſſelbe. Irgendwo will des Menſchen Ehrgeiz Platz greifen, die Tugend beſteht darin, ihm hierzu nur das Gute und Rechte anzuweiſen. Lafayette that um den Beſorgniſſen des Hofes zuvorzukommen, den Vorſchlag: ein und daſſelbe Individuum ſolle nicht mehr als die Nationalgarde Eines Departements befehligen können. Dis

Decret wurde beifällig angenommen, nnd der Uneigennützigkeit des Generals dabei das vollſte Lob geſpendet. Demohngeachtet übertrug man ihm alle Anſtalten für das Feſt und ernannte ihn in ſeiner Eigenſchaft als Commandant der Pariſer Nationalgarde zum Chef der Föderation.

Der Feſttag rückte näher und die Vorbereitungen dazu wurden mit der größten Thätigkeit betrieben. Die Feier ſollte auf dem Marsfelde, einer weiten Fläche welche ſich zwiſchen der Militairſchule und dem Seineſtrome ausbreitet, vor ſich gehen und man faßte den Plan, den Boden aus der Mitte des Platzes auszugraben und damit die Seiten zu erhöhen, um ſo ein Amphitheater zu bilden, welches die Menge der Zuſchauer aufnehmen könne. Zwölf Tauſend Arbeiter waren ohne Unterlaß damit beſchäftigt, dennoch ſtand zu fürchten, daß dieſe Arbeiten bis zum 14ten nicht beendet werden könnten. Da vereinigen ſich die Bewohner von Paris mit den Tagelöhnern, und in einem Augenblick iſt die ganze Bevölkerung in Handarbeiter umgewandelt. Geiſtliche, Soldaten, Männer aus allen Ständen ergreifen Schaufel und Spaten, ſelbſt elegante Damen legen mit Hand an. Bald wird Alles mit fortgeriſſen; man ordnet ſich bei dem Schalle der Trommel in Sectionen unter Banner von verſchiedenen Farben, und auf dem Platze angekommen mengt man ſich untereinander und arbeitet gemeinſchaftlich. Bei einbrechender Nacht reihte ſich alles nach gegebenen Signalen wieder den Seinigen an und kehrte zum häuslichen Heerde zurück, und dieſe ſeltene Einigkeit herrſchte bis zur gänzlichen Beendigung der Arbeiten. Unterdeſſen ſtrömten unaufhörlich die Föderirten herbei und wurden mit der eifrigſten und wohlwollendſten Gaſtfreundſchaft empfangen. Trotz der Schrecken welche eine kleine Anzahl von Männern zu verbreiten ſich befliß, die all dieſen Empfindungen unzugänglich blieben, war die Freude doch aufrichtig und die Begeiſterung allgemein. Man hatte verkündet, die Brigands würden den Moment wo das Volk der Föderation beiwohne, zur Plünderung der Stadt benutzen, und legte dem Herzog von Orleans welcher eben von London zurückgekommen war, die unheilvollſten Pläne unter; doch der nationelle Frohſinn war unverwüſtlich und Niemand maß dieſen böswilligen Prophezeiungen einigen Glauben bei.

Endlich erſcheint der 14te, und alle föderirte Deputirte der Provinzen und der Armee ziehen unter ihre Anführer und Banner gereiht von dem Platze der Baſtille in die Tuilerien. Als der Zug auf die Straße de la Feronnerie gelangt, wo Heinrich IV. ermordet wurde, bringen die Deputirten von Béarn dieſem ihren großen Landsmanne ein rührendes Todtenopfer, indem in dieſem Augenblicke allgemeiner Bewegung ihre Augen ſich mit Thränen füllen. Bei ihrer Ankunft in den Tuilerien nahmen die Föderirten die Munizipalität und die National-Verſammlung in ihre Reihen auf; eine Schaar von Knaben, bewaffnet wie ihre Väter, zog vor der Verſammlung her; ihr folgte eine Gruppe von Greiſen, und rief ſo Sparta's längſt verklungene Erinnerungen zurück. Mitten unter dem lebhafteſten Beifallrufe bewegte ſich der Zug vorwärts; die Kais wimmelten von Zuſchauern, die Häuſer waren von ihnen bedeckt. Ueber eine, binnen wenigen Tagen über die Seine geſchlagene Brücke geleitete ein mit Blumen beſtreuter Weg von einem Ufer zum andern auf den Platz der Föderation; der Zug durchſchnitt ihn, und Jedes verfügte ſich auf ſeinen Platz. Ein prachtvoller Halbkreis auf ebener Erde war für die höchſten Autoritäten beſtimmt; der König und der Präſident ſaßen nebeneinander auf ganz gleichen, mit goldenen Lilien geſtickten Seſſeln, auf einem Balkon hinter dem Könige befand ſich die Königin mit dem Hofe, die Miniſter hatten in einiger Entfernung vom Könige und die Deputirten längs der beiden Seiten ihre Sitze. Viermalhundert Tauſend Zuſchauer erfüllten den Umkreis dieſes Amphitheaters; ſechzig Tauſend Föderirte machten in Zwiſchenfeldern ihre Evolutionen, und in der Mitte erhob ſich auf einer fünfundzwanzig Fuß hohen Grundlage der prachtvolle Altar des Vaterlandes, auf deſſen Stufen dreihundert Prieſter in weißen Chorhemden und dreifarbigen Schärpen gereiht ſtanden um den Meßdienſt zu verrichten.

Drei volle Stunden währte der Zug der Föderirten. Während dieſer Zeit war der Himmel mit düſtern Wolken bedeckt und der Regen floß in Strömen. Der Himmel, deſſen Glanz ſich ſo ſchön der Freude der Menſchen vermählt, verweigerte ihr in dieſem Augenblicke Licht und Heiterkeit. Eines von den

Bataillonen legt bei ſeiner Ankunft die Waffen ab um zu tanzen; auf der Stelle folgt Alles ſeinem Beiſpiele, und in einem einzigen Augenblicke iſt der ganze innere Raum von ſechzig Tauſend Menſchen, Soldaten und Bürgern erfüllt, welche dem Sauſen des Sturmes ihren Frohſinn entgegenſetzen. Endlich beginnt die Ceremonie, und durch ein glückliches Ungefähr entwölkt ſich der Himmel und beleuchtet mit ſeinem Glanze dis feierliche Schauſpiel. Der Biſchof von Autun intonirt die Meſſe; Chöre begleiten die Stimme des Prieſters, und der Donner der Kanonen tönt feierlich dazwiſchen. Nach Beendigung des Hochamts ſteigt Lafayette vom Pferde und die Stufen des Thrones hinan, um die Befehle des Königs einzuholen, und von ihm die Eidesformel zu empfangen. Er legt ſie auf den Altar nieder, und in demſelben Augenblicke wehen alle Fahnen und blitzen alle Säbel. Der General, die Armee, der Präſident und die Deputirten rufen: Ich ſchwöre! Der König ſpricht ſtehend, die Hand gegen den Altar geſtreckt: „Ich, König der Franzoſen, ſchwöre: die mir durch die conſtitutionelle Staatsacte übertragene Gewalt zur Aufrechthaltung der von der National-Verſammlung decretirten und von mir genehmigten Conſtitution anzuwenden!“ In dieſem Augenblick nimmt die Königin, von der allgemeinen Begeiſterung hingeriſſen, das erlauchte Kind, den Thronerben auf ihre Arme, und zeigt ihn von ihrem Balcon aus der verſammelten Nation. Bei dieſem Anblicke richtet ſich ungeſtüm ein tauſendfacher Ruf von Freude, Liebe und Enthuſiasmus gegen Mutter und Kind, und in dieſem Augenblicke gehörten ihr alle Herzen. In demſelben Moment ſchwur ganz Frankreich, in den 23 Hauptſtädten ſeiner Departements vereint, denſelben Schwur, den König der ſie lieben werde, wieder zu lieben. Ach! in ſolcher Zeit verliert ſelbſt der Haß ſeinen Stachel, der Wahn tritt zurück, und Alle ſind glücklich im allgemeinen Glücke und ſtolz auf die allgemeine Würde Aller. Warum müſſen doch dieſe ſo tiefempfundenen Freuden der Eintracht immer ſo bald vergeſſen werden!

Nach Beendigung dieſer erhabenen Ceremonie trat der Zug den Rückweg an und das Volk überließ ſich allen Ergießungen

Die Föderation.

1. C 180

der Freude. Die Luſtbarkeiten währten mehrere Tage, worauf alsdann eine allgemeine Muſterung der Föderirten ſtattfand. Sechzig Tauſend Mann waren dabei unter den Waffen und boten ein prachtvolles, eben ſo kriegeriſches als nationales Schauſpiel dar. Auch der Abend brachte für Paris ein fröhliches Feſt; die Hauptſammelplätze waren in den Elyſäiſchen Feldern und auf dem Platze der Baſtille. Vor dieſem freien Platze, auf welchem früher jenes alte Gefängniß ſtand, las man die Worte: Hier wird getanzt, und glänzende Guirlanden von Lampen wetteiferten mit der Helle des Tages. Man hatte den Reichen für dieſes harmloſe Feſt den Gebrauch der Wagen verboten; Alles ſollte im Volke verſchwinden und ſich glücklich fühlen, nichts Höheres zu ſein. Die Elyſäiſchen Felder boten den rührendſten Anblick dar; man bewegte ſich hier ohne Geräuſch, ohne Tumult, ohne Reibung, ohne Haß durcheinander, und alle Stände luſtwandelten in buntem Gemiſch durch die erleuchteten Gänge einmüthig und zufrieden auf und nieder. So ſchienen mit einem Male im Mittelpunkte der neuern Civiliſation die Zeiten urſprünglicher brüderlicher Gleichheit wieder eingekehrt zu ſein.

Nachdem die Föderirten die impoſanten Berathungen der National-Verſammlung, die Hoffeſte und die rauſchende Pracht von Paris mit angeſehen, nachdem ſie Zeuge von dem Wohlwollen des Königs geweſen waren, welcher ihnen Allen bei den zahlreichen Audienzen die rührendſten Beweiſe ſeiner Güte gegeben, kehrten ſie freudetrunken und voll edler Gefühle und illuſoriſcher Hoffnungen in ihre Heimath zurück. Nach den früheren, ſo herzzerreißenden Scenen und im Begriff noch viel ſchrecklichere zu erzählen, verweilt der Geſchichtſchreiber mit Vergnügen bei dieſen ſo flüchtigen Stunden, wo alle Herzen kein anderes Gefühl als die Liebe für das allgemeine Wohl beſeelte. *)

Aber auch dieſes ſo rührende Feſt der Föderation blieb eine nur vorübergehende Aufwallung. Den Tag darauf verlangten die Gemüther gerade noch daſſelbe, was ſie den Tag vor dem Feſte gewollt, und der alte Kampf nahm wieder ſeinen An-

---

*) Siehe Note 17 am Ende des Bandes.

fang. Die kleineren Zänkereien mit dem Miniſterium begannen zunächſt. Man beſchwerte ſich darüber, daß den Oeſtreichiſchen Truppen der Durchzug in das Lütticher Gebiet nicht verſperrt worden ſei, und beſchuldigte Saint=Prieſt, die Flucht mehrer der Theilnahme an contre=revolutionairen Machinationen beſchuldigter Individuen begünſtigt zu haben. Der Hof hatte, um ſich ſeinerſeits zu rächen, die im Châtelet gegen die Rädelsführer vom 5. und 6. October eingeleitete Prozedur auf die Tagesordnung gebracht, weil der Herzog von Orleans und Mirabeau hierin mit verwickelt waren. Dieſe ſonderbare Prozedur, ſchon mehremal zurückgelegt und wieder aufgenommen, trug deutlich die Spuren des verſchiedenen Einfluſſes, unter welchem ſie eingeleitet worden war. Sie war von Widerſprüchen zuſammengeſetzt und gab durchaus keinen genügenden Beweis gegen die beiden Hauptangeklagten an die Hand. Der Hof, der Mirabeau gewinnen wollte, handelte in dieſer Beziehung ganz planlos; bald näherte er ſich ihm, bald entfernte er ſich von demſelben, und war ſtets mehr darauf bedacht ihn zu beſänftigen als ſeinen Rathſchlägen Gehör zu geben. Durch die Erneuerung der Prozedur über den 5. und 6. October wollte er auch eigentlich nicht ihm, ſondern mehr dem Herzog von Orleans ſchaden, welcher letztere bei ſeiner Rückkehr von London im Publikum mit lauten Beifallsbezeugungen empfangen, vom Hofe aber, als er wieder die Gnade des Königs ſuchte, mit Härte zurückgewieſen worden war. Chaberoud ſollte der Verſammlung darüber Bericht erſtatten, und hiernach entſchieden werden, ob die Anklage Statt habe oder nicht. Der Hof wünſchte, Mirabeau möge ſchweigen und den Herzog von Orleans, dem das Ganze lediglich galt, dabei im Stiche laſſen; Mirabeau aber nahm nichts deſtoweniger das Wort und zeigte wie lächerlich die ihm gemachten Beſchuldigungen ſeien.

Man beſchuldigte ihn in der That, dem Präſidenten Mounier jenen Marſch der Pariſer auf Verſailles mit den Worten: „Wir wollen einen König, aber was liegt daran, ob es Ludwig XVI. oder der XVII. ſei!“ gemeldet, und die Reihen des Regiments Flandern den Säbel in der Hand durcheilt, und im Augenblicke der Abreiſe des Herzogs von Orleans

ausgerufen zu haben: „Dieſer S.... verdient nicht die Mühe, die man ſich für ihn gibt!“ Nichts war haltloſer als ſolche Beſchuldigungen. Mirabeau zeigte denn auch das Grundloſe und Lächerliche derſelben, berührte nur mit wenig Worten den Herzog von Orleans und rief endlich: „Ja, das Geheimniß dieſer teufliſchen Prozedur iſt nun endlich enthüllt! Dort — er zeigte auf die rechte Seite — hat es allein ſeinen Sitz! In dem Intereſſe derjenigen iſt es zu ſuchen, aus deren Zeugniſſen und Verläumdungen ſich dis Lügengewebe gebildet; es iſt in den Hilfsquellen begründet, welche es den Feinden der Revolution geliehen; es hat ſeinen Sitz — in den Herzen der Richter, und die Geſchichte wird es zur gerechteſten und unverſöhnlichſten Rache mit ehernem Griffel auf ihre Tafeln ſchreiben!“

Lebhafter Beifall geleitete Mirabeau bis auf ſeinen Platz; beide Beklagte wurden durch die National-Verſammlung von der Anklage freigeſprochen, und der Hof hatte wiederum allein die Schmach eines vereitelten Anſchlags auf ſich geladen.

Die Revolution machte jetzt überall Vorſchritte, in der Armee wie unter dem Volk, und die Armee als die letzte Stütze der Gewalt, blieb auch der letzte Gegenſtand gegründeter Beſorgniß für die Volkspartei. Alle Militair-Chefs waren natürliche Feinde der Revolution, weil ſie, früher die ausſchließlichen Beſitzer von Beförderungen und Gnadenbewilligungen, nun auch dem Verdienſte gleichen Antheil daran zugeſtehen ſollten. Aus der entgegengeſetzten Urſache hingen die Gemeinen der neuen Ordnung der Dinge an, und ohne Zweifel regte ſie der Widerwille gegen die ſtrenge Disciplin, und der Wunſch nach höherem Solde ebenſo mächtig als der Geiſt der Freiheit ſelbſt an. Ein gefährlicher Geiſt der Inſubordination zeigte ſich daher faſt in der ganzen Armee. Die Infanterie vornämlich, vielleicht weil ſie mit dem Volke in noch nähere Berührung kommt und weniger kriegeriſchen Stolz als die Cavalerie beſitzt, befand ſich im Zuſtande offner Empörung. Bouillé, welcher mit Schmerz ſeine Autorität über ſeine Truppen täglich mehr ſchwinden ſah, wandte alle nur erdenklichen Mittel an, dieſer Anſteckung des revolutionairen Geiſtes Einhalt zu thun. Er hatte von dem Kriegsminiſter Latour-du-Pin

die ausgedehnteſten Vollmachten erhalten, und benutzte dieſe, um immerwährend die Garniſonen wechſeln zu laſſen, damit die Truppen nicht durch längern Aufenthalt an einem und demſelben Orte zu vertraut mit dem Volke würden. Er verbot ihnen daher vor Allem die Theilnahme an den Clubs, und vernachläſſigte überhaupt nichts, um die Subordination aufrecht zu erhalten.

Nach langem Widerſtande hatte Bouillé endlich die Conſtitution beſchworen, und als Mann von Ehre, von dem Augenblicke an, den ernſten Entſchluß gefaßt, dem Könige und der Conſtitution ſeine Treue zu bewahren. Seine Abneigung gegen Lafayette, deſſen Uneigennützigkeit er nicht verkannte, hatte ſich verloren und er ſchien jetzt zu einer Verſtändigung mit ihm geneigter als bisher. Die Nationalgarden des ausgedehnten Gebiets wo er commandirte, hatten ihn zu ihrem Anführer ernennen wollen; im erſten Augenblicke der Aufwallung ſeines Unmuths hatte er dis abgelehnt, was er jedoch ſpäter bei dem Gedanken, welches Gute er an dieſer Stelle hätte wirken können, lebhaft bereute; nichts deſtoweniger und trotz häufiger Denunciationen in den Clubs, erhielt er ſich doch in der Volksgunſt.

Der Aufſtand brach zuerſt in Metz aus. Die Soldaten ſetzten ihre Officiere gefangen, bemächtigten ſich der Fahnen und Kaſſen, und wollten ſelbſt die Munizipalität brandſchatzen. Nur mit größter Gefahr gelang es Bouillé den Aufruhr zu dämpfen, der bald nachher in Nancy Nachahmung fand. An dieſem letztern nahmen auch die Schweizerregimenter mit Antheil, und es ſtand zu fürchten, daß, wenn dieſes Beiſpiel anſteckend wurde, bald das ganze Königreich den vereinten Ausſchweifungen einer empörten Soldateska und eines zügelloſen Pöbels preisgegeben ſein würde. Die National-Verſammlung ſelbſt gerieth darüber in lebhafte Unruhe, und ein Officier wurde mit dem gegen die Rebellen erlaſſenen Decrete dahin abgeſchickt, allein ſeine Bemühungen es in Ausführung zu bringen, waren vergebens, und Bouillé erhielt nun Ordre, auf Nancy zu marſchiren, um durch die Gewalt der Waffen dem Geſetze Achtung zu verſchaffen; doch hatte er nur Wenige unter ſeinen Leuten, auf die er mit Zuverſicht rechnen konnte. Glücklicher Weiſe ver-

langten die unlängſt zu Metz in Aufſtand geweſenen Truppen, durch ſein Mißtrauen gekränkt, von ſelbſt gegen die Rebellen geführt zu werden. Die Nationalgarden machten daſſelbe Anerbieten, und mit dieſen vereinten Streitkräften und einer ziemlich zahlreichen Cavalerie brach er gegen Nancy auf. Seine Lage war ſchwierig, weil er von ſeiner Cavalerie keinen Gebrauch machen konnte, ſeine Infanterie aber zum Angriff gegen die vom Volke unterſtützten Rebellen zu ſchwach war. Nichts deſto weniger ſprach er zu Letzteren mit jener ſichern Entſchloſſenheit, welche ſelten ihre Wirkung verfehlt. Schon wollten ſie das Feld räumen und ſeinen Befehlen gemäß die Stadt verlaſſen, als plötzlich, man weiß nicht von welcher Seite, Flintenſchüſſe fielen, und der Kampf unvermeidlich ward. Bouillé's Truppen die ſich für verrathen hielten, fochten mit der größten Wuth, aber der Kampf war hartnäckig und nur Schritt vor Schritt konnten ſie durch das mörderiſche Feuer vordringen. (31. Auguſt.) Endlich im Beſitz der Hauptpoſitionen gelingt es Bouillé die Regimenter zum Gehorſam zurückzubringen und ſie zum Abzug aus der Stadt zu nöthigen, worauf er alsbald die gefangenen Officiere und Stadtbehörden wieder auf freien Fuß ſtellt, die ſtrafbarſten Rädelsführer ausheben läßt und ſie der Nationalverſammlung ausliefert.

Dieſer Sieg verbreitete allgemeine Freude und beſeitigte die Beſorgniſſe, welche man für die Ruhe des Königreichs gehegt hatte. Bouillé wurde vom Könige und von der Verſammlung mit Glückwünſchen und Lobſprüchen überhäuft. Später verläumdete man ihn freilich und beſchuldigte ihn eines grauſamen Verfahrens bei dieſer Expedition, allein daſſelbe war durchaus untadelhaft geweſen, und wurde damals auch als ſolches belobt. Der König erweiterte hierauf ſein Commandogebiet zu einem ſehr bedeutenden Umkreiſe, das nunmehr in ſeiner Ausdehnung von der Schweiz bis an die Sambre den größten Theil der Grenze umfaßte. Bouillé, welcher mehr auf die Cavalerie als auf die Infanterie rechnete, wählte zu ſeinem Cantonnement die Ufer der Seille, da wo ſie ſich in die Moſel ergießt; er fand daſelbſt weite Flächen zur freieren Bewegung für die Ca-

valerie geeignet, Fourage genug um ſie zu unterhalten, feſte Plätze ſich im Nothfall zu decken, und vor Allem eine minder zahlreiche und ſonach weniger zu fürchtende Bevölkerung. Bouillé war entſchieden, nichts gegen die Conſtitution zu unternehmen; da er aber den Patrioten mißtraute, ſo traf er Vorſichtsmaßregeln um dem Könige nöthigenfalls zu Hilfe kommen zu können.

Die National-Verſammlung hatte die Parlamente aufgehoben, die Geſchwornengerichte eingeführt und ging eben damit um aufs Neue eine Anzahl von Aſſignaten in Umlauf zu ſetzen. Da die Kirchengüter ein ungeheures Capital darboten, welches die Aſſignaten fortdauernd zur Verfügung ſtellten, ſo war es natürlich, daß man daſſelbe auch benutzte. Alle dagegen ſchon früher vorgebrachten Einwürfe wurden nochmals mit nur noch größerer Heftigkeit entgegengeſtellt; der Biſchof von Autun ſelbſt erklärte ſich gegen dieſe neue Aſſignaten-Emiſſion, und weiſſagte mit vielem Scharfſinn die ſpäteren finanziellen Folgen dieſer Maßregel *). Mirabeau, welcher immer nur die politiſchen Reſultate im Auge hatte, beſtand dagegen mit Hartnäckigkeit darauf und ſetzte ſie endlich durch. So wurden denn auf's Neue acht Hundert Millionen Aſſignaten decretirt, welche jedoch dem gefaßten Beſchluſſe zufolge unverzinslich waren, wie es denn in der That auch unnütz war einer Münze, wenn die Aſſignaten einmal als ſolche galten, noch einen Zins zu gewähren. Dis mag wohl für Schuldverſchreibungen angemeſſen ſcheinen, welche nicht in Umlauf kommen, ſondern todt in den Händen der Beſitzer ruhen, aber für eine Münze, welche durch einen gezwungenen Cours einmal im Handel und Wandel umläuft, iſt dis ſicher eine falſche Maßregel, die ſich die Verſammlung auch nicht zum zweiten Male zu Schulden kommen ließ. Necker widerſetzte ſich dieſer neuen Aſſignatenausgabe, und reichte dagegen eine Denkſchrift ein, welcher aber Niemand Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Zeiten hatten ſich für ihn gewaltig geändert, er war nicht mehr der Miniſter, an deſſen Erhaltung das Volk ein Jahr vorher ſein Glück geknüpft hielt; des Vertrauens des Königs beraubt, und —

*) Siehe Note 18. am Ende des Bandes.

Herrn von Montmorin ausgenommen, — mit allen ſeinen Collegen in ſteter Zwietracht, ſah er ſich von der National-Verſammlung hintangeſetzt und ſelbſt in Fällen vernachläſſigt, wo er wohl auf größere Rückſicht Anſpruch hatte. Der Irrthum Neckers beſtand zunächſt in dem Wahne, daß der Verſtand Alles beherrſche und Allem genüge, und daß, mit einigen ſchönen Gefühlen und logiſchen Schlüſſen aufgeputzt, er alle Halsſtarrigkeit der Ariſtokraten und alle Erbitterung der Patrioten zu bewältigen vermöge. Necker beſaß jenen dünkelvollen Verſtand, der die Irrthümer der Leidenſchaften wohl erkennt und ſie zu tadeln verſteht; es ging ihm aber jener höhere und minder von ſich eingenommene Verſtand ab, der ſich nicht begnügt, dieſe Irrthümer zu tadeln, ſondern der ſich auch ihrer zu bemächtigen und ſie zu lenken verſteht. In die Mitte der Parteien geſtellt, ward er ihnen ein Hinderniß, eine Unbequemlichkeit, aber kein Zügel ihrer Leidenſchaft, und ſeit Mounier's und Lally's Austritte aus der Nationalverſammlung, ohne Freunde, war ihm dort nur der völlig unnütze Malouet noch geblieben. Er hatte die Verſammlung durch ſein immerwährendes tadelndes Hinweiſen auf die verwickeltſte aller Staatsangelegenheiten, auf die Finanzen, ärgerlich, und ſich ſelbſt durch die Art und Weiſe, in welcher er von ſeiner Perſon zu reden pflegte, lächerlich gemacht. Sein Entlaſſungsgeſuch (4. September) wurde daher von allen Parteien mit Vergnügen angenommen. Sein Wagen wurde bei ſeinem Austritt aus dem Königreiche von demſelben Volke, welches ihn einſt im Triumphe gezogen hatte, angehalten, und es bedurfte des ausdrücklichen Befehls der Verſammlung, um ihm den freien Ausweg in die Schweiz zu geſtatten. Er erhielt in kurzer Zeit hiezu die Erlaubniß und zog ſich nach Coppet zurück, um aus der Ferne dem Gange einer Revolution zu folgen, welche er beſſer zu beobachten als zu leiten verſtand.

Das Miniſterium ſah ſich auf dieſelbe thatenloſe Rolle wie der König ſelbſt beſchränkt, und überließ ſich höchſtens einigen theils nutzloſen, theils ſtrafbaren Intriguen. Saint-Prieſt unterhielt Verbindungen mit den Emigranten; Latour-du-Pin gab ſich zu allen Planen der Militair-Chefs her und Montmorin, welcher zwar die Achtung, aber nicht das Ver-

trauen des Hofes beſaß, ward zu verſchiedenen Intriguen mit dem Chefs der Volkspartei verwandt, denen er durch ſeine gemäßigtere Geſinnung näher ſtand, Alle aber wurden bei Gelegenheit neuentdeckter Complotte öffentlich angeklagt. „Auch ich, — rief Cazales, würde ſie vor Gericht laden, wenn es edelmüthig wäre ſo ſchwache Männer zu verfolgen; ich würde den Finanzminiſter verklagen, die National-Verſammlung nicht über die wahren Hilfsquellen des Staats aufgeklärt, und eine von ihm ſelbſt hervorgerufene Revolution nicht beſſer geleitet zu haben; ich würde den Kriegsminiſter anklagen, daß er die Desorganiſation der Armee nicht verhindert, und den Miniſter des Innern, daß er den Befehlen des Königs nicht mehr Achtung verſchafft hat, Alle aber, ob ihrer Nichtigkeit und der feigen Rathſchläge wegen, die ſie ihrem Herrn ertheilt haben!“ Unthätigkeit iſt in den Augen der Parteien, welche ihre Zwecke unaufhaltſam verfolgen, ſtets das größte Verbrechen: daher erfuhren die Miniſter ſelbſt von der rechten Seite den bitterſten Tadel, nicht ſowohl für das, was ſie gethan, als für das, was ſie unterlaſſen hatten. Indeß widerſetzten ſich Cazales und ſeine Anhänger, obgleich ſie über Alle das Verdammungsurtheil geſprochen, nichts deſto weniger dem Beſchluſſe, den König um deren Entlaſſung anzugehn, weil ſie dieſes Begehren als einen Eingriff in die königliche Prärogative betrachteten. Ihre Entlaſſung wurde demnach nicht nachgeſucht, aber ſie gaben nach und nach von ſelbſt, mit Ausnahme Montmorins, ihre Dimiſſion, welcher denn auch allein noch beibehalten wurde. Ein bloßer Advocat, Dûport-du-Tertre wurde zum Siegelbewahrer ernannt und Duporteil, von Lafayette dem Könige vorgeſchlagen, nahm Latour-du-Pin's Stelle im Departement des Kriegs ein, und zeigte ſich hier der Volkspartei viel geneigter. Eine ſeiner erſten Maßregeln war, Bouillé jene Befugniſſe zu entziehen, von denen er bei ſeinem Commando ſo unbeſchränkten Gebrauch gemacht, insbeſondere ihm aber das Recht zu nehmen, die Garniſonen nach Willkühr zu verſetzen, eines Rechtes, deſſen ſich Bouillé, wie wir geſehen, bediente, um das Fraterniſiren der Soldaten mit dem Volke zu verhindern.

Der König hatte die Geſchichte der engliſchen Revolution

zu ſeinem beſondern Studium gemacht. Das Schickſal Karl I. hatte ihn ſtets ſo eigenthümlich bewegt, daß er ſich trauriger Ahnungen nicht enthalten konnte. Vor Allem hatte er den Beweggrund zu Karl's Verurtheilung in's Auge gefaßt, welcher kein anderer als der Bürgerkrieg war. Daher ſchrieb ſich auch ſein unbeſiegbarer Widerwille gegen jede Maßregel welche Blutvergießen zur Folge haben konnte, und eben deshalb hatte er ſich auch allen, von der Königin und dem Hofe ihm vorgeſchlagenen Planen zur Flucht ſtandhaft widerſetzt.

Während ſeines Sommeraufenthaltes zu Saint-Cloud im Jahre 1790 bot ſich ihm vielfach Gelegenheit zur Flucht dar; allein nie hatte er davon etwas hören wollen. Gleiches Bedenken zeigten auch die Freunde der Conſtitution gegen dieſes Mittel, welches leicht einen Bürgerkrieg zu Folge haben konnte. Die Ariſtokraten allein waren dafür, weil ſie nach Entfernung des Königs von der Nationalverſammlung ihn zu beherrſchen und in ſeinem Namen zu regieren, und mit ihm an der Spitze der Fremden wieder einzuziehen hofften, denn die Erfahrung hatte ihnen noch nicht gelehrt, daß man den Letzteren nie voraufgeht, ſondern nur immer in ihrem Gefolge hinterdrein zieht. An dieſe Partei ſchloſſen ſich vielleicht auch einige vorſchnelle Phantaſten welche bereits von einer Republik träumten, an welche damals noch Niemand dachte, ja deren Namen noch von keiner Seele, wenn nicht von der Königin ſelbſt genannt worden war, die in ihren Zornergüſſen gegen Lafayette und die Nationalverſammlung, dieſelbe als den eigentlichen Strebepunkt ihrer beiderſeitigen Wünſche bezeichnete. Lafayette, das Haupt der conſtitutionellen Armee und aller aufrichtigen Freunde der Freiheit, wachte indeß unausgeſetzt für die Perſon des Monarchen; die beiden Ideen aber, Entfernung des Königs und Bürgerkrieg, waren ſeit dem Beginne der Revolution in den Gemüthern dergeſtalt verſchmolzen, daß dieſe Abreiſe Allen das gefürchtetſte Unglück dünkte.

Unterdeß hatte die Auflöſung des Miniſteriums, welches, wenn es auch nicht das Vertrauen Ludwig XVI. beſaß, doch mindeſt ein Miniſterium ſeiner Wahl geweſen, ihn gegen die Verſammlung eingenommen und in ihm die Beſorgniß des

gänzlichen Verluſtes der vollziehenden Gewalt angeregt. Die neubeginnenden Debatten in Angelegenheiten des öffentlichen Cultus, welche das Uebelwollen der Geiſtlichkeit bei Gelegenheit ihrer ſtaatsbürgerlichen Conſtituirung wieder erhoben hatte, ſchreckten ſein ängſtliches Gewiſſen und ließen fortan den Gedanken an ſeine Abreiſe in ihm aufkommen. Gegen Ende des Jahres 1790 ſchrieb er deshalb an Bouillé, welcher anfangs ſich weigerte, endlich aber, um in dem unglücklichen Monarchen keinen Verdacht gegen ſeine Ergebenheit zu erregen, nachgab. Mirabeau ſeinerſeits hatte einen eignen Plan entworfen, um die Sache der Monarchie aufrecht zu erhalten. In beſtändigen Unterhandlungen mit Montmorin, hatte er bis jetzt noch nichts Weſentliches unternommen, da der Hof in ſeinen beſtändigem Schwanken zwiſchen dem Auslande, den Emigranten und der Nationalpartei, überhaupt gegen jede offne Maßregel war, von allen Mitteln aber dasjenige am Meiſten fürchtete, welches ihn einem ſo aufrichtig conſtitutionell geſinnten Manne wie Mirabeau gänzlich in die Arme werfen mußte. Indeß kam es um dieſe Zeit denn doch endlich zwiſchen Beiden zu einem vollkommenen Einverſtändniß. Man verſprach ihm Alles im Falle des Gelingens, und ſtellte zu dieſem Zwecke alle nur möglichen Hilfsquellen zu ſeiner Verfügung. Talon, der Civilleutnant vom Châtelet, und Laporte, erſt kürzlich vom Könige zur Verwaltung der Civilliſte berufen, erhielten Befehl ſich mit ihm zu vernehmen und ihm bei Ausführung ſeiner Plane an die Hand zu gehen. Mirabeau ſeinerſeits verwarf die neue Conſtitution; ſie war ſeiner Meinung nach für eine Monarchie zu demokratiſch, und für eine Republik war ein König darin überflüſſig, und da er vollends die immer ſteigende Zügelloſigkeit des Volkes wahrnahm, ſo beſchloß er bei ſich derſelben Einhalt zu thun. In Paris, unter dem Bereiche der Volksmaſſen und einer übermächtigen Verſammlung, mußte jeder Verſuch dieſer Art ſcheitern; er ſah nur einen Ausweg, man mußte die Reſidenz des Königs von Paris nach Lyon verlegen. Dort konnte er ſich frei ausſprechen, alle ſeine Gründe gegen die neue Conſtitution auf energiſche Weiſe geltend machen, und dafür eine andre zu die-

ſem Zwecke ſchon fertig vorliegende erlaſſen, und zu gleicher Zeit dann auch eine erſte geſetzgebende Behörde zuſammenberufen. Mirabeau hatte mit den populairſten Mitgliedern der Verſammlung ſchriftlich verkehrend, es verſtanden ihnen Allen die Mißbilligung irgend eines Artikels der gegenwärtigen Conſtitution zu entlocken, ſo daß aus der Vereinigung aller dieſer verſchiedenen Anſichten unmittelbar die Verwerfung der ganzen Conſtitution durch ihre eigenen Urheber hervorgieng. *) Er dachte dieſe insgeſammt dem Manifeſte des Königs beizufügen, um deſſen Eindruck dadurch zu verſtärken, und damit die Nothwendigkeit einer neuen Conſtitution recht anſchaulich zu machen. Man kennt noch immer nicht alle ſeine Mittel für Ausführung ſeiner Plane; man weiß nur, daß mittelſt der Polizei des Civillieutnants Talon er ſich der Pamphletſchreiber, Clubs- und Geſellſchafts-Redner verſichert hatte, und mittelſt ſeiner ungeheuer ausgebreiteten Correſpondenz, an ſechs und dreißig Departements im Süden zu gewinnen hoffte. Ohne Zweifel dachte er auch daran Bouillé mit ins Intereſſe zu ziehen, aber er hatte nicht Luſt ſich der Willkühr dieſes Generals preis zu geben. Während Bouillé in dem Lager von Montmédy ſtand, ſollte der König ſich nach Lyon begeben, er ſelbſt aber wollte je nach den Umſtänden ſeinen Aufenthalt zu Lyon oder Paris nehmen. Ein fremder Prinz, Mirabeau's Freund, beſuchte Bouillé im Auftrage des Königs, und theilte ihm dieſen Plan, aber ohne Wiſſen Mirabeau's **) mit, welcher an nichts weniger als an Montmédy dachte, wohin ſich ſpäterhin der König auf den Weg machte. Bouillé aber, Mirabeau's Genie bewundernd, war der Meinung, daß man Alles thun müſſe um ſich eines ſolchen Mannes zu verſichern, und daß er ſeinerſeits bereit ſei, ihn mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu unterſtützen.

---

*) Siehe Note 19. am Ende des Bandes.

**) Bouillé ſcheint in ſeinen Memoiren zu glauben, daß ihm von Seiten Mirabeau's und des Königs jene Vorſchläge gemacht worden ſeien; hierin aber irrt er. Mirabeau war von dieſen doppelten Planen nicht unterrichtet, und dachte wohl auch nicht daran ſich Bouillé in die Hände zu liefern.

Lafayette blieb allen dieſen Planen fremd, denn obgleich er der Perſon des Königs aufrichtig ergeben war, ſo beſaß er doch nicht das Vertrauen des Hofes und erregte überdis viel zu ſehr die Eiferſucht Mirabeaus, der um Alles in der Welt nicht ihn zum Gefährten bei ſeinen Entwürfen mochte. Außerdem wußte er, daß Lafayette nur immer den geraden Weg gieng, dieſer Plan aber war zu kühn und wich allzuſehr von dem erlaubten und geſetzlichen Wege ab, als daß hiebei auf ſeine Zuſtimmung zu rechnen geweſen wäre. Dem ſei nun wie da wolle — Mirabeau wollte allein nur ausführen was er allein erdacht, und leitete auch in der That ſeine Entwürfe im Laufe des Winters 1790 — 1791 ohne alle fremde Hilfe. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob ihm deren Ausführung gelungen ſein würde; aber gewiß iſt, daß er ohne den Strom der Revolution zurückzudämmen, doch jedenfalls Einfluß auf deſſen Richtung gewonnen, und ohne das unvermeidliche Reſultat einer ſolchen Revolution zu verändern, doch bei ſeiner mächtigen Oppoſition, die Ereigniſſe ſich weſentlich anders geſtaltet haben würden. Eine andere Frage iſt, ob er, geſetzt auch, daß es ihm gelang ſich die Volkspartei zu unterwerfen, gleicherweiſe der Ariſtokratie und des Hofes Herr geworden ſein dürfte. Einem Freunde, welcher ihm dieſen Einwurf machte, entgegnete Mirabeau in dieſer Hinſicht: „Man hat mir Alles Mögliche verſprochen.“ — Und wenn ſie nicht Wort halten? — „Wenn ſie mir nicht Wort halten, ſo werde ich ſie gut republikaniſch ......“

Die Hauptartikel der bürgerlichen Verfaſſung, ſo wie die neue Begrenzung der Bisthümer und die freie Wahl aller kirchlichen Beamten, waren bereits decretirt. Der König hatte darüber an den Papſt berichtet, welcher ihm in einem aus Ernſt und Milde gemiſchten Tone geantwortet und ſeinerſeits an den franzöſiſchen Clerus ſelbſt appellirt hatte. Der Clerus benutzte dieſe Gelegenheit, und behauptete, daß die Seelſorge durch die Maßregeln der Verſammlung im höchſten Grade gefährdet ſei. Zur ſelben Zeit erließ er Hirtenbriefe worin er erklärte, daß die entlaſſenen Biſchöfe lediglich der Gewalt weichen, und nur gezwungen ihre Sitze verlaſſen, daß ſie aber Häuſer zur Fortſetzung

ihrer geiſtlichen Amtsverrichtungen ermiethen würden, und daß die Gläubigen und Treuverbliebenen nur an ſie allein ſich wenden ſollten. Vor Allem aber intriguirte die Geiſtlichkeit in der Vendée und in einigen Departements des Südens, wo ſie Verbindungen mit den Emigranten unterhielt. Schon hatte ſich ein Föderationslager zu Jallez*) gebildet, wobei die Föderation offenbar nur den Vorwand abgab; der eigentliche Grund dagegen war, den Maßnahmen der Nationalverſammlung ein Centrum der Oppoſition entgegen zu ſtellen. Die Volkspartei durch dieſe Ränke erbittert, beſchloß, ſtark durch ihre Macht und der Mäßigung überdrüſſig, endlich ein entſcheidendes Mittel anzuwenden. Wir haben bereits die Motive kennen gelernt, welche auf die Annahme der bürgerlichen Gleichſtellung der Geiſtlichkeit Einfluß hatten; jene Vorſchläge waren gerade von den chriſtlich geſinnteſten Gliedern der Verſammlung ausgegangen, und eben dieſe, durch eine ſo unbegründete Widerſetzlichkeit gereizt, zeigten ſich entſchloſſen ſie mit Gewalt zu brechen.

Man weiß, daß ein Decret alle öffentlichen Beamten zu dem Eide auf die neue Conſtitution verpflichtete; ſchon als dieſer Civileid in Frage kam, hatte der Clerus immer einen Unterſchied zwiſchen der politiſchen und kirchlichen Conſtitution machen wollen, aber dabei war man nicht ſtehen geblieben. Dismal beſchloß nämlich die Verſammlung, von den Geiſtlichen einen beſondern, ſtrengbindenden Eid zu fordern, welcher ſie in die Nothwendigkeit verſetze, entweder im Falle verweigerter Eidesleiſtung ihr Amt aufzugeben, oder denſelben zu leiſten und ihren amtlichen Verpflichtungen demgemäß treulich nachzukommen. Sie erklärte dabei weislich, daß ſie damit die Gewiſſen nicht zu verletzen denke, und auch die Weigerung derjenigen achten werde, welche in der Ueberzeugung, daß die Religion durch die neuen Geſetze gefährdet werde, den Prieſtereid nicht leiſten möchten, daß ſie aber hiedurch die Geſinnungen derſelben kennen lernen wolle, um ihnen nicht die neuerrichteten Bisthümer anzuvertrauen. In dieſer Hinſicht waren ihre Forderungen wohl eben ſo gerecht als offen, aber ſie fügte dem Decrete zuletzt noch hinzu, daß

*) Dieſes Lager hatte ſich in den erſten Tagen des Septembers gebildet.

diejenigen, welche den Eidſchwur verweigerten, ihrer Aemter und Beſoldungen verluſtig werden, überdis aber alle Geiſtlichen, welche Deputirte ſeien, mit gutem Beiſpiele voraufgehen und den Eid in der Verſammlung ſelbſt, acht Tage nach der Sanction des neuen Decrets leiſten ſollten.

Wie ſich erwarten ließ, trat die rechte Seite hiergegen auf, und Maury überließ ſich ſeiner gewohnten Heftigkeit, und that ſein Möglichſtes, damit man ihm das Wort verbiete, und ihm dadurch Grund zur Beſchwerde gebe. Alexander Lameth, welcher den Präſidentenſtuhl einnahm, geſtattete ihm jedoch das freie Wort und beraubte ihn ſo des Vergnügens, mit Gewalt von der Rednerbühne verdrängt zu werden. Mirabeau, beredter als je, nahm es auf ſich die Verſammlung zu vertheidigen. „Sie, rief er, ſollen die Verfolger der Religion ſein! Sie, die durch das ſchönſte Ihrer Decrete ein ſo edles und rührendes Opfer dargebracht! Sie, die ihrem Cultus öffentliche Auflagen weihten, während Klugheit und Gerechtigkeit Ihnen die größte Sparſamkeit damit zur heiligſten Pflicht gemacht hatte! Sie, die bei der neuen Eintheilung des Königreichs die Religion zu Hilfe riefen und auf allen Grenzen der Departements das Zeichen des Kreuzes aufrichteten! Sie endlich, die von der Ueberzeugung durchdrungen ſind, daß Gott der Menſchheit ſo nothwendig iſt als die Freiheit!“

Die Verſammlung decretirte hierauf den Prieſtereid (27. Nov.) und der König berichtete auf der Stelle darüber nach Rom. Der Erzbiſchof von Aix, welcher Anfangs die bürgerliche Conſtituirung des Clerus bekämpft hatte, aber die Nothwendigkeit einer friedlichen Ausgleichung wohl erkannte, vereinigte ſich zugleich mit dem Könige und einigen ſeiner gemäßigteren Amtsbrüder, um die Zuſtimmung des Papſtes nachzuſuchen. In ganz entgegengeſetztem Sinne ſchrieben jedoch die Emigranten zu Turin und die opponirenden franzöſiſchen Biſchöfe nach Rom, und der Papſt zögerte unter verſchiedenen Vorwänden mit ſeiner Antwort. Die über dieſen Aufſchub erzürnte Verſammlung drängte den König um die Sanction, welcher, obſchon entſchloſſen nachzugeben, abermals zu der gewöhnlichen Liſt der Schwäche ſeine Zuflucht nahm. Er wollte ſich drängen laſſen, damit es den Anſchein

gewinne als gebe er nur gezwungen nach; in der That aber fürchtete er einen Aufſtand und beeilte ſich darum ſeine Sanction zu ertheilen. Kaum war dieſelbe erfolgt, als die Verſammlung auch ſtracks zur Ausführung ſchritt, und ihre geiſtlichen Mitglieder ſofort zur Eidesleiſtung in ihrer Mitte nöthigte. Da erhoben ſich plötzlich Männer und Frauen, welche bisher nur wenig Anhänglichkeit für die Religion an den Tag gelegt hatten, um die Geiſtlichen zur Verweigerung deſſelben aufzufordern *); einige Biſchöfe und Pfarrer leiſteten den Eid, die größere Zahl aber widerſetzte ſich mit verſtellter Mäßigung und augenſcheinlicher Anhänglichkeit an den Prinzipien ihres Standes.

Die Verſammlung beſtand nichts deſto weniger auf die Ernennung neuer Biſchöfe und Pfarrer, und wurde hierin von der Verwaltung auf's Kräftigſte unterſtützt. Den alten geiſtlichen Dienern wurde zwar die Freiheit gelaſſen, ihren Gottesdienſt privatim zu halten, aber nur diejenigen, welche vom Staate anerkannt worden waren, nahmen von den Kirchen Beſitz, und die Diſſidenten miethеten zu ihren beſondern religiöſen Uebungen in Paris die Theatinerkirche. Die Verſammlung erlaubte es und die Nationalgarde ſchützte ſie dabei ſo gut ſie es vermochte, gegen die Wuth des Pöbels, welcher ſie ihren ſeparatiſtiſchen Gottesdienſt nicht immer in Ruhe abhalten ließ.

Man hat der National-Verſammlung Schuld gegeben, dieſes Schisma veranlaßt, und dadurch einen neuen Grund des Zwieſpaltes den ſchon vorhandenen hinzugefügt zu haben. Was aber erſtlich ihre Befugniſſe betrifft, ſo leuchtet es jedem Vernünftigen ein, daß ſie dieſelben dadurch, daß ſie über die zeitlichen Güter der Kirche verfügte, nicht überſchritt, und was die durch Klugheit gebotenen Rückſichten betrifft, ſo kann man wohl behaupten, daß ſie hierdurch wenigſtens das Schwierige ihrer Stellung ſchwerlich vermehrte. Und in der That hatte der Hof, der Adel und die Geiſtlichkeit bereits zu viel verloren und andrerſeits das Volk allzuviel gewonnen, um nicht die unverſöhnlichſten Feinde zu werden, und daß nicht die Revolution auch ohne die Folgen des neuen Schisma ih-

*) Siehe Note 29. am Ende des Bandes.

ren unvermeidlichen Fortgang hätte gewinnen müſſen. Wie hätte übrigens die National-Verſammlung, da man einmal alle Mißbräuche zerſtörte, gerade die alte kirchliche Verfaſſung allein unangetaſtet laſſen können? Konnte ſie zugeben, daß die Müſſiggänger dieſes Standes in Ueberfluß ſchwelgten, während die eigentlichen Seelſorger, welche doch allein von Nutzen waren, kaum nothdürftig zu leben hatten?

Sechstes Kapitel.

Wachſende Auswanderung. — Das empörte Volk ſtürmt den Schloßthurm von Vincennes. — Verſchwörung der Ritter vom Dolche. — Berathung des Emigrantengeſetzes. — Mirabeau's Tod. — Contrerevolutionaire Ränke. — Flucht des Königs und ſeiner Familie; deſſen Gefangennehmung zu Varennes und gezwungene Rückkehr nach Paris. — Stellung der auswärtigen Mächte; Rüſtungen der Emigranten. — Die Pillnitzer Declaration. — Proclamation des Kriegsgeſetzes auf dem Marsfelde. — Der König nimmt die Conſtitution an. — Schluß der conſtituirenden Verſammlung.

Dieſer langwierige und letzte Kampf zwiſchen der Volkspartei und der privilegirten Klaſſe des Clerus, deſſen weſentlichſte Umſtände wir eben berichtet haben, vollendete die allgemeine Zerwürfniß. Während dem die Geiſtlichkeit die weſtlichen und ſüdlichen Provinzen bearbeitete, verſuchten die Flüchtlinge zu Turin Mancherlei, was durch ihre eigne Schwäche und ſtete Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, erfolglos blieb. Jetzt verſuchte man es mit einer Verſchwörung zu Lyon. Man verkündete dort die bevorſtehende Ankunft der Prinzen, und in deren Folge, große Gnadenvertheilungen; man verhieß ſogar dieſer Stadt, ſie an der Stelle von Paris, welches die Gunſt des Hofes verſcherzt habe, zur Hauptſtadt des Königreichs zu erheben. Der König wußte um dieſe Plane und da er ſich davon keinen Erfolg verſprach, vielleicht auch ihn nicht einmal wünſchte, weil er der ſiegenden Ariſtokratie eben ſo wenig als

des Volkes Herr zu werden fürchtete, that er ſein Möglichſtes um ſie zu verhindern. Dieſe Verſchwörung wurde zu Ende des Jahres 1790 entdeckt und deren vorzüglichſte Agenten den Tribunalen überliefert und dieſer letzte Unfall bewog die Emigranten, ſich von Turin nach Coblenz zu begeben, wo ſie ſich auf dem Gebiete des Erzbiſchofs von Trier und auf Koſten ſeines Anſehens, deſſen ſie ſich völlig bemächtigten, niederließen. Wie wir bereits geſehen, theilte ſich dieſer flüchtige Adel in zwei Parteien: die Einen, jene alten, mit Gnadenbezeugungen wohlgemäſteten Diener, welche die eigentlichen Ingredienzen des alten Hofes bildeten, mochten nicht durch eine Verbindung mit dem Landadel der Provinzen ihren Einfluß mit demſelben theilen, und zogen es daher vor, ſich an das Ausland zu wenden; die Andern, welche ſich noch auf ihren Degen verließen, wollten die mittägigen Provinzen in Aufſtand verſetzen, indem ſie den alten Fanatismus derſelben wieder anfachten. Die Erſteren behielten die Oberhand, und man begab ſich nach Coblenz an die Nordgrenze, um hier die fremden Mächte zu erwarten. Vergebens ſtellten diejenigen, welche vom Süden aus den Kampf beginnen wollten, wiederholt vor, daß man ſich lieber Piemonts, der Schweiz, und Spaniens, dieſer treuen und uneigennützigen Alliirten, verſichern und zu dieſen Zwecke in ihre Nähe einen gewichtigen Hauptführer zurücklaſſen ſolle; die Ariſtokratie unter Calonne's Leitung wollte nichts davon wiſſen. Dieſe Partei hatte, ſeit ſie Frankreich verlaſſen, ſich in nichts geändert; frivol, hochmüthig, untüchtig und in Coblenz eben ſo verſchwenderiſch wie in Verſailles, traten ihre Laſter inmitten der Bedrängniſſe des Exils und des Bürgerkrieges nur noch greller hervor. „Man muß das Wort „Bürger" in Euer Patent ſetzen!" — antworteten ſie jenen unerſchrocknen Männern welche im Süden den Kampf beginnen wollten, auf ihre Anfrage, unter welchem Namen ſie dienen ſollten? *) und ließen in Turin nur untergeordnete Agenten zurück, welche, auf einander eiferſüchtig, ſich wechſelſeitig entgegenwirkten und jeden Erfolg unmöglich machten. Der Prinz von Condé, welcher die ganze

---

*) Siehe Note 21 am Ende des Bandes.

Energie ſeines Geſchlechts ſich bewahrt zu haben ſchien, ſtand bei jenem Theile des Adels eben nicht in ſonderlicher Gunſt, und wandte ſich mit Allen, welche, wie er, nicht ſowohl Ränke ſchmieden als tapfer drein ſchlagen wollten, an den Rhein. — Die Auswanderung wurde mit jedem Tage beträchtlicher, und die Heerſtraßen waren von dem Adel wie überſäet, welcher, indem er davonlief, um die Waffen gegen das Vaterland zu ergreifen, damit gleichſam eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubte, ja ſelbſt die Frauen vermeinten ihren Abſcheu gegen die Revolution darthun zu müſſen, indem ſie den Boden Frankreichs verließen. Bei einer Nation, wo ſo Vieles, ja faſt Alles durch die Macht des Beiſpiels geſchieht, mußte auch die Auswanderung gleichſam als Mode in Schwung kommen; man nahm kaum Abſchied, für ſo kurz hielt man die Reiſe und für ſo nahe die Rückkehr! Die Holländiſchen Revolutionaire, von ihren Anführern verrathen und von ihren Verbündeten verlaſſen, waren in Verlauf einiger Tage zu Paaren getrieben worden, nicht länger hatten ſich auch die von Brabant gehalten; auf gleiche Weiſe — dachten nun jene unerfahrnen Emigranten — würde auch die franzöſiſche Revolution nach einem kurzen Feldzuge bald gebrochen ſein, und die abſolute Herrſchaft wieder über dem unterjochten Frankreich neu erblühen. Die National-Verſammlung über dieſe Vorausſetzungen mehr erbittert als erſchreckt, hatte mehrfach Maßregeln deshalb in Vorſchlag gebracht, deren Ausführung jedoch immer verſchoben blieb. Die Tanten des Königs, welche in Paris ihr Gewiſſen verletzt glaubten, glaubten ihr Seelenheil in der Nähe des Papſtes ſuchen zu müſſen, reiſ'ten nach Rom (19. Febr. 1791) und wurden auf ihren Wege durch die Munizipalität von Arnay-le-duc angehalten. Das Volk ſtrömte alsbald zu Monſieur, welcher ebenfalls Anſtalten zur Flucht getroffen haben ſollte, aber ſich perſönlich zeigte und das Verſprechen gab, dem König nicht zu verlaſſen. Das Volk beruhigte ſich und die National-Verſammlung zog die Abreiſe von Mesdames in Berathung. Die Discuſſion zog ſich in die Länge, als Menou ſie durch die ſcherzenden Worten endete: „Europa wird ſtaunen, wenn es erfährt, daß eine ſo große Verſammlung ſich mehre Tage

lang mit der Frage beſchäftigt hat: ob zwei alte Frauen die Meſſe in Rom oder in Paris hören ſollen!“ Der Conſtitutionscomité erhielt nichts deſto weniger den Auftrag, einen Geſetzentwurf über den Aufenthalt der öffentlichen Beamten und über die Auswanderung vorzulegen. Dis Decret, welches nur erſt nach heftigen Debatten durchging, verpflichtete die öffentlichen Beamten, ſich unausgeſetzt an dem ihnen durch ihre Functionen angewieſenen Orte aufzuhalten. Der König als der erſte öffentliche Beamte war dadurch gehalten, ſich von dem geſetzgebenden Körper, ſo lange er verſammelt war, nicht zu trennen, und zu ner Zeit die Grenzen des Königreichs zu überſchreiten. Auf die Verletzung dieſes Geſetzes ſollte als Strafe für jeden Beamten unmittelbar deſſen Abſetzung erfolgen. Zu gleicher Zeit wurde der Comité noch mit einem zweiten Decret, die Auswanderung betreffend, beauftragt.

Unterdeſſen hatte ſich der König, welchem die ihm auferlegten Beſchränkungen und die Verringerung ſeiner Macht von Seiten der National-Verſammlung zuletzt unerträglich wurden, und überdis auch ſeit den neuen Decreten über die Prieſter aller Gewiſſensruhe entbehrte, zur Flucht entſchloſſen. Der ganze Winter verging unter den Vorbereitungen dazu; man ſuchte Mirabeau’s Eifer anzuregen und überhäufte ihn mit Verſprechungen, wenn es ihm gelänge die königliche Familie zu befreien, und auch er verfolgte ſeinerſeits ſeinen Plan mit der größten Thätigkeit. Mit Lafayette hatten ſo eben die beiden Lameth’s gebrochen; er ſchien ihnen dem Hofe viel zu ergeben, und da ſie ſeine ſittliche Reinheit nicht ſo wie die Mirabeau’s verdächtigen konnten, ſo beſchuldigten ſie ihn dafür des Mangels an Einſicht, und behaupteten, daß er ſich mißbrauchen laſſe. Die Feinde der Lameth’s dagegen gaben ihnen Eiferſucht auf Lafayette’s militairiſche Gewalt, ſo wie ſchon früher auf Mirabeau’s redneriſchen Einfluß Schuld, auch ſchloſſen ſie ſich oder ſchienen ſich Beide jetzt mehr den Freunden des Herzogs von Orleans anzuſchließen, ja man wollte ſogar wiſſen, daß dieſer Einem von Beiden das Commando der Nationalgarde verſchaffen wollte. Hauptſächlich war es Karl Lameth, den man dieſem Ehrgeiz beimaß, und dieſem Be-

weggrunde ſchrieb man denn auch die unaufhörlich ſich erneuernden Schwierigkeiten zu, die ſich ſeit dieſer Zeit Lafayette in den Weg ſtellten.

Am 28. Februar ſtrömte das Volk, auf Anſtiften des Herzogs von Orleans — wie es heißt — nach dem Schloßthurme von Vincennes, welchen die Munizipalität zur Aufnahme der ſich in den Pariſer Gefängniſſen allzuſehr häufenden Gefangenen beſtimmt hatte. Man griff dieſen Schloßthurm wie eine zweite Baſtille an. Lafayette eilte noch zur rechten Zeit herbei, und zerſtreute die Bewohner der Vorſtadt Saint-Antoine, welche bei dieſer Expedition von Santerre angeführt wurden; während dem er aber in dieſem Theile von Paris mit Herſtellung der Ruhe beſchäftigt war, bereiteten ſich ihm ſchon wieder andere Mühen in den Tuilerien. Auf das Gerücht von einer Emeute hatte ſich eine große Anzahl von Schloßbewohnern, mehrere Hundert an der Zahl, dahin begeben. Sie trugen verborgene Waffen, als Jagdmeſſer und Dolche. Die Nationalgarde, über dieſes Zuſammenſtrömen verwundert, ſchöpfte Verdacht, entwaffnete und mißhandelte mehrere derſelben. Lafayette kam hinzu, ließ das Schloß räumen und nahm die vorgefundenen Waffen in Beſchlag. Schnell verbreitete ſich das Gerücht hiervon, und man erzählte ſich, daß man eine große Zahl mit Dolchen Bewaffneter gefunden habe, wovon dieſelben ſeit dieſer Zeit den Namen der Dolchritter trugen. Dieſe aber erklärten, daß ſie nur zur Vertheidigung der bedrohten Perſon des Königs herbeigeeilt wären; dagegen beſchuldigte man ſie, daß ſie denſelben hätten aufheben wollen, und wie gewöhnlich endete das Ganze mit gegenſeitigen Verläumdungen. Dieſes neue Ereigniß beſtimmte erſt eigentlich Lafayette's wahre Stellung, und man erſah hieraus noch deutlicher, daß inmitten der entgegengeſetzteſten Parteien vorzugsweiſe es ſein eigentlicher Beruf war, die Perſon des Königs ſowohl als die Conſtitution zu ſchützen. Durch dieſen zwiefachen Sieg wuchs ſeine Popularität und Gewalt, aber in gleichem Maße auch der Haß ſeiner Feinde. Mirabeau, welcher unredlicher Weiſe das Mißtrauen des Hofes gegen ihn nährte, ſtellte ſein Benehmen als das eines vollendeten Heuchlers dar; nach ſeiner Behauptung ſtrebte Lafayette unter dem Scheine

der Mäßigung und Schlagfertigkeit gegen jede Parteienanmaßung allein nach der Herrſchaft. In ſolcher gereizten Stimmung bezeichnete er denn auch die beiden Lameth's als böswillige und wahnwitzige Genoſſen Orleans, welche in der Verſammlung höchſtens auf einige dreißig Partiſane rechnen könnten, und in Bezug auf die rechte Seite erklärte er, mit derſelben nichts anfangen und lediglich auf die drei oder vier Hundert unabhängigen Mitglieder fußen zu können, welche ſtets den Eindrücken der Vernunft und ſeiner dafür thätigen Beredtſamkeit folgten.

Es war nichts Wahres in dieſer ſeiner Darſtellung, als die ohngefähre Schätzung der moraliſchen Stärke der Parteien, und ſeine Anſicht über die Mittel, die Verſammlung nach ſeinem Willen zu lenken, denn er beherrſchte ſie in der That, indem er Alle, welche ſich keiner Partei angeſchloſſen hatten, mit ſich fortriß. Eben an jenem 28. Februar übte er, bald zum letzten Male, ſeine Gewalt, machte dabei ſeinem Haſſe gegen die Lameth's Luſt, und entfaltete wider ſie all' ſeine furchtbare Macht.

Das Geſetz über die Auswanderung lag, von Chapelier im Namen des Comité überreicht, zur Berathung vor. Er theile, ſprach er, den allgemeinen Unwillen gegen jene Franzoſen, welche ihr Vaterland verließen, aber er müſſe auch erklären, daß der Comité nach reiflicher mehrtägiger Erwägung die Unmöglichkeit erkannt habe, ein Geſetz über die Auswanderung zu erlaſſen. Auch unterlag in der That ein ſolches großen Schwierigkeiten, denn man hatte gleich Anfangs die Frage zu beantworten, ob man auch das Recht habe, den Menſchen an den Boden zu feſſeln. Der Staat hatte es ohne Zweifel, wenn das Heil des Vaterlandes es erheiſchte; aber man mußte dann zuvor die verſchiedenen Beweggründe der Reiſenden erforſchen, was nothwendig zu inquiſitoriſchen Formen führte, man mußte dabei ferner ihre Eigenſchaft als Franzoſen oder Ausländer, als Auswanderer oder bloße Geſchäftsreiſende ſorgfältig trennen, was eben das Geſetz ſo ſchwierig, wenn nicht gar unmöglich machte. Schlüßlich bemerkte Chapelier, daß der Comité, um der Verſammlung Folge zu leiſten, zwar ein ſolches Geſetz entworfen habe, daß er jedoch im Voraus erklären müſſe, daß es durchaus

alle Principien verletze. — „Leſen Sie! ..... leſen Sie nicht!“ ...... tönte es von verſchiedenen Seiten. — Eine Menge Deputirter fordert zugleich das Wort; auch Mirabeau iſt unter ihnen, erhält es und gebietet, was das Beſte war, zuerſt Stillſchweigen. Hierauf verlas er einen in früherer Zeit an König Friedrich Wilhelm gerichteten trefflich geſchriebenen Brief, in welchem er die Freiheit der Auswanderung als eins der geheiligteſten Rechte des Menſchen in Anſpruch nahm, welcher nicht durch Wurzeln an die Erde gefeſſelt, und nur durch ſeine Wohlfarth allein an derſelben feſtgehalten werden dürfe. Mirabeau verwarf ſonach, vielleicht mit, um dem Hofe zu genügen, gewiß aber auch aus innerer Ueberzeugung, jede Maßregel gegen die Freiheit zu kommen und zu gehen, als tyranniſch und die Rechte des Menſchen verletzend. Ohne Zweifel mißbrauchte man in dieſem Augenblicke dieſe Freiheit, aber die Verſammlung hatte im Bewußtſein ihrer Stärke bereits ſo große Ausſchweifungen der Preſſe und ſo vielfache nichtige Angriffe ſtillſchweigend ſelbſt erduldet, und ſie alle ſo ſiegreich mit Verachtung geſtraft, daß man ihr wohl rathen durfte, bei ihrem ſeitherigen Syſteme zu beharren. Mirabeau’s Anſicht ward zwar allgemein gebilligt, aber nichts deſtoweniger verlangte man abermals das Vorleſen des Geſetzentwurfes. Chapelier verlieſ’t ihn endlich; er enthält nichts als den Vorſchlag, für den Fall innerer Unruhen eine Commiſſion von drei Mitgliedern mit unumſchränkter Gewalt zu bekleiden, um nach ihrem Gutdünken alle diejenigen namentlich zu bezeichnen, welchen es frei ſtehen ſolle, das Königreich zu verlaſſen. Bei dieſer beißenden Ironie, welche die Unmöglichkeit eines ſolchen Geſetzes ſo treffend ausſprach, erhob ſich ein lautes Murren. — „Ihr Murren beruhigt mich, ruft Mirabeau, unſere Gefühle begegnen ſich in gleichem Abſcheu vor ſo unſinniger Tyrannei. Was mich betrifft, ſo halt’ ich mich meines Eides gegen diejenigen entbunden, welche ehrlos genug denken, eine ſolche dictatoriſche Commiſſion zuzulaſſen .....“ — Geſchrei erhebt ſich von der linken Seite. — „Ja, widerholt er, ich ſchwöre ..... — Man unterbricht ihn abermals ..... „Dieſe Popularität, — nimmt er abermals mit donnernder Stimme das Wort, die ich

ſo ſehnlich erſtrebt, und deren ich mich erfreut wie kein Andeterer, ſie iſt kein ſchwaches Rohr; ich werd' es tief in die Erde pflanzen ..... ich werd' es keimen laſſen auf dem Boden der Vernunft und Gerechtigkeit! ....." — Stürmiſcher Beifall ertönt von allen Seiten. — „Ich ſchwöre — ſetzt der Redner hinzu — ich ſchwöre, wenn Sie für ein Auswanderungsgeſetz ſtimmen, Ihnen nicht zu gehorchen." Er verläßt erſt die Tribune, nachdem er die Verſammlung erſchüttert und ſeine Feinde in ihre Schranken zurückgewieſen hat. Indeß ſpinnt ſich die Berathung noch länger fort; die Einen tragen auf Vertagung an, damit man Zeit zur Abfaſſung eines beſſeren Geſetzes gewinne; Andere dagegen verlangen, daß man ungeſäumt erkläre, kein ſolches erlaſſen zu wollen, damit das Volk ſich beruhige und die Aufregung darüber ein Ende nehme. Man murrt, man ſchreit, man klatſcht Beifall. Mirabeau verlangt nochmals das Wort, er ſcheint es (gebieteriſch) zu fordern ..... — Mit welchem Rechte, ruft Goupil, ſpielt hier Herr von Mirabeau den Dictator? — Mirabeau eilt jedoch, ohne darauf zu achten, auf die Tribune. — „Ich habe Ihnen nicht das Wort geſtattet — ſpricht der Präſident — die Verſammlung entſcheide!" — Die Verſammlung aber entſchied nicht, ſondern lieh ihm willig das Ohr. — „Ich erſuche — ruft Mirabeau — diejenigen, welche mich unterbrechen, zu bedenken, daß ich ein volles Leben an Bekämpfung der Tyrannei geſetzt, und ſie bis an mein Ende überall bekämpfen werde, wo ſie ſich auch zeigt!" — Bei dieſen Worten läßt er ſeine Blicke ſtolz von der rechten zur linken Seite gleiten, und zahlreiche Stimmen rufen ihm Beifall. — „Ich erſuche — fährt er fort — Herrn Goupil, ſich zu erinnern, wie er ſchon einmal ſich über jenen Catilina täuſchte, deſſen Dictatur er heute zurückweiſ't; *) ich bitte die Verſammlung nicht außer Acht zu laſſen, daß die ſcheinbar einfache Frage der Vertagung viele andere noch in ſich faßt, ſchon

*) Goupil, ſchon früher ein Widerſacher Mirabeau's, hatte damals mit der rechten Seite ausgerufen: „Catilina iſt vor unſeren Thoren!"

indem ſie überhaupt vorausſetzt, daß ein Geſetz deßhalb zu erlaſſen ſei.“ — Neues Murren erhebt ſich von der Linken. — „Ruhe den dreißig Stimmen!“ ruft Mirabeau, indem er ſeine Blicke auf die Plätze heftet, wo Barnave und die Lameths ſitzen. — „Endlich — fügt er hinzu, wenn man denn durchaus ſo will, ſo ſtimm' auch ich für die Vertagung, doch nur unter der Bedingung, daß man zugleich decretire, daß von jetzt an bis zum Ablaufe der Vertagung keine Mittel der Verführung angewendet werden!“ — Einmüthiger Beifall folgt dieſen letzten Worten; nichts deſtoweniger behält die Anſicht für Vertagung die Obmacht, wiewohl mit ſo geringer Stimmenmehrheit, daß man ſie in Zweifel zieht und eine zweite Abſtimmung verlangt.

Mirabeau überraſchte bei dieſer Gelegenheit Alles durch ſeine Kühnheit; noch niemals vielleicht hatte er die Verſammlung gebieteriſcher mit ſich fortgeriſſen, aber ſein Ende nahte, es war das ſein letzter Triumph; die Schauer des Todes überfielen ihn mitten in ſeinen weiten Planen, und hatten ſchon einigemal deren Aufſchwung gelähmt. Aber ſein Gewiſſen war zufrieden geſtellt; die öffentliche Achtung geſellte ſich zu der eigenen und gab ihm die Ueberzeugung, wenn auch nicht für das Heil des Staates, doch mindeſt genug für ſeinen eigenen Ruhm gethan zu haben. Bleich und mit hohläugigem Antlitz erſchien er ganz verändert auf der Rednerbühne, und oft überfiel ihn plötzliche Schwäche. Ausſchweifungen in der Luſt wie in der Arbeit und leidenſchaftliche Gemüthsbewegungen auf der Tribune hatten in kurzer Zeit dieſe ſo ſtarke Natur untergraben, und Bäder mit Sublimatauflöſungen ihm jene grünliche Geſichtsfarbe gegeben, welche man dem Gifte zuſchrieb. Der Hof gerieth darüber in die größte Unruhe, alle Parteien theilten ſeine Beſtürzung und ſchon vor ſeinem Tode forſchte man ängſtlich deſſen Urſachen nach. Als er das letzte Mal das Wort nahm, mußte er fünfmal inne halten, endlich gieng er erſchöpft hinweg, um nie wieder dort zu erſcheinen. Das Todtenbett nahm ihn auf und gab ihn nur erſt dem Pantheon zurück. Er hatte von Cabanis verlangt, ihm keine Aerzte herbeizurufen; als ſie dennoch kamen fanden ſie ſchon alle Anzeichen des nahen Todes, der bereits

die Füße ergriffen hatte. Der Kopf war das Letzte, dem das Leben entwich, gleich als habe die Natur ſein Genie bis zum letzten Augenblick leuchten laſſen wollen. Eine ungeheure Menſchenmaſſe umringte ſeine Wohnung und verſperrte alle Ausgänge in todesſtiller, banger Erwartung. Der Hof ſandte Boten auf Boten, die Bülletins über ſein Beſinden gingen von Munde zu Munde, und verbreiteten bei jeder Steigerung des Uebels allenthalben Schrecken. Er ſelbſt, von ſeinen Freunden umgeben, bezeigte einigen Schmerz über die Unterbrechung ſeiner Arbeiten und ſah nicht ohne Stolz auf das zurück, was er gewirkt hatte. — „Halte — ſprach er zu ſeinem Bedienten, halte dieſen Kopf, den ſtärkſten von ganz Frankreich!“ Rührend war ihm die ängſtliche Theilnahme des Volkes, und der Beſuch ſeines Feindes Barnave, welcher ihm im Namen der Jacobiner ſeine Aufwartung machte, regte ihn noch einmal angenehm auf. Noch ließ er einige auf das öffentliche Wohl bezügliche Ideen vernehmen; die Verſammlung ſolle, war ſeine Meinung, ſich zunächſt mit den teſtamentariſchen Rechten beſchäftigen, er ließ zu dieſem Ende Herrn von Talleyrand zu ſich rufen und übergab ihm eine Abhandlung, welche er eben über dieſen Gegenſtand niedergeſchrieben. — „Es wird etwas Drolliges haben — ſprach er zu ihm — einen Mann gegen die Teſtamente reden zu hören, der nicht mehr iſt und eben ſelbſt erſt das Seinige gemacht hat.“ In der That hatte der Hof gewünſcht, daß er ein ſolches niederlege, und ihm verſprochen, alle Vermächtniſſe deſſelben auszuzahlen. Als er ſeine Blicke noch einmal auf die europäiſchen Verhältniſſe wandte, ſagte er Englands Plane vorher. „Dieſer Pitt — ſprach er — iſt der Miniſter der Vorbereitung, er regiert mit Drohungen! Ich würde ihm zu ſchaffen machen, bliebe ich am Leben!“ Der Pfarrer ſeiner Parochie bot ihm ſeine Dienſte an, er dankte ihm höflichſt, und ſagte lächelnd, daß er ſie ſehr gern annehmen würde, wenn er nicht ſchon in ſeinem Hauſe deſſen geiſtlichen Obern, den Biſchof von Autun hätte. Zuletzt ließ er die Fenſter öffnen. — „Mein Freund — ſprach er zu Cabanis — ich werde heute ſterben; es bleibt nichts mehr übrig, als ſich mit Wohlgerüchen zu umhüllen, ſich mit Blumen zu bekränzen und von

Muſik umtönen zu laſſen, um recht friedlich in den ewigen Schlaf zu verſinken!“ Stechende Schmerzen unterbrachen von Zeit zu Zeit ſeine ſo gehaltenen als ruhig gefaßten Worte. „Sie haben mir verſprochen — ſprach er zu ſeinen Freunden — mir alle unnützen Leiden zu erſparen!“ und verlangte darauf dringend nach Opium. Als man es ihm verweigert, fordert er es nochmals mit gewohnter Heftigkeit. Um ihn zufrieden zu ſtellen nimmt man zur Liſt ſeine Zuflucht und reicht ihm eine Schaale unter dem Vorgeben, daß ſie Opium enthalte. Er ergreift ſie gefaßt, nimmt den Trank, den er für tödtlich hielt, und ſcheint zufrieden geſtellt. Einen Augenblick darauf war er nicht mehr. (2. April 1791.) Mit Blitzesſchnelle verbreitet ſich dieſe Nachricht am Hofe, in der Stadt, in der National-Verſammlung. Alle Parteien ſetzten ihre Hoffnungen auf ihn, und Alle, ſeine Neider ausgenommen, waren von gleichem Schmerz erfüllt. Die National-Verſammlung ſetzt ihre Arbeiten aus, eine allgemeine Trauer wird angeordnet, und Anſtalten zu einem prächtigen Leichenbegängniſſe getroffen. Man fordert hierzu einige Deputirte auf. „Wir werden Alle mitgehen!“ war die allgemeine Antwort. Die Kirche der heiligen Genoveva ward bei dieſer Gelegenheit zum Pantheon eingerichtet und erhielt folgende, unter der Reſtauration vertilgte, ſeit 1830 wieder hergeſtellte Inſchrift: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“

Mirabeau aber war der Erſte der hier und zwar an der Seite des Descartes beigeſetzt wurde. Den Tag darauf fanden die Leichenfeierlichkeiten ſtatt. Alle Behörden, der Departementsrath, die Munizipalitäten, die Volksgeſellſchaften, die National-Verſammlung und die Armee geleiteten den Trauerzug, und ließen dieſem bloßen Redner mehr Ehren zu Theil werden, als deren jemals die prachtvollen Särge erhalten hatten, welche den Weg nach Saint-Denis gingen. So endete dieſer außerordentliche Menſch, welcher, nachdem er die alten Geſchlechter mit Kühnheit angegriffen und beſiegt hatte, nun auch mit gleichem Muthe gegen das neue, welches ihm zum Siege verholfen, ſeine Anſtrengungen kehrte und daſſelbe mit dem bloßen Tone ſeiner Stimme feſſelte, die ſelbſt von denen gern vernommen wurde, welche ſie bekämpfte; ſo ſtarb dieſer außer-

Mirabeau.

ordentliche Menſch endlich, der ſeine Pflicht aus Einſicht und Genie, aber nicht um jener Handvoll Goldes willen that, das ſeinen Leidenſchaften diente, und dem allein die ſeltene Ehre wurde, daß während alle Popularitäten im Ueberdruſſe des Volkes ihren Untergang finden, die ſeinige nur mit dem Tode ſelbſt endete. Aber würde er bei einem längern Leben auch der Hofpartei die Entſagung, und den Gemüthern der Ehrgeizigen Mäßigung haben einhauchen können? Würde er wohl zu jenen Volkstribunen, welche auch ihrerſeits glänzen wollten, geſagt haben: Bleibt in Euern dunklen Vorſtädten!? und zu Danton, dieſem Mirabeau des Pöbels: Bleib' in deiner Section, und verſteige Dich nicht höher? — Wer mag es wiſſen! So viel aber iſt gewiß, in dem Augenblicke ſeines Todes waren alle ſchwankende Intereſſen in ſeinen Händen vereinigt, und erwarteten von ihm ihre Löſung. Lange Zeit vermißte man ſeine Gegenwart, und noch lange blickte man in der Verwirrung lebhaften Zwieſpalts auf ſeinen leergelaſſenen Platz, gleich als wolle man den aufrufen, der mit Einem ſiegreichen Worte den Streit ſo oft zu beſchwören vermochte. „Mirabeau iſt nicht mehr hier, — rief eines Tages Maury, indem er die Tribune beſtieg — Niemand wird mich zu reden hindern."

Mirabeau's Tod entmuthigte den Hof vollends, und neue Ereigniſſe beſchleunigten jetzt ſeinen Entſchluß zu fliehen. Am 18. April wollte der König ſich nach Saint-Cloud begeben. Man hatte ausgeſprengt, er habe, um ſich bei den heiligen Gebräuchen des Oſterfeſtes keines beeidigten Prieſters bedienen zu dürfen, den Entſchluß gefaßt, in der Charwoche abweſend zu ſein, noch Andere behaupteten, er beabſichtige zu fliehen. Das Volk rottet ſich alsbald zuſammen, und hält die Pferde an. Lafayette eilt herbei, und bittet den König, im Wagen zu bleiben, er wolle ihm den Weg ſchon frei machen. Doch der König ſteigt trotz dem aus, und will getreu ſeiner alten Politik als Gefangener zu erſcheinen, durchaus keine Anwendung der Gewalt geſtatten, ſondern begiebt ſich auf Anrathen ſeiner Miniſter in die National-Verſammlung, um bei derſelben über die eben erlittenen Unbilde Beſchwerde zu führen.

Die National-Verſammlung empfängt ihn mit gewohnter zuvorkommenden Ergebenheit, und verſpricht Alles was in ihren Kräften ſtehe, zur Sicherung ſeiner Freiheit zu thun, und bei ſeiner Entfernung begleitet Ludwig XVI. von allen Seiten, mit Ausnahme der Rechten, lebhafter Beifall.

Am 23. April erläßt er auf fremdes Anrathen, durch den Herrn von Montmorin eine Note an die fremden Geſandten, worin er die ihm vom Auslande untergelegten Abſichten Lügen ſtraft, den Mächten ſeinen feſten Entſchluß eröffnet, den der Conſtitution geleiſteten Eid treu zu halten, und alle diejenigen für ſeine Feinde erklärt, welche ihm eine dem entgegengeſetzte Geſinnung unterſchieben würden. Die Ausdrücke in dieſem Schreiben waren gefliſſentlich mit Uebertreibung gewählt, um ihm ganz den Schein zu geben, als ſei es ihm gewaltſam abgedrungen worden, was auch der König ſpäter gegen den Geſandten Leopolds ſelbſt äußerte. Dieſer Fürſt bereiſ'te damals Italien und befand ſich eben jetzt in Mantua, wo Calonne mit ihm Unterhandlungen anknüpfte. Hierauf wurde von Mantua aus, Alexandre de Dufort als Geſandter an den König und die Königin abgeſchickt, nm ſich von ihren bereits getroffenen Vorkehrungen zu unterrichten. Er forſchte gleich anfangs nach der eigentlichen Bewandniß, welche es mit dem an die Geſandten erlaſſenen Schreiben habe, und erhielt zur Antwort, daß man ſchon aus dem Style deſſelben deſſen gewaltſam erzwungene Abfaſſung errathen könne; er erfuhr ferner auf ſein Befragen „welche Hoffnungen man noch hege?“ daß ſeit Mirabeau's Tode jede Hoffnung erloſchen ſei, und als er endlich über ihr Verhältniß zu dem Grafen Artois einigen Aufſchluß wünſchte, verſicherte man ihm, daß dis gar nicht beſſer ſein könne.

Um den Beweggrund zu dieſen Fragen zu erkennen, muß man wiſſen, daß der Baron von Breteuil von jeher Calonne's erklärter Feind geweſen, und auch noch nach deſſen Auswanderung geblieben war, und darum auch, als Ludwig des XVI. Bevollmächtigter am Wiener Hofe, dort allen Planen der Prinzen entgegenwirkte. Er verſicherte Leopold, daß der König nicht von den Emigranten, deren Anſprüche er fürchte, gerettet

ſein wolle, und daß die Königin perſönlich mit dem Grafen Artois zerfallen ſei. Seine Vorſchläge für die Erhaltung des Thrones waren jederzeit denen Calonne's entgegengeſetzt, und er unterließ nichts, um auch den Erfolg dieſer neuen Unterhandlung zu vereiteln. Der Graf Durfort kehrte nach Mantua zurück, und den 20. Mai 1791 verſprach Leopold fünf und dreißig Tauſend Mann in Flandern und fünfzehn Tauſend in das Elſaß einrücken zu laſſen; eine gleiche Anzahl Schweizer ſollten ſich gegen Lyon, eben ſo viel Piemonteſer nach der Dauphiné in Marſch ſetzen, und Spanien fünf und zwanzig Tauſend Mann ſtellen; außerdem verhieß der Kaiſer noch die Mitwirkung des Königs von Preußen und die Neutralität Englands. Zu gleicher Zeit ſollte eine feierliche Proteſtation im Namen des Hauſes Bourbon von den Königen von Neapel und Spanien, dem Infanten von Parma und den ausgewanderten Prinzen unterzeichnet und bis dahin das tiefſte Stillſchweigen über Alles beobachtet werden. Dabei ward Ludwig dem XVI. anempfohlen, jeden Gedanken an ſeine Flucht, obgleich er dieſen Wunſch geäußert hatte, einſtweilen aufzugeben; Breteuil dagegen rieth ihm das gerade Gegentheil, die Abreiſe an. Es iſt wohl möglich, daß dieſe Rathſchläge von beiden Seiten aus Ueberzeugung hervorgingen, aber man muß gleichwohl dabei bemerken, daß ſie ſtets in dem Intereſſe des Rathenden gegeben wurden. Breteuil rieth zur Abreiſe, um Calonne's Unterhandlungen zu Mantua zu vereiteln; Calonne dagegen zum Dableiben, weil er, im Falle Ludwig XVI. ſich an die Grenze begab, der ſeitherigen Oberleitung verluſtig wurde. Wie dem aber auch ſei, der König entſchied ſich für die Abreiſe, und äußerte ſpäter öfters mit Unwillen: „Breteuil hat es ſo gewollt.“ Er ſchrieb deshalb an Bouillé, daß er entſchloſſen ſei, nicht länger Zeit zu verlieren; ſeine Abſicht aber war nicht das Königreich zu verlaſſen, ſondern ſich nach Montmédy zurückzuziehen, wo er für den Nothfall Luxemburg in der Nähe hatte und fremde Hilfe herberufen konnte. Dabei wurde trotz Bouillé's Warnungen die Straße nach Châlons über Clermont und Varennes jeder andern vorgezogen. Alle

Maßregeln wurden zur Abreiſe für den 20. Juni getroffen; der General verſammelte die Truppen auf welche er am meiſten zählen konnte, ſchlug ein Lager zu Montmédy, häufte dort tüchtige Vorräthe zuſammen, und gab als Vorwand für alle dieſe Anſtalten die Bewegungen vor, welche an der Grenze bemerkt würden. Die Königin hatte die Sorge für die Reiſe von Paris bis Châlons, und Bouillé von Châlons bis Montmédy auf ſich genommen. Kleine Cavaleriecorps ſollten unter dem Vorwande, eine Kaſſe zu eskortiren, ſich auf verſchiedene Punkte vertheilen und den König unterwegs aufnehmen, und Bouillé ſelbſt wollte bis nahe bei Montmédy vorrücken. Auch hatte ſich die Königin ſchon einer verborgenen Thüre zur Flucht aus dem Schloſſe verſichert, und ſo ſollte denn die königliche Familie unter fremden Namen und untergeſchobenem Paſſe die Reiſe antreten. Alles war für den 20. in Bereitſchaft; demohngeachtet verzögerte irgend eine zufällige Beſorgniß die Reiſe bis zum 21., welcher Aufſchub das Verderben dieſer unglücklichen Familie ward. Lafayette hatte von dieſer projectirten Reiſe nicht die geringſte Kenntniß; ſelbſt Montmorin war trotz des Vertrauens das er bei Hofe genoß, völlig ununterrichtet; nur die zur Ausführung unentbehrlichen Perſonen hatte man in das Geheimniß gezogen. Demohngeachtet waren dunkle Gerüchte von einer nahen Flucht im Umlauf, ſei es nun, daß trotz aller Vorſicht denn doch etwas von dieſem Plane verlautet hatte, oder daß es nur eines der damals ſo gewöhnlichen Tagesgerüchte war; kurz der Comité der Unterſuchungen erhielt davon Kunde, und die Wachſamkeit der Nationalgarde verdoppelte ſich.

Am 20. Juni gegen Mitternacht entſchlüpften allmählig der König, die Königin, Madame Eliſabeth und Frau von Tourzel, Gouvernante der königlichen Kinder, verkleidet aus dem Schloſſe. Frau von Tourzel begiebt ſich mit den Kindern auf den kleinen Carrouſelplatz, und ſteigt in einen Wagen, welchen Herr von Ferſen, ein fremder junger Cavalier, als Kutſcher verkleidet bereit hält. Bald kommt auch der König herbei; die Königin aber, welche an der Hand eines Garde-du-Corps das Schloß verlaſſen hatte, verſetzt durch ihr Aus-

bleiben Alle in die größte Unruhe. Weder ſie noch ihr Führer waren in den Straßen von Paris bekannt; ſie verirrten ſich und gelangten erſt nach einer Stunde auf den kleinen Carrouſelplatz, wo ihr der Wagen Lafayettes von Fackelträgern begleitet begegnete. Sie verbirgt ſich hinter die Thorflügel des Louvre, und gelangt endlich, glücklich dieſer Gefahr entronnen, zu dem Wagen, in welchem ſie ſo ungeduldig erwartet wurde. Nachdem nun Alle beiſammen waren, tritt die ganze Familie die Reiſe an, verirrt ſich aber nochmals und gelangt erſt nach einer langen Fahrt an das Thor Saint-Martin, wo ſie in eine, daſelbſt bereit ſtehende ſechsſpännige Berline ſteigt. Frau von Tourzel ſollte unter dem Namen einer Frau von Korff für eine Reiſende und für die Mutter der beiden Kinder, und der König für ihren Kammerdiener gelten; drei Gardes-du-Corps ſollten als Couriere verkleidet dem Wagen voraneilen oder ihm als Bedienten folgen. Endlich geht die Reiſe unter den Glückwünſchen des Herrn von Ferſen vor ſich, welcher nach Paris zurückkehrte, um ſich von da nach Brüſſel zu begeben. Zu gleicher Zeit ſchlug Monſieur mit ſeiner Gemahlin den Weg nach Flandern ein, um keinen Verdacht zu erregen, und auf den Stationen keinen Mangel an Relaispferden zu verurſachen.

Der König und ſeine Familie waren bereits die ganze Nacht durch gereiſt, ehe in Paris irgend etwas davon bekannt worden war. Herr von Ferſen eilte auf die Munizipalität, um zu erfahren was man etwa dort darüber wiſſe, aber noch um 8 Uhr des Morgens war Alles ſtill davon, bald aber verbreitete ſich das Gerücht davon mit Blitzesſchnelle. Lafayette verſammelte ſeine Adjutanten und befahl ihnen ſofort abzureiſen, weil man, wie er ſich ausdrückte, wenn man auch ohne Zweifel die Flüchtigen nicht mehr erreichen könne, doch jedenfalls etwas thun müſſe; er nahm alle Verantwortlichkeit der erlaſſenen Ordre auf ſich, in welcher er die Vermuthung ausdrückte, daß die königliche Familie durch die Feinde der öffentlichen Sache weggeführt worden ſei. Dieſe rückſichtvolle Vorausſetzung wurde dann auch von der National-Verſammlung und von allen übrigen Autoritäten fortwährend feſtgehalten.

Das aufrühreriſche Volk beſchuldigte in dieſem Augenblicke Lafayette die Flucht des Königs begünſtigt zu haben, und ſpäter hat ihm ſogar die ariſtokratiſche Partei vorgeworfen, nur darum dem Könige zur Flucht behilflich geweſen zu ſein, um ihn wider anzuhalten und durch dieſen vereitelten Verſuch deſto ſicherer zu verderben. Indeß, würde wohl Lafayette, wenn er um die Flucht des Königs gewußt hätte, ohne beſondern Befehl der National-Verſammlung zwei ſeiner Adjutanten ihm nachgeſchickt haben, und wenn er der Vorausſetzung der Ariſtokratie zufolge, den König hätte entfliehen laſſen wollen, um ihn alsbald wieder feſtzunehmen, würde er dann dem Wagen eine ganze Nacht Vorſprung gelaſſen haben? Das Volk kam bald von ſeinem Wahne zurück, und Lafayette wieder zum Genuſſe der früheren öffentlichen Gunſt.

Die National-Verſammlung vereinigte ſich um neun Uhr des Morgens und zeigte dabei eine ſo Achtung gebietende Haltung wie in den erſten Tagen der Revolution; man nahm einſtimmig an, daß der König gewaltſam aufgehoben worden ſei, und die größte Ruhe und das vollkommenſte Einverſtändniß herrſchte während der ganzen Sitzung; auch wurden die von Lafayette nach eigener Einſicht getroffenen Maßregeln von ihr gebilligt. Die Adjutanten deſſelben waren an den Barrièren von dem Volke angehalten worden; die National-Verſammlung, deren Befehle ſtets pünktlich befolgt wurden, ließ ihnen alsbald die Thore öffnen. Einer derſelben, der junge Romeuf, nahm das Decret mit, welches die bereits an den General entlaſſenen Befehle beſtätigte und allen öffentlichen Beamten einſchärfte, durch jedes mögliche Mittel, den Folgen beſagter gewaltſamer Aufhebung des Königs zuvorzukommen und die Fortſetzung der Reiſe zu verhindern. Nach dem Wunſche und den Angaben des Volkes ſchlug Romeuf den Weg nach Châlons ein, welches eben der richtige war, und ihm, weil man auf demſelben einen ſechsſpännigen Wagen geſehen hatte, als ſolcher bezeichnet worden war. Die National-Verſammlung fordert hierauf die Miniſter vor ihre Schranken, und decretirt, daß ſie nur allein von ihr Befehle zu empfangen hätten. Bei ſeiner Abreiſe hatte Ludwig XVI. dem Juſtiz-

miniſter aufgegeben, ihm das Staatsſiegel zuzuſenden; die National-Verſammlung beſtimmte, daß es beibehalten und ihren Decreten beigefügt werden ſolle, und beſchloß zu gleicher Zeit die Grenzen in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und den fremden Mächten durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erklären zu laſſen, daß die Verhältniſſe der Franzöſiſchen Nation zu ihnen ſich dadurch in nichts verändert hätten.

Hierauf wurde Herr von Laporte, Intendant der Civilliſte, vernommen. Er hatte von dem Könige mehrere Botſchaften unter andern ein Billet, welches er jedoch die National-Verſammlung nicht zu öffnen bat, und eine Denkſchrift, die Beweggründe ſeiner Abreiſe enthaltend empfangen. Die National-Verſammlung, ſtets bereit, alle Rechte zu achten, gab das Billet welches Herr von Laporte nicht veröffentlichen laſſen wollte, ihm uneröffnet zurück, und befahl das Vorleſen der Denkſchrift. Dieſe Vorleſung wurde mit der größten Ruhe angehört und brachte nur ſchwachen Eindruck hervor. Der König beklagte ſich darin ohne geziemende Würde über die Schmälerung ſeiner Macht, und fühlte ſich eben ſo verletzt über die Reduction der Civilliſte auf dreißig Millionen als über den Verluſt aller ſeiner Prärogativen. Man hörte dieſe Beſchwerden des Monarchen mit an, und beklagte ſeine Schwäche, ohne ſich weiter damit zu befaſſen.

In dieſem Augenblicke hatten nur wenige Perſonen ein Intereſſe an der Wiedererlangung des Königs. Die Ariſtokraten ſahen in ſeiner Flucht einen längſt gehegten Wunſch erfüllt, und ſchmeichelten ſich mit dem nahen Ausbruche des Bürgerkriegs. Den entſchiedenſten Mitgliedern der Volkspartei, welche bereits anfingen des Königs überdrüßig zu werden, gab ſeine Abweſenheit erwünſchte Gelegenheit ſich ſeiner ganz zu entledigen, und ſich der Idee und Hoffnung auf eine Republik hinzugeben. Die ganze gemäßigte Partei, welche in dieſem Augenblicke die National-Verſammlung beherrſchte, wünſchte, daß ſich der König geſund und wohlbehalten nach Montmédy zurückziehen möge, nnd gab ſich in dem Vertrauen auf ſeine Rechtlichkeit der Hoffnung hin, daß nun um ſo leichter ein Vergleich zwiſchen

dem Throne und der Nation zu vermitteln ſei, denn man ängſtete ſich jetzt überhaupt viel weniger als ſonſt, den Monarchen an der Spitze einer Armee, die Conſtitution bedrohen zu ſehen; nur das Volk allein, dem man unaufhörlich dieſe Beſorgniß eingeflößt hatte, hielt ſie auch dann noch feſt, als die Verſammlung ſie ſchon längſt nicht mehr theilte, und nährte die feurigſten Wünſche für die Feſtnehmung der königl. Familie. Dis war der Stand der Angelegenheiten in Paris.

Der Wagen hatte während der Nacht vom 20ſten bis 21ſten glücklich einen großen Theil des Weges zurückgelegt und war am 21ſten gegen fünf Uhr des Nachmittags ohne Hinderniß in Châlons angekommen; dort aber wurde der König, der unvorſichtiger Weiſe öfters den Kopf zum Kutſchenſchlage herausſteckte, erkannt; der Mann, der zuerſt dieſe Entdeckung gemacht hatte, wollte alsbald auch ſein Geheimniß veröffentlichen, wurde aber von dem Maire, einem eifrigen Royaliſten, daran verhindert. Bei ihrer Ankunft zu Pont-de-Sommeville fand die königliche Familie die Detaſchements nicht vor, welche ſie hier in Empfang nehmen ſollten; dieſe hatten dort mehrere Stunden ihrer geharrt, mußten ſich aber, da das durch dieſe Truppenbewegungen aufgeregte Volk in Maſſe zuſammenlief, ſich wieder zurückziehen. Indeß gelangte der König nach Saint-Menehould, und als er auch dort ſich fortwährend mit dem Kopfe zur Wagenthüre herausbog, wurde er von Drouet, dem Sohne des Poſtmeiſters, einem glühenden Revolutionair, erkannt. Auf der Stelle jagt dieſer junge Mann, da er nicht Zeit hatte den Wagen in Saint-Menehould anzuhalten, nach Varennes. Ein wackrer Quartiermeiſter, welcher ſeine Eile bemerkt hatte und die Veranlaſſung derſelben ahnete, fliegt ihm nach, um ihn zurückzuhalten, vermag ihn aber nicht mehr einzuholen. Drouet beeilt ſich ſo ſehr, daß er noch vor der unglücklichen Familie in Varennes ankommt; auf der Stelle giebt er der Munizipalität davon Nachricht, und läßt ohne Verzug alle zur Feſtnehmung nöthigen Maßregeln nehmen. Varennes liegt an dem Ufer eines ſchmalen aber tiefen Flüßchens; ein Detaſchement Huſaren ſtand hier auf Poſt; der Offizier aber, der vergeblich der Ankunft der ihm angezeigten

öffentlichen Gelder entgegenſah, hatte ſeine Truppen in ihren Quartieren gelaſſen. Endlich kommt der Wagen an und paſſirt die Brücke. Kaum aber iſt er unter einer Halle angelangt, welche er paſſiren mußte, als Drouet mit Hilfe eines Andern unter dem Rufe: Ihren Paß! den Pferden in die Zügel fällt, und die Reiſenden mit einer Flinte bedroht, im Fall ſie trotz dem ihren Weg fortſetzen wollen. Man gehorcht dieſem Zurufe und übergiebt den Paß. Drouet nimmt ihn und ſagt, daß ihn der Gemeindeprocurator zuvor ſehen müſſe, und ſo wird denn die königliche Familie zu dieſem Procurator, Namens Sauſſe, geführt. Dieſer, nachdem er den Paß durchleſen, ſtellt ſich, als finde er ihn in Ordnung und bittet den König höflichſt ein Wenig zu verziehen. Eine ziemlich lange Zeit vergeht inzwiſchen bis Sauſſe ſich einer hinreichenden Anzahl Nationalgardiſten verſichert hat; — jetzt wirft er die Maske ab, und erklärt dem Monarchen, daß er erkannt und gefangen ſei. Man geräth in Streit, denn Ludwig will der nicht ſein, für den man ihn hält; endlich, als der Wortwechſel immer lebhafter wurde, rief die Königin ungeduldig: „Nun, wenn Sie ihn für Ihren König erkennen, ſo reden Sie doch auch zu ihm mit geziemender Ehrerbietung!“ Als der König ſah, daß alles Läugnen zu nichts helfe, gab er es auf ſich länger zu verläugnen; inzwiſchen war der kleine Saal mit Menſchen angefüllt; er nimmt das Wort und äußert ſich mit einer ihm ungewöhnlichen Heftigkeit. Er betheuert ſeine guten Abſichten und verſichert, daß er nur nach Montmédy gehen wolle, um, fern von der Tyrannei von Paris die Wünſche ſeines Volkes freier vernehmen zu können, und verlangt endlich, daß man ihn ſeine Reiſe fortſetzen und das Ziel derſelben erreichen laſſe. Der unglückliche Fürſt umarmt Sauſſe ganz in Wehmuth aufgelöſ't, und legt ihm das Heil ſeiner Gattin und ſeiner Kinder an das Herz; die Königin vereinigt ihre Bitten mit den ſeinigen, und beſchwört Sauſſe, den Dauphin auf ihren Armen, ſie zu retten. Sauſſe, ob auch gerührt, widerſteht ihren Bitten und dringt in ihn, zur Vermeidung des Bürgerkrieges nach Paris zurückzukehren. Der König dagegen, dem vor dieſer Rückkehr ſchauderte, beſteht darauf, nach Montmédy abzureiſen. In die-

ſem Augenblicke waren die Herren von Damas und von Goguelas mit ihren an verſchiedenen Punkten aufgeſtellten Detachements angekommen. Schon wähnte ſich die königliche Familie gerettet, aber es war nicht auf die Huſaren zu rechnen. Die Officiere verſammeln ſie zwar um ſich und theilen ihnen mit, daß der König und ſeine Familie feſtgenommen worden ſei, und jedenfalls gerettet werden müſſe; dieſe aber antworten, daß ſie es mit der Nation hielten. In demſelben Augenblicke ſtrömen die in der ganzen Umgegend aufgebotenen Nationalgarden nach Varennes und füllen die Stadt an. So vergeht die Nacht; endlich um ſechs Uhr des Morgens kommt der junge Romeuf mit dem Decrete der Verſammlung an, und findet den Wagen mit ſechs Pferden beſpannt und ſchon nach Paris umgekehrt. Er begiebt ſich zum Könige und überreicht ihm voll Schmerz das Decret. Die ganze königl. Familie bricht in Wehgeſchrei über Lafayette aus, daß er ihre Arreſtation verfügt habe. Die Königin ſchien ſogar erſtaunt, daß er nicht von der Hand des Volkes gefallen ſei; der junge Romeuf aber antwortet, daß er und ſein General, indem ſie ihnen nachgeſetzt, nur ihrer Pflicht gefolgt, aber im Stillen die Hoffnung genährt hätten, ſie nicht mehr zu erreichen. Die Königin ergreift das Decret und wirft es auf das Lager ihrer Kinder, doch nimmt ſie es haſtig wieder hinweg, weil es, wie ſie ſagte, dieſelben beflecken möchte. — „Madame — entgegnete Romeuf, der ihr aufrichtig ergeben war, — würden Sie wohl wünſchen, daß ein Anderer als ich Zeuge ihrer Gemüthsbewegung wäre?“ — Die Königin faßt ſich hierauf und gewinnt die ihr eigenthümliche Würde wieder. Zu gleicher Zeit meldete man die Ankunft verſchiedener Corps, welche von Bouillé in den Umgebungen aufgeſtellt worden waren; alsbald befahl die Munizipalität die Abreiſe an und die königl. Familie wurde genöthigt ſofort wieder in den Wagen zu ſteigen, und die ſo ſchickſalſchwere und gefürchtete Rückreiſe nach Paris anzutreten.

Bouillé, mitten in der Nacht davon benachrichtigt, hatte eilend ein Regiment aufſitzen laſſen, welches ſich mit dem Rufe: Es lebe der König! in Marſch ſetzte. Dieſer wackere General rückte voll tödtlicher Unruhe in Eilmärſchen vor und legte

in vier Stunden neun franzöſiſche Wegmeilen zurück; als er jedoch in Varennes anlangte, wo er ſchon mehrere Corps vereinigt fand, war der König bereits ſeit mehr als anderthalb Stunden abgereiſ't. Varennes ſelbſt war barricadirt und in ziemlichen Vertheidigungszuſtand geſetzt, denn man hatte die Brücke abgebrochen, und keine Fuhrt führte durch den Fluß. Es hätte demnach Bouillé, um den König zu retten, erſt zur Erſtürmung der Barricaden ein Gefecht liefern und dann über den Fluß ſetzen müſſen, und nur nach ſo großem Zeitverluſte konnte er erſt dem Wagen nachſetzen, der bereits einen Vorſprung von anderthalb Stunden hatte. Dieſe Hinderniſſe machten jeden Verſuch dieſer Art unmöglich, und nur dieſe Unmöglichkeit konnte einen ſo treugeſinnten und unternehmenden Mann wie Bouillé davon zurückhalten, der jetzt von Schmerz und Unmuth überwältigt, ſeinen Rückzug antrat.

Als man in Paris die Feſtnehmung des Königs erfuhr, hatte man ihn längſt außer allem Bereich geglaubt, um ſo ausgelaſſenerer Freude überließ ſich jetzt das Volk. Die National-Verſammlung ſandte drei aus den drei Sectionen der linken Seite gewählte Commiſſarien ab, um den Monarchen nach Paris zu geleiten. Dieſe Commiſſare waren Barnave, Latour-Maubourg und Pétion. Sie begaben ſich nach Châlons, und es gingen fortan, ſobald ſie den Hof getroffen hatten, alle Befehle von ihnen allein aus. Frau von Tourzel fuhr in einem Beiwagen mit Latour-Maubourg hinterdrein, Barnave und Pétion aber ſtiegen mit in den Wagen der königl. Familie. Latour-Maubourg, ein ausgezeichneter Mann und Freund Lafayette's, war wie dieſer, dem Könige und der Conſtitution anf gleiche Weiſe zugethan; als er daher ſeinen Collegen den Ehrenplatz bei der königl. Familie überließ, war es ſeine Abſicht, ſie für die gefallene Größe in ihrem Unglücke zu intereſſiren. Barnave ſaß im Fond des Wagens zwiſchen dem Könige und der Königin, Pétion auf dem Rückſitze zwiſchen Madame Eliſabeth und der Prinzeſſin. Der junge Dauphin ſaß abwechſelnd auf dem Schooße der einen oder der andern. So reißend ſchnell folgten ſich die Ereigniſſe! Ein junger Advocat von zwanzig und eini-

gen Jahren, allein durch ſeine Talente bemerkenswerth: ein Anderer, blos ausgezeichnet durch ſeine Kenntniſſe und noch mehr durch die Strenge ſeiner Grundſätze, ſaßen zur Seite des noch vor Kurzem unumſchränkteſten Fürſten Europa's und geboten allen ſeinen Bewegungen! Die Reiſe gieng nur langſam vorwärts, weil der Wagen den Nationalgarden auf dem Fuße folgen mußte, und es vergiengen acht Tage, ehe man von Varennes nach Paris gelangte. Die Hitze war außerordentlich und der brennende Staub, welchen die den Wagen umgebende Volksmenge in die Höhe trieb, drohte die Reiſenden faſt zu erſticken. Die erſten Augenblicke vergingen ſtill; die Königin konnte ihren Unmuth nicht verbergen, endlich knüpfte der König mit Barnave ein Geſpräch an. Die Unterhaltung verbreitete ſich über mancherlei Gegenſtände und kam endlich auch auf die Flucht nach Montmédy. Von beiden Seiten hatte man ſich in einander getäuſcht. Die Königin war über den überwiegenden Verſtand und die zarten Aufmerkſamkeiten des jungen Barnave ganz erſtaunt, und bald lüftete ſie ihren Schleier um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Barnave war von der Güte des Königs und der Anmuth und Würde der Königin ganz eingenommen, Pétion dagegen zeigte weit mehr rauhe Außenſeite, und gab und empfing dafür auch weniger Rückſichten. Als Barnave nach Paris kam, war er voll Ergebenheit für dieſe unglückliche Familie, und auch die Königin hatte, des Lobes voll über Benehmen und Sinnesweiſe des jungen Volkstribuns, ihm ihre ganze Achtung geſchenkt; auch bewies ſie bei den Beziehungen, in welche ſie ſeit der Zeit zu den conſtitutionellen Deputirten trat, vor Allen ihm das meiſte Vertrauen, denn der Parteigeiſt würde die Menſchen viel weniger trennen, könnten ſie immer ſich perſönlich einander nähern. *)

In Paris hatte man unterdeß alle nöthigen Vorbereitungen zur Aufnahme der königl. Familie getroffen. Ein Placat war überall vertheilt und an alle Ecken angeſchlagen worden, des Inhalts: „Wer den König mit Beifallruf em-

*) Man ſehe Note 22. am Ende des Bandes.

1 L P. 218

Barnave.

Lith. Anst. v. F. W. Goedsche u. Steinmetz, in Meissen.

pfängt, wird mit Prügeln beſtraft, wer ihn inſultirt, gehangen.“ Dieſem Befehle wurde pünktlich nachgekommen, und weder Beifallruf noch Schmähungen ließen ſich vernehmen, auch mußte der Wagen, um nicht ganz Paris durchkreuzen zu dürfen, einen Umweg über die Elyſäiſchen Felder nehmen, welche in gerader Linie auf das Schloß führen. Eine unermeßliche Menſchenmenge empfing ihn hier mit tiefem Schweigen und den Hut auf dem Kopfe. Lafayette hatte eine zahlreiche Garde auf den Beinen und ſonſt noch die größten Vorſichtsmaßregeln getroffen. Die drei Gardes-du-Corps, welche zur Flucht behilflich geweſen waren, ſaßen auf dem Bocke, dem Anblicke und der Wuth des Volkes ausgeſetzt, nichts deſtoweniger wagte Niemand ihnen ein Leid zuzufügen. Sobald der Wagen an das Schloß gelangte, ward er von dem herbeiſtrömenden Volke umringt. Die königliche Familie ſtieg haſtig aus, und eilte durch ein doppeltes Spalier welches die Nationalgarde zu ihrem Schutze gebildet hatte, hindurch. Die Königin, welche zuletzt ausſtieg, wurde von den Herrn von Noailles und von Aiguillon, welche zwar Feinde des Hofes, aber großherzige Freunde im Unglück waren, mehr getragen als geführt, ſo daß ſie, als ſie dieſelben ſich nahen ſah, anfangs über ihre Abſichten in Ungewißheit ſchien, ſich aber bald ihnen ganz überließ, und glücklich und wohlbehalten in dem Palaſte anlangte.

So endete jene Reiſe, deren unglücklicher Ausgang Niemandem von allen denen beigemeſſen werden mag, die an den Vorbereitungen dazu Theil genommen hatten. Ein Ungefähr ließ ſie mißglücken, ein gleiches Ungefähr hätte ihr den glücklichſten Ausgang ſichern können; es hätte zum Beiſpiel nur Drouet von jenem Manne, der ihm nachſetzte, eingeholt und feſtgehalten werden dürfen, ſo kam der Wagen unangefochten durch; auch mochte es wohl dem Könige, als er erkannt wurde, an der nöthigen Energie gefehlt haben. Wie dem aber auch ſei, dieſer Reiſe wegen haftet auf Niemandem ein Vorwurf, weder auf denen, die dazu gerathen, noch auf denen, die bei ihrer Ausführung beſchäftigt waren; der Er-

folg] lag in jenem Verhängniſſe, welches in revolutionairen Kriſen ſtets die Schwäche ereilt.

Mit dieſer Fahrt von Varennes gieng denn auch der letzte Reſt von Achtung für den König verloren, die Gemüther gewöhnten ſich an den Gedanken der Entbehrlichkeit des Staatsoberhaupts, und fingen an den Wunſch nach einer Republik zu nähren. Gleich am Morgen ſeiner Ankunft hatte die National-Verſammlung mittelſt Decrets das Nöthige verfügt, (Sitzung vom Sonnabend den 25. Juni.) worin Ludwig XVI. aller ſeiner Functionen entkleidet und die Obhut über ſeine Perſon ſo wie über die Königin und den Dauphin einer Wache anvertraut wurde, die dafür verantwortlich war; die Deputirten, d'André, Tronchet und Düport aber wurden beauftragt, die Erklärungen des Königs und der Königin entgegenzunehmen. Man hatte dabei überall die ſchonendſten Ausdrücke gebraucht, denn ſelten oder nie verletzte die National-Verſammlung den äußern Anſtand, doch das Reſultat war offenkundig und der König vorläufig entthront. Die Verantwortlichkeit, welche man der Nationalgarde bei Bewachung der königlichen Familie auferlegt hatte, machte dieſelbe in ihrem Dienſte ſtreng und für die Bewachten läſtig; die Schildwachen wachten ohne Unterbrechung an ihrer Thüre und verloren ſie keinen Augenblick aus den Augen, und als eines Tages der König, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen ob er wirklich ein Gefangener ſei, in die Thür trat, widerſetzte ſich die Schildwache ſeinem Ausgange; — „Kennen Sie mich?" fragte ihn Ludwig XVI. — Ja, Sire, antwortet die Schildwache. — Dem König blieb nur die Freiheit, des Morgens, bevor der Garten dem Publikum geöffnet wurde, in den Tuilerien ſpazieren zu gehn.

Barnave und die Lameth's thaten jetzt ihrerſeits daſſelbe, was ſie früher Mirabeau ſo häufig vorgeworfen hatten: ſie leiſteten dem Throne Beiſtand und verſtändigten ſich mit dem Hofe. Sie ließen ſich zwar dafür nicht bezahlen, aber es war auch weniger der Preis jenes Einverſtändniſſes, als vielmehr eben dis Einverſtändniß ſelbſt, welches ſie Mirabeau zum Verbrechen gemacht hatten, und ſo unterlagen ſie trotz ihrer frühern Strenge jetzt ebenfalls dem gewöhnlichen Looſe

aller Parteihäupter, ſich mit der Gewalt verbünden zu müſſen, je mehr ſie ſelbſt zu derſelben gelangen. Gleichwohl aber verdienten bei der gegenwärtigen Lage der Dinge Barnave's und beider Lameth's dem Könige dabei geleiſtete Dienſte das größte Lob; auch entwickelten ſie nie mehr Gewandtheit, Kraft und Talent. Barnave verfaßte die Antwort des Königs an die durch die National-Verſammlung ernannten Commiſſarien. In derſelben gab Ludwig XVI. als Grund ſeiner Flucht den Wunſch an, die öffentliche Meinung beſſer kennen lernen zu wollen, er verſicherte daß ihm dieſes auf ſeiner Reiſe auch gelungen ſei, und ſuchte durch Thatſachen darzuthun, daß er Frankreich nicht habe verlaſſen wollen; zugleich behauptete er hinſichtlich der in ſeiner zurückgelaſſenen Denkſchrift enthaltenen Proteſtation, und zwar mit vollem Rechte, daß dieſelbe nicht die Grundprincipien der Conſtitution, ſondern lediglich die Mittel berührt habe, die ihm zur Ausübung der anziehenden Gewalt verblieben wären. Jetzt aber, fügte er hinzu, da er den allgemeinen Willen kenne, zögre er nicht ſich ihm zu unterwerfen und alle für das allgemeine Beſte nöthigen Opfer zu bringen.*)

Bouillé erließ jetzt, um den Zorn der National-Verſammlung lediglich gegen ſeine Perſon zu kehren, ein Schreiben an dieſelbe, das man ohne den großherzigen Beweggrund, welcher es dictirte, unſinnig nennen müßte. Er bekannte ſich darin, obgleich er gerade umgekehrt ſich ihr wiederſetzt hatte, als den alleinigen Urheber der Reiſe des Königs, und erklärte im Namen der Souveraine, daß Paris für die Sicherheit der königlichen Familie haften müſſe, und das geringſte derſelben zugefügte Leid, auf das Blutigſte gerächt werden würde. Zum Schluſſe fügte er ſeiner eignen Erfahrung zuwider, hinzu, daß Frankreich's Streitkräfte auf Nichts herabgeſunken wären, daß er überdis die Wege zu einem Einfalle in das Land gar wohl kenne und in eigner Perſon die feindlichen Armeen in das Herz ſeines Vaterlandes führen werde. Die National-Verſammlung ließ ſich denn auch dieſe hochherzige Bravade gern gefallen und maß bereitwillig alle Schuld Bouillé bei, der, da

*) Siehe Note 23 am Ende des Bandes.

er ſich bereits ins Ausland gerettet, davon nichts mehr zu fürchten hatte.

Der ſpaniſche Hof, in Rückſicht, daß die geringſte Demonſtration von ſeiner Seite, die Gemüther nur noch mehr erbittern und die königliche Familie den größten Gefahren ausſetzen würde, ſtellte einen bereits an der ſüdlichen Grenze vorbereiteten Angriff zu welchem auch die Maltheſerritter zwei Fregatten ſtellen wollten, ein, und erklärte der franzöſiſchen Regierung, daß ſeine freundnachbarlichen Geſinnungen ſich in nichts verändert hätten. Mit deſto geringerer Mäßigung gingen die Nordiſchen Mächte zu Werke, die von den Emigranten angeregt, eine drohende Stellung annahmen. Der König ſandte Bevollmächtigte nach Brüſſel und Coblenz, mit dem Auftrage ſich mit den Emigranten zu verſtändigen und ſie von den guten Geſinnungen der National-Verſammlung, ſo wie von der Hoffnung einer baldigen vortheilhaften Ausgleichung in Kenntniß zu ſetzen; da denſelben aber gleich bei ihrer Ankunft eine höchſt unwürdige Aufnahme zu Theil wurde, ſo kehrten ſie auf der Stelle unverrichteter Sache nach Paris zurück. Die Emigranten begannen inzwiſchen im Namen des Königs Truppen auszuheben, und nöthigten ihn auf dieſe Weiſe dis öffentlich und durch eine förmliche Erklärung zu desavouiren. Die Emigranten hingegen behaupteten, daß Monſieur, welcher um dieſer Zeit zu ihnen geſtoßen war, gegenwärtig Regent des Königreichs, der König aber ein Gefangner ſei, der ohne einen eignen Willen, nur den ſeiner empörten Unterthanen ausſprechen dürfe. Noch viel höher ſtieg ihre unſinnige Freude, als Catharina von Rußland im Auguſt mit dem Türken Frieden ſchloß; denn jetzt wähnten ſie nun alle europäiſche Mächte zu ihrer Dispoſition zu haben, und in der That, wenn ſie die Entwaffnung der meiſten feſten Plätze und die Desorganiſation der von allen Officieren verlaſſenen Armee ins Auge faßten, ſo durften ſie nicht zweifeln, daß eine Invaſion ſehr bald unternommen werden könne und den erwünſchteſten Ausgang gewinnen müſſe. Indeß waren denn doch ſchon bereits faſt zwei Jahre vergangen, ſeit ſie Frankreich verlaſſen, und trotz ihrer ſchönen Hoffnungen, von einem Tage

zum andern, waren ſie noch immer nicht, wie ſie ſich geſchmeichelt hatten, als Sieger wieder eingezogen. Die Mächte ſchienen viel zu verſprechen; Pitt aber zögerte noch, Leopold ſelbſt, durch den Krieg erſchöpft und mit den Emigranten unzufrieden, wünſchte den Frieden; der König von Preußen gab große Zuſagen, ohne jedoch ein beſonderes Intereſſe an deren Erfüllung zu haben; Guſtav nährte wohl den Ehrgeiz, ſich an die Spitze einer Invaſion in Frankreich zu ſtellen, aber er war zu entfernt, und Katharine, auf deren Unterſtützung er gerechnet hatte, war, nachdem ſie kaum die Türken los geworden, noch vollauf mit der Unterjochung Polen's beſchäftigt, und endlich blieben auch noch, um eine ſolche gemeinſame Coalition zu Stande zu bringen, ſo vielfältige Intereſſen in Einklang zu ſetzen, daß man ſich kaum der Erwartung eines günſtigen Erfolgs mit einiger Zuverſicht überlaſſen konnte.

Vor Allem hätte die Declaration zu Pillnitz (vom 27. Auguſt) den Emigranten über den Eifer der Souveraine die Augen öffnen ſollen. In dieſe Declaration, welche gemeinſchaftlich von dem Könige von Preußen und dem Kaiſer Leopold ausging, hieß es denn, daß die Lage des Königs von Frankreich für alle Souveraine ein gleiches Intereſſe habe, und daß ſie unbezweifelt ſich alleſammt vereinigen würden, um Ludwig den XVI. in den Stand zu ſetzen, eine den Intereſſen des Thrones und des Volkes gleich angemeſſene Verwaltung wieder einzuführen: daß für dieſen Fall der König von Preußen und der Kaiſer ſich mit allen übrigen Fürſten zur Verfolgung deſſelben Zieles vereinigen, und ſie inzwiſchen ihre Truppen auf den Kriegsfuß ſetzen würden. Bekanntlich enthielt aber dieſe Declaration noch beſondere geheime Artikel, worin Oeſtreich den Anſprüchen Preußen's auf einen Theil von Polen kein Hinderniß entgegenzuſetzen verſprach, weil Preußen nur allein hierdurch bewogen werden konnte, ſeinen eigentlichen älteſten Intereſſen entgegen, ſich mit Oeſtreich in ein Bündniß gegen Frankreich einzulaſſen. Was ließ ſich aber von einem Eifer erwarten, der durch ſolche Mittel erſt geweckt werden mußte? Wenn man ſchon in Worten ſich ſo zurückhaltend ausdrückte, was ſollte man von der That ſich

verſprechen? Frankreich ſchien allerdings wehrlos; aber ein ganzes aufgeſtandenes Volk iſt bald bewaffnet, und — wie ſpäter der berühmte Carnot ſagte — was wäre fünf und zwanzig Millionen Menſchen unmöglich? Die Offiziere hatten freilich die Armee verlaſſen; aber meiſt jung und blos nach Gunſt angeſtellt, waren ſie ohne Erfahrung und bei der Armee nichts weniger als beliebt, und überdis mußte die freie Schwungkraft, welche überall ſich regte, auch bald von ſelbſt tüchtige Offiziere und Generäle bilden; bei alledem aber konnte Niemand, auch ohne gerade die in Coblenz genährten Einbildungen zu theilen, jenen außerordentlichen Widerſtand vorausſehen, den Frankreich den Verbündeten ſpäter in der That entgegenſetzte.

Inzwiſchen ordnete die National-Verſammlung außerordentliche Commiſſarien an die Grenze ab, und traf die nöthigen Vorkehrungen. Alle Nationalgarden verlangten zu marſchiren; mehrere Generäle boten ihre Dienſte an, und unter ihnen auch Dumouriez, welcher ſpäter Frankreich in den Engpäſſen von Argonne rettete.

Indem ſo die Verſammlung alle Sorgfalt auf die äußere Sicherheit des Staates verwandte, beeilte ſie ſich nicht minder ihre conſtitutionellen Arbeiten zu vollenden, den König wieder in ſeine Functionen einzuſetzen, und ihm wo möglich einige ſeiner Prärogativen wieder zurückzugeben.

Alle einzelnen Verzweigungen der linken Seite, mit einziger Ausnahme derer, welche ſich den jetzt noch ganz neuen Namen: Republikaner beigelegt, hatten ſich in demſelben Syſteme der Mäßigung vereinigt. Barnave und Malouet gingen denſelben Weg und wirkten demgemäß in Uebereinſtimmung. Pétion, Robespierre, Buzot und noch einige Andere wollten die Republik; aber ihre Anzahl war nur gering. Die rechte Seite beharrte bei ihrem unklugen Verfahren und proteſtirte fortwährend, anſtatt ſich an die gemäßigte Majorität anzuſchließen, welche letztere noch immer die Verſammlung beherrſchte. Ihre Feinde, welche ſie auch getadelt haben würden, wenn ſie den König entthront hätte, haben es ihr zum Vorwurfe gemacht, daß ſie den König nach Paris zurückgebracht und wieder auf einen ſo ſchwankenden Thron geſetzt; — aber was ſollte

ſie Anders thun? Die Republik an die Stelle des Königs zu ſetzen war ein allzu großes Wagſtück, eine Aenderung der Dynaſtie aber völlig unnütz; denn ſich einen andern König wählen, war nicht viel beſſer, als denjenigen, der bereits auf dem Throne ſaß, zu bewachen; überdis verdiente der Herzog von Orleans wohl ſchwerlich Ludwig dem XVI. vorgezogen zu werden. In beiden Fällen aber verletzte man durch Entthronung des gegenwärtigen Königs, anerkannte Rechte und ſandte in ihm den Emigranten einen unſchätzbaren Anführer, welcher ihnen jene rechtliche Autorität zuführte, deren ſie bis jetzt noch immer entbehrten. Dagegen verfolgte ſie, wenn ſie Ludwig dem XVI. ſein Anſehen und ſo viel Prärogative als möglich wieder zurückgab, ihr conſtitutionelles Ziel und vernichtete jeden Vorwand zum Bürgerkriege; ſie that dann mit einem Worte ihre Pflicht, denn die Pflicht der Verſammlung war nach allen den Obliegenheiten, die ſie übernommen, keine andere, als die: eine freie, aber monarchiſche Verwaltung herzuſtellen.

Die Verſammlung war hierüber auch gar nicht zweifelhaft, aber ſie hatte große Hinderniſſe zu beſiegen. Das neue Wort: Republik, hatte die für die Ausdrücke: Monarchie und Conſtitution, ſchon gleichgiltig gewordenen Geiſter allgewaltig ergriffen. Die Abweſenheit und Suspenſion des Königs hatten, wie ſchon oben bemerkt, gezeigt, daß man ihn auch entbehren könne, und die Tagsblätter und die Clubs gaben den letzten Nachdruck um ihn vollends jener ehrfurchtvollen Achtung zu entkleiden, deren Gegenſtand ſeine Perſon ſeither noch immer geweſen war. Seine Flucht, welche in Gemäßheit des Decrets über den Aufenthaltsort der öffentlichen Beamten, die Entſetzung über ihn verhing, ließ allmählig die Meinung aufkommen, daß er bereits des Thrones verluſtig ſei. Indeß hätte er nach dem Wortlaute eben deſſelben Decrets, um entthront werden zu können, das Königreich bereits wirklich verlaſſen und den Aufforderungen des geſetzgebenden Körpers nicht Folge geleiſtet haben müſſen, Vorausſetzungen, um welche ſich freilich die exaltirten Köpfe nur wenig kümmerten, die daher denn auch trotz dem, den König für ſtrafbar und für entthront erklärten. Die Jacobiner und Cordeliers waren in der größten Aufregung und konnten

nicht begreifen, wie man, nachdem man ſich von dem Könige kaum erſt losgemacht, ihm wieder aufs Neue ſich freiwillig unterwerfen könne! — Hatte der Herzog von Orleans in der That Hoffnungen gehegt, ſo war es jetzt an der Zeit mit ihnen hervorzutreten; aber er ſollte bald gewahren, von welchem geringen Einfluß ſein Name war, und wie wenig überhaupt damals den Geiſtern ein neuer Souverain, mochte er auch noch ſo populair ſein, zuſagte. Einige ihm ergebene Pamphletſchreiber verſuchten nämlich, vielleicht ohne ſein Wiſſen, ihm, wie einſt Antonius für den Cäſar that, die Krone auf das Haupt zu ſetzen, und ſchlugen vor, ihm die Regentſchaft zu übertragen; allein er ſah ſich alsbald genöthigt, ſie durch eine Erklärung abzulehnen, die eben ſo wenig wie ſeine Perſon berückſichtigt wurde. Keinen König mehr! war das allgemeine Geſchrei bei den Jacobinern, bei den Cordeliers, in allen Blättern und an öffentlichen Orten. Die Adreſſen vervielfältigten ſich; man fand einen Maueranſchlag an allen Ecken von Paris, ja ſogar an dem Orte der Verſammlung, der mit den Worten: „Achille Duchatelet, ein junger Oberſter" unterzeichnet, an alle Franzoſen gerichtet war, ſie an die Ruhe erinnerte, deren man während der Reiſe des Königs genoſſen, und daraus die Folgerung zog, daß die Abweſenheit des Fürſten mehr werth als ſeine Gegenwart ſei, indem er noch hinzuſetzte, daß ſeine Flucht ſo gut wie eine Abdankung ſei, daß alle wechſelſeitige Verpflichtungen zwiſchen der Nation und Ludwig XVI. dadurch beiderſeitig aufgehoben wären, und daß endlich die Geſchichte angefüllt von den Verbrechen der Könige ſei, und man ſchlechthin darauf verzichten müſſe, ſich noch einen andern zu wählen.

Dieſe Adreſſe, welche man dem jungen Achille Duchatelet zuſchrieb, war von Thomas Payne, einem Engländer und einem der vornehmſten Häupter der amerikaniſchen Revolution verfaßt; man machte der Verſammlung Anzeige davon, welche nach lebhaften Debatten es endlich für das Beſte hielt, darüber zur Tagesordnung überzugehen und jenen Schmähungen und Rathſchlägen, wie man bisher gethan, nichts als verachtende Gleichgiltigkeit entgegenzuſetzen.

Endlich am 16. Juli ſtatteten die, mit dem Berichte über die Flucht nach Varennes beauftragten Commiſſarien, denſelben ab. Die Reiſe, ſagten ſie, ſei an ſich nichts weniger als ſtrafbar: überdis ſei der König, wenn dis auch ſogar der Fall wäre, unverletzlich, und endlich könne ſie auch nicht die Abſetzung zur Folge haben, weil der König nicht lange genug abweſend geweſen ſei, noch ſonſt den Aufforderungen des geſetzgebenden Körpers Widerſtand entgegengeſetzt habe.

Robespierre, Buzot und Pétion brachten alle ſchon oft gehörten Einwürfe gegen die Unverletzlichkeit vor: Dûport, Barnave und Salles bekämpften dieſelben, und es wurde endlich decretirt, daß der König in Folge ſeiner Entweichung nicht in Anklageſtand verſetzt werden könne, dabei aber dem Decrete über die Unverletzlichkeit noch zwei Artikel beigefügt. Alsbald nach erfolgter Entſcheidung erhob ſich Robespierre, und proteſtirte im Namen der Menſchheit laut dagegen. Den Abend vorher, ehe dieſe Entſcheidung erfolgte, hatte bei den Jacobinern großer Tumult ſtattgefunden. Man hatte ſich daſelbſt mit Abfaſſung einer Petition an die National-Verſammlung beſchäftigt, worin man ſie erſuchte, den König als treulos und eidbrüchig des Thrones für verluſtig zu erklären, und mit allen ihr zu Gebote ſtehenden conſtitutionellen Mitteln etwas Anderes an deſſen Stelle zu ſetzen. Dieſe Petition ſollte den andern Tag auf dem Marsfelde öffentlich aufgelegt werden, damit ſie ein Jeder auf dem Altare des Vaterlandes unterzeichnen könne. In der That wurde ſie den andern Tag an den verabredeten Ort getragen, und zu den Aufrührern geſellten ſich jetzt auch noch die Neugierigen, welche mit anſehen wollten, was vorgieng. In dieſem Augenblicke wurde das Decret erlaſſen, und es war daher an keine Petition mehr zu denken. Lafayette eilte herbei und ließ die ſchon aufgerichteten Barricaden zertrümmern und ſah dabei ſogar ſein Leben bedroht, denn ein Schuß fiel, der ihn ganz nahe ſtreifte, ohne ihn jedoch zu verletzen. Die Munizipaloffiziere hatten ſich an ihn angeſchloſſen und brachten endlich die Volksmaſſe dahin ſich zurückzuziehen, die Nationalgarden wurden aufgeſtellt, um zu wachen, daß ſie nicht wieder zurückkehrte, und ſchon hoffte man einen

Augenblick, daß ſie ſich verlaufen werde; bald aber erneuerte ſich der Tumult. Zwei Invaliden, welche, man weiß nicht aus welchem Grunde unter dem Altare des Vaterlandes gefunden worden waren, wurden erwürgt, und nun kannte die Unordnung keine Grenzen mehr. Die National-Verſammlung ließ die Munizipalität rufen und beauftragte ſie für Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe Sorge zu tragen. Bailly begab ſich auf das Marsfeld und ließ kraft des Kriegsgeſetzes das rothe Banner entfalten. Die Anwendung der Gewalt, was man auch dagegen ſagen mag, war hier durchaus gerecht; entweder man wollte die neuen Geſetze, oder man wollte ſie nicht; wollte man ſie, ſo mußten ſie auch in Ausführung gebracht werden, ſo mußte irgend etwas Beſtimmtes Geltung erhalten, die Inſurrection endlich ein Ende nehmen, nnd der Wille der National-Verſammlung nicht durch die Beſchlüſſe des Pöbels umgeſtoßen werden können. Bailly mußte demnach das Geſetz in Anwendung bringen. Er trat mit jenem unbeugſamen Muthe vor, den er immer gezeigt hatte, mehrere Flintenſchüſſe fielen gegen ihn ohne ihn zu treffen, aber mitten unter dem Tumult konnte er nicht alle Aufforderungen wie er gewollt, ergehen laſſen. Lafayette ließ einigemal blind in die Luft feuern, worauf der Volkshaufen zwar den Altar des Vaterlandes verließ, ſich aber augenblicklich wieder ſammelte. Jetzt endlich, auf's Aeußerſte gedrängt, commandirte er Feuer. Gleich bei der erſten Salve fielen einige Aufwiegler, deren Anzahl wie gewöhnlich übertrieben wurde; Einige gaben ſie auf dreißig, Andere auf vier Hundert und die Wüthendſten gar auf Tauſend an. Dieſen Letzteren ſchenkte man im erſten Augenblicke Glauben und der Schrecken wurde allgemein, ſo daß dieſes ſtrenge Beiſpiel auf einige Zeit die Aufrührer zähmte. *) Wie gewöhnlich klagte man wiederum alle Parteien zugleich an, dieſen Aufſtand angeregt zu haben, und es iſt wohl möglich, daß Mehrere dabei die Hände im Spiel gehabt hatten, denn die Unordnung kam den Meiſten gar ſehr gelegen. Der König, die

*) Dis Ereigniß fand Abends am Sonntag den 17. Juli ſtatt.

Majorität der Verſammlung, die Nationalgarde, die Munizipal- und Departementsbehörden, ſie alle waren damals Eines Sinnes, die conſtitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten, und zu dieſem Zwecke die Demokratie im Innern und die Ariſtokratie im Auslande zu bekämpfen. Die National-Verſammlung und die Nationalgarde bildeten jenen reichen, aufgeklärten und einſichtvollen Mittelſtand der Nation, welcher die Herrſchaft der Geſetze wollte, und Beide mußten ſich daher natürlich unter den obwaltenden Verhältniſſen näher mit dem Könige verbinden, welcher ſeinerſeits ſich mit einer beſchränkten Autorität begnügen zu wollen ſchien. Mochte es aber auch ihnen räthlich dünken auf dem Punkte, bis zu welchem man gelangt, nun ſtehen zu bleiben, ſo war dis doch weder die Meinung der Ariſtokratie, welche eine gänzliche Umwälzung wünſchte, noch die des Volkes, welches noch mehr zu gewinnen und ſich höher zu heben hoffte. Barnave war, wie früher Mirabeau, der Sprecher, und Lafayette der Militairchef dieſes einſichtvollen und gemäßigten Bürgerthums, Danton und Camille Des Moulins waren die Redner und Santerre der General jener Volksmaſſe, welche nach ihrer Weiſe herrſchen wollte. Einige feurige oder fanatiſche Geiſter repräſentirten ſie ſowohl in der National-Verſammlung als bei den neueren Verwaltungsbehörden und beſchleunigten durch ihre Declamationen den Eintritt ihrer Herrſchaft.

Jene Execution auf dem Marsfelde hatte Lafayette und Bailly lebhaften Tadel zugezogen; alle Beide aber, welche in die Beobachtung des Geſetzes ihre Pflicht ſetzten, und für die Ausführung deſſelben ihre Popularität und ihr Leben wagten, hatten wegen des Geſchehenen nichts zu bereuen und nichts zu fürchten. Die Energie, welche ſie gezeigt hatten, machte auf die Ruheſtörer einen tiefen Eindruck, und die Gekannteſten derſelben dachten bereits auf Mittel, ſich den Streichen, von denen ſie ſich bedroht ſahen, zu entziehen. Robespierre, welcher bis jetzt die unbändigſten Vorſchläge bereitwillig unterſtützt hatte, zitterte in ſeiner verſteckten Klauſe, und ſuchte trotz dem, daß er als Deputirter unverletzlich war, bei allen ſeinen Freunden nach einem Zufluchtsorte. So war dis Beiſpiel von

guter Wirkung und beſeitigte für einen Augenblick durch die Furcht die es eingeflößt, alle jene aufrühreriſchen Hirngeſpinnſte.

Die Verſammlung faßte in dieſer Zeit einen Beſchluß, welcher ſpäter ſehr ſtreng beurtheilt worden iſt, obgleich die Folgen deſſelben bei weitem nicht ſo traurig waren, als man geglaubt hat; ſie beſchloß nämlich, daß keines ihrer Mitglieder wieder erwählt werden könne. Robespierre hatte ihn vorgeſchlagen, aus Neid, wie man glaubte, gegen ſeine Collegen, unter welchen er eben keine glänzende Rolle geſpielt hatte; mindeſtens konnte man ihm dieſen Beweggrund wohl zutrauen, da er ſtets mit ihnen im Streit gelegen hatte, und es mochten ihn hierbei wohl Ueberzeugung, Neid — und — Haß — zugleich geleitet haben.

Die National-Verſammlung, welcher man Schuld gab nach der Permanenz der ihr übertragenen Gewalt zu ſtreben, und welche ſich überdis bereits durch ihre Mäßigung den Unwillen der Menge zugezogen hatte, beeilte ſich allen dieſen Angriffen durch eine vielleicht übertriebene Uneigennützigkeit zu begegnen: ſie entſchied die Ausſchließung ihrer Mitglieder von der nächſtfolgenden geſetzgebenden Verſammlung. So ſah ſich eine neue Verſammlung jener Männer beraubt, die von ihrer Ueberſpannung mehr und mehr zurückgekommen, durch eine dreijährige Erfahrung ihre Einſichten in die Geſetzgebung geläutert hatten. Indeß wird man, wenn ſpäterhin die eigentlichen Urſachen der nun folgenden Revolution mehr hervortreten, leicht ſelbſt die vermeintliche Wichtigkeit dieſer oft ſo bitter getadelten Maßregel richtiger würdigen lernen.

Jetzt war der Augenblick gekommen, die conſtitutionellen Arbeiten zu beendigen und einer ſo ſtürmiſchen Laufbahn einen friedlichen Ausgang zu gewähren. Die linke Seite war einer Verſtändigung geneigt, um gewiſſe Theile der Conſtitution einer Ueberarbeitung zu unterwerfen. Zu dieſem Zwecke entſchied man, ſie nochmals im Ganzen verleſen zu laſſen, um über ſie in ihrer Geſammtheit urtheilen und ihre verſchiedenen Theile in Harmonie bringen zu können; man nannte dis die Reviſion, welche ſpäter in den Tagen der republikaniſchen Begeiſterung als eine ſo unheilvolle Maßregel betrachtet wurde. Barnave

und die Lameth's hatten ſich mit Malouet über Abänderung gewiſſer, die königlichen Prärogative und die ſogenannte Stabilität des Thrones beeinträchtigende Artikel verſtändigt, ja man maß ihnen ſogar die Abſicht bei, das Zwei=Kammerſyſtem einführen zu wollen. Ihrer Uebereinkunft gemäß ſollte Malouet, ſobald die Conſtitution verleſen ſein würde, ſeinen Angriff beginnen, Barnave gleich darauf, um ihre Plane beſſer zu verhüllen, mit Heftigkeit antworten, und die Mehrzahl der Artikel in Schutz nehmend, dagegen einige derſelben, welche als ganz offenbar gefährlich, durch bewährte Erfahrung verworfen wurden, fallen laſſen. Kaum war dis Uebereinkommen getroffen, als man die lächerlichen und gefährlichen Proteſtationen der rechten Seite und ihren Entſchluß gar nicht zu ſtimmen erfuhr: nun war an keine Ausgleichung mehr zu denken, die linke Seite wollte von nichts mehr hören, und als der abgeredete Verſuch ſtatt hatte, erhob ſich von allen Seiten Geſchrei, welches Malouet und ſeine Freunde an jeder weitern Verfolgung deſſelben hinderte. *) Die Conſtitution wurde demnach mit ziemlicher Eile vollendet und dem Könige zur Annahme vorgelegt. Von dieſem Augenblicke an erhielt derſelbe ſeine Freiheit wieder, oder, um beſſer zu ſagen, die ſtrenge Conſignation des Schloſſes wurde fortan aufgehoben und ihm die Freiheit geſtattet, zur Prüfung der Conſtitutionsacte und deren freier Annahme, wohin er wolle, ſich zurückzuziehen. Was konnte aber hierbei Ludwig XVI. thun? Der Conſtitution die Beſtätigung verweigern, hieß ſo viel als zu Gunſten der Republik abdanken. Das Sicherſte, ſelbſt nach ſeinem Syſteme, war ſie zu ſanctioniren und von der Zeit die Wiederherſtellung der Gewalt zu erwarten, welche nach ſeiner Meinung ihm von Rechtswegen gebührte. Demzufolge erklärte er nach Verlauf einiger Tage (den 13. September), daß er die Conſtitution annehme. Außerordentliche Freude verbreitete ſich bei dieſer Nachricht, gleich als wenn man in der That ein Hinderniß von Seiten des Königs gefürchtet, und ſo ſeine beifällige Erklärung für ein unerwartetes Zugeſtändniß gehalten hätte. Er begab ſich perſönlich in die

*) Siehe Note 24. am Ende des Bandes.

National=Verſammlung, von welcher er, wie in ſeinen beſſern Tagen aufgenommen wurde. Lafayette, welcher die unvermeidlichen Uebel politiſcher Wirren niemals nach Kräften auszugleichen vergaß, brachte jetzt eine allgemeine Amneſtie für alle auf die Revolution bezüglichen Handlungen in Vorſchlag, und dieſe Amneſtie wurde denn auch unter großem Jubel proclamirt und die Gefängniſſe alsbald geöffnet. Endlich den 30. September erklärte Thourot als letzter Präſident die Sitzungen der conſtituirenden Verſammlung für geſchloſſen. —

Neuntes Kapitel.

Urtheil über die conſtituirende Verſammlung. — Eröffnung der zweiten National=Verſammlung, (geſetzgebenden Verſammlung); ihre Zuſammenſetzung. — Zuſtand der Clubs; ihre einflußreichſten Mitglieder. — Pétion, Maire von Paris. — Politik der auswärtigen Mächte. — Die Emigration; Decrete gegen die Emigrirten und die unbeeidigten Prieſter. — Veränderungen im Miniſterium. — Kriegsrüſtungen; Zuſtand der Armee.

Die conſtituirende Verſammlung hatte ihre lange und mühevolle Laufbahn geſchloſſen und war trotz ihres edlen Muthes, ihres muſterhaften Rechtsſinnes und ihrer anſtrengenden Arbeiten, als revolutionair in Coblenz und als ariſtokratiſch in Paris gehaßt worden. Zur beſſeren Würdigung dieſer merkwürdigen Verſammlung, des Mittelpunktes ſo großer und mannigfacher Einſichten und ſo kühner und beharrlicher Beſchlüſſe, wo man vielleicht zum erſten Male alle aufgeklärten Männer einer Nation mit dem Willen und der Macht ausgerüſtet ſah, die Reſultate der Philoſophie ins Leben einzuführen, iſt es zuvörderſt nöthig, den Zuſtand, in welchem ſie Frankreich bei ihrem Zuſammentritte fand, mit demjenigen zu vergleichen, in welchem ſie es bei ihrem Rücktritte zurückließ.

Bereits 1789 empfand und erkannte die franzöſiſche Nation alle die herrſchenden Uebel, ohne die Möglichkeit ihrer Heilung zu ahnen. Auf einmal werden dem unerwarteten Begehr der Parlamente zufolge, die Generalſtaaten zuſammengerufen, und die conſtituirende Verſammlung bildet ſich im Angeſichte eines Thrones, der im ſtolzen Bewußtſein alter ererbter Macht, höchſtens einige Klagen gnädigſt zu vernehmen geneigt war. Dieſe Verſammlung erkennt alsbald ihre Rechte, und verkündet dem erſtaunten Herrſcher, daß nur ſie die Nation repräſentire. Von der Ariſtokratie, dem Hofe und einer Armee zugleich bedroht, zu einer Zeit, wo ſie die Volksbewegungen noch nicht vorausſehen konnte, erklärt ſie ſich für unverletzlich und bedroht die Gewalt bei jedem Verſuche, ſich an ihr zu vergreifen; im vollen Bewußtſein ihrer Rechte kehrt ſie ſich gegen einen Feind, welcher der ſeinigen nicht gleicherweiſe ſicher war, und ſiegt durch den einfachen Ausdruck ihres Willens über eine ſeit Jahrhunderten feſtgegründete Macht und über ein Heer von mehr als dreißig Tauſend Mann. Dis war die eigentliche Revolution, dis ihr erſter und edelſter Act, er war gerecht und heldenmüthig zugleich, und nie wohl handelte eine Nation mit größerem Rechte und unter drohenderer Gefahr.

Nachdem die herrſchende Gewalt geſtürzt war, galt es dieſelbe auf die rechte und angemeſſene Weiſe wieder von Neuem aufzurichten; aber beim Anblicke dieſer ſocialen Leiter, auf deren oberſter Sproſſe ſich alle Macht, alle Ehren und Reichthümer aufgehäuft hatten, während an ihrem Fuße Alles, ſelbſt das unentbehrliche Brot, mangelt, erleidet auch die conſtituirende Verſammlung in ihrem Ideenkreiſe eine gewaltſame Reaction; ſie will Alles nivelliren und decretirt, daß die ganze Geſammtheit der Bürger in vollkommene Gleichheit trete und ihren Willen ausſpreche, und dem Könige nur allein deſſen Vollſtreckung vorbehalten bleibe. Ihr Irrthum beſtand hierbei nicht ſowohl darin, daß ſie das Königthum zu einer bloßen Magiſtratur herabdrückte, denn dem Könige verblieb noch Macht genug zur Aufrechthaltung der Geſetze, und zwar immer noch bei weitem mehr als die Magiſtraten in Republiken beſitzen; ſondern vielmehr darin, daß ſie den Glauben hegte: ein König, noch voll der

Erinnerung deſſen, was er geweſen, vermöge aufrichtig zu entſagen, und ein kaum erwachtes Volk, welches eben ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt wieder erlangt hatte, werde ſich immer mit nur einem Theile derſelben begnügen. Die Geſchichte lehrt zur Genüge, daß man entweder die Herrſchaft in's Unendliche theilen oder bei der Wahl eines einzigen Staatsoberhaupts daſſelbe mit ſo viel Macht ausrüſten ſoll, daß es nicht erſt dieſelbe zu uſurpiren wünſchen muß.

Wenn ein Volk mehr mit ſeinen Privatintereſſen beſchäftigt, das Bedürfniß fühlt, die ihm läſtigen Regierungsſorgen einem Oberhaupte zu übertragen, ſo thut es wohl daran, ſich ein ſolches zu wählen; dann muß aber auch dieſes Staatsoberhaupt gleich den engliſchen Königen, die National-Verſammlung zuſammenrufen und wieder auflöſen können, ohne ihren Willen unter einer andern Vorausſetzung als Geſetz entgegen zu nehmen oder gar beſtätigen zu müſſen, als wenn er mit ſeiner Ueberzeugung übereinſtimmt, mit einem Worte, er muß bei beſchränkter Macht zum Böſen doch einen großen Theil von Souverainität beſitzen. Mit einer ſolchen Regierungsform beſteht gar wohl die Würde und individuelle Freiheit des Menſchen, wenn nur ſonſt das Geſetz ſtreng gehandhabt wird, wenn jeder Bürger ſeinen Werth fühlt und es weiß, daß dieſe große, dem Fürſten überlaſſene Gewalt ihm gleichſam nur als ein Zugeſtändniß der allgemeinen menſchlichen Schwäche überlaſſen worden iſt.

Aber in dem Augenblicke, wo ſich eine Nation plötzlich ihrer Rechte bewußt worden iſt, wird ſie ſich wohl nimmer mit einer nur untergeordneten Rolle begnügen, noch freiwillig die Alleinherrſchaft einem Oberhaupte überlaſſen wollen, damit es nur nicht die Luſt anwandele, ſie zu uſurpiren; auf gleiche Weiſe war auch die conſtituirende Verſammlung eben ſo wenig wie die Nation ſelbſt zu ſolcher Selbſtverläugnung geneigt. Sie brachte daher das Königthum auf eine bloße erbliche Magiſtratur zurück, und hoffte eben ſowohl, daß der König ſich mit dieſer noch genugſam von Hoheit, Reichthum und Macht ausgeſtatteten Würde begnügen, als daß das Volk ſie ihm unbeſtritten überlaſſen würde.

Mochte aber auch die National=Verſammlung ſo etwas hoffen oder nicht hoffen, — konnte ſie wohl, in ihrer Ungewißheit ohne Weiteres den Knoten durchhauen? Konnte ſie den König ganz entthronen, oder umgekehrt, ihm ganz dieſelbe Machtvollkommenheit zugeſtehen, welche England ſeinen Monarchen überlaſſen hat? — Sie durfte auf der andern Seite Ludwig XVI. eben ſo wenig vom Throne ſtoßen; denn, wenn es ſtets erlaubt bleibt, in eine Verwaltung das Recht einzuführen, ſo darf darin doch nicht gleicherweiſe die einmal feſtgewurzelte Form derſelben verändert, und z. B. ohne Weiteres die Monarchie mit der Republik vertauſcht werden. Ueberdis iſt jeder Beſitz allezeit unantaſtbar, und was würden wohl — hätte die National=Verſammlung die Dynaſtie ihrer Rechte beraubt — deren Gegner dazu geſagt haben, da ſie dieſelbe ſchon bei ihrem Angriff auf die Feudalrechte, der Verletzung des Eigenthums beſchuldigten? Endlich konnte ſie aber auch dem Könige ein abſolutes Veto, oder die Ernennung richterlicher Beamten und andere ähnliche Prärogative ſchon um deswillen nicht zugeſtehen, weil die öffentliche Meinung ſich dagegen ausſprach, und eben dieſe öffentliche Meinung ihre einzige Stütze bildete, der ſie nachzugeben gezwungen war.

Minder vorwurfsfrei aber nicht weniger zu entſchuldigen, zeigte ſie ſich bei Einführung einer einzigen Kammer; denn, war es ſchon gefährlich, ihm, dem Könige, nichts als die Erinnerung an ſeine einſtige unbeſchränkte Macht zu laſſen, zumal einem Volke gegenüber, das dieſelbe bis auf den letzten Reſt ſelbſt an ſich zu reißen entſchloſſen ſchien: ſo war es jedenfalls noch ein weit größerer Principfehler, die ſocialen Ungleichheiten und Abſtufungen nicht anerkennen zu wollen, welche ſelbſt in Republiken, in denen allen entweder ein Erb= oder Wahlſenat ſich vorfindet, Anerkennung finden. Aber man darf von den menſchlichen Geiſtern niemals mehr fordern, als was die Höhe der Zeit, auf welcher ſie ſtehen, für zuläſſig erachtet. Wie war es möglich in jener Zeit der Auflehnung gegen alle Ungerechtigkeiten des Standesunterſchiedes, deſſen Unentbehrlichkeit anzuerkennen, und im Augenblicke des Kampfes gegen die Ariſtokratie die Ariſtokratie geſetzlich zu begründen? Weit leichter wäre es geweſen,

das abſolute Königthum zu conſtituiren, welches dem Volke mehr aus den Augen gerückt, daſſelbe nicht ſo unmittelbar gedrückt und dabei Functionen geübt hatte, welche jedenfalls weit unentbehrlicher ſchienen. — Kurz, um es zu wiederholen, hätten dieſe Irrthümer auch nicht die National-Verſammlung beherrſcht, ſo hatten ſie doch in der Nation deſto tiefere Wurzeln geſchlagen und die Folge der Ereigniſſe wird es lehren, daß, wenn dem Könige und der Ariſtokratie auch alle Vorrechte, die man ihnen nahm, verblieben wären, darum doch die Revolution bis zu ihrem letzten Exceß ſtattgefunden haben würde. Um ſich hiervon zu überzeugen, muß man die Revolutionen, welche bei lange unterjocht geweſenen Völkern hervorbrechen, wohl von denen unterſcheiden, welche bei freien Völkern, d. h. bei ſolchen, welche bereits im Beſitz politiſcher Rechte ſind, eintreten. In Rom, in Athen und anderswo ſieht man, die Nation und ihre Häupter um den größern oder geringeren Grad ihrer Gewalt mit einander im Kampfe, aber einen ganz andern Gang nimmt dis bei den neueren, aller ihrer Rechte beraubt geweſenen Völkern, welche ſo lange in ihrer Unterjochung ſchlummern, bis endlich zuerſt die aufgeklärteſten Claſſen erwachen und einen Antheil an der Gewalt uſurpiren; dis Erwachen iſt ein allmählig fortſchreitendes wie der Ehrgeiz, es theilt ſich zuletzt auch den unterſten Claſſen mit und ſetzt ſo die ganze Maſſe des Volkes in Bewegung. Gern möchten dann die gebildeten Stände, zufrieden mit den erhaltenen Zugeſtändniſſen, der Bewegung Einhalt thun, aber umſonſt! Sie werden von den Nachfolgenden unaufhaltſam gedrängt. Für dieſe Nachdrängenden ſind Alle die, welche ſtehen bleiben wollen, und wären es auch unmittelbar die Letzten vor ihnen ſelbſt, Ariſtokraten, und ſo wird in dieſem Kampfe der verſchiedenen Klaſſen, wo immer Eine gegen die Andere drückt, zuletzt der ſchlichteſte Bürger in den Augen des Handarbeiters zum Ariſtokraten und als ſolcher angefeindet. Die conſtituirende National-Verſammlung zeigt uns eine Generation, welche ſich ihrer Rechte bewußt worden iſt, und zuerſt gegen die noch allmächtige Gewalt auftritt: aufgeklärt genug um einzuſehn, was man ſowohl denen, welche Alles beſaßen, als denen, die Alles entbehrten, ſchuldig

war, wollte ſie den Einen einen Theil ihres Beſitzes, weil ſie es ſo lange beſeſſen, erhalten, den Andern aber die Einſicht und die Rechte gewähren, welche man mittelſt derſelben am Leichteſten erlangt. Die Einen aber reut der Verluſt, die Andern treibt die Ehrſucht, die Reue will Alles wieder erlangen und der Ehrgeiz Alles erſtürmen, und ſo entſpinnt ſich ein Kampf auf Leben und Tod. Die Conſtituirenden waren demnach jene wackern Männer, welche das Sclavenjoch abwerfend, die Ordnung des Rechts erſtrebten, ihre Herſtellung unerſchrocken verſuchten und zum Theil ſogar ihre außerordentliche Aufgabe vollendeten, endlich aber, indem ſie die Einen nöthigen wollten in Etwas nachzugeben, die Andern aber, nicht Alles zu begehren, zuletzt ſelbſt unterlagen.

Die conſtituirende National-Verſammlung hatte in ihrem Rechtsſinne die alten Beſitzer ſo viel als möglich geſchont. Ludwig XVI. beſaß mit dem Titel eines Königs der Franzoſen in ſeinen dreißig Millionen Einkünften, dem Oberbefehle über das Heer und dem Rechte den Nationalwillen zu ſuspendiren, noch hinreichende und ſchätzenswerthe Prärogative, und nur allein die Erinnerung an ſeine frühere unumſchränkte Gewalt kann ihn entſchuldigen, ſich mit dieſen noch immer glänzenden Ueberreſten von Macht nicht begnügt zu haben.

Die Geiſtlichkeit, aller ihrer Güter beraubt, welche ſie einſt unter der Bedingung empfangen hatte, den Armen beizuſtehen, (denen ſie aber eben nicht ſonderlich beiſtand,) und den Cultus zu unterhalten, was aber nur den armen Pfarrern überlaſſen blieb, — dieſer Clerus war allerdings jetzt kein politiſcher Stand im Staate mehr; aber ſeine kirchlichen Würden waren ihm geblieben, ſeine Lehrſätze unangefochten, und nur ſeine auffallenden Reichthümer in eine hinreichende, wo nicht gar glänzende Rente verwandelt worden, denn ſie geſtattete noch einen ſehr anſehnlichen biſchöflichen Aufwand. Auch der Adel war zwar kein beſonderer Stand mehr, er hatte das ausſchließliche Jagdrecht und andre ähnliche Rechte eingebüßt, er war nicht mehr ſteuerfrei; aber konnte er über den Verluſt dieſer Rechte vernünftiger Weiſe Klage führen? Alle ſeine unermeßlichen Beſitzungen waren ihm verblieben, an die Stelle ſchwankender Hof-Gunſt war der ſichere, dem

Verdienſte allein gewährte Erfolg getreten, und da er, wenn er anders Wohlwollen und Reſignation zeigte, vom Volke zu deſſen Vertreter gewählt werden konnte, und die richterliche Toga wie der Degen dann ſeinem Talente geſichert blieben, warum ſollte ihn nicht alsbald ein großherziger Wetteifer beſeelen, zumal in ſeinen Klagen über die verlorenen Vorrechte zugleich das Geſtändniß ſeiner Untüchtigkeit lag! — Man hatte die alten Penſionaire geſchont, die Geiſtlichen entſchädigt, und keine Rückſichten gänzlich außer Acht gelaſſen; warum dünkte denn das Loos, welches die conſtituirende National=Verſammlung Allen bereitet hatte, ſo gar unerträglich?

Nach vollendeter Conſtitution mußte dem Könige jede Hoffnung ſchwinden, die ſchmerzlich vermißten Prärogative durch Deliberationen wieder zu erlangen; nur Eines blieb ihm übrig, — ſich nämlich entweder in ſeinen Verluſt zu finden und feſt an der Conſtitution zu halten, oder auf die auswärtigen Mächte zu rechnen, von deren Eifer er indeß wenig erwartete, ſo wie er denn auch den Emigranten gänzlich mißtraute. Er entſchied ſich daher für das Erſtere, und beabſichtigte, was für ſeine Aufrichtigkeit bürgt, der National=Verſammlung offen die Gebrechen mitzutheilen, welche er in der Conſtitution zu finden glaubte. Man wußte ihn aber hiervon abzubringen, und ſo beſchloß er von der Zeit die Wiederherſtellung jener größern Machtvollkommenheit zu erwarten, zu welcher er ſich berechtigt glaubte. Gleich reſignirt war auch die Königin. „Nur Muth! — ſagte ſie zu dem ihr aufwartenden Miniſter Bertrand — „noch iſt nicht Alles verloren! Der König wird feſt an der Conſtitution halten, und dis iſt unſtreitig das beſte Syſtem!" Und man darf annehmen, daß, im Fall ſie andre Gedanken gehegt hätte, ſie wohl keinen Anſtand genommen haben würde, dieſelben in Gegenwart Bertrand's von Molville unverhohlen auszuſprechen. *)

Die conſtituirende National=Verſammlung war auseinander gegangen und ihre Mitglieder waren in den Schoos ihrer Familien zurückgekehrt, oder hatten ſich in Paris zerſtreut. Einige der

*) Siehe Note 25. am Ende des Bandes.

ausgezeichnetſten unter ihnen, wie die Lameth's, Dûport, Barnave unterhielten Verbindungen mit dem Hofe und ertheilten ihm ihren Rath. Der König aber, ſo feſt entſchloſſen er auch war, der Conſtitution treu zu bleiben, beſaß doch nicht Reſignation genug, ſolchen Rathſchlägen zu folgen, die ihm nicht blos anmutheten dieſe Conſtitution nicht zu verletzen, ſondern auch ſeine aufrichtige Anhänglichkeit an dieſelbe durch ſeine Handlungen zu bethätigen. Die eben genannten Mitglieder der erſten National-Verſammlung, ſeit der Reviſion der Verfaſſung eng mit Lafayette verbunden, waren die Häupter jener revolutionairen Generation, welche die erſten Regeln der Freiheit aufgeſtellt hatte und deren Befolgung verlangte. Sie wurden durch die Nationalgarde unterſtützt, deren lange Dienſte unter Lafayette ſie feſt an dieſen General und ſeine Grundſätze geknüpft hatte. Die Mitglieder der vormaligen conſtituirenden Verſammlung begingen zu jener Zeit den großen Fehler, auf die neue National-Verſammlung mit Geringſchätzung herabzuſehen und ſie häufig durch ihre Nichtachtung zu beleidigen. Es war gewiſſermaßen eine Art ariſtokratiſcher Eitelkeit, welche dieſen erſten Geſetzgebern beiwohnte, gleich als wäre mit ihnen alle legislative Weisheit gänzlich ausgeſtorben.

Die neue Verſammlung war aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt. Da waren zuerſt die aufgeklärten Anhänger der erſten Revolution, wie Ramond, Girardin, Vaublanc, Dûmas und Andere, welche ſich die Conſtitutionellen nannten und die rechte Seite einnahmen, auf welcher ſich kein einziger der alten Privilegirten mehr fand, ſo daß bei dem natürlichen und fortſchreitenden Gange der Revolution, die linke Seite der erſten Verſammlung jetzt zur rechten Seite der zweiten geworden war. Neben dieſen Conſtitutionellen gab es zweitens noch viele ausgezeichnete Männer, deren Köpfe die Revolution entzündet und überſpannte Wünſche in ihnen geweckt hatte. Zeuge von den Arbeiten der conſtituirenden Verſammlung und ungeduldig beim bloßen Zuſehen waren ſie immer der Meinung geweſen es ſei viel zu wenig geſchehen; dabei wagten ſie zwar nicht, ſich für die Republik zu erklären, weil man von allen Seiten treues Feſthalten an der Conſtitution

ſich zur Pflicht machte, aber der Verſuch, den man während der Reiſe Ludwig des XVI. mit der Republik gewagt hatte, und die verdächtigen Abſichten des Hofes brachten die Geiſter ohne Unterlaß auf dieſe Idee zurück, wie denn auch ihre immerwährende feindſelige Haltung der Verwaltung gegenüber, ihnen dieſen Gedanken mit jedem Tage werther machen mußte.

Unter dieſer neuen Generation von Talenten zeichneten ſich ganz beſonders die Deputirten der Gironde aus, daher auch deren ganze Partei, obgleich ſie von Männern aus allen Departements zuſammengeſetzt war, ſich Girondiſten nannten. Condorcet, ein durch ſeinen Ideenreichthum und durch außerordentliche Geiſtes- und Characterſtärke bekannter Gelehrter, war ihr Schriftſteller, und Vergniaud, ein correcter und hinreißender Improviſator, der Sprecher dieſer Partei, welche ſich ohne Unterlaß durch Alle, die an dem Hofe verzweifelten, vergrößerte, und zwar anfangs nicht die Republik wollte, welche 1793 ihr zufiel, doch aber von derſelben mit allen ihren Täuſchungen, Tugenden und ſtrengen Sitten ohne Unterlaß träumte. Enthuſiasmus und Heftigkeit waren die hervorſtechendſten Eigenſchaften derſelben.

Auch ſie hatte ihre Extreme; dis waren Bazire, Chabot, Merlin de Thionville und Andere, welche an Talenten untergeordnet, die übrigen Girondiſten an Kühnheit übertrafen; ſie bildeten ſpäter die Partei des Berges, als ſie nach dem Umſturze des Thrones ſich von der Gironde getrennt hatten. Endlich gab es in dieſer zweiten Verſammlung eben ſo wie in der erſten noch ein Centrum, welches ohne zu einer beſtimmten Partei zu gehören, bald mit dieſer bald mit jener ſtimmte. Unter der conſtituirenden Verſammlung, als noch wahre Freiheit herrſchte, war dieſes Centrum unabhängig geblieben; als es dis aber nicht mehr aus Energie, ſondern nur aus Theilnahmloſigkeit blieb, wurde es in den ſpätern Verſammlungen, wo die Gewaltthätigkeit vorherrſchte, feig und verächtlich, und mit dem gemeinen Spottnamen des Bauches bezeichnet.

Die Clubs waren zu dieſer Zeit von ungleich größerer Wichtigkeit; Unruheſtifter unter der conſtituirenden wurden ſie

gebieteriſche Tonangeber unter der geſetzgebenden Verſammlung, denn da die National-Verſammlung nicht für alle ehrgeizigen Geiſter Raum hatte, ſo nahmen dieſe ihre Zuflucht zu den Clubs, in denen ſie eine Rednerbühne und ſtürmiſche Maſſe fanden. Hierhin begab ſich Alles, was nur reden, bewegen und aufreizen wollte, alſo faſt die ganze Nation. Das Volk eilte zu dieſem neuen Schauſpiele, es erfüllte die Tribunen aller Verſammlungen und zog ſchon von dieſer Zeit an davon Gewinn, denn man fing bereits an das Beifallrufen zu bezahlen; der Miniſter Bertrand geſteht ſelbſt es bezahlt zu haben.

Der älteſte Club, der der Jacobiner, hatte allmählig einen ungeheuern Einfluß erlangt. Eine Kirche reichte kaum für die Menge ſeiner Mitglieder und Zuhörer hin. Ein großes Amphitheater erhob ſich in Geſtalt eines Circus und nahm das ganze große Schiff der Jacobinerkirche ein. Ein Büreau befand ſich in der Mitte; ein Präſident und Secretarien hatten hier ihren Sitz, hier ſammelte man auch die Stimmen und regiſtrirte die Berathungen. Eine lebhafte Correſpondenz unterhielt die Theilnahme und den Eifer der über ganz Frankreich verbreiteten ſogenannten Schweſtergeſellſchaften. (Sociétés affiliées.) Dieſer Club hatte durch ſeine Anciennetät und ſeine ausdauernde Heftigkeit über alle diejenigen, welche ſich gemäßigter oder gar heftiger hatten zeigen wollen, den Sieg davon getragen; die Lameths hatten nebſt allen ausgezeichnetern Mitgliedern, denſelben nach der Flucht des Königs verlaſſen und ſich in den Club der Feuillants begeben, in welchem ſich alle Beſtrebungen der gemäßigteren Clubs vereinten, Beſtrebungen, welche ſtets ohne Erfolg blieben, weil ſie gegen das Bedürfniß, welches eben zu dem Beſuche der Clubs antrieb, nämlich gegen das Bedürfniß der Bewegung ſelbſt gerichtet waren. Bei den Feuillants vereinigten ſich demnach zu jener Zeit die Conſtitutionellen oder die Partiſane der erſten Revolution, weshalb auch der Name eines Feuillants ein Proſcriptionstitel wurde, als der eines Gemäßigten ein ſolcher geworden war.

Noch ein anderer Club, der der Cordeliers, hatte mit den Jacobinern an Heftigkeit wetteifern wollen. Camille Desmoulins war ſein Schriftſteller und Danton ſein Ober-

haupt. Der Letztere, welchem es als Sachwalter nie hatte glücken wollen, hatte das Wohlwollen des Volks für ihn bis zur Anbetung zu ſteigern gewußt, indem er auf daſſelbe durch ſeine athletiſchen Formen, ſeine klangvolle Stimme und ſeine ganz volksthümlichen Leidenſchaften den tiefſten Eindruck machte. Die Cordeliers hatten ſelbſt durch Uebertreibungen nicht den Sieg über ihre Nebenbuhler davon tragen können, welchen die Gewohnheit einen fortdauernden ungeheuern Zulauf verſchaffte, aber ſie waren zur ſelbigen Zeit beinahe mit dem Jacobinerclub Eins, und begaben ſich, wenn es nöthig war, im Gefolge Danton's dahin, um die Majorität zu ſeinen Gunſten zu beſtimmen.

Robespierre, welcher ſich, wie wir bereits geſehen, in der conſtituirenden Verſammlung durch den Rigorismus ſeiner Grundſätze auszeichnete, war von der geſetzgebenden Verſammlung durch das Decret der Nichtwiedererwählung, zu deſſen Abfaſſung er ſelbſt beigetragen hatte, ausgeſchloſſen. Er hatte ſich auf die Jacobiner beſchränkt, wo er durch den Dogmatismus ſeiner Meinungen, und durch einen Ruf von Unbeſcholtenheit ungetheilt herrſchte, welcher ihm den Namen des Unbeſtechlichen erworben hatte. Im Augenblicke der Reviſion, von paniſchen Schrecken ergriffen, hatte er ſich ſeit der Zeit wieder ermannt, und ſetzte ſeine Beſtrebungen fort, ſich in der Volksgunſt feſt zu ſetzen. Robespierre hatte zwei Nebenbuhler gefunden, die er zu haſſen begann: Briſſot und Louvet. Briſſot, mit allen Mitgliedern der erſten Verſammlung bekannt, ein Freund Mirabeau's und Lafayette's, in dem Rufe eines Republikaners und eines der ausgezeichnetſten Mitglieder der geſetzgebenden Verſammlung, war von Charakter flatterhaft, aber durch gewiſſe geiſtige Eigenſchaften bemerkenswerth. Louvet, ein Mann von warmem Herzen, vielem Geiſte und großem Muthe, gehörte zur Zahl derjenigen, welche über die Ideen der conſtituirenden Verſammlung hinausgehend, eine Republik träumten; es war daher natürlich, daß er ſich an die Gironde anſchloß, und bald ſollten ſeine Kämpfe mit Robespierre ihn denſelben noch mehr nähern. Dieſe Partei der Gironde, welche ſich nach und nach ohne eigentlichen

Plan aus Männern gebildet hatte, welche einerſeits zu viel Verdienſt hatten um ſich mit dem Pöbel zu vereinigen, und andererſeits genugſam Ruf beſaßen, um von ihm und ſeinen Führern beneidet zu werden, und ſich mehr durch ihre zufällige Lage als durch beſtimmtes Einverſtändniß vereinigt hatten, dieſe Partei ſollte zwar glänzen, aber als zu ſchwach gegen die entſchiedenen Parteien, welche ſich um ſie erhoben, untergehen.

Dis war die damalige Lage der Dinge in Frankreich; die alten Privilegirten hatten ſich über den Rhein gezogen; die Partiſane der Conſtitution nahmen die rechte Seite der Verſammlung, die Nationalgarde und den Club der Feuillants ein; die Girondiſten hatten die Majorität in der Verſammlung, aber nicht in den Clubs, wo die bloße materielle Gewalt vorherrſchte; die Ueberſpannten endlich dieſer neuen Epoche, welche auf den höchſten Bänken der Verſammlung ihren Sitz hatten, und deshalb der Berg genannt wurden, waren allmächtig in den Clubs und bei der Maſſe.

Lafayette hatte allen ſeinen militairiſchen Würden entſagt, und ſich unter den Huldigungen und Schmerzensäußerungen ſeiner Waffengefährten auf ſeine Güter zurückgezogen. Das Commando war keinem neuen General übertragen worden, ſondern ſechs Legionschefs commandirten abwechſelnd die geſammte Nationalgarde. Bailly, während drei ſo mühſeliger Jahre Lafayette's treuer Verbündeter, hatte ebenfalls ſeinen Poſten als Maire niedergelegt. Die Stimmen der Wähler ſchwankten zwiſchen Lafayette und Pétion; aber der Hof, welcher um keinen Preis Lafayette haben wollte, deſſen Anordnungen doch ihm ſtets ſo nützlich geweſen waren, gab Pétion den Vorzug, obgleich derſelbe Republikaner war; der Hof gründete für ſich Hoffnungen auf eine gewiſſe Kälte, die er an ihm bemerkte und fälſchlich für Beſchränktheit hielt, nnd ließ es ſich viel koſten, um ihm die Majorität zu verſchaffen. Er erhielt ſie auch in der That und wurde zum Maire ernannt. (17. Nov.) Mit hellem Geiſte begabt, von kalter, aber feſter Ueberzeugung und hinreichender Gewandtheit, diente er beharrlich den Republikanern gegen den Hof, und fand ſich an die

Gironde ſowohl durch die Gleichheit der Anſichten als durch den Neid geknüpft, welchen ſeine neue Würde ihm bei den Jacobinern zuzog.

Indeß, hätte man auf den König rechnen können, ſo wäre es trotz dieſer Stellungen der Parteien möglich geweſen, daß das Mißtrauen der Gironde verſchwunden wäre, und die Ruheſtörer, da ſich kein Vorwand mehr für die Unruhen vorfand, in's Künftige kein Mittel gefunden hätten, den Pöbel zum Aufſtand zu bringen.

Der König hatte die beſten Entſchließungen gefaßt; aber bei ſeiner Schwäche waren ſie nicht unwiderruflich. Er mußte ſie erſt bewähren, bevor man daran glaubte, und unterdeß waren ſie mehr als einem Sturme ausgeſetzt. Sein Charakter, obgleich edel, war nicht ohne eine gewiſſe Hinneigung zum Eigenſinne; ſeine Entſchlüſſe mußten ſonach gleich durch die erſten Fehler der Verſammlung wankend gemacht werden. Dieſe Letztere conſtituirte ſich und leiſtete mit großem Pomp den Eid auf das eigenmächtige Conſtitutionsbuch. Ihr erſtes Decret bezog ſich auf das Ceremoniel und hob die dem Könige ſeither ertheilten Titel Sire und Majeſtät auf. Ferner verordnete ſie, daß derſelbe bei ſeinem Erſcheinen in der Verſammlung auf einem dem des Präſidenten völlig gleichen Stuhl ſitzen ſolle. (Decret vom 5. Nov.) Dis waren die erſten Wirkungen des republikaniſchen Geiſtes, und Ludwig des XVI. Stolz wurde hierdurch grauſam gekränkt. Um ſich dem, worin er eine Erniedrigung ſah, zu entziehen, beſchloß er ſich nicht in der Verſammlung zu zeigen und ſeine Miniſter zur Eröffnung der geſetzgebenden Sitzung abzuſenden. Da bereute die Verſammlung dieſe erſte von ihr ausgegangene Feindſeligkeit, und widerrief — ein ſeltenes Beiſpiel von Rückſchritt — ihr Decret vom vorigen Tage. Der König begab ſich hierauf in die Verſammlung und wurde mit Beifall aufgenommen. Unglücklicher Weiſe hatte man decretirt, daß die Deputirten, ſobald der König ſich geſetzt habe, ſich ebenfalls ſetzen könnten; dis thaten ſie denn auch und Ludwig XVI. ſah darin eine neue Beleidigung, und der Beifall, mit dem er überſchüttet wurde, konnte dieſe Wunde nicht hei-

len. Bleich und Beſtürzung in allen Mienen, kehrte er zurück und ſah ſich kaum mit der Königin allein, als er ſich ſchluchzend auf einen Stuhl mit den Worten warf: „Ach, Madame! Sie waren Zeuge dieſer Erniedrigung. Ach! mußten ſie darum nach Frankreich kommen, um zu ſehen .....“ Die Königin bemühte ſich ihn zu tröſten, aber ſein Herz war tief verwundet, und alle ſeine gefaßten Entſchlüſſe mußten darüber verfliegen. — Dachte er indeß auch fortan an weiter nichts als an Hilfe vom Auslande, ſo mußten ihm doch die Stellungen der Mächte wenig Hoffnung dafür einflößen. Die Declaration von Pillnitz war ohne Wirkung geblieben, ſei es durch den Mangel an Eifer von Seiten der Souveraine oder vielleicht auch aus Rückſicht der Gefahr, welche daraus für Ludwig XVI. entſtehen mußte, da er ſeit ſeiner Rückkehr von Varennes Gefangener der conſtituirenden Verſammlung war. Sodann war auch die Annahme der Conſtitution ein Beweggrund, — ehe man handelte, — erſt deren Erfolge aus Erfahrung kennen zu lernen; wenigſtens war dis die Meinung Leopold's und ſeines Miniſters Kaunitz. Sobald als daher Ludwig XVI. alle Höfe von ſeiner Annahme der Conſtitution und von ſeiner Abſicht an dieſelbe treu zu halten in Kenntniß geſetzt hatte, gab Oeſtreich eine ſehr friedliche Antwort; Preußen und England thaten daſſelbe und verſicherten ihn ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen. Es iſt zu bemerken, daß die benachbarten Mächte mehr Zurückhaltung als die entfernteren, wie Schweden und Rußland bewieſen, weil ſie bei einem Kriege unmittelbarer blosgeſtellt waren. Guſtav, welcher von einer glänzenden Unternehmung gegen Frankreich träumte, antwortete auf das Meldungsſchreiben, daß er den König nicht als frei betrachte. Rußland wich einer näheren Erklärung aus. Holland, die italieniſchen Staaten, vor Allem aber die Schweiz ertheilten die genügendſten Antworten. Die Churfürſten von Trier und Mainz, auf deren Gebiete ſich die Auswanderer befanden, gaben ausweichende Antworten. Spanien, welches von Coblenzer Emiſſairen beſtürmt wurde, ſprach ſich nicht weiter darüber aus und erklärte, daß es von der Zeit erwarte, der Freiheit des Königs gewiß zu werden; nichtsdeſtoweniger verſicherte

es nichts unternehmen zu wollen, was die Ruhe des Königreichs ſtören könne.

Solche Antworten, von denen keine feindſelig war, die geſicherte Neutralität von Seiten Englands, die Unentſchloſſenheit Friedrich Wilhelms, Leopolds bekannte friedliche Geſinnung, alles deutete auf Frieden hin. Es läßt ſich nicht beſtimmen, was in Ludwig XVI. ſchwankender Seele dabei vorgieng, aber ſein Intereſſe, was dabei klar vor Augen lag, ſo wie die Furcht ſelbſt die ihm ſpäter der Krieg einflößte, machen es glaublich, daß auch er die Erhaltung des Friedens wünſchte. Mitten in dieſer allgemeinen Uebereinſtimmung beharrten die Auswanderer allein auf ihren kriegeriſchen Abſichten und Vorbereitungen. Sie ſtrömten fort und fort in Maſſe nach Coblenz; daſelbſt waren ſie eifrig beſchäftigt ſich zu bewaffnen, legten Magazine an, kauften auf den Märkten Vorräthe auf und bildeten Cadres, welche in der That nie vollzählig wurden, denn keiner von ihnen hatte ſonderliche Luſt Soldat zu werden; ſie theilten Militairgrade aus, welche zu kaufen waren, und wenn ſie auch in der That nichts Gefährliches unternahmen, ſo trafen ſie doch nichtsdeſtoweniger große Vorbereitungen, welche ſie ſelbſt für ſo furchtbar hielten, daß das franzöſiſche Volk vor ihnen erſchrecken müßte.

Die große Frage war hierbei: ob Ludwig XVI. ihnen günſtig geſinnt ſei oder nicht; aber es war kaum zu bezweifeln, daß er nicht für Anverwandte und Diener günſtig geſtimmt ſein ſollte, welche ſich bewaffneten um ihm ſeine alten Rechte wieder zu verſchaffen. Es hätte der größten Aufrichtigkeit bedurft, um ſie vom Gegentheile zu überzeugen; die Briefe des Königs an die Emigranten enthielten zwar die Einladung und ſelbſt den Befehl zur Rückkehr, aber man behauptete dagegen*), er unterhalte noch eine geheime Correſpondenz, welcher der öffentlichen ſchnurſtracks widerſpräche und ihre Wirkung wieder aufhebe. Man kann ohne Zweifel ſeine geheime Verbindungen mit Coblenz nicht in Abrede ſtellen; aber es iſt andrerſeits kaum zu glauben, daß Ludwig XVI. ſich ihrer bedient haben ſollte, um die an die Emigranten erlaſſenen öffentlichen Befehle zu widerrufen; ihre Rück

*) Siehe Note 26. am Ende des Bandes.

kehr lag vielmehr augenſcheinlich in ſeinem eigenen Intereſſe, denn ihre Gegenwart zu Coblenz konnte ihm nur von Nutzen ſein, inſofern ſie den Plan hatten den Kampf zu beginnen; es fürchtete aber damals Ludwig XVI. den Bürgerkrieg über Alles. Da er ſie nun nicht jenſeit des Rheins ſchlagfertig ſtehen laſſen wollte, ſo mochte er ſie lieber in ſeiner Nähe ſehen, damit ſie ihre Anſtrengungen zur Beſchützung ſeiner Perſon und ſeines Thrones mit denen der Conſtitutionellen vereinigten.

Ueberdis veranlaßte ihr Aufenthalt zu Coblenz ſtrenge Geſetze, welche der König nicht ſanctioniren wollte; ſeine Verweigerung der Sanction brachte ihn in Zwieſpalt mit der Verſammlung, und dieſer Gebrauch den er vom Veto machte, raubte ihm, wie wir ſehen werden, gänzlich die Gunſt des Volkes, welches ihn deshalb als einen Mitſchuldigen der Auswanderer betrachtete. Kaum läßt es ſich denken, daß die Triftigkeit dieſer Gründe, welche alle ſeine Miniſter theilten, nicht auch ihm eingeleuchtet haben ſollte; einſtimmig waren dieſe der Meinung, daß die Auswanderer, um die Perſon des Königs zu vertheidigen, zurückkehren müßten, wodurch die Aufregung beſchwichtigt und den Ruheſtörern jeder Vorwand genommen worden wäre. Dis war ſelbſt die Meinung Bertrand's von Molleville, deſſen Grundſätze doch nichts weniger als conſtitutionell waren: „Man mußte — ſagt er, durch alle nur mögliche Mittel des Königs Popularität zu heben ſuchen; das einflußreichſte und nützlichſte Mittel von allen aber war in dieſem Augenblick die Zurückberufung der Auswanderer, deren allgemein verlangte Rückkehr, der durch die Auswanderung gänzlich aufgelöſ'ten Partei der Royaliſten in Frankreich neues Leben gegeben haben würde, ſo daß dieſe Partei, überdis noch durch den Verruf in welchem damals die Verſammlung ſtand, gehoben, und durch die zahlreichen Ueberläufer der conſtitutionellen Partei ſo wie durch alle Mißvergnügte vergrößert, dann hinreichende Macht erlangen mußte, um eine mehr oder weniger nahe, aber unvermeidlich bevorſtehende Kriſe zu Gunſten des Königs zu entſcheiden.“

Ludwig XVI. erließ den Rathſchlägen ſeiner Miniſter ge-

mäß, an die Oberbefehlshaber des Landheers und an die Offizier der Marine Anmahnungen, um ihnen ihre Pflicht in das Gedächtniß zurückzurufen, und ſie auf ihren Poſten zurückzuhalten; alle dieſe Ermahnungen aber blieben fruchtlos, und die Deſertion ging ſo ununterbrochen ihren alten Gang, daß der Kriegsminiſter meldete, wie bereits neunzehn Hundert Offiziere deſertirt ſeien. Jetzt mußte die Nachſicht ein Ende haben und die Verſammlung beſchloß ſtrenge Maßregeln zu nehmen. Die conſtituirende Verſammlung hatte ſich in gleichem Falle begnügt, die öffentlichen Beamten, welche das Königreich verließen, ihrer Aemter zu entſetzen, und die Güter der Auswanderer mit dreifachen Steuern zu belegen, um ſo den Staat für die Dienſtleiſtungen, deren er durch ihre Entfernung verluſtig ging, zu entſchädigen; die neue Verſammlung aber brachte weit härtere Strafen in Vorſchlag. Zu dieſem Zwecke wurden ihr verſchiedene Plane vorgelegt. Briſſot wollte drei Klaſſen von Auswanderern unterſchieden wiſſen; die Anſtifter zur Deſertion, die öffentlichen Beamten welche ihre Stellen verließen, und endlich diejenigen, welche aus Furcht von dem Boden ihres Vaterlandes geflohen waren. Gegen die Erſteren, meinte er, müſſe man mit Strenge verfahren, die Andern aber verachten und beklagen.

Gewiß geſtattet es die Freiheit des Menſchen nicht, daß man ihn an den Boden feſſele; iſt man aber durch eine Menge von Umſtänden zu der Gewißheit gelangt, daß Bürger nur das Vaterland verlaſſen, um ſich außerhalb deſſelben zu vereinigen und ihm den Krieg zu machen, dann iſt es wohl erlaubt gegen ſo gefährliche Plane Vorſichtsmaßregeln zu treffen. — Die Discuſſion hierüber war ebenſo anhaltend als hartnäckig. Die Conſtitutionellen widerſetzten ſich allen vorgeſchlagenen Maßregeln mit der Behauptung, daß man ebenſo wie es ſtets ihre Vorgänger gethan, ſo vergeblichen Verſuchen nur Verachtung entgegenſetzen müſſe. Die entgegengeſetzte Partei trug aber den Sieg davon, und ein erſtes Decret wurde erlaſſen, worin Monſieur, der Bruder des Königs bedeutet wurde, binnen zwei Monaten zurückzukehren, widrigenfalls er ſeines Rechtes der eventuellen Erbfolge verluſtig würde. Ein zweites noch ſtrengeres Decret traf die Emigranten

im Allgemeinen und erklärte, daß die jenſeit der Grenzen des Königreichs verſammelten Franzoſen der Verſchwörung gegen Frankreich verdächtig ſeien; daß, im Falle ſie den nächſtfolgenden erſten Januar noch vereinigt wären, ſie, als der Verſchwörung wirklich ſchuldig erkannt, und demgemäß verfolgt und mit dem Tode beſtraft werden ſollten; endlich daß die Einkünfte der in Contumaz Verurtheilten, auf ihre Lebenszeit, unbeſchadet der Rechte der Frauen, Kinder und rechtmäßigen Gläubiger für Rechnung des Staats erhoben werden ſollten. (Decrete vom 28. Octbr. und 9. Nov.)

Da die Auswanderung an ſich keine ſtrafbare Handlung iſt, ſo war es ſchwierig, den Fall wo ſie es ward, genau zu beſtimmen. Das Geſetz konnte nichts weiter thun als im Voraus feſtſetzen, in welchem Falle ſie ſtrafbar wurde, und alle diejenigen, welche dis nicht ſein wollten, brauchten ihm nur zu gehorchen. Diejenigen, welche, von dem Zeitpunkte, von wo an ihre Abweſenheit aus dem Königreiche ein Verbrechen wurde, in Kenntniß geſetzt, demohngeachtet nicht zurückkehrten, erklärten ſich hierdurch ſelbſt für Verbrecher; diejenigen aber, welche ſich aus keiner feindlichen Abſicht und ohne irgend einen politiſchen Grund außerhalb des Königsreichs befanden, durften nur mit ihrer Rückkehr ſich beeilen, denn es war in der That ein ziemlich geringes Opfer für die Sicherheit des Staates, eine Vergnügungs = oder Geſchäftsreiſe etwas abzukürzen. Endlich ertheilte Ludwig XVI., um die National-Verſammlung ſo wie die öffentliche Meinung zufrieden zu ſtellen, dem Decrete, welches Monſieur die Rückkehr bei dem Verluſte ſeines Regentſchaftsrechts anbefahl, ſeine Zuſtimmung, fügte aber dem Geſetze gegen die Auswanderer ſein Veto bei. Die Miniſter erhielten den Auftrag, ſich in corpore in die National-Verſammlung zu begeben, um ſie von dem Willen des Königs in Kenntniß zu ſetzen. (Sitzung vom 12. Nov.) Sie verlaſen zuerſt verſchiedene Decrete, welche die königliche Zuſtimmung erhalten hatten; als endlich das Emigrantengeſetz an die Reihe kam, verbreitete ſich das tiefſte Stillſchweigen in der Verſammlung, und kaum daß der Siegelbewahrer die offizielle Formel ausgeſprochen hatte: Der König wird es in Erwägung ziehen, — ſo that

ſich auch von allen Seiten lautes Mißvergnügen kund. Der Miniſter hatte zugleich das nackte Veto motiviren wollen; aber eine Menge Stimmen erhoben ſich dagegen und erklärten demſelben, daß die Conſtitution dem Könige nur das einfache Recht der Verwerfung, nicht aber auch das, dieſe Oppoſition zu motiviren zugeſtehe. Der Miniſter mußte ſich in deſſen Folge zurückziehen und hinterließ die größte Erbitterung. Dieſen erſten Wiederſtand, welchen der König gegen die Verſammlung zeigte, führte einen entſcheidenden Bruch herbei, und obgleich er das Decret, welches ſeinen Bruder der Regentſchaft beraubte, beſtätigt hatte, ſo ſah man demohngeachtet in ſeiner Verwerfung des zweiten Decrets ein Zeichen ſeiner Hinneigung zu den Inſurgenten zu Coblenz. Man erinnerte ſich, daß er ihr Verwandter, ihr Freund und gewiſſermaßen ihr Theilnehmer ſei, und zog daraus den Schluß, daß es ihm unmöglich würde, ſich einer Verbindung mit ihnen gegen die Nation zu enthalten.

Den Tag darauf veröffentlichte Ludwig XVI. eine Proclamation an die Emigranten und zwei beſondere Sendſchreiben an ſeine beiden Brüder. Die Gründe, welche er darin gegen die Erſteren und gegen die Letztern aufſtellte, waren vortrefflich und ſchienen aus voller Ueberzeugung gefloſſen zu ſein: er forderte ſie auf durch ihre Rückkehr das Mißtrauen zu beſeitigen, welches Uebelwollende ſo eifrig ausbreiteten; er bat ſie, ihn nicht zur Anwendung gewaltſamer Maßregeln gegen ſie zu nöthigen, und ſtellte ihnen in Bezug auf ſeine angebliche Gefangenſchaft, womit ſie ihren Ungehorſam zu beſchönigen ſuchten, zum Beweiſe des Gegentheils das Veto auf, welches er eben zu ihren Gunſten eingelegt hatte. *) Dem ſei nun wie ihm wolle, dieſe Gründe brachten weder in Coblenz noch in Paris den vielleicht gewünſchten Erfolg hervor. Die Auswanderer kehrten nicht zurück, und die National-Verſammlung fand den Ton, in welchem die Proclamation abgefaßt war, zu mild, und beſtritt der vollſtreckenden Gewalt ſelbſt das

*) Siehe Note 27 am Ende des Bandes.

Recht, eine ſolche zu erlaſſen. Man war in der That viel zu erbittert, als daß man ſich mit einer bloßen Proclamation begnügen, und wohl gar es hätte gut heißen können, daß der König den weit wirkſameren Zwangsmitteln, welche man eben beſchloſſen hatte, eine ſo unnütze Maßregel beigeſelle.

Zur ſelben Zeit hatte Ludwig XVI. eine abermalige Probe dieſer Art zu beſtehen, welche von einem gleich unſeligen Erfolge begleitet war. Die erſten Religionsunruhen waren im Weſten ausgebrochen, und die conſtituirende National-Verſammlung hatte darauf zwei Commiſſarien dorthin abgeſchickt, deren einer der nachher ſo berühmte Girondiſt Genſonné war. Ihr Bericht darüber erfolgte an die geſetzgebende Verſammlung und erfüllte dieſelbe, obgleich er ſich ſehr gemäßigt ausſprach, mit großem Unwillen. Wie man ſich noch erinnern wird, hatte die conſtituirende Verſammlung diejenigen Prieſter, welche ſich weigerten den Eid zu leiſten, ihrer Aemter enthoben, ihnen aber demohngeachtet eine Penſion und die Freiheit gelaſſen, ihren Cultus privatim auszuüben. Seit der Zeit hatten dieſe das Volk unaufhörlich gegen ihre beeideten Collegen aufgewiegelt, ſie ihm als Gottloſe geſchildert, deren Meßdienſt nichtig und heillos ſei, und die Landleute große Strecken weit mit ſich fortgezogen, um ihnen Meſſe zu leſen. Dieſe Letztern wurden erbittert, daß in ihren Kirchen ein Cultus ſtattfand, den ſie für gottlos hielten, während ſie den, nach ihrer Meinung allein heiligen, ſo weit zu ſuchen genöthigt waren. Oft auch vergriffen ſie ſich an die vereideten Prieſter und deren Anhänger und der Bürgerkrieg ſtand vor der Thür. *) Neue Anzeigen wurden deshalb der National-Verſammlung gemacht, welche die Gefahr als noch größer bezeichneten, daher beſchloß ſie gegen dieſe neuen Feinde der Conſtitution ähnliche Maßregeln zu ergreifen, wie ſie deren ſchon gegen die bewaffneten überrheiniſchen Widerſacher angewendet hatte, und dabei die Geſinnungen des Königs nochmals auf die Probe zu ſtellen.

Die conſtituirende Verſammlung hatte allen Prieſtern den Civileid auferlegt. Diejenigen, welche ſich denſelben

---

*) Man ſehe Note 28. am Ende des Bandes.

zu leiſten weigerten, verloren ihre Eigenſchaft als Diener des öffentlichen, vom Staate unterhaltenen Cultus, behielten aber ihre Penſionen als Geiſtliche, und die Freiheit im Stillen ihren Gottesdienſt zu halten. Nichts konnte ſchonender und gemäßigter als dieſe Art Repreſſivmaßregel ſein. Die legislative National-Verſammlung aber verlangte nun nochmals den Eid und nahm denen, welche ihn verweigerten, jedwede Beſoldung. Da ſie überdis ihre Freiheit zur Erregung des Bürgerkriegs mißbrauchten, ſo befahl ſie, daß ſie je nach ihrer Aufführung von einem Orte zum andern verſetzt, und im Falle ſie bei ihrem Ungehorſam beharrten, ſelbſt zu Gefängnißſtrafe verurtheilt werden ſollten. Endlich verbot ſie ihnen auch die freie Ausübung des Privatgottesdienſtes und befahl, daß ihr von Seiten der Verwaltungsbehörden ein Verzeichniß derſelben mit beigefügten Anmerkungen über ihr Betragen eingeſandt werden ſolle. (Decret vom 29. November.) Dieſe, ſo wie die eben gegen die Auswanderer erlaſſenen Maßregeln hatte ihren Urſprung in der Furcht, welche ſich gewöhnlich bedrohter Regierungen bemächtigt und ſie zwingt, ſich mit übertriebener Vorſicht zu umſchanzen. Nicht mehr die wirkliche Thatſache war es, welche ſie ſtrafte, ſie verfolgte ſchon einen blos präſumirten Angriff, und ihre Maßregeln mußten daher allerdings oft eben ſo willkührlich und grauſam wie der Verdacht ſelbſt ſein.

Die in Paris zurückgebliebenen Biſchöfe und Prieſter hatten Verbindungen mit dem Könige unterhalten und kamen alsbald mit einer Denkſchrift gegen dieſes Decret bei ihm ein. Der bereits von Zweifeln beunruhigte König, welcher ſich über ſeine Beſtätigung des Decrets der conſtituirenden Verſammlung noch fortwährend Vorwürfe machte, bedurfte keiner beſondern Ermuthigung, um dismal ſeine Sanction zu verweigern. „Was dieſes betrifft, ſagte er, als er ſich über das neue in Vorſchlag gebrachte Decret äußerte, ſo wird man mir eher das Leben nehmen als mich zur Beſtätigung deſſelben nöthigen können.“ Die Miniſter waren ſo ziemlich derſelben Meinung. Auch Barnave und Lameth, welche der König dann und wann um ihre Meinung befragte, riethen ihm, die Sanction zu verweigern, fügten aber dieſem Rathe noch andere Rathſchläge bei, zu de-

ren Befolgung ſich der König nicht enſchließen konnte. Nach ihrer Meinung ſollte er nämlich ſich zwar dem Decrete widerſetzen, dagegen aber, um keine Zweifel über ſeine Geſinnungen zu laſſen, alle Prieſter, welche den Eid verweigerten, von ſeiner Perſon entfernen, und ſeine Capelle nur aus conſtitutionellen Geiſtlichen zuſammenſetzen. Aus allen dieſen ihm ertheilten Rathſchlägen aber nahm der König nur dasjenige an, was darin mit ſeiner Schwäche oder ſeiner Frömmigkeit harmonirte. Dúport-Dútertre, Siegelbewahrer und Organ der Conſtitutionellen im Miniſterium, wußte darin ihre Anſichten geltend zu machen, und als der Staatsrath zur großen Zufriedenheit Ludwig XVI. ſich für die Anwendung des Veto ausgeſprochen hatte, fügte er das Gutachten bei, daß es paſſend ſein würde die Perſon des Königs mit unverdächtigen Prieſtern zu umgeben. Bei dieſem Vorſchlage zeigte aber der ſonſt ſo beugſame Ludwig XVI. eine unbeſiegbare Hartnäckigkeit und behauptete, daß die, mittelſt Decretes aller Welt nachgelaſſene Freiheit des Gottesdienſtes auch ihm ſo gut wie ſeinen Unterthanen zukommen, und ihm die Freiheit zuſtehen müſſe, ſich nach Belieben mit Prieſtern die ihm zuſagten, zu umgeben. Man beſtand nicht weiter darauf, und ohne noch die Verſammlung für jetzt davon zu unterrichten, wurde das Veto beſchloſſen.

Die conſtitutionelle Partei, welcher ſich der König in dieſem Augenblicke in die Arme geworfen zu haben ſchien, lieh ihm eine neue Stütze in dem Departement-Directorium. Dieſes Directorium beſtand aus den angeſehenſten Mitgliedern der conſtituirenden Verſammlung, dem Herzoge von Larochefoucault, dem Biſchof von Autun, Baumetz, Desmeuniers, Anſons und Andern, und richtete nicht in der Eigenſchaft als Verwaltungsbehörde, ſondern als ein Verein von Bittſtellern an den König eine Petition, in welcher ſie ihn erſuchte, dem Decrete gegen die Prieſter das Veto beizuſetzen. „Die National-Verſammlung — ſagte die Petition — hat ſicher das Gute gewollt, und es iſt uns eine angenehme Pflicht, ſie hier vor ihren ſtrafbaren Läſterern in Schutz zu nehmen; aber eine an ſich ſo löbliche Abſicht hat ſie zu Maßregeln ver-

leitet, welche weder die Conſtitution, noch die Rechte der Geiſtlichkeit, noch die Klugheit erlauben ..... Sie will für alle unbeamtete Geiſtliche die Auszahlung ihrer Penſionen von der Leiſtung des Civileides abhängig machen, während dem doch die Conſtitution ausdrücklich und buchſtäblich dieſe Penſionen in die Reihe der Nationalſchulden geſetzt hat. Kann aber nun die Bedingung einen gewiſſen Eid zu leiſten, wohl den Rechtstitel einer anerkannten Schuld aufheben? Die conſtituirende Verſammlung hat gethan, was ſie bei den unbeeideten Prieſtern thun durfte; als ſie ſich des vorgeſchriebenen Eides weigerten, entſetzte ſie dieſelben ihrer Aemter, gewährte ihnen aber zum Erſatze für den verlorenen Beſitz mindeſt eine Penſion .... Die geſetzgebende Verſammlung aber will, daß die Geiſtlichen, welche den Eid nicht geleiſtet oder ihn widerrufen haben, bei ausbrechenden Religionsunruhen proviſoriſch entfernt, und im Fall ſie dem gerichtlich ausgefertigten Befehle nicht Folge leiſten, eingekerkert werden ſollen. Aber hieße das nicht das Syſtem der willkührlichen Ordonnanzen wieder einführen, wenn man erlauben wollte, denjenigen, welcher noch keiner Widerſpänſtigkeit gegen irgend ein Geſetz überwieſen iſt, erſt mit Ausweiſung und dann auch noch mit Gefängniß zu ſtrafen?..... Die National-Verſammlung verbietet allen denen, welche ſich weigern den Civileid zu ſchwören, das Bekenntniß ihres Cultus ..... Nein, dieſe Freiheit kann Niemandem entzogen werden; ſie iſt für immer durch die Erklärung der Menſchenrechte geheiligt .....“ Dieſe Gründe waren ohne Zweifel vortrefflich; aber nicht mit Gründen hebt man den Groll und die Beſorgniſſe der Parteien, und wie konnte man in der That die Verſammlung überzeugen wollen, daß es hartnäckigen Prieſtern geſtattet ſein müſſe, Unruhen und Bürgerkrieg zu erregen? — Das Directorium wurde dieſer Bittſchrift wegen vielſeitig geſchmäht, und ſeine Petition an den König durch eine Menge anderer, an den geſetzgebenden Körper gerichteter, bekämpft. Eine der kühnſten darunter, in welcher ſich bereits die geſteigerte Heftigkeit der Sprache und die Nichtachtung aller bisher gegen die Autoritäten und den König beobachteten Anſtandsregeln bemerkbar machte, überreichte Camille Desmoulins an der Spitze einer Section. Er erklärte darin der Verſammlung,

daß es eines großen Beiſpiels bedürfe...., daß das Directorium in Anklageſtand verſetzt werden ..... daß man vor Allem die Rädelsführer verfolgen ..... daß man die Verſchwörer vor den Kopf ſchlagen und ſie mit dem Donner des Geſetzes vernichten müſſe.....; daß die Kraft des königlichen Veto ihre Grenze habe, und daß man mit einem Veto nicht die Erſtürmung der Baſtille habe verhindern können... u. ſ. w.

Ludwig XVI., entſchloſſen ſeine Sanction zu verweigern, nahm indeß noch Anſtand dis der Verſammlung zu eröffnen. Er wollte erſt durch einige Handlungen die öffentliche Meinung gewinnen, und wählte deshalb ſeine Miniſter aus der conſtitutionellen Partei. Montmorin, ſeiner mühſamen Amtsführung unter der conſtituirenden Verſammlung und ſeiner beſchwerlichen Unterhandlungen mit allen Parteien überdrüſſig, hatte ſich, um nicht den Stürmen einer neuen Verſammlung ausgeſetzt zu ſein, trotz der inſtändigen Bitten des Königs zurückgezogen. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, ſchon von Mehreren ausgeſchlagen, wurde endlich von Deleſſart gegen das des Innern vertauſcht. Deleſſart, ein unbeſcholtener und aufgeklärter Mann, ſtand unter dem Einfluſſe der Conſtitutionellen oder der Feuillants; er war aber zu ſchwach, um den Willen des Königs zu beſtimmen und gegen die auswärtigen Mächte und die Factionen im Innern eine ehrfurchtgebietende Stellung einzunehmen. Cahier de Gerville, ein erklärter Patriot, aber zu unbeugſam und abgeſchloſſen, um Andere mit ſich fortzureißen, erhielt, um abermals der öffentlichen Meinung entgegenzukommen, das Portefeuille des Innern. Narbonne, ein junger, eifrig conſtitutionell geſinnter Mann voll glühender Thätigkeit, welcher ſich auch beliebt zu machen verſtand, überkam durch die damals das Miniſterium bildende Partei, die Kriegsverwaltung, und hätte einen heilſamen Einfluß auf den Staatsrath ausüben und die Verſammlung mit dem Hofe ausſöhnen können, wäre ſeinem Streben nicht der contrerevolutionaire Miniſter Bertrand de Molleville, welchen der Hof allen Andern vorzog, feindlich entgegengetreten. Bertrand de Molleville verabſcheute die Conſtitution, verſteckte ſich künſtlich hinter die Worte derſelben, um ihren Geiſt anzu-

greifen und wollte durchaus, daß es der König verſuche, ſie in Ausführung zu bringen, „jedoch auf eine Weiſe, wie er ſich ausdrückte, daß ſie ſich dadurch als unausführbar zeige.“ Der König konnte ſich zu ſeiner Entlaſſung nicht entſchließen, und verſuchte es demnach mit dieſem fremdartig zuſammengeſetzten Miniſterium ſeine Regierung fortzuſetzen. Nachdem er der öentlichen Meinung durch ſeine Wahl zu ſchmeicheln geſucht hatte, ſtrebte er auch noch durch andere Mittel dieſelbe noch mehr zu gewinnen, und zeigte ſich ſcheinbar allen diplomatiſchen und militairiſchen, gegen die überrheiniſchen Umtriebe in Vorſchlag gebrachten Maßregeln geneigt. Inzwiſchen verkündeten die Nachrichten der Grenz- Munizipalitäts- und Departementsbehörden, ſo wie die Berichte der Handelsreiſenden, welche vom Rheine kamen, daß der Vicomte von Mirabeau, Bruder jenes berühmten Mitgliedes der conſtituirenden Verſammlung, an der Spitze von ſechs Hundert Mann im Biſthum Straßburg ſtehe; daß auf dem Gebiete des Churfürſten von Mainz, nahe bei Worms, ſich zahlreiche Corps von Flüchtlingen unter den Befehlen des Prinzen von Condé geſammelt hätten; daß ſich deren auch zu Coblenz und im ganzen Churfürſtenthum Trier zerſtreut fänden; daß man ſich bereits Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten gegen Franzoſen erlaubt, und endlich, daß an den General Wimpfen die Aufforderung ergangen ſei, Neu-Breiſach zu übergeben. Dieſe Nachrichten in Verbindung mit den bereits offenkundigen, erbitterten die Verſammlung im höchſten Grade, und alsbald wurde ein Decretsentwurf in Vorſchlag gebracht, welcher die Churfürſten zur Entwaffnung der Auswanderer auffordern ſollte. Man ſetzte die Entſcheidung auf zwei Tage aus, damit ſie nicht zu übereilt erſcheine; nach Ablauf dieſer Friſt nahm die Berathung ihren Anfang. Der Deputirte Isnard nahm zuerſt das Wort: er machte auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, die Ruhe des Königreichs nicht auf vorübergehende, ſondern auf eine dauernde Weiſe herzuſtellen, und zu dieſem Zwecke mit ſtrengen und nachdrücklichen Maßregeln hervorzutreten, welche ganz Europa von den patriotiſchen Entſchließungen Frankreichs Zeugniß geben könnten. „Fürchten Sie nicht, ſprach er, hierdurch

den Krieg mit den großen Mächten hervorzurufen; das eigene Intereſſe hat bereits über die Abſichten derſelben entſchieden; Ihre Maßregeln werden die Geſinnungen derſelben nicht ändern, ſondern ſie nur nöthigen, ſich näher zu erklären..... Das Benehmen des Franzoſen muß ſeiner neuen Beſtimmung entſprechen; Sclave unter Ludwig XIV. war er nichtsdeſtoweniger groß und unerſchrocken; jetzt frei, ſollte er ſchwach und furchtſam ſein? Man irrt, ſagt Montesquieu, wenn man glaubt, ein Volk im Aufſtande ſei leicht zu überwältigen; im Gegentheil iſt es um ſo gerüſteter, andere zu beſiegen. (Beifall.) Man ſchlägt Ihnen einen Vergleich vor! Man will die königlichen Vorrechte, man will die Macht des Königs vermehren, eines Mannes, deſſen Wille dem der ganzen Nation Schach bieten kann, eines Mannes, welcher dreißig Millionen Einkünfte bezieht, während Tauſende von Bürgern im Elende verſchmachten! (Neuer Beifall.) Man will den Adel wieder einführen! Und würden alle Adelige der Erde uns auf einmal anfallen, — die Franzoſen, in der einen Hand das Gold, in der andern das Eiſen, werden dieſes hochmüthige Geſchlecht bekämpfen und es zwingen die Strafe der Gleichheit zu erdulden. Reden Sie zu den Miniſtern, zu dem Könige und zu Europa die Sprache, welche Frankreichs Repräſentanten geziemt; ſagen Sie den Miniſtern, daß Sie von ihrem bisherigen Benehmen eben nicht ſonderlich zufrieden geſtellt wären, und daß Sie unter „Verantwortlichkeit" den Tod verſtänden. (Anhaltender Beifall.) Sagen Sie Europa, daß Sie die Verfaſſungen aller Reiche achten, daß Sie aber, wenn man einen Krieg der Könige gegen Frankreich erregt, einen Krieg der Völker gegen die Könige erregen würden! (Abermaliger Beifall.) Achten Sie, achten Sie meinen Enthuſiasmus, es iſt der der Freiheit! Sagen Sie, daß die Schlachten, welche ſich die Völker auf Geheiß der Despoten liefern, den Schlägen gleichen, welche ſich zwei Freunde, von einem hinterliſtigen Anſtifter dazu verleitet, in der Dunkelheit verſetzen! Sobald der Tag erſcheint, umarmen ſie ſich und rächen ſich an dem, der ſie betrog. Ebenſo werden, wenn in dem Augenblicke, wo die feindlichen Heere ſich mit den unſeren meſſen wollen, die Philoſophie ihnen die Augen öffnet,

die Völker ſich umarmen im Angeſicht der entthronten Tyrannen, der beruhigten Erde und des befriedigten Himmels!“ (Sitzung von 29. Nov.)

Der Enthuſiasmus, welchen dieſe Worte hervorriefen, war ſo groß, daß man ſich zu dem Redner drängte, um ihn zu umarmen; auf der Stelle wurde das von ihm unterſtützte Decret angenommen, und Herr von Vaublanc beauftragt, es dem Könige, an der Spitze einer Deputation von vier und zwanzig Mitgliedern zu überreichen. In dieſem Decrete erklärte die Verſammlung, daß nach ihrem Dafürhalten die Reichsfürſten von Trier und Mainz und die andern deutſchen Reichsfürſten ohne Aufſchub aufgefordert werden müßten, den ſich an der Grenze bildenden Verbindungen ſofort ein Ziel zu ſetzen, und ſie erſuchte zu gleicher Zeit den König, die für die nöthige Schadloshaltung der in Elſaß angeſeſſenen Fürſten bereits eingeleiteten Unterhandlungen zu beſchleunigen. Herr von Vaublanc begleitete zur großen Zufriedenheit der Verſammlung, dieſes Decret mit einer zwar beſcheidenen, aber feſten und von der Verſammlung ſehr belobten Rede: „Sire, ſprach er, wenn ſich die durch Widerruf des Edictes von Nantes aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzoſen unter dem Schutze der deutſchen Fürſten an der Grenze bewaffnet verſammelt hätten, Sire, wir fragen Sie, wie würde ſich Ludwig XIV. dabei benommen, würde er dieſe Verſammlungen geduldet haben? Was Er für ſein königliches Anſehen damals gethan haben würde, dis möge Eure Majeſtät jetzt für die Aufrechthaltung der Conſtitution thun!“

Ludwig XVI., wie bereits erwähnt, entſchieden den üblen Eindruck des Veto durch volksthümliche Handlungen wieder zu verwiſchen, beſchloß ſich ſelbſt in die Verſammlung zu verfügen und ihre Botſchaft mit einer möglichſt befriedigenden Rede in eigener Perſon zu beantworten. Dis erfolgte auch den 14. December Abends, nachdem er des Morgens durch ein einfaches Billet ſeine Ankunft angekündigt hatte. Tiefes Stillſchweigen empfing ihn; die Botſchaft der Verſammlung, ſprach er, erfordere die genaueſte Erwägung, weshalb er, zumal da in dieſem Falle die Ehre Frankreichs auf der Spitze ſtehe, es für nöthig

erachtet habe, perſönlich zu erſcheinen; er theile die Geſinnungen der Verſammlung vollkommen, habe aber aus Scheu vor den Uebeln des Krieges die verirrten Franzoſen im Guten auf den rechten Weg zurückzuführen verſucht; da jedoch alle glimpflichen Vorſtellungen nichts gefruchtet, ſo ſei er dem Auftrage der Verſammlung zuvorgekommen und habe den Churfürſten bereits angedeutet, daß ſie, im Fall nicht vor dem 15. Januar jedwede Zuſammenrottung aufgehört habe, als Feinde Frankreichs betrachtet werden ſollten; ferner habe er auch in einem Schreiben an den Kaiſer, deſſen Intervention in ſeiner Eigenſchaft als Reichsoberhaupt reclamirt, und werde, im Falle keine Genugthuung erfolge, die Kriegserklärung beantragen. Zum Schluß erklärte er alle Verſuche, ihm Abneigung gegen die Ausübung ſeiner Autorität einzuflößen, für vergeblich, da er ſtets die Conſtitution als ein heilig anvertrautes Gut beachten werde, und zu tief das große Glück empfinde, der König eines freien Volkes zu ſein."

Lebhafter Beifall folgte dem vorherigen Stillſchweigen, und entſchädigte den König für den bei ſeinem Eintritte ihm zu Theil gewordenen Empfang. Da die Verſammlung am Morgen decretirt hatte, ihm durch eine Botſchaft ihre Antwort mitzutheilen, ſo konnte ſie ihm nicht auf der Stelle ihre dankbare Zufriedenheit über das Gehörte bezeugen, ſie beſchloß dafür ſeine Rede in alle drei und achtzig Departements zu vertheilen. Hierauf trat Narbonne ein, um die Verſammlung von den Mitteln in Kenntniß zu ſetzen, womit man den, den Mächten gemachten Vorſtellungen den gehörigen Nachdruck zu geben vermöge. Hundert und funfzig Tauſend Mann ſollten am Rhein aufgeſtellt werden, was, wie er meinte, nicht ſchwierig ſei, und drei Generäle das Commando derſelben übernehmen: Luckner, Rochambeau und Lafayette. Bei dieſem letzten Namen erhob ſich Beifallgeſchrei. Narbonne bemerkte noch, daß er alsbald abgehen werde die Grenzen zu beſichtigen, den Zuſtand der feſten Plätze zu unterſuchen, und überhaupt auf alle Vertheidigungsanſtalten die größte Thätigkeit zu wenden, und daß ohne Zweifel die Verſammlung hiezu die nöthigen Fonds bewilligen und um die Freiheit nicht markten wer-

de. „Nein, nein!" rief man von allen Seiten. Zum Schluß fragte er die Verſammluug, ob ſie, trotz dem, daß die geſetzliche Zahl der Marſchälle vollſtändig ſei, dem Könige nicht geſtatten wolle, dieſen Grad auch den beiden andern, mit der Rettung des Vaterlandes beauftragten Generalen, Luckner und Rochambeau zu ertheilen? Die Verſammlung ſprach durch Acclamation ihre Zuſtimmung hiezu und ihre vollkommene Zufriedenheit mit dem Eifer des jungen Miniſters aus. — Durch ein ſolches fortgeſetztes Benehmen konnte Ludwig XVI. allein die Volksgunſt erlangen und die Republikaner gewinnen, welche nur darum eine Republik wollten, weil ſie einen König für unfähig hielten, die Freiheit zu lieben und zu vertheidigen.

Er benutzte auch alsbald die in Folge dieſer Maßregeln eingetretene Zufriedenheit, um das dem Decrete gegen die Prieſter beigefügte Veto zu veröffentlichen. Abſichtlich hatte man ſchon am Morgen in den Journalen die Abſetzung der alten, des Ariſtokratismus verdächtigen, diplomatiſchen Agenten, und die Ernennung der neuen an ihrer Stelle bekannt gemacht. In Folge dieſer Vorſorge wurde die Botſchaft ohne Murren aufgenommen; die Verſammlung hatte ſie bereits erwartet, und der Eindruck, den ſie machte, war nicht ſo ungünſtig, als man gefürchtet. Man ſieht, welche unendliche Rückſichten der König bei der Ausübung ſeiner Prärogative zu beobachten hatte, und welcher Gefahr er dabei ausgeſetzt war. Doch würde er wohl, ſelbſt wenn die conſtituirende Verſammlung, der man ſein Verderben Schuld gab, weil ſie ihn in ſeiner Macht allzu ſehr beſchränkte, ihm das abſolute Veto zugeſtanden hätte, würde er wohl deshalb mächtiger geweſen ſein? War nicht das ſuspenſive Veto hier von gleicher Wirkung wie das abſolute? Fehlte es dem Könige an legaler Macht oder an der Macht der öffentlichen Meinung? Der Erfolg ſelbſt lehrt es augenſcheinlich; nicht der Mangel an hinreichender Prärogative ſtürzte Ludwig XVI., ſondern der unbedachtſame Gebrauch der ihm verbliebenen ......

Die der Verſammlung verheißene Thätigkeit ermattete nicht, und ohne Unterbrechung folgten ſich die Anträge wegen der Kriegskoſten und der Ernennung oer beiden Marſchälle Luck-

ner und Rochambeau. Lafayette wurde der Einſamkeit entriſſen, in welcher er von den dreijährigen Anſtrengungen ausruhen wollte, und er erſchien vor der Verſammlung, welche ihn mit Auszeichnung empfing. Bataillone der Nationalgarde geleiteten ihn bei ſeiner Abreiſe aus Paris, und Alles gab ihm die Ueberzeugung, daß der Name Lafayette's noch nicht vergeſſen ſei, und daß man ihn noch immer als einen der Gründer der Freiheit betrachte. Indeß wollte Kaiſer Leopold, der von Natur den Frieden liebte, den Krieg nicht, weil er wohl erkannte, daß derſelbe ſeinen Intereſſen nicht diene; er wünſchte aber einen Congreß, unterſtützt von einer anſehnlichen Streitmacht, um ſo deſto leichter einen Vergleich und einige Modificationen in der Conſtitution zu ermitteln. Die Emigranten wollten dieſe aber nicht modifiziren, ſondern vernichten; der einſichtvollere und beſſer unterrichtete Kaiſer ſah jedoch ein, daß man den neuen Ideen nachgeben und ſich damit begnügen müſſe, dem Könige mindeſt einige Prärogative wieder zu verſchaffen und durch Errichtung zweier Kammern ſtatt einer, der jetzigen Zuſammenſetzung des geſetzgebenden Körpers ein Ende zu machen. *) Dieſes letztere Project fürchtete man am meiſten, und machte deshalb der Partei der Feuillants oder der Conſtitutionellen vielfach Vorwürfe. Gewiß iſt es, daß, wenn dieſe Partei in den erſten Zeiten der conſtituirenden Verſammlung die Einführung einer erſten Kammer verwarf, weil ſie mit Recht fürchtete, der Adel werde ſich ausſchließlich in den Beſitz derſelben ſetzen, ihre Beſorgniß jetzt nicht mehr dieſelbe war: ſie hegte im Gegentheil die gegründete Hoffnung, dieſelbe beinah ganz allein einzunehmen; zudem hätten viele ehemalige Mitglieder der conſtituirenden National-Verſammlung, welche jetzt in ein Nichts zurückgeſunken waren, hier Gelegenheit gefunden wieder auf den politiſchen Schauplatz zu treten. Lag daher eine ſolche Erſte Kammer auch nicht in ihren Planen, ſo lag ſie doch wenigſtens in ihrem Intereſſe; und ſo viel iſt gewiß, daß die Journale öfters davon ſprachen, und ſich das Gerücht von deren Einführung überall verbreitete. Wie reißend war bis jetzt die Revolution vorgeſchritten!

---

*) Siehe Note 29. am Ende des Bandes.

Die dermalige rechte Seite beſtand aus den Mitgliedern der ehemaligen Linken, und der gefürchtetſte und gehäſſigſte Frevel war nicht mehr die Rückkehr zur alten Verwaltungsform, ſondern die Errichtung einer Erſten Kammer. Welch ein Unterſchied gegen das Jahr 1789, und wie allgewaltig hatte ein thörigter Widerſtand nicht die Ereigniſſe beſchleunigt!

Leopold ſah demnach hierin für Ludwig XVI. die einzige mögliche Verbeſſerung ſeiner Lage. Unterdeß war es ſeine Abſicht, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und ohne mit Frankreich zu brechen, ihm durch Feſtigkeit, Achtung zu gebieten: er verfehlte aber ſeinen Zweck durch die Antwort, welche er ertheilte. In derſelben notifizirte er nämlich die Beſchlüſſe des Reichstags zu Regensburg, welche den in Elſaß anſäſſigen Fürſten irgend eine Entſchädigung anzunehmen verboten. Nichts war lächerlicher als ein ſolcher Beſchluß, denn auf einem, unter einer und derſelben Herrſchaft begriffenen Gebiet müſſen auch dieſelben Geſetze gelten; beſaßen daher die Reichsfürſten Ländereien in Frankreich, ſo mußten ſie ſich auch die Aufhebung der Feudalrechte gefallen laſſen, und die conſtituirende National-Verſammlung hatte ſchon viel gethan, daß ſie ihnen dafür Entſchädigungen bewilligte. Da mehrere unter ihnen bereits in dieſer Beziehung Unterhandlungen angeknüpft hatten, ſo annulirte der Reichstag Alles, worüber ſie übereingekommen und verbot ihnen, irgend einen Vergleich einzugehen, undd as Reich erkannte demnach dieſer Erklärung zufolge, in Bezug auf ſich die Revolution nicht an. Was die Verbindungen der Auswanderer betraf, ſo antwortete Leopold, ohne ſich über eine Störung derſelben zu erklären, Ludwig dem XVI., daß er, da der Churfürſt von Trier nach den Mittheilungen der franzöſiſchen Regierung ſich auf nahe Feindſeligkeiten gefaßt machen müſſe, dem General Bender Ordre ertheilt habe, ihm ſchnelle Hilfe zu leiſten.

Dieſe Antwort konnte nicht übler gewählt ſein, denn ſie nöthigte Ludwig XVI., um ſich nicht blos zu ſtellen, ernſte Maßregeln zu ergreifen und den Krieg zu erklären. Delesſart wurde alsbald an die National-Verſammlung abgeſchickt, um ſie von der erhaltenen Antwort in Kenntniß zu ſetzen und ihr das Erſtaunen an den Tag zu legen, in welches Leopolds

Benehmen den König verſetzt habe. Der Miniſter verſicherte, man müſſe aller Wahrſcheinlichkeit nach, den Kaiſer hintergangen, und ihm fälſchlich berichtet haben, daß der Churfürſt allen Anforderungen an einen guten Nachbar nachgekommen ſei, und theilte hierauf zugleich die an Leopold zurückerfolgte Antwort mit. Man hatte ihm darin erklärt, daß man, ungeachtet ſeiner Antwort und der dem Marſchall Bender ertheilten Ordres, im Fall die Churfürſten zu dem vorgeſchriebenen Termine, nämlich bis zum 15. Januar, dem Begehren Frankreichs nicht gewillfahrt hätten, die Waffen gegen ſie ergreifen würde. „Wenn dieſe Declaration, ſagte Ludwig XVI. in ſeinem Briefe an die National-Verſammlung vom 31. December, nicht die gehoffte Wirkung hervorbringt, und Frankreich beſtimmt ſein ſoll, ſeine eignen Kinder und Verbündeten zu bekämpfen, ſo werde ich Europa die Gerechtigkeit unſerer Sache kennen lehren; das franzöſiſche Volk wird ſie durch ſeinen Muth aufrecht erhalten und die Nation erkennen, daß ich kein anderes Intereſſe als das ihrige habe, und die Aufrechthaltung ihrer Würde und Sicherheit ſtets als die weſentlichſte meiner Pflichten betrachten werde.“ Dieſe Worte, durch welche ſich der König in der gemeinſamen Gefahr mit der Nation zu vereinigen ſchien, wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, und die betreffenden Actenſtücke an das diplomatiſche Corps abgegeben, um darüber der National-Verſammlung ſchnell Bericht zu erſtatten.

Noch einmal wurde die Königin in der Oper wie in den Tagen ihres Glanzes und ihrer Macht mit Beifallruf empfangen, und ſie erzählte bei ihrer Zurückkunft voll Freude ihrem Gemahle den ihr wie ehemals gewordenen Empfang; dis waren aber die letzten Ehrenbezeugungen, welche ihr von einem, die königliche Gnadenſonne einſt abgöttiſch verehrendem Volke zu Theil wurden. Jenes Gefühl der Gleichheit, welches ſo lange Zeit in dem Menſchen bewußtlos ſchlummert, und erwacht es wieder, dann ſo verheerend aufbrauſ't, bekundete ſich bereits auf allen Seiten. Man ſtand am Ende des Jahres 1791; die National-Verſammlung hob das alte Ceremoniel des Neujahrstags auf, und entſchied, daß die an dieſem feierlichen Tage dem Könige ſeither dargebrachten Huldigungen ins Künftige wegfallen

ſollten. Faſt zur ſelben Zeit beklagte ſich eine Deputation, daß man ihr die Thüren des Staatsraths auf zweimaliges Klopfen nicht geöffnet habe. Eine ärgerliche Diskuſſion fand hierüber ſtatt und die National-Verſammlung ließ in ihrem Schreiben an Ludwig XVI. die Titel: Sire und Majeſtät weg. Bald darauf trat ein Deputirter bei dem Könige gar mit bedecktem Kopfe und einer wenig anſtändigen Kleidung ein. Dergleichen Benehmen wurde freilich oft durch den übeln Empfang hervorgerufen, welcher den Deputirten von den Hofleuten zu Theil wurde, denn bei dergleichen Repreſſalien wollte der beiderſeitige Stolz nirgends hinter dem andern zurückbleiben.

Narbonne verfolgte ſeinen Weg mit ſeltenem Eifer; drei Armeen wurden auf der bedrohten Grenze aufgeſtellt. Rochambeau, ein alter General, welcher ſich früher gut auf die Kriegsführung verſtanden hatte, jetzt aber kränklich, ärgerlich und mürriſch war, befehligte die in Flandern aufgeſtellte ſogenannte Nordarmee. Lafayette commandirte die Armee des Centrums und hatte ſein Lager bei Metz; Luckner, ein alter Krieger und mittelmäßiger General, aber braver und durch ſeine ächt militairiſchen Sitten in den Feldlagern ſehr beliebter Soldat, befehligte das Corps, welches das Elſaß beſetzt hielt. Dis war Alles, was nach einem langen Frieden und einer allgemeinen Deſertion Frankreich von ſeinen Generalen noch übrig geblieben war.

Rochambeau, welcher mit der neuen Verwaltung unzufrieden und über die in der Armee herrſchende Indisciplin erbittert war, beklagte ſich ohne Unterlaß und machte dem Miniſterium wenig Hoffnung auf Erfolg. Lafayette dagegen, jung, thätig und von Ehrgeiz beſeelt, ſich bald in der Vertheidigung des Vaterlandes hervorzuthun, ſtellte die Disciplin unter ſeinen Truppen wieder her, und beſiegte alle ihm von dem böſen Willen der Officiere, dieſen Ariſtokraten der Armee, entgegengeſtellten Hinderniſſe. Er ließ ſie zuſammenkommen und erklärte ihnen mit den Worten eines Mannes von Ehre, daß ſie, wenn ſie nicht pflichtgemäß dienen wollten, das Lager verlaſſen ſollten: daß er denen, welche zurückzukehren wünſchten,

einen Zufluchtsort im Innern Frankreichs oder Päſſe in das Ausland verſchaffen werde, im entgegengeſetztem Falle aber, wenn ſie fortdienen wollten, ihrer Seits den gebührenden Eifer und Treue erwarte. So gelang es ihm in ſeiner Armee einen beſſern Geiſt als in den beiden andern ſtatt fand, einzuführen. Was Luckner betraf, ſo verſprach derſelbe, da er ohne alle politiſche Meinung war und in Folge deſſen ſich mit allen Regierungsarten leicht verſtand, der National-Verſammlung das Beſte, und wußte in der That die Neigung der Soldaten zu gewinnen.

Narbonne reiſte mit der größten Schnelligkeit und kam am 11. Januar zurück, um der National-Verſammlung von ſeiner raſchen Expedition Rechenſchaft zu geben. Er meldete, daß die Wiederherſtellung der feſten Plätze bereits weit vorgerückt ſei, und die Armee von Dünkirchen bis Beſançon eine Maſſe von zweihundert und vierzig Bataillonen und hundert und ſechzig Schwadronen, mit der für zweimalhundert Tauſend Mann erforderlichen Artillerie bilde, und auf ſechs Monate verproviantirt ſei. Er ertheilte dem Patriotismus der freiwilligen Nationalgarden die größten Lobſprüche, und verſicherte, daß bis auf Weniges ihre Equipirung vollſtändig ſei. Der junge Miniſter ließ ſich hierbei ohne Zweifel von ſeinem Eifer blenden, aber ſeine Abſichten waren ſo edel und er ſtellte Alles ſo ſchnell ins Werk, daß ihn die National-Verſammlung mit Beifall überſchüttete, und ſeinen Bericht der öffentlichen Dankbarkeit empfahl und in alle Departements vertheilte; die gewöhnliche Weiſe, auf welche ſie befriedigende und ausgezeichnete Dienſte lohnte.

Zehntes Kapitel.

Trennung der Parteien in Folge der Kriegsfrage. — Rolle des Herzogs von Orleans und ſeiner Partei. — Die ausgewanderten Prinzen werden in Anklageſtand verſetzt. — Bildung eines Gironde-Miniſteriums. — Dumouriez, ſein Character, ſein Genie und ſeine Plane. — Die neuen Miniſter. — Unterredung Dumouriez's mit der Königin. Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen. — Erſte Militairoperationen. — Niederlagen von Quievrain und von Tournay. Ermordung des Generals Dillon.

Zu Anfange des Jahres 1792 war der Krieg die große Frage des Tages und für die Revolution ſelbſt die Lebensfrage geworden. Da ſich ihre Feinde gegenwärtig außerhalb des Reiches befanden, ſo mußte man dort ſie aufſuchen und beſiegen. Würde aber der König, als Chef der Armee, gegen ſeine Verwandten und alten Hofleute wahrhafte Strenge gebrauchen? Dis war der Zweifel, über welchen vor allem die Nation in Klarheit kommen mußte. Die Kriegsfrage wurde zunächſt bei den Jacobinern verhandelt, welche nichts dergleichen vorübergehen ließen, ohne darüber auf das Beſtimmteſte zu entſcheiden. Das Sonderbarſte hierbei war, daß die Ultra-Jacobiner und ihr Chef Robespierre für den Frieden, die gemäßigten Jacobiner aber oder die Girondiſten, an deren Spitze Briſſot und Louvet ſtanden, für den Krieg ſtimmten. Briſſot unterſtützte den Krieg mit ſeinem Talente und ſeinem Einfluſſe, und war mit Louvet, ſo wie mit allen übrigen Girondiſten der Meinung, daß derſelbe der Nation dienlich ſei, weil er ſie aus einer gefährlichen Ungewißheit reiße und ihr die wahren Abſichten des Königs enthülle. Dieſe Männer beurtheilten den Erfolg nach ihrem Enthuſiasmus, und konnten daher an keine Beſiegung der Nation glauben, welche nach ihrer Meinung, im Fall ſie ja durch Verſchulden des Königs einen vorübergehenden Schlag erleide, dann ſchnell über die wahre Sachlage aufgeklärt, das treuloſe Oberhaupt abſetzen würde. Wie kam

es aber, daß Robespierre und die andern Jacobiner von einem ſolchen Entſchluſſe nichts wiſſen mochten, der doch eine ſo ſchnelle und entſcheidende Löſung herbeiführen mußte? Hierüber laſſen ſich lediglich nur Vermuthungen aufſtellen. Scheute der furchtſame Robespierre den Krieg? oder war er ihm entgegen, weil ihn Briſſot, ſein Nebenbuhler bei den Jacobinern, unterſtützte und weil ihn der junge Louvet bereits mit ſeinem Talente vertheidigt hatte? Dem ſei nun wie ihm wolle; er ſtritt für den Frieden mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Die Cordeliers, welche zu gleicher Zeit Jacobiner waren, fanden ſich bei der Berathung ein und unterſtützten Robespierre. Sie ſchienen zu fürchten, der König werde Lafayette zu viel Macht einräumen und ihm bald die militairiſche Dictatur verſchaffen; dis war wenigſtens die ewige Furcht Camille Desmoulins, welche ſich ihn ſtets an der Spitze einer ſiegreichen Armee vorſtellte, Jacobiner und Cordeliers ohne Unterſchied, wie einſt auf dem Marsfelde, niedermetzelnd. Louvet und die Girondiſten ſchoben den Cordeliers einen andern Beweggrund unter, und glaubten, ſie verfolgten in Lafayette den Feind des Herzogs von Orleans, für deſſen heimliche Verbündete man ſie hielt.

Dieſer Herzog von Orleans, welcher uns nochmals mehr in Folge der Beſorgniſſe ſeiner Feinde, als ſeines Antheils an der Revolution ſelbſt vorgeführt wird, ſtand damals faſt ganz im Hintergrunde. Man hatte ſich wohl Anfangs ſeines Namens bedient, und er ſelbſt hatte auf diejenigen, welchen er ſich anvertraute, einige Hoffnungen ſetzen können: ſeit der Zeit hatte ſich aber Alles gänzlich verändert. Da er aber ſelbſt einſah, daß er unter der Volkspartei am unrechten Platze ſtand, ſo hatte er ſich während der letzten Zeit der conſtituirenden National-Verſammlung beſtrebt, vom Hofe Verzeihung zu erhalten, war aber dort zurückgewieſen worden. Unter der geſetzgebenden National-Verſammlung wurde er zum Admiral erhoben und verſuchte nun auf's Neue, ſich wieder in die Gunſt des Königs zu ſetzen. Dismal erhielt er wirklich Zutritt, hatte eine ziemlich lange Unterredung mit ihm, und wurde nicht übel aufgenommen. Da er die Einladung erhalten hatte wieder nach Hof

zu kommen, ſo bezab er ſich dahin, als eben die Tafel der Königin gerade gedeckt war, und alle Hofleute ſich dabei in großer Anzahl eingefunden hatten. Kaum wurde man aber ſeiner gewahr, als man die beleidigendſten Reden gegen ihn ausſtieß. „Habt auf die Schüſſeln Acht!" rief man von allen Seiten, als hätte man gefürchtet, er werde Gift hineinwerfen. Man drängte ihn, trat ihm auf die Füße und nöthigte ihn ſo zum Weggehen. Beim Herabſteigen der Treppe ſah er ſich neuen Beſchimpfungen ausgeſetzt, und verließ voll Unwillen das Schloß in dem Glauben, der König und die Königin hätten ihm dieſe demüthigende Scene bereitet. Indeß waren dieſe beiden über die Unklugheit ihrer Hofleute, von welcher ſie nicht die geringſte Ahnung gehabt hatten, *) in Verzweiflung gerathen. Dieſer Prinz mußte fortan erbitterter als jemals ſein; gleichwohl wurde er deshalb weder ein thätigerer noch geſchickter Parteichef und diejenigen ſeiner Freunde, welche bei den Jacobinern und in der National-Verſammlung ihren Platz hatten, beſchränkten ſich darauf jetzt ein wenig mehr Lärm zu machen und von da an wähnte man ſeine Faction wieder hervortreten zu ſehen, und war der Meinung, ſeine Anſprüche und Hoffnungen wären bei den Gefahren des Thrones wiederum aufgelebt.

Die Girondiſten glaubten, daß die überſpannten Cordeliers und Jacobiner für den Frieden nur deshalb ſtimmten, um La-fayette, dem Nebenbuhler des Herzogs von Orleans, die Vortheile zu entziehen, welche er im Fall eines Kriegs erlangen konnte. Dem ſei nun wie ihm wolle: der Krieg, gemißbilligt von den Jacobinern und unterſtützt von den Girondiſten, mußte in der National-Verſammlung, wo die Letztern das Uebergewicht hatten, durchgehn. Die National-Verſammlung begann damit, Monſieur, den Bruder des Königs, den Grafen Artois, den Prinzen von Condé, Calonne, den jüngern Mirabeau und Laqueuille als der Feindſeligkeiten gegen Frankreich überführt, in den Anklageſtand zu verſetzen. Ein Anklagedecret unterlag keiner weitern Sanction, man hatte daher dismal kein Veto zu fürchten. Die Sequeſtration

---

*) Man ſehe Note 30. am Ende des Bandes.

der Güter der Ausgewanderten und die Verwendung ihrer Einkünfte zum Beſten des Staates, bereits durch jenes nicht ſanctionirte Decret verordnet, wurde abermals durch ein anderes Decret vorgeſchrieben, welches denn auch von Seiten des Königs nicht den geringſten Widerſtand erfuhr. Die National-Verſammlung zog die Einkünfte unter dem Titel von Kriegsentſchädigungen an ſich, und Monſieur wurde Kraft des vorher erlaſſenen Decretes der einſtigen Regentſchaft verluſtig erklärt. —

Der Bericht über die eigentlichen Verpflichtungen des Kaiſers wurde endlich den 14. Januar der National-Verſammlung von Gerſonné überreicht. Er machte darin aufmerkſam, wie Frankreich ſtets ſeine Schätze und Krieger für Oeſterreich geopfert, ohne je einen Erſatz dafür erhalten zu haben; wie ferner der im Jahre 1756 geſchloſſene Allianztractat ſchon durch die Declaration von Pillnitz und die folgenden, deren Zweck die Aufſtellung einer bewaffneten Coalition der Mächte geweſen, gebrochen, wie die Bewaffnung der Emigranten geduldet und ſogar theilweiſe von den Reichsfürſten ſelbſt unterſtüzt worden ſei. Hierzu bemerkte Gerſonné noch, daß zwar Befehle, die Vereine der Auswanderer zu zerſtreuen, erlaſſen worden, trotz ihrer ſcheinbar entſchiedenen Sprache aber nicht befolgt worden ſeien, daß noch immer jenſeit des Rheins die weiße Cocarde getragen, die Nationalcocarde dagegen beſchimpft und die franzöſiſchen Reiſenden gemißhandelt würden, und daß man in Folge deſſen den Kaiſer noch ein letztes Mal auf den Tractat von 1756 verweiſen müſſe. Man beſchloß den Druck und die Vertagung dieſes Berichtes.

Denſelben Tag beſtieg Guadet die Rednerbühne; „Von allen der National-Verſammlung mitgetheilten Thatſachen, ſprach er, hat keine einen größern Eindruck auf ſie gemacht, als der lange geargwöhnte, und jetzt endlich durch die Comité's und die Miniſter ſelbſt als möglich bezeichnete Plan eines Congreſſes, welcher eine Modifizirung der franzöſiſchen Conſtitution beabſichtigt. Wenn es wahr iſt, fuhr er fort, daß dieſe Intrigue durch Männer geleitet worden iſt, welche hierin das Mittel ſehn,

der politiſchen Nichtigkeit, in welche ſie nur eben verſunken waren, zu entfliehen, wenn es wahr iſt, daß einige Agenten der vollziehenden Gewalt mit der ganzen Macht ihrer Verbindungen dieſes abſcheuliche Complott unterſtützen, wenn es wahr iſt, daß man uns durch Zaudern ermüden und entmuthigen will, um uns zur Erduldung dieſer ſchmachvollen Vermittlung zu vermögen: darf da die Verſammlung bei ſo großen Gefahren die Augen verſchließen? Schwören wir, rief der Redner, eher Alle hier zu ſterben, als ......" Man läßt ihn nicht ausſprechen; die ganze Verſammlung erhebt ſich mit dem Rufe: Ja, ja, wir ſchwören es! und erklärt voll Enthuſiasmus jeden Franzoſen für einen ehrloſen Vaterlandsverräther, welcher an einem Congreſſe, der die Modifizirung der Conſtitution zum Zwecke habe, Theil nehmen würde. Dieſes Decret war gegen die alten Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung und den Miniſter Deleſſart gerichtet, denn vornämlich den Letztern beſchuldigte man, deshalb die Unterhandlungen abſichtlich in die Länge zu ziehen. Am 17. wurde die Berathung über Gerſonnés Bericht wieder aufgenommen und dabei decretirt, daß der König fortan nur im Namen der franzöſiſchen Nation unterhandeln und derſelbe den Kaiſer auffordern ſolle, ſich vor dem nächſten erſten März definitiv zu erklären. Der König antwortete, daß er bereits vor vierzehn Tagen und darüber von Leopold eine entſcheidende Erklärung verlangt habe.

Inzwiſchen erfuhr man, daß der Churfürſt von Trier durch die nachdruckvollen Vorſtellungen des franzöſiſchen Cabinets in Furcht geſetzt, neue Befehle zur Zerſtreuung der Vereine und zum Verkaufe der in ſeinen Staaten errichteten Magazine, ſowie Verbote gegen Truppenwerbung und militairiſche Uebungen erlaſſen, und dieſe Befehle auch in der That in Ausführung gebracht worden ſeien. Unter den jetzigen Umſtänden nahm man jedoch dieſe Nachricht nur mit Kälte auf; man ſah darin nichts als eitle Demonſtrationen ohne Reſultat, und forderte beharrlich von Leopold eine definitive Antwort.

Zur ſelben Zeit entſtanden Zwiſtigkeiten im Miniſterio, zwiſchen Bertrand de Molleville und Narbonne. Erſterer eiferſüchtig auf die Popularität des

Kriegsminiſters und tadelte deſſen Willfährigkeit gegen die Verſammlung. Narbonne dagegen beklagte ſich über das Benehmen Bertrands, ſo wie über ſeine unconſtitutionellen Anordnungen, und ging den König um deſſen Entlaſſung an. Cahier de Gerville wollte zwiſchen beiden die Mitte halten, aber ſeine Bemühungen waren vergeblich. Man behauptete, die conſtitutionelle Partei arbeite darauf hin, Narbonne zum Premier-Miniſter zu erheben, und ſelbſt den König ſchien man hintergangen zu haben, indem man ihm gegen Narbonne's Popularität und Ehrgeiz Beſorgniß einflößte, und ihm denſelben als einen jungen dünkelhaften Menſchen darſtellte, welcher das Cabinet beherrſchen wolle. Die Journale erhielten von dieſen Zerwürfniſſen Kunde; Briſſot und die Gironde vertheidigten mit Wärme den mit Ungnade bedrohten Miniſter, und griffen ſeine Collegen und den König auf das Ungeſtümſte an. Ein von den drei Generalen der Nordarmee an Narbonne gerichteter Brief, in welchem ſie ihm ihre Beſorgniſſe wegen ſeiner ihm wie es hieß, bevorſtehenden Entlaſſung eröffneten, wurde veröffentlicht. Auf der Stelle verabſchiedete ihn der König; um aber den Eindruck dieſer Entſetzung zu mildern, ließ er zugleich die Bertrand's de Molleville bekannt machen. Indeß war die Wirkung dieſes Schrittes nichts deſtoweniger groß; alsbald zeigte ſich eine außerordentliche Bewegung, und die Verſammlung wollte nach der bereits früher einmal für Necker gebrauchten Formel erklären, daß Narbonne das Vertrauen der Nation mit ſich nehme, das Miniſterium aber daſſelbe gänzlich verloren habe. Indeß wollte man von dieſer Verdammung Cahier de Gerville ausnehmen, welcher ſtets Bertrand bekämpft und nur erſt mit ihm einen heftigen Streit gehabt hatte. Nach vielen ſtürmiſchen Debatten hierüber verlangte endlich Briſſot, Deleſſart's Verrath an dem Vertrauen der Nation beweiſen zu dürfen. Dieſer Miniſter hatte dem diplomatiſchen Corps ſeine Correſpondenz mit Kaunitz anvertraut; ſie war ohne alle Würde, gab Kaunitz ſelbſt eine wenig günſtige Idee von dem Zuſtande Frankreichs, und ſchien Leopold zu ſeinem Benehmen und ſeiner Sprache veranlaßt zu haben. Man muß wiſſen, daß Deleſſart und

ſein College Dûport-Dûtertre diejenigen Miniſter waren, welche ganz beſonders den Feuillants angehörten und welche man zunächſt ſtürzen wollte, weil man ſie beſchuldigte den Plan zu einem Congreſſe zu begünſtigen.

In einer der ſtürmiſchſten Sitzungen der Verſammlung beſchuldigte Briſſot den unglücklichen Deleſſart, daß er die Würde der Nation blosgeſtellt, und die Verſammlung über die Coalition der Mächte und über die Pillnitzer Declaration in Ungewißheit gelaſſen; daß er in ſeinen Noten unconſtitutionellen Doctrinen gefolgt und Kaunitz eine falſche Anſicht von dem Zuſtande Frankreichs gegeben; endlich daß er die Unterhandlungen in die Länge gezogen und auf eine den Intereſſen des Staats zuwiderlaufende Weiſe geleitet habe. An Briſſot ſchloß ſich Vergniaud, und fügte den bereits Deleſſart zur Laſt gelegten Beſchwerden noch neue bei; als er noch Miniſter des Innern geweſen, warf er ihm vor, habe er das Decret, welches die Grafſchaft Veneſſain mit Frankreich vereinigte, zu lange Zeit in ſeinem Portefeuille zurückbehalten und ſo die Gelegenheit zu dem Blutbade von Avignon gegeben. „Von dieſer Rednerbühne aus — fuhr Vergniaud fort — ſieht man den Palaſt, wo verkehrte Rathgeber den König, welcher uns die Conſtitution gab, irreleiten und betrügen; ich ſehe die Fenſter des Pallaſtes, wo man die Contrerevolution vorbereitet und die Mittel berathet, uns wiederum unter das Sclavenjoch zu beugen ..... Oft gieng in der vergangenen Zeit im Namen des Despotismus der Schrecken aus dieſem berüchtigten Palaſte hervor; möge jetzt dieſer Schrecken im Namen des Geſetzes hineingehen! Möge er dort alle Herzen durchzittern und mögen alle ſeine Bewohner erfahren, daß unſere Conſtitution nur dem Könige die Unverletzlichkeit gewährt!“ — Das Anklagedecret wurde alsbald zur Abſtimmung gebracht und angenommen, (Sitzung vom 10. März) und Deleſſart an den hohen Nationalgerichtshof von Orleans gewieſen, welcher der Conſtitution gemäß über Staatsverbrechen zu urtheilen hatte. Der König ſah ihn mit dem größten Schmerz abreiſen, denn er hatte ihm ſein Vertrauen geſchenkt und war ihm wegen ſeiner gemäßigten und friedlichen Anſichten ſehr gewogen. Auch

Duport-Dütretre, Miniſter der conſtitutionellen Partei, wurde mit einer Anklage bedroht; er kam ihr jedoch durch ſeine eigene Rechtfertigung zuvor, wurde durch die Tagesordnung freigeſprochen, und nahm unmittelbar darauf ſeine Entlaſſung. Daſſelbe that auch Cahier de Gerville, und auf dieſe Weiſe ſah ſich der König auch noch des einzigen Miniſters beraubt, welcher bei der Verſammlung in dem Rufe eines Patrioten ſtand.

Von den Miniſtern getrennt, welche ihm die Feuillants gegeben, und ungewiß, auf wen er ſich inmitten dieſes Sturmes ſtützen ſolle, kam Ludwig XVI., nachdem er erſt Narbonne, der ihm allzu populair geweſen, entlaſſen, zuletzt auf den Gedanken, ſich an die Gironde anzuſchließen, obſchon dieſelbe republikaniſch geſinnt war. Allerdings war ſie dis nur in Folge ihres Mißtrauens gegen den König, und dieſer konnte jetzt, da er ihr ſich in die Arme warf, leicht ihre Anhänglichkeit gewinnen; hiezu war es aber unumgänglich nöthig, daß er ihr ſich ohne allen Rückhalt anvertraute, und ſo erhob ſich hier die ewige Zweifelfrage über ſeine Aufrichtigkeit wie bei allen Gelegenheiten auch dismal. Ohne Zweifel meinte es Ludwig XVI. aufrichtig, wenn er ſich einer Partei anvertraute, aber er that es doch ſeinerſeits niemals ohne Verdruß und Reue. Legte ihm dann dieſe Partei irgend eine ſchwere, aber nothwendige Bedingung auf, ſo wies er ſie mit Ungeſtüm zurück; alsbald trat Mißtrauen und auf dieſes von beiden Seiten Verſtimmung ein, bis endlich ein förmlicher Bruch die Folge dieſer unglückſeligen Verbindungen zwiſchen Gemüthern entſtand, welche ſich ausſchließlich von ihren einander zuwiderlaufenden Intereſſen beherrſchen ließen. So war Ludwig XVI., nachdem er ſich erſt der Partei der Feuillants genähert, dann deren entſchiedenſten Führer, Narbonne, mit Unwillen zurückgeſtoßen hatte, jetzt wieder, um dem Sturme zu begegnen, genöthigt, ſich der Gironde in die Arme zu werfen. Hiezu bewog ihn zum Theil das Beiſpiel Englands, wo der König oft ſeine Miniſter aus der Oppoſition nimmt. Der Hof ſchöpfte wieder Hoffnung, denn man verliert dieſe ſelbſt unter den traurigſten Verhältniſſen nicht; er ſchmeichelte ſich, Ludwig XVI.

werde, wenn er unfähige und thörigte Demagogen zu ſeinen Miniſtern mache, bald auch die Partei, aus der er ſie gewählt, um ihren Ruf bringen. Indeß kam die Sache ganz anders, und das neue Miniſterium war keineswegs von der Art, wie es ſich die Argliſt der Hofleute gewünſcht hatte.

Etwa einen Monat vor dieſer Kataſtrophe hatten Deleſſart und Narbonne einen Mann, deſſen Talente ſie für höchſt außerordentlich hielten, zu ſich berufen, um ſich ſeiner in den vorkommenden Geſchäften zu bedienen; dis war Důmouriez, welcher, erſt in der Normandie und ſpäter in der Vendée commandirend, überall ſeltene Feſtigkeit und Einſicht beurkundet hatte. Bald dem Hofe, bald der conſtituirenden Verſammlung ſeine Dienſte anbietend, weil ihm jede Partei, wenn ſich nur dabei ſeiner Thätigkeit und ſeinen außerordentlichen Talenten ein Spielraum eröffnete, gleich galt, hatte er von der Kleinlichkeit ſeines Jahrhunderts gezwungen, einen Theil ſeines Lebens in diplomatiſchen Ränken verbracht, und war trotz ſeiner Tapferkeit, trotz ſeines militairiſchen und politiſchen Genie und ſeiner funfzig Jahre, beim Beginnen der Revolution noch immer weiter nichts als ein glänzender Abenteurer. Indeß hatte er ſich das Feuer und die Kühnheit der Jugend bewahrt; ſobald daher ein Krieg und ſpäter die Revolution ausbrach, entwarf er ſogleich ſeine Plane und theilte ſie, bereit für Alle zu handeln, wenn er nur handeln konnte, allen Parteien mit. So war er eben nicht gewohnt, ſich über die moraliſche Beſchaffenheit einer von ihm vertheidigten Sache ein großes Bedenken zu machen, aber er war, obgleich er bei ſeinen Handlungen nur allzu wenig einer innern Stimme folgte, doch edelmüthig und gefühlvoll, und wenn auch nicht für Principien, doch mindeſt für Perſonen wahrer Zuneigung fähig. Mit einem ſo liebenswürdigen, als feurigen und umfaſſenden Geiſte und einem zur rechten Zeit bald ruhigen bald ungeſtümen Muthe ausgerüſtet, war er jedoch nur in einer untergeordneten Stellung unſchätzbar, einer Oberleitung aber nicht gewachſen; er beſaß weder die Würde, welche eine tiefgegründete Ueberzeugung giebt, noch den Stolz eines despotiſchen Willens, und verſtand nur Soldaten zu befehligen; hätte er aber bei ſeinem Genie die Leidenſchaften Mirabeaus,

den feſten Willen eines Cromwell, oder nur den Dogmatismus Robespierre's beſeſſen, ſo würde er die Revolution und Frankreich beherrſcht haben. — Kaum bei Narbonne angekommen, entwarf Dümouriez alsbald einen umfaſſenden Kriegsplan, nach welchem Frankreich zu gleicher Zeit die Offenſive und Defenſive ergreifen ſollte. Ueberall, wo es den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen und das Meer zu natürlichen Grenzen hatte, ſollte man ſeiner Meinung nach ſich auf die Defenſive beſchränken, in den Niederlanden aber, wo Frankreichs Territorium nicht bis an den Rhein, und in Savoyen, wo es nicht bis an die Alpen reichte, augenblicklich die Offenſive, und ſobald man die natürlichen Grenzen erreicht, wiederum die Defenſive ergreifen. Durch dieſen, zu gleicher Zeit Frankreichs Intereſſen und Staatsprincipien gemäßen Plan konnte man einen Krieg, den man nicht ſelbſt hervorgerufen, zugleich zur Vindication der wahren und durch Naturgeſetze vorgeſchriebenen Grenzen benutzen. Außerdem brachte Dümouriez noch die Bildung einer vierten Armee zur Beſetzung der mittägigen Provinzen in Vorſchlag, und begehrte und erhielt über dieſelbe den Oberbefehl.

Dümouriez hatte Genſonné zum Freunde gewonnen, einen der früher von der conſtituirenden Verſammlung in die Vendée abgeſandten Civilcommiſſarien, welcher jetzt als Deputirter der geſetzgebenden Verſammlung zu den einflußreichſten Mitgliedern der Gironde gehörte. Da er ferner den übermächtigen Einfluß der Jacobiner gewahrte, ſo erſchien er auch in ihrem Club, verlas unter großem Beifall verſchiedene Denkſchriften, und unterhielt nichts deſtoweniger ſeine alten freundſchaftlichen Verbindungen mit Delaporte, dem Intendanten der Civilliſte und ergebenſten Freunde Ludwig XVI. Durch die Verbindung mit ſo verſchiedenen hochgeſtellten Männern mußte Dümouriez nothwendig bald ſelbſt großen Einfluß gewinnen und einen Ruf in das Miniſterium erhalten. Ludwig ließ ihm das in Folge des Anklagedecrets gegen Deleſſart erledigte Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch aus Anhänglichkeit an den angeklagten Miniſter nur interimiſtiſch antragen; Dümouriez aber, welcher ſich mächtig unterſtützt

wußte, und nicht als der bloße Stellvertreter eines Miniſters der Feuillants erſcheinen wollte, ſchlug das Portefeuille aus, und erhielt es zuletzt ohne alle Bedingung. Nur noch Cahier de Gerville und Desgraves befanden ſich jetzt im Miniſterio; der Erſtere hatte zwar bereits ſeine Demiſſion gegeben, führte aber noch einſtweilen die Geſchäfte fort, der andere, Degraves, Narbonne's Nachfolger, jung, leichtſinnig und unerfahren, gerieth bald unter den Einfluß Dümouriez's, welcher nun ſowohl die äußeren Angelegenheiten, als auch die Militairverwaltung, d. h. die Mittel und die Organiſation des Kriegs und ſomit Alles, deſſen ſein unternehmendes Genie bedurfte, in ſeinen Händen hielt. Alsbald nach ſeinem Eintritt in das Miniſterium ſetzte er ſich bei den Jacobinern die den Phrygiern entlehnte und zum Embleme der Freiheit erhobene rothe Mütze auf, und verſprach ihnen, nur für und durch ſie die Verwaltung zu leiten. Kurz darauf machte er dem Könige ſeine Aufwartung, beruhigte ihn über ſein Benehmen bei den Jacobinern, benahm ihm die über dieſe Handlungsweiſe entſtandenen Vorurtheile, wußte durch ſeine ehrerbietigen Aeußerungen von Ergebenheit ihn zu rühren, und zerſtreute ſeine tiefe Traurigkeit durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes. Dabei ſuchte er ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er nur zum Beſten des Thrones und zu deſſen Befeſtigung nach Popularität ſtrebe. Trotz aller dieſer Ehrerbietung unterließ er auf der andern Seite nicht dem Fürſten auch die nothwendige Anhänglichkeit an die Conſtitution einzuflößen, und ihm zu ſeinem Troſte die Ueberzeugung zu geben, daß auch mit ihr ein König noch genugſame Macht beſitze. Seine erſten mit Feſtigkeit und großer Einſicht an die auswärtigen Mächte abgefaßten Depeſchen gaben alsbald den Unterhandlungen einen andern Character und Frankreich eine ganz neue Stellung; doch wurden auch durch ſie die Ausſichten zum Kriege drohender. Natürlich mußte Dümouriez, welcher ſich des dazu erforderlichen Genies bewußt, ſechs und dreißig Jahre über die Kriegskunſt nachgedacht hatte, der Krieg erwünſcht ſein; auf der andern Seite aber läßt ſich nicht leugnen, daß dieſer ſchon durch das Benehmen des Wiener Cabinets und die feindſelige Stimmung der Verſammlung längſt unvermeidlich geworden war.

Obgleich ſelbſt ohne Haß gegen die Feuillants, mußte doch Dúmouriez durch ſein Benehmen bei den Jacobinern und ſeine bekannten Verbindungen mit der Gironde, zumal da er den von ihnen früher behaupteten Platz einnahm, nothwendig ſelbſt mit ihnen in Zwiſt gerathen. Daher ſtand er denn auch zu allen Führern dieſer Partei in immerwährender Oppoſition; doch entſchloß er ſich trotz all' der Spöttereien und Schmähungen, womit ſie die Jacobiner und die Verſammlung überſchütteten, ſeinen Weg mit gewohnter Sicherheit zu verfolgen. — Indeß mußte das Cabinet vervollſtändigt werden, und Pétion, Gerſonné und Briſſot wurden über die zu treffende Wahl um Rath gefragt. Da man dem Geſetze nach weder aus der gegenwärtigen noch aus der vorhergehenden Verſammlung die Miniſter wählen durfte, ſo war die Auswahl im höchſten Grade beſchränkt. Für die Marine brachte Dúmouriez, Lacoſte, einen alten geſchäftsgrauen Beamten dieſes Miniſteriums in Vorſchlag, welcher, obgleich ein hartnäckiger Patriot, doch dem Könige, der ihn liebte, ergeben und bereits längere Zeit als alle Anderen um ihn geweſen war. Das Miniſterium der Juſtiz war bereits dem jungen Louvet zugedacht, welcher ſich neuerdings bei den Jacobinern ausgezeichnet, und die Gunſt der Gironde durch ſeine geſchickte Unterſtützung der Briſſot'ſchen Kriegsmotion gewonnen hatte, als ihn der neidiſche Robespierre plötzlich in Anklageſtand verſetzte. Zwar rechtfertigte ſich Louvet mit Erfolg, aber man wollte keinen Mann von zweifelhafter Popularität, und wandte ſich deshalb an Duranthon, einen Advocaten von Bordeaux, welcher ein aufgeklärter und gradſinniger, jedoch höchſt ſchwacher Mann war. Noch waren die Miniſterien der Finanzen und des Innern zu beſetzen. Die Gironde brachte Clavière, einen geachteten Schriftſteller im Finanzfache in Vorſchlag, welcher bei einem großen Ideenreichthum, alle dem Denker eigene Hartnäckigkeit und einen glühenden Geſchäftseifer beſaß. Das Miniſterium des Innern übernahm Roland, früher Inſpektor der Manufakturen, welcher ſich durch einige vorzügliche Schriften über Induſtrie und Mechanik bekannt gemacht hatte; von ſtrengen Sitten, unbeugſamen Doctrinen und einem kalten und rauhen Aeußern, ſtand er ohne Zweifel an Geiſt weit

hinter ſeiner Gattin zurück. Madame Roland war jung und ſchön; in tiefer Zurückgezogenheit, in philoſophiſchen und republikaniſchen Ideen auferzogen, hatte ſie eine für ihr Geſchlecht ungewöhnlich erhabene Gedankenrichtung genommen, und ſich aus den damals herrſchenden Principien eine eigne ſtrenge Religionsanſicht gebildet. In innigſter Gedankenübereinſtimmung mit ihrem Gemahle lebend, lieh ſie ihm ihre Feder, theilte ihm einen Theil ihrer Lebhaftigkeit mit, und flößte ihre Begeiſterung nicht allein ihrem Gatten, ſondern auch allen Girondiſten ein, welche als leidenſchaftliche Anhänger der Freiheit und Philoſophie in ihr eben ſowohl der Macht ihrer Schönheit und ihres Geiſtes als ihren eignen Meinungen huldigten.

Das neue Miniſterium vereinigte hinreichend alle Eigenſchaften in ſich, welche einen günſtigen Erfolg ſichern; zu dieſem Zwecke durfte es aber auch dem Könige nicht allzuſehr mißfallen und mußte ſich vor Allem ſeine Verbindung mit der Gironde bewahren. Nur dann erſt konnte es ſeine Beſtimmung erfüllen, und ſelbſt da noch ſtand zu fürchten, daß eines Tages beſondere Fehlgriffe von Seiten Einzelner geſchehen, und dann Alles an der natürlichen Unverträglichkeit der Parteien ſcheitern würde; und in der That ſollte dieſer Fall nur zu bald eintreten. Ludwig XVI. war über die Thätigkeit, das Geſchäftstalent und die guten Abſichten ſeiner Miniſter einen Augenblick angenehm überraſcht; vor Allem fanden ihre Erſparungsreformen bei ihm Beifall, denn er hatte ſtets für gute Einrichtungen dieſer Art, weil ſie kein Opfer weder von Gewalt noch von Principien erheiſchten, beſondere Vorliebe gezeigt, und vielleicht hätte er ſich leichter über die Conſtitution zufrieden gegeben, wäre er ſtets von gleichem Vertrauen beſeelt und außer dem Bereiche der Hofleute geweſen. Voll Aufrichtigkeit eröffnete er den Miniſtern ſeine guten Geſinnungen, und es gelang ihm die beiden verſchloſſenſten und unzugänglichſten derſelben, Roland und Clavière davon zu überzeugen. Von beiden Seiten hegte man nun das vollſtändigſte Zutrauen zu einander: die Gironde, welche nur aus Mißtrauen gegen den König republikaniſch geſinnt war, änderte ihre Geſinnungen, und Vergniaud, Gerſonné und Guadet traten jetzt mit Ludwig XVI. in Correſpondenz, was ſpä=

1 L 279

Dumourier.

terhin ein Hauptgrund zu ihrer Anklage wurde. Die unbeugſame Gattin Roland's allein nährte noch ihre alten Zweifel, und hielt ihre, nach ihrer Meinung allzuleichtgläubigen Freunde von gänzlicher Hingebung zurück. Die Urſache ihres Mißtrauens war natürlich; ſie ſah den König nicht. Die Miniſter dagegen ſprachen ihn täglich, und Biedermänner faſſen, ſobald ſie ſich gegenſeitig nähern, ſehr bald Zutrauen zu einander; doch dieſes Zutrauen konnte leider nicht von Dauer ſein, denn in Folge unvermeidlich eintretender Fragen mußte die ganze Verſchiedenheit ihrer beiderſeitigen Meinungen in Kurzem wieder feindlich hervortreten.

Der Hof ſuchte inzwiſchen die republikaniſche Einfachheit des neuen Miniſteriums und namentlich das rauhe Weſen Roland's, der ohne Schnallen auf den Schuhen bei Hofe erſchien, lächerlich zu machen; Dumouriez aber vergalt dieſe Sarkasmen reichlich, machte ſich durch die luſtigen Scherze, welche er ſelbſt der angeſtrengteſten Arbeit beizumiſchen wußte, bei dem Könige beliebt, bezauberte ihn durch ſeinen Geiſt, und wußte ſich wohl auch beſſer als die andern durch die Biegſamkeit ſeiner Meinungen in ihn zu ſchicken. Die Königin, welche bald bemerkte, daß er von allen ſeinen Collegen die meiſte Gewalt über den Monarchen hatte, wünſchte ihn zu ſehn. Er hat uns ſelbſt in ſeinen Memoiren dieſe merkwürdige Unterredung aufbewahrt, welche die unruhige Gemüthsſtimmung dieſer unglücklichen, einer andern Herrſchaft, anderer Freunde und eines beſſeren Looſes würdigen Fürſtin ſo treffend zeichnet. Bei ſeinem Eintritte, erzählt er, in das Gemach der Königin, fand er ſie allein, ſehr erhitzt, mit großen Schritten und in einer Aufregung auf- und abgehend, welche ſehr lebhafte Erklärungen erwarten ließ. Schmerzlich gerührt von dem Schickſale dieſer Fürſtin und von der leidenden Gemüthsſtimmung in welcher er ſie fand, ſtellte er ſich an die Ecke des Kamins. Majeſtät und Zorn auf ihrem Antlitz gieng ſie auf ihn mit den Worten zu: „Mein Herr! Sie ſind in dieſem Augenblicke allmächtig. Sie ſind es aber nur durch die Gunſt des Volkes, das ſeine Götzen ſehr ſchnell wieder in den Staub tritt. Ihre Exiſtenz hangt von Ihrem Benehmen ab. Man ſagt, daß Sie viel

Talent beſitzen. Sie müſſen ſelbſt einſehen, daß weder der König noch ich all dieſe Neuerungen, dieſe Conſtitution ertragen können. Ich erkläre es Ihnen offen; faſſen Sie Ihren Entſchluß!“ — „Madame, antwortete er, ich bin über das ſchmerzliche Geſtändniß, welches mir ſo eben Eure Majeſtät gethan, untröſtlich. Nie werde ich es mißbrauchen, aber in meiner Stellung zwiſchen dem Könige und der Nation gehöre ich meinem Vaterlande an. Erlauben Sie mir Ihnen vorzuſtellen, daß das Heil des Königs, das Ihrige und das Ihrer erlauchten Kinder ebenſo wie die Wiederherſtellung einer legitimen Autorität, lediglich an die Conſtitution geknüpft iſt. Ich würde Ihnen und auch dem Könige einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wollte ich anders zu Ihnen ſprechen. Sie ſind alle Beide von Feinden umringt, welche ſtets bereit ſind, Sie ihren eignen Intereſſen aufzuopfern. Iſt die Conſtitution nur einmal in voller Kraft, ſo wird ſie, weit entfernt das Unglück des Königs herbeizuführen, vielmehr ſein Glück und ſeinen Ruhm begründen; darum muß er ſelbſt mit allen Kräften dazu beitragen, daß ſie ſobald als möglich feſte Wurzel faſſe.“ Die unglückliche Königin, von dem Widerſpruche Dumouriez's gereizt, rief ihm voll Zorn mit erhobener Stimme zu: „Dis wird nicht ewig dauern; nehmen Sie ſich in Acht!“ Dumouriez antwortete mit beſcheidener Feſtigkeit: „Madame, ich zähle über funfzig Jahre! Mein Leben iſt unter zahlreichen und gefahrvollen Beſchwerden vergangen, und als ich das Miniſterium übernahm, hatte ich wohl überlegt, daß die Verantwortlichkeit nicht die größte der mir bevorſtehenden Gefahren ſein würde.“ — „Das fehlte nur noch, rief ſie hierauf voll Schmerz, und Thränen entſtrömten ihren Augen — das fehlte nur noch, daß Sie mich auch verläumden! Sie halten, wie es ſcheint, mich gar für fähig, Sie ermorden zu laſſen!“ In gleicher Aufregung wie ſie ſelbſt antwortete er: „Behüte mich der Himmel, Ihnen ſo ſchweres Unrecht zu thun! Der Character Eurer Majeſtät iſt groß und edel, und Sie haben heldenmüthige Proben Ihrer Geſinnung gegeben, welche mich mit Bewunderung und tiefer Ergebenheit für Sie erfüllen.“ Augenblicklich war ſie wieder beruhigt und näherte ſich ihm. „Glauben Sie, Madame! — fuhr er fort — mich ver-

leitet kein Intereſſe, Sie zu täuſchen; eben ſo wie Sie ſelbſt, verabſcheue ich die Anarchie und ihre Verbrechen. Glauben Sie mir, ich habe hinlängliche Erfahrung, und vermag in meiner Stellung die Ereigniſſe beſſer als Eure Majeſtät zu würdigen. Es handelt ſich hier nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, um eine vorübergehende Volksaufregung, ſondern um einen beinah einmüthigen Aufſtand einer großen Nation gegen verjährte Mißbräuche. Die Factionen ſchüren das Feuer an, denn unter allen giebt es Böſewichter und Narren. Nur den König und die Nation in ihrer Geſammtheit faſſe ich bei der Revolution ins Auge; Alles, was zu ihrer Trennung beiträgt, führt zu ihrem beiderſeitigen Ruin; ich arbeite ſoviel ich vermag, ſie wieder zu vereinigen, es iſt an Ihnen, mich hierin zu unterſtützen. Bin ich aber durch meine Gegenwart Ihren Planen hinderlich, beharren Sie auf Ihren Anſichten, — ſo ſagen Sie es offen; auf der Stelle will ich bei dem Könige meine Entlaſſung einreichen, und in einem einſamen Winkel der Erde das Loos meines Vaterlandes und das Ihrige beweinen." — Am Schluſſe dieſer Unterredung war das Vertrauen der Königin zu ihm wieder völlig hergeſtellt. Gemeinſchaftlich gingen ſie die verſchiedenen Factionen durch; er wies ihr die Fehler und Verbrechen Aller nach; er that dar, daß ſie in ihrem eignen Pallaſte verrathen ſei, und führte ihr zu dieſem Behufe Aeußerungen aus ihren geheimſten vertraulichen Geſprächen an. Endlich ſchien die Fürſtin ganz überzeugt zu ſein und entließ ihn mit einer freundlicheren und leutſeligen Miene. In der That hatte ſie auch die redlichſten Abſichten, aber ihre Umgebungen und die ſchrecklichen Ausbrüche des Fanatismus in den Flugſchriften Marat's und der Jacobiner brachten ſie nur zu bald wieder auf ihre alten unſeligen Anſichten zurück. — Eines Tages ſagte ſie zu dem Könige: „Sie ſehen mich untröſtlich! Ich wage nicht mehr mich an das Fenſter, welches auf den Garten führt, zu ſetzen. Geſtern Abend zeigte ich mich, um nur einen Augenblick friſche Luft zu ſchöpfen, an dem Hoffenſter, da empfing mich ein Kanonier der Garde mit den gröbſten Schimpfreden und rief: Mit welchem Vergnügen werde ich deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonet's ſehen! — In dieſem abſcheu-

lichen Garten ſieht man auf der einen Seite einen Mann auf einem Stuhle, welcher mit lauter Stimme Verwünſchungen gegen uns ablieſ't, auf der andern drängt man einen Militair oder einen Abbé in ein Baſſin, und überſchüttet ihn mit Schimpfreden und Stockſchlägen, während Andere unbekümmert Ball ſpielen oder ruhig auf und nieder gehen. Welch' ein Aufenthalt! welch' ein Volk!" *)

So mußten durch ein eignes Geſchick die dem Hofe untergelegten Abſichten das Mißtrauen und die Wuth des Volkes, und wiederum das Schimpfen und Hadern des Volkes den Schmerz und die Unbeſonnenheiten des Hofes vermehren, und ſo herrſchte die Verzweiflung von Innen wie von Außen. Aber — möchte man fragen — warum machte nicht eine freie und offne Erklärung all' dieſem Unheil ein Ende? Warum begriff der Hof nicht die Beſorgniſſe des Volkes, und das Volk nicht die Leiden des Hofes? Aber — warum ſind Menſchen nichts als Menſchen? ...... Bei dieſer letzten Frage muß man reſignirend ſtehen bleiben, und mit Schmerz über die Schwäche der menſchlichen Natur die traurige Erzählung fortſetzen.

Leopold II. war geſtorben, und der Tod dieſes friedliebenden Fürſten ließ für die Ruhe Europa's fürchten, denn nicht gleiche Mäßigung ſtand von ſeinem Nachfolger und Neffen, dem Könige von Böhmen und Ungarn zu erwarten. Guſtav, der König von Schweden, war ſo eben bei einem Feſte ermordet worden. Dieſer Mord wurde den Jacobinern von ihren Feinden Schuld gegeben; aber es war nur zu deutlich erwieſen, daß dieſes Verbrechen lediglich von dem durch Guſtav in der letzten Schwediſchen Revolution gedemüthigten Adel ausging. So gab der Adel, welcher in Frankreich die Schrecken der Revolution dem Volke beimaß, im Norden ein Beiſpiel, was er einſt ſelbſt geweſen und was er noch jetzt in den weniger civiliſirten Ländern war. Welch' ein Beiſpiel, welch' eine Lehre für Ludwig XVI., wenn er in dieſem Augenblicke ſie hätte begreifen können! Mit dem Tode Guſtav's zerſchlug ſich auch die Unternehmung, welche er gegen Frank-

*) Siehe Note 31. am Ende des Bandes.

reich im Schilde führte, und zu welchem Catharina Truppen und Spanien ihm Hilfsgelder hatte senden wollen. Indeß steht sehr zu bezweifeln, ob auch die treulose Catharina ihren Versprechungen nachgekommen sein würde, und so erwies sich denn der Tod Gustav's, dem man in seinen Folgen eine viel zu große Wichtigkeit beimaß, in der That nur als ein an sich unbedeutendes Ereigniß. *)

Delessart war wegen der Schwäche, die er in seinen Noten an den Tag gelegt, in Anklagestand versetzt worden: es lag aber weder in dem Geschmacke noch in dem Interesse Dümouriez's, gleiche Schwäche bei den Unterhandlungen mit den Mächten zu zeigen. Seine letzten Depeschen schienen Ludwig XVI. durch ihre angemessene und feste Sprache gefallen zu haben; der Gesandte in Wien aber, Herr von Noailles, ein wenig zuverlässiger Diener, sandte darauf seine Demission mit der Erklärung an Dumouriez: er könne nicht hoffen, sich mit einer solchen Sprache, wie man sie ihm in den Mund gelegt, dem Oberhaupte des Kaiserreiches nahen zu dürfen. Dumouriez beeilte sich die Versammlung hiervon in Kenntniß zu setzen, welche, voll Unwillen über die eingesandte Demission, alsbald den Herrn von Noailles in Anklagestand versetzte, und auf der Stelle einen andern Gesandten mit neuen Depeschen abschickte. Zwei Tage darauf nahm Noailles sein Entlassungsgesuch zurück, und schickte die verlangte kategorische Antwort des Wiener Hofes ein, welche sicherlich unter allen von den Mächten begangenen Fehlgriffen, am meisten einer guten Politik widerstritt; denn im Namen seines Hofes verlangte in dieser Note Herr von Cobentzl die Widerherstellung der französischen Monarchie nach den durch die königliche Declaration vom 23. Juni 1789 festgestellten Basen, und demnach nicht weniger als die Wiederherstellung der Stände, die Restitution der Kirchengüter, und die Zurückgabe der Grafschaft Venaissin an den Papst. Ueberdis verlangte der östreichische Minister noch für die Reichsfürsten die Restitution ihrer Besitzungen im Elsaß mit allen Feudalrechten. In der That mußte man, um solche Bedingungen vorzuschlagen, Frankreich nur

*) Siehe Note 32. am Ende des Bandes.

aus den beſchränkten Illuſionen von Coblenz kennen gelernt haben, ſonſt hätte man nicht zu gleicher Zeit die Annullirung einer, von dem Könige und der Nation beſchworenen Conſtitution, die Zurücknahme eines ſo wichtigen Beſchluſſes in Bezug auf Avignon, und endlich durch die geforderte Zurückgabe der bereits verkauften Kirchengüter ſogar den Staatsbanquerout verlangen können. Mit welchem Rechte mochte man übrigens eine ſolche Unterwürfigkeit fordern? Mit welchem Rechte durfte man ſich überhaupt eine Intervention in Frankreichs innere Angelegenheiten erlauben? Und wie konnte man im Namen der in Elſaß anſäſſigen Fürſten darüber Beſchwerde führen, daß deren Ländereien, als Enclaven der franzöſiſchen Herrſchaft, auch den franzöſiſchen Geſetzen unterworfen worden waren?

Das Erſte, was hierauf der König und Dumouriez thaten, war, daß ſie die Verſammlung ſofort von dieſer Note in Kenntniß ſetzten, welche, nothwendiger Weiſe darüber erbittert, einſtimmig Krieg forderte. Nur davon hatte ſie Dumouriez freilich nicht unterrichtet, daß Oeſtreich, welchem er mit einer neuen Revolution zu Lüttich gedroht, Behufs von Unterhandlungen über dieſen Gegenſtand einen Agenten an ihn abgeſchickt hatte, deſſen Sprache von der des öſtreichſchen Miniſters ſo ganz verſchieden war, daß es klar einleuchtete, wie die letzte Note nur aus einem übereilten und erſchlichenen Entſchluſſe hervorgegangen war. Die Verſammlung hob das Anklagedecret gegen Noailles auf und verlangte ſchnellen Bericht. Der König konnte jetzt nicht mehr zurück, und mußte endlich dieſen verhängnißvollen Krieg erklären, der in keinem Falle ſeinen Intereſſen förderlich ſein konnte, denn, ſiegten die Franzoſen, ſo ſteigerten ſie dann auch ihre Anſprüche, und hielten nur noch unerbittlicher auf die Beobachtung der neuen Verfaſſung; wurden ſie aber beſiegt, ſo maßen ſie alle Schuld davon der Regierung bei, und warfen ihr vor, den Krieg ſchlecht unterſtützt zu haben. Ludwig XVI. fühlte vollkommen dieſe zwiefache Gefahr, daher koſtete ihm dieſer ſein Entſchluß vor vielen andern die meiſte Ueberwindung. *)

*) Man ſehe Note 33. am Ende des Bandes.

Dumouriez faßte mit gewohnter Schnelligkeit ſeinen Bericht ab und überbrachte ihn dem Könige, welcher ihn drei Tage lang an ſich behielt. Es handelte ſich nämlich dabei um die Alternative: ob der König, da er nun einmal genöthigt war, bei der Verſammlung die Initiative zu ergreifen, dieſelbe auffordern ſolle, den Krieg zu erklären oder ob er ſich vielmehr begnügen müſſe, ſie in dieſer Beziehung um Rath zu fragen und ihr zugleich zu erklären, daß ſich Frankreich nach den gemachten Mittheilungen im Kriegszuſtande befinde? Für das Erſtere ſtimmten die Miniſter Roland und Clavière, ſo wie auch die Redner der Gironde, welche zu dieſem Behufe die Thronrede abfaſſen wollten, allein Ludwig XVI., voll Abneigung gegen eine wirkliche Kriegserklärung, zog es vor nur den Kriegszuſtand zu erklären, und obwohl der Unterſchied in der That nur von geringer Wichtigkeit war, ſo gab er doch nun einmal dem Letztern in ſeinem Herzen den Vorzug. Man durfte hierin wohl auch in ſeiner Lage ihm willfährig ſein; daher hörte Dumouriez auf keinen der beiden anderen Miniſter, und ſetzte, von Degraves, Lecoſte und Duranthon unterſtützt, die Annahme des Beſchluſſes des Königs durch. Dis war ſeine erſte Differenz mit der Gironde. Der König verfaßte ſeine Rede ſelbſt und begab ſich am 20. April von allen ſeinen Miniſtern begleitet, in eigner Perſon in die Verſammlung. Die zahlreich verſammelten Zuſchauer erhöhten noch die Wirkung dieſer Sitzung, welche über das Loos Frankreichs und Europas entſcheiden ſollte. Auf den Geſichtszügen des Königs mahlte ſich große Aufregung und Befangenheit. Dumouriez verlas einen umſtändlichen Bericht über die zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer gepflogenen Unterhandlungen, in welchen er nachwies, daß der Tractat von 1756 in der That gebrochen worden, und Frankreich ſich nach dem erhaltenen Ultimatum im Kriegszuſtande befinde. Der König, fügte er hinzu, habe in der Abſicht, mit der Verſammlung hierüber zu berathen, da ſich ihm unter den obwaltenden Umſtänden kein anderes geſetzliches Mittel als der förmliche Kriegsantrag dargeboten, voll Reſignation den Entſchluß gefaßt, ſie auf dieſem Wege hierüber um Rath zu fragen. Ludwig

XVI. ſprach hierauf voll Würde, aber mit bewegter Stimme: „Meine Herren, Sie haben ſo eben das Reſultat meiner Unterhandlungen mit dem Wiener Cabinette vernommen. Die in dieſem Berichte enthaltenen Beſchlüſſe haben die einmüthige Zuſtimmung meines Conſeils, und ich ſelbſt habe ſie angenommen, denn ſie ſtimmen ſowohl mit den mehrmals von der National-Verſammlung mir eröffneten Wünſchen, als auch mit den Geſinnungen überein, welche eine große Anzahl von Bürgern aus den verſchiedenen Theilen des Königreichs gegen mich ausgeſprochen hat; alle wollen lieber den Krieg, als noch länger die Würde des franzöſiſchen Volkes beſchimpft und die allgemeine Sicherheit bedroht ſehen. Mir lag es ob, zuvor alle Mittel zur Erhaltung des Friedens zu erſchöpfen; da dis erfolglos blieb, ſo beantrage ich denn heute nach den Worten der Conſtitution vor der National-Verſammlung den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen." Mit dem größten Beifall wurde dieſer Antrag aufgenommen, und der Ruf: Es lebe der König! ertönte von allen Seiten. Die National-Verſammlung antwortete Ludwig XVI., daß ſie ſogleich den Antrag in Berathung ziehen und ihn durch eine beſondere Botſchaft von dem Erfolge derſelben benachrichtigen werde. Alsbald entſpann ſich die ſtürmiſcheſte Diſcuſſion, welche bis ſpät in die Nacht hinein währte, und in welcher alle bereits erwähnten Gründe dafür und dawider nochmals beſprochen wurden, bis endlich das Decret abgefaßt und der Krieg mit großer Stimmenmehrheit beſchloſſen wurde. — „In Betracht, erklärte die National-Verſammlung, daß das Wiener Cabinet, allen Tractaten zum Trotz, den franzöſiſchen Rebellen ohne Unterlaß offnen Schutz gewährt, und ein Bündniß mit mehreren Mächten Europa's gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der franzöſiſchen Nation veranlaßt und geſchloſſen hat; in Betracht ferner, daß ſich Franz I., König von Ungarn und Böhmen,*) durch ſeine letzten Noten vom 18. März und 7. April, dieſem Bündniß zu entſagen geweigert; daß er trotz des ihm in der Note vom 11. März 1792 gemachten Vorſchlags, von bei-

*) Er war damals noch nicht römiſcher Kaiſer.

den Seiten an den Grenzen die Truppen auf den Friedensfuß zu ſetzen, ſeine Kriegsrüſtungen unabläſſig betrieben, daß er ferner durch ſeine Erklärung, die Anſprüche der in Frankreich angeſeſſenen deutſchen Fürſten, denen die franzöſiſche Naiton ohne Unterlaß Entſchädigung angeboten, zu unterſtützen, ſich förmliche Eingriffe in die Souverainität der franzöſiſchen Nation erlaubt, und durch den Beiſtand, welchen er im Einverſtändniß mit den andern Mächten den Mißvergnügten verheißen, die franzöſiſchen Bürger zu entzweien und gegen einander zu bewaffnen beabſichtigt habe; in Betracht endlich, daß die Weigerung die letzten Depeſchen des Königs von Frankreich zu beantworten, keine Hoffnung mehr übrig laſſe, auf dem Wege einer friedlichen Unterhandlung dieſe verſchiedenen Beſchwerden gütlich beizulegen, da dieſe Weigerung einer Kriegserklärung gleich zu achten, u. ſ. w. — ſo erklärt die Verſammlung, daß der Krieg unvermeidlich ſei.

Man muß bekennen, daß dieſer grauſame Krieg, welcher ſo lange Zeit Europa zerfleiſchte, nicht durch Frankreich, ſondern durch die fremden Mächte hervorgerufen wurde; denn als Frankreich ihn erklärte, bekundete es durch ſeine Decrete nur den Standpunkt, auf welchen man es gewaltſam verſetzt hatte. Condorcet wurde mit einer kurzen Darſtellung der Beweggründe der Nation beauftragt, und die Geſchichte wird dieſelbe ſtets als ein herrliches Muſter von Weisheit und Mäßigung bewahren. *)

Dieſe Kriegserklärung verbreitete allgemeine Freude; die Patrioten ſahen in dem Kriege das Ende der Beſorgniſſe, welche ihnen die Emigranten und das ſchwankende Benehmen des Königs einflößten; die Gemäßigten dagegen, welche vor Allem die Gefahr eines innern Krieges ſcheuten, hofften, daß dann die gemeinſame Gefahr denſelben beſeitigen und die Schlachtfelder alle dieſe unruhigen Söhne der Revolution verſchlingen würden. Nur allein einige Feuillants, welche überhaupt ſehr geneigt waren die Verſammlung zu tadeln, beſchuldigten dieſelbe der Verletzung der Conſtitution aus dem Grunde,

*) Siehe Note 34 am Ende des Bandes.

weil nach derſelben Frankreich niemals der angreifende Theil ſein dürfe; allein das Gegentheil hiervon lag klar am Tage, und ſo kam denn mit alleiniger Ausnahme des Königs und einiger Mißvergnügten Allen der Krieg erwünſcht.

Lafayette traf alle Anſtalten, ſeinem Vaterlande auf dieſer neuen Laufbahn nach beſten Kräften wacker zu dienen. Ihm war der beſondere Auftrag geworden, den von Dümouriez entworfenen und dem Scheine nach von Degraves anbefohlenen Plan in Ausführung zu bringen, und mit Recht hatte Dümouriez ſich und allen Patrioten mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß eine Invaſion nach Belgien ſehr leicht zu bewerkſtelligen ſein werde. Dieſes Land, erſt kürzlich durch eine Revolution aufgeregt welche Oeſterreich kaum noch unterdrückt hatte, mußte bei dem erſten Erſcheinen der Franzoſen ſofort zu einem neuen Aufſtande bereit ſein und ſo das Wort in Erfüllung gehen, welches früher die Verſammlung an die Souveraine gerichtet hatte: „Wenn Ihr uns den Krieg ſendet, ſo werden wir Euch dagegen die Freiheit zuſchicken!“ Ueberdis wurde durch dieſe Operation auch die Hauptabſicht Dümouriez's erreicht, Frankreich auf ſeine natürlichen Grenzen auszudehnen. Rochambeau commandirte das dafür geeignetſte Armeecorps, aber er konnte in Folge ſeiner Kränklichkeit und unzufriedenen Gemüthsſtimmung, vornehmlich aber, da er weit weniger wie Lafayette zu einer halb militairiſchen, halb volksthümlichen Invaſion geeignet war, mit dieſer Operation nicht beauftragt werden. Man hätte Lafayette lieber das Generalcommando anvertraut, aber Dümouriez war, ohne Zweifel aus Abneigung gegen denſelben, dawider, und führte als Grund ſeiner Weigerung an, daß man, da ſchon ein Marſchall da ſei, das Obercommando dieſer Expedition keinem bloßen General übertragen könne; überdis — und dieſer Grund hatte mehr für ſich — ſei Lafayette den Jacobinern und der Verſammlung verdächtig. Und in der That mußte Lafayette, jung und thätig und als der Einzige von allen Generalen, welcher von ſeiner Armee geliebt wurde, den überſpannten Patrioten Beſorgniß einflößen und durch ſeinen überwiegenden Einfluß Uebelwollenden Gelegenheit zu Verläumdungen geben. Trotz dem

bot er doch bereitwillig ſeine Dienſte an, um den Plan des zu gleicher Zeit diplomatiſchen und militairiſchen Miniſters in Ausführung zu bringen, und verlangte zu dieſem Behufe 50,000 Mann, mit welchen er über Namur und die Maas bis Lüttich vorrücken, und ſich ſo zum Meiſter der Niederlande machen wollte. Dieſer ziemlich ausgedehnte Plan erhielt Dümouriez's Zuſtimmung, und da der Krieg erſt ſeit wenig Tagen förmlich erklärt worden, und daher Oeſterreich noch nicht Zeit gehabt hatte, ſeine Belgiſchen Beſitzungen zu decken, ſo ſchien auch der Erfolg ſicher zu ſein. Demzufolge erhielt Lafayette Befehl vorläufig mit 10,000 Mann auf Namur, und von Namur auf Lüttich oder Brüſſel vorzurücken; ſeine ganze Armee aber ſollte ihm auf dem Fuße nachfolgen, und zu gleicher Zeit der Generalleutnant Biron mit 10,000 Mann nach Valenciennes aufbrechen und die Richtung nach Mons einſchlagen; ein anderer Befehlshaber erhielt Ordre auf Tournay zu marſchiren, um ſich deſſelben in aller Eile zu bemächtigen; alle dieſe, Offizieren von Rochambeau's Armee übertragenen Operationen hatten aber keinen anderen Zweck als den wahren, Lafayette anvertrauten Angriff zu unterſtützen und zu maskiren.

Zur Ausführung dieſes Planes wurde die Zeit vom 20. April bis zum 2. Mai feſtgeſetzt. Biron brach auf, marſchirte durch Valenciennes, bemächtigte ſich Quievrain's, und ſtieß bei Mons auf einige feindliche Detachements. Plötzlich erheben zwei Dragonerregimenter, ehe ſie noch wirklich den Feind vor ſich haben, das Geſchrei: Wir ſind verrathen! ergreifen die Flucht und ziehen die ganze Armee mit ſich fort. Vergebens ſtellen die Offiziere ſich der Flucht entgegen; man droht ſie niederzuſchießen, und flieht in wilder Haſt. Das Schlachtfeld bleibt dem Feinde überlaſſen, und alles Kriegsgeräth fällt in die Hände der Kaiſerlichen. Während ſich dis bei Mons ereignet, verläßt Théobald Dillon dem entworfenen Plane gemäß Lille mit 2000 Mann Infanterie und 2000 Reitern, und gerade in derſelben Stunde, wo Birons Mißgeſchick ſtatt hatte, kehrt auch ſeine Cavallerie bei dem Anblicke einiger Oeſterreichiſchen Truppen mit dem

Geſchrei um, daß ſie verrathen ſei, reißt die Infanterie mit fort, und abermals fällt die ganze Bagage in die Hände der Feinde, und Théobald Dillon ſelbſt nebſt einem Genieoffizier Namens Berthois, werden als des Verraths verdächtig von den Soldaten und dem Liller Pöbel ermordet. Unterdeß war Lafayette, zu ſpät hiervon benachrichtigt, erſt nach unerhörten Strapazen auf faſt ungangbaren Straßen von Metz aus in Givet angekommen, und nur dem glühenden Eifer ſeiner Truppen hatte er es beizumeſſen, daß er dieſe anſehnliche Strecke Wegs in ſo kurzer Zeit zurücklegen konnte; als er aber hier das Mißgeſchick der Offiziere Rochambeau's erfuhr, glaubte er nicht weiter vorrücken zu dürfen. Dieſe traurigen Ereigniſſe hatten in den erſten Tagen des Aprils 1792 ſtatt.

Eilftes Capitel.

Spaltungen im Gironde-Miniſterium. — Der angebliche öſterreichiſche Comité. — Decret zur Bildung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris. — Brief Roland's an den König. — Entlaſſung der Gironde-Miniſter; Demiſſion Dumouriez. — Bildung eines Feuillant-Miniſteriums. — Projecte der conſtitutionellen Partei; Brief Lafayettes an die Verſammlung. — Stellung der Volkspartei und ihrer Führer; Plane der Deputirten aus dem Süden; Pétions Rolle bei den Juni-Ereigniſſen. — Der 20. Juni 1792; Aufſtand der Vorſtädte; Auftritte in den Gemächern der Tuilerien.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Gefechte bei Quiévrain und Tournay und von der Ermordung des Generals Dillon rief eine allgemeine Aufregung hervor, und es war natürlich, daß man bei dieſen beiden Ereigniſſen, in Folge ihres gleichzeitigen Zuſammentreffens, an ein Einverſtändniß glaubte. Alle Parteien maßen ſich wechſelſeitig die Schuld

davon bei; die Jacobiner und die überſpannten Patrioten behaupteten, man habe die Sache der Freiheit verrathen wollen; Dúmouriez gab zwar Lafayette keine Schuld, hatte aber die Feuillants in Verdacht, und glaubte, man habe ſeinen Plan nur ſcheitern laſſen, um ihn in der Volksgunſt zu ſtürzen. Lafayette beklagte ſich, obwohl weniger bitter als ſeine Partei darüber, daß man ihn ſo ſpät von den Ereigniſſen benachrichtigt, und ihn nicht mit allen nöthigen Mitteln verſehen habe, um noch zur rechten Zeit anzukommen. Die Feuillants verbreiteten außerdem noch das Gerücht, Dúmouriez habe Rochambeau und Lafayette ſtürzen wollen, indem er ihnen einen Operationsplan vorzeichnete, ohne ſie zugleich in den Stand zu ſetzen, denſelben zur Ausführung zu bringen. Indeß war eine ſolche Abſicht nicht wohl vorauszuſetzen, denn Dúmouriez ſtellte ſich, indem er Schlachtpläne entwarf, was ganz außerhalb des Reſſorts des ihm übertragenen Miniſteriums der äußeren Angelegenheiten lag, im Falle ihres Mißlingens, ſelbſt der ſchwerſten Verantwortlichkeit blos. Ueberdis machte das Project Belgien zu befreien und für Frankreich zu gewinnen, einen Theil eines Planes aus, den er ſchon ſeit langer Zeit genährt hatte; wie konnte man da annehmen, er werde ſelbſt dem Erfolge entgegenwirken? Auch war es einleuchtend, daß weder die Generale noch die Miniſter hierbei böſen Willen gezeigt haben konnten, da ſie bei dem Erfolge alle gleich intereſſirt waren; aber die Parteien ſetzen gewöhnlich die Menſchen an die Stelle der Umſtände, um ſo bei eintretenden Unglücksfällen ſtets Jemandem die Schuld beimeſſen zu können.

Degraves, von dem in Folge der letzten kriegeriſchen Ereigniſſe entſtandenen Tumulte erſchreckt, wollte ſich einer Bürde entledigen, welche ſchon ſeit langer Zeit ihm zu ſchwer dünkte, und welche Dúmouriez unbilliger Weiſe nicht ſelbſt übernehmen wollte. In deſſen Folge gab Ludwig XVI., der fortdauernd unter der Leitung der Gironde ſtand, dieſes Miniſterium Servan, einem alten, durch ſeine patriotiſchen Geſinnungen bekannten Militair. Durch dieſe Wahl erhielt die Gironde neue Stärke, und da Servan, Clavière und Roland zu ihrer Verfügung ſtanden, ſo ziemlich die Majorität

im Conſeil, und von dieſem Augenblicke an gerieth auch das Miniſterium in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Die Gironde wurde von Tag zu Tag mißtrauiſcher und verlangte daher immer dringlicher von Seiten Ludwig XVI. thatſächliche Beweiſe ſeiner conſtitutionellen Geſinnung. Dûmouriez, welcher ſich wenig den Parteimeinungen unterwarf, und von dem Zutrauen, welches ihm Ludwig XVI. ſchenkte, gerührt war, ſtellte ſich jederzeit auf ſeine Seite; ein Gleiches that Lacoſte, welcher feſt an dem Könige hing. Duranthon verhielt ſich neutral, und zeigte ſich meiſt der ſchwächſten Partei am Geneigteſten, Servan, Clavière und Roland waren dagegen unbeugſam; voll der Beſorgniſſe, welche ihnen ihre Freunde eingeflößt hatten, zeigten ſie ſich im Staatsrathe mit jedem Tage bedenklicher und unerbittlicher. Ein letzter Umſtand führte endlich den gänzlichen Bruch Dûmouriez's mit den vorzüglichſten Mitgliedern der Gironde herbei. Bei ſeinem Eintritte in das Miniſterium der äußeren Angelegenheiten hatte derſelbe nämlich ſechs Millionen für geheime Ausgaben verlangt, von denen er keine Rechnung abzulegen haben ſollte, und trotz der Oppoſition der Feuillants war durch die Bemühungen der Gironde dieſe Forderung durchgeſetzt und die Summe bewilligt worden. Als Pétion Fonds für die Pariſer Polizei verlangt hatte, waren ihm von Dûmouriez dreißig Tauſend Franks für jeden Monat zu dieſem Zwecke bewilligt worden; als der Letztere aber nicht mehr Girondiſt war, wollte Letztrer ſie nur noch einmal auszahlen. Von der andern Seite erfuhr oder argwöhnte man wenigſtens, daß er hundert Tauſend Franks zu ſeinen eigenen Vergnügungen verwandt habe. Hierüber war Roland, bei welchem die Gironde ihre Zuſammenkünfte hielt, ſowie alle ſeine Anhänger höchlich erbittert. Die Miniſter ſpeiſten abwechſelnd bei einander zu Mittag, um ſich über die öffentlichen Angelegenheiten zu beſprechen. Kamen ſie bei Roland zuſammen, ſo geſchah dis in Gegenwart von deſſen Gattin und allen ſeinen Freunden, und man kann ſagen, daß dann dort der Staatsrath von der Gironde ſelbſt gehalten wurde. In einer dieſer Zuſammenkünfte nun erlaubte man ſich gegen Dûmouriez Aeußerungen über die Art und Weiſe ſeiner geheimen Ausgaben; er antwortete anfangs voll Geiſt

leicht darauf hin, wurde ſpäter aber darüber verdrüßlich, gerieth mit Roland und den Girondiſten in offenen Bruch, und erſchien von nun an auch nicht mehr bei den gewohnten Zuſammenkünften, weil er, wie er ſagte, nicht geſonnen ſei, in Gegenwart der Gattin und der Freunde Rolands Staatsangelegenheiten zu verhandeln. Indeß kam er noch einigemale zu dem letzteren, ſprach jedoch gar nicht, oder wenigſtens ſehr wenig von Geſchäften. Noch ein anderer Umſtand trug dazu bei, ihn vollends von den Girondiſten zu trennen. Guadet, der Ungeſtümſte ſeiner Partei, verlas einen Brief, in welchem er den Wunſch ausſprach, die Miniſter möchten den König auffordern zu ſeinem Beichtvater einen vereideten Prieſter zu machen. Dümouriez erklärte dagegen, daß es den Miniſtern nicht zuſtehe, ſich um die Andachtsübungen des Königs zu bekümmern, und wurde in dieſer Behauptung allerdings von Vergniaud und Genſonné unterſtützt; nichtsdeſtoweniger entſtand hierüber ein lebhaftes Gezänk und der Bruch wurde entſcheidend. Zuerſt begannen die Journale den Angriff gegen Dümouriez, und die Feuillants, welche ſich bereits gegen ihn verſchworen hatten, ſahen ſich nun auch von den Jacobinern und den Girondiſten unterſtützt. Dümouriez, obwohl von allen Seiten angegriffen, trotzte doch ſtandhaft dem Sturme, und gebrauchte gegen einige Journaliſten Strenge. Schon hatte man ein Anklagedecret gegen Marat, den Verfaſſer des Volksfreundes, geſchleudert, eines ſchauderhaften Blattes, in welchem er offen den Mord predigte, und die königliche Familie ſo wie alle diejenigen, welche ſeiner wahnſinnigen Einbildungskraft verdächtig erſchienen, mit den ausſchweifendſten Beleidigungen überſchüttete. Um dem Eindrucke, welchen dieſe Maßregel hervorbrachte, ein Gegengewicht zu geben, ſetzte man auch Royou, den Redacteur des Königsfreundes in Anklageſtand, welcher mit derſelben Heftigkeit, womit Marat gegen die Royaliſten auftrat, die Republikaner verfolgte.

Schon ſeit langer Zeit ſprach man überall von einem Oeſterreichiſchen Comité; die Patrioten redeten davon in der Stadt, ſowie man am Hofe von der Faction des Herzogs

von Orleans ſprach. Dieſem Comité ſchrieb man einen geheimen und unheilvollen Einfluß zu, und hielt die Königin für deſſen Vermittlerin. Indeß, hätte es auch während der Dauer der conſtituirenden Verſammlung eine Vereinigung, die einem öſterreichiſchen Comité glich, gegeben, ſo fand doch durchaus nichts Aehnliches unter der geſetzgebenden Verſammlung ſtatt. Damals ertheilte eine hohe Perſon in den Niederlanden der Königin allerdings im Namen ihrer Familie Rathſchläge, welchen der franzöſiſche Unterhändler noch ſeinerſeits höchſt einſichtvolle Bemerkungen beifügte; allein unter der geſetzgebenden Verſammlung fanden keine ſolche beſonderen Mittheilungen mehr ſtatt, und wenn auch die Familie der Königin ihre Correſpondenz mit ihr fortſetzte, ſo rieth ſie ihr doch in derſelben ohne Unterlaß zur Geduld und Reſignation. Nur Bertrand de Molleville und Montmorin erſchienen ſeit ihrem Austritte aus dem Miniſterio noch auf dem Schloſſe; daher richtete ſich auch auf ſie aller Verdacht, und in der That beſorgten ſie auch alle geheimen Aufträge. Sie wurden deſſen öffentlich von dem Journaliſten Carra angeklagt, und, da ſie entſchloſſen waren, ihn als Verläumder zu verfolgen, ſo forderten ſie ihn auf, zur Unterſtützung ſeiner Anklage die betreffenden Documente vorzulegen. Der Journaliſt berief ſich hierauf auf drei Deputirte, und bezeichnete Chabot, Merlin und Bazire als Gewährsmänner der von ihm veröffentlichten Beſchuldigungen. Der Friedensrichter Larivière opferte ſich dabei der Sache des Königs, betrieb mit großem Eifer dieſe Angelegenheit und hatte ſogar die Kühnheit die drei bezeichneten Deputirten vorladen zu laſſen; die Verſammlung aber, entrüſtet, daß man es wagte, ſich Eingriffe gegen die Unverletzlichkeit eines ihrer Mitglieder zu erlauben, antwortete dem Friedensrichter durch ein Anklagedecret und ließ den unglücklichen Larivière ſofort nach Orleans transportiren. Dieſer mißlungene Verſuch vermehrte die allgemeine Aufregung und den Haß gegen den Hof nur noch mehr, und da die Gironde ſeit Dümouriez's unumſchränkten Einfluß auf ihn, ſich nicht mehr als die Gebieterin des Königs betrachten konnte, ſo war auch ſie wieder in ihre frühere hartnäckige Oppoſition zurückgetreten.

Die neue conſtitutionelle Garde des Königs war bereits gebildet, und dem Geſetze nach hätte nun der Hofſtaat auf ähnliche Weiſe zuſammengeſetzt werden ſollen; allein der Adel weigerte ſich in dieſelbe mit einzutreten, um nicht durch Annahme von Stellen, welche die Conſtitution geſchaffen, dieſe Conſtitution ſelbſt anzuerkennen; auf der andern Seite dagegen wollte man ihn nicht aus Emporkömmlingen zuſammenſetzen, und leiſtete daher lieber ganz darauf Verzicht. „Warum, ſchrieb Barnave an die Königin, warum wollen Sie dieſen Menſchen den mindeſten Zweifel über Ihre Geſinnungen laſſen? Während ſie Ihnen, wie dem jungen Achilles bei den Töchtern des Lycomed, einen Militair- und Civil-Hofſtaat zu gleicher Zeit darbieten, greifen Sie mit eifriger Haſt nach dem Schwerte, und weiſen voll Verachtung den einfacheren Schmuck zurück.“ Die Miniſter und Bertrand ſelbſt machten ihrerſeits in demſelben Sinne wie Barnave dringende Vorſtellungen, allein umſonſt; die Bildung des Hofſtaates wurde gänzlich aufgegeben.

Die Garde war nach Deleſſart's Vorſchlage aus einem Drittheil Linientruppen und zwei Drittheilen junger, aus den Nationalgarden gewählter Bürger zuſammengeſetzt, und ſchien in dieſer Geſtalt hinreichende Sicherheit zu gewähren; allein die getroffene Wahl der Officiere und Soldaten der Linie beunruhigte die Patrioten, da jene, unter ſich zuſammenhaltend, den aus den Nationalgarden ausgehobenen jungen Leuten abſichtlich den Dienſt verleideten und dieſelben ſogar größtentheils zum Rücktritt nöthigten, worauf man alsbald die Ausgetretenen mit ſicheren Leuten erſetzte. Endlich war auch die Zahl dieſer Garden auffallend vermehrt worden, denn anſtatt der von dem Geſetze vorgeſchriebenen achtzehnhundert Mann, ſtieg ſie, wie es hieß, beinahe auf ſechs Tauſend. Dumouriez hatte den König mehrmals davon benachrichtigt, dieſer aber ſtets darauf zur Antwort gegeben, daß der Befehlshaber dieſer Truppe, der alte Herzog von Briſſac nicht als ein Verſchwörer betrachtet werden könne. Unterdeß war die Aufführung der neuen Garde ſowohl auf dem Schloſſe als anderwärts von der Art, daß ſie auf allen Seiten Verdacht erregte und ſelbſt in den Clubs zur Sprache kam. Zur ſelben Zeit

ſteckten zwölf hundert Schweizer in Neuilly die weiße Cocarde auf, und beträchtliche Papierniederlagen die man zu Sèvres in Brand geſteckt, gaben Anlaß zu neuem ſchweren Verdachte; das Gerücht davon verbreitete ſich überall hin, und die National-Verſammlung erklärte ſich für permanent, gleich als wenn die Tage wieder erſchienen wären, wo dreißig Tauſend Mann Paris bedrohten. Indeß war es allerdings gegründet, daß die Aufregung überall herrſchte, und daß die unvereideten Prieſter das Volk in den mittägigen Provinzen inſurgirten und unter dem Siegel der Beichte ſeinen Fanatismus anfachten; es war gegründet, daß die Mächte ſich förmlich verbunden und Preußen und Oeſtreich eine Allianz geſchloſſen hatten; es war endlich auch nur zu wahr, daß die fremden Heere bereits eine drohende Stellung einnahmen, und die letzten unglücklichen Ereigniſſe zu Lille und zu Mons die Gemüther mit Angſt erfüllten, denn man glaubt gewöhnlich nicht eher an die Macht des Volkes, als bis es dieſelbe thätlich bewieſen hat, und ſo zweifelte man denn auch, daß die unregelmäßige Menge, ſo zahlreich ſie auch ſei, doch einer regulären Macht von ſechs tauſend Mann die Wage halten könne. Aus dieſen Gründen eilte die National-Verſammlung ſich permanent (Sitzung vom 28. Mai) zu erklären, und ließ ſich einen genauen Bericht über die Art der Zuſammenſetzung der Garde des Königs, ſo wie über die Zahl, die Wahl und die Aufführung ihrer Glieder abſtatten. Nachdem ſich nun hierbei eine Verletzung der Conſtitution unwiderlegbar herausgeſtellt hatte, erließ ſie zu gleicher Zeit ein Entlaſſungsdecret gegen die Garde und ein Anklagedecret gegen den Herzog von Briſſac, und ſchickte ſie beide dem Könige zur Beſtätigung. Dieſer wollte anfangs ſein Veto beifügen, allein Dümouriez erinnerte ihn an die Entlaſſung ſeiner Gardes-du-Corps, welche ihm viel länger als dieſe neue Garde gedient hatten, und bewog ihn dis weit leichtere Opfer zu wiederholen; er unterrichtete ihn überdis der Wahrheit gemäß von den mancherlei Vergehungen, welche ſich dieſelbe hatte zu Schulden kommen laſſen, und wurde ſonach mit der Ausführung des Decrets beauftragt. Alsbald

*) Man ſehe Note 35. am Ende des Bandes.

drang er auf ſofortige Formirung einer neuen Garde, allein der König, — ſei es, daß er ſeiner früheren Politik gemäß als Unterdrückter erſcheinen wollte, oder auch, daß er noch auf dieſe verabſchiedete Garde, welche im Stillen ihren Sold fortbezog, rechnete — der König wollte von keiner zweiten Garde etwas wiſſen, und blieb ſo ohne Schutz der Wuth des Volkes preisgegeben.

Die Gironde verfolgte jetzt um ſo hartnäckiger ihren Angriff. Bereits hatte ſie ein neues Decret gegen die Prieſter an die Stelle desjenigen erlaſſen, welchem der König die Sanction verweigert hatte, und da ſich die Berichte über das aufrühreriſche Benehmen derſelben ohne Unterlaß einander folgten, faßte ſie den Entſchluß, dieſelben mit Deportation zu ſtrafen. (27. Mai). Da die Bezeichnung der Schuldigen hierbei höchſt ſchwierig war und dieſe Maßregel, wie alle Sicherheitsmaßregeln meiſt auf bloßem Verdacht beruhte, ſo wurden die Prieſter gewiſſermaßen nur nach dem allgemeinen Gerücht ergriffen und deportirt. Auf die Anzeige von zwanzig activen Bürgern und dafür erfolgter Genehmigung der Diſtrictsbehörde, ſprach das Departementsdirectorium die Deportation aus: der verurtheilte Prieſter mußte den Canton in vier und zwanzig Stunden, das Departement in drei Tagen und das Königreich binnen einem Monate verlaſſen; im Fall er arm war, wurden ihm bis an die Grenze drei Livres täglich bewilligt. Dieſes ſtrenge Geſetz ließ auf die ſteigende Erbitterung der National-Verſammlung ſchließen, und unmittelbar darauf erſchien noch ein zweites furchtbares Decret. (8. Juni.) Ohne Befehl des Königs, ja ſogar ohne ſich vorher mit ſeinen Collegen darüber berathen zu haben, hatte nemlich der Miniſter Servan vorgeſchlagen, bei Gelegenheit des nahen Föderationsfeſtes vom 14. Juli, zum Schutze der National-Verſammlung und der Hauptſtadt ein Lager von zwanzig Tauſend Föderirten zu bilden. Man kann leicht denken, mit welchem Eifer dieſes Project von der Majorität der National-Verſammlung, welche aus Girondiſten beſtand, aufgenommen wurde, denn die Macht der Letztern hatte in dieſem Augenblicke die höchſte Stufe erreicht, ſie beherrſchte die National-Verſammlung, wo die Conſtitutionellen und die Republikaner in der Minorität waren, und

die angeblich Parteiloſen wie immer ſich völlig indifferent verhielten, weshalb denn auch letztere in dem Maaße als die Majorität mächtiger wurde, derſelben immermehr unterworfen wurden, zumal dieſe überdis durch den Maire Pétion, welcher ihnen ganz ergeben war auch über Paris verfügen konnte. Mittelſt des in Vorſchlag gebrachten Feldlagers beabſichtigte ſie, zwar nicht von perſönlichem Ehrgeitze, aber doch von dem Ehrgeize als Partei getrieben, ſich zum Herrn des Königs zu machen, und ſich gegen die demſelben untergelegten Abſichten nach Kräften zu ſichern.

Kaum aber war der Geſetzentwurf Servans bekannt geworden, als Dümouriez ihn im vollen Staatsrathe auf das Beſtimmteſte fragte, mit welchem Rechte er einen ſolchen Vorſchlag gethan habe. Er antwortete: mit dem Rechte, das ihm auch als Einzelnem zuſtehe. — „In dieſem Falle entgegnete Dümouriez, durfte man dem Namen Servan nicht den Titel des Kriegsminiſters beifügen.“ Der Streit wurde ſo lebhaft, daß ohne die Gegenwart des Königs ſicherlich in dem Staatsrathe Blut gefloſſen wäre. Servan erbot ſich zuletzt, ſeine Motion zurück zu nehmen; dis wäre jedoch von keinem Nutzen geweſen, denn die National-Verſammlung hatte ſie bereits zu der ihrigen gemacht und der König konnte damit weiter nichts gewinnen, als den Schein einer Gewaltthätigkeit gegen ſeinen Miniſter auf ſich laden. Dümouriez widerſetzte ſich daher dieſem Anerbieten, die Motion blieb und wurde nur durch eine von acht Tauſend Nationalgardiſten unterzeichnete Petition bekämpft, welche ſich darüber beleidigt erklärten, daß man ihren Dienſt zum Schutze der National-Verſammlung für unzureichend zu halten ſcheine. Nichts deſto weniger wurde die Motion decretirt und dem Könige überreicht. So lagen nunmehr bereits zwei wichtige Decrete zur Sanction vor, und ſchon vermuthete man, daß der König ſeine Zuſtimmung verweigern werde, und wartete nur darauf, um gegen ihn einen entſcheidenden Schritt zu thun.

Dümouriez bewies im vollen Staatsrathe, wie dieſe Maßregel dem Thron und vor Allem die Macht der Gironde gefährde, da die neue Armee jedenfalls unter dem Einfluſſe der heftigſten Jacobiner gebildet werden würde; nichts deſto weniger

aber trug er auf die Sanction derſelben an, weil ſich nach ſeiner Meinung, im Fall der König die Einberufung von zwanzig Tauſend regelmäßig erwählter Soldaten verweigere, freiwillig deren vierzig Tauſend erheben und in die Hauptſtadt dringen würden. Ueberdis gab er die Verſicherung, daß er ein Mittel wiſſe dieſe Maßregel zu entkräften, welches er zu ſeiner Zeit bekannt machen würde, und drang zugleich auf die Sanction des Decretes wegen der Prieſterdeportation, weil dieſelben in der That ſtraffällig ſeien und überdis auch durch die Deportation der Wuth ihrer Widerſacher entzogen würden. Noch immer zauderte Ludwig XVI. und antwortete, daß er die Sache in reiflichere Ueberlegung ziehen wolle. In derſelben Sitzung des Staatsraths verlangte Roland im Angeſicht des Königs einen an denſelben geſchriebenen Brief vorzuleſen, was um ſo unpaſſender war, da der König ihn zugeſchickt erhalten hatte und daher deſſen Inhalt bereits kannte. Die Abfaſſung dieſes Briefes war auf Antrieb der Madame Roland beſchloſſen worden, und ſie ſelbſt hatte ihn concipirt. Bekanntlich war anfangs davon die Rede, einen ſolchen im Namen aller Miniſter abzufaſſen: da dieſe aber hierzu ihre Zuſtimmung nicht gaben, ſo hatte Madame Roland ihren Gatten ſo lange mit Bitten beſtürmt, bis letzterer ſich entſchloß, in ſeinem eignen Namen dieſen Schritt zu thun. Vergebens machte ihm der ſchwache, aber wohlbedächtige Duranthon den gegründeten Einwurf, daß der Ton ſeines Briefes, weit entfernt den König zu überzeugen, ihn vielmehr gegen Miniſter, welche im Beſitze der Volksgunſt wären, mit Ungunſt erfüllen, und daraus ein unheilvoller Bruch zwiſchen dem Throne und der Volkspartei entſtehen würde: nichts deſtoweniger beharrte Roland hartnäckig auf der Meinung ſeiner Frau und ſeiner Freunde, und in der That wünſchte auch die Gironde eine ſolche Erklärung und zog einen offenen Bruch der bisherigen Ungewißheit vor. Roland verlas demnach dieſen Brief an den König, und erlaubte ſich im vollen Staatsrathe die härteſten Vorſtellungen gegen ihn. Dieſer vielbeſprochene Brief lautete aber alſo:

„Sire, der gegenwärtige Zuſtand Frankreichs kann auf die Dauer nicht Beſtand haben, es befindet ſich in einer Criſe, deren Heftigkeit den höchſten Grad erreicht hat, und welche mit

einem Schlage, der von gleichem Intereſſe für Eure Majeſtät wie für die geſammte Monarchie iſt, beendet werden muß."

„Mit Ihrem Vertrauen beehrt und auf einen Poſten erhoben, in welchem ich Ihnen die Wahrheit ſchuldig bin, werde ich es wagen, Ihnen dieſelbe in ihrem vollen Umfange zu eröffnen; es iſt dis eine Pflicht, welche Sie mir ſelbſt auferlegt haben.

„Die Franzoſen haben ſich eine Conſtitution gegeben; dieſelbe hat Mißvergnügte und Rebellen erzeugt: allein die Majorität der Nation iſt entſchloſſen, ſie aufrecht zu erhalten, ſie hat geſchworen, dieſelbe mit ihrem Blute zu vertheidigen, und ſieht daher dem Kriege, als einem gewichtigen Mittel dieſelbe zu ſichern, mit Freuden entgegen. Auf der andern Seite hegt auch die Minorität ihre Hoffnungen und hat alle ihre Kräfte vereinigt um die Oberhand zu gewinnen. Dis iſt der Grund zu jenem inneren Kampfe gegen die Geſetze, und zu jener Anarchie, unter welcher die guten Bürger ſeufzen, und welche die Uebelwollenden weislich benutzen, um ſiegreich mit Verläumdungen gegen die neue Verwaltung aufzutreten; dis der Grund zu der überall verbreiteten und überall erſt hervorgerufenen Spaltung, denn auf keiner Seite giebt es Gleichgiltige, man will entweder den Sieg oder die Umänderung der Conſtitution. Ich werde mich jeder Prüfung über das, was die letztre an ſich leiſtet, enthalten, und nur allein dasjenige in Erwägung ziehen, was die Umſtände in Bezug auf dieſelbe erheiſchen, und indem ich ſo viel als möglich von der Sache ſelbſt abſehe, blos andeuten, was ſich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen vorausſetzen läßt, und was dabei geſchehen muß."

„Eure Majeſtät genoſſen große Vorrechte, welche Sie für unzertrennlich von der königlichen Würde erachteten; in der Anſicht auferzogen, dieſelben bewahren zu müſſen, konnten Sie deren Verluſt nichts weniger als gern ſehen, und der Wunſch ihrer Wiedererlangung war daher Ihrerſeits ebenſo natürlich, als der Schmerz ſie vernichtet zu ſehen. Auf dieſe, dem menſchlichen Herzen eigenthümlichen Empfindungen haben denn auch die Feinde der Revolution gezählt, und in der That bisher ſtets

auf eine geheime Begünſtigung von Ihrer Seite gepocht, bis Ihnen endlich die Umſtände erlauben würden, derſelben unverholen Ihren Schutz zu gewähren. Auch der Nation konnte dieſe Lage der Dinge nicht entgehen, und ſie mußte daher nothwendig Mißtrauen nähren.

„Ihre Majeſtät war ſonach beſtändig in der Alternative entweder ihren früheren Gewohnheiten und individuellen Neigungen fortwährend nachzuhängen, oder jene Opfer zu bringen, welche die Philoſophie Ihnen dictirte und die Nothwendigkeit erheiſchte, mithin entweder die Rebellen zu ermuthigen, indem Sie die Nation mit Unruhe erfüllten, oder letztere zu beruhigen, indem Sie Sich um ſo inniger an ſie anſchloßen. Alles hat ſein Ziel, auch der ungewiſſe Zuſtand von ſeither hat endlich daſſelbe erreicht.“

„Wollen Sich Eure Majeſtät jetzt offen mit denen verbinden, welche nach einer Reform der Conſtitution ſtreben, oder können Sie ſich ohne Rückhalt edelmüthig ganz deren Erfolgen weihen? — Dis iſt die wahre Lebensfrage, deren Beantwortung unter den gegenwärtigen Umſtänden unvermeidlich iſt; denn die andere ſo metaphyſiſche Frage: ob die Franzoſen für die Freiheit reif ſind? kommt hier nicht in Betracht, wo es ſich nicht darum handelt zu beurtheilen: was wir im Verlaufe eines Jahrhunderts geworden ſind, ſondern vielmehr zu erwägen, weſſen die gegenwärtige Generation fähig ſei.“

„Was iſt inmitten der Unruhen, unter welchen wir ſeit vier Jahren leben, nicht Alles geſchehen? Die das Volk belaſtenden Privilegien ſind aufgehoben worden; die Ideen von Gerechtigkeit und Gleichheit haben ſich allgemein verbreitet und ſind überall hingedrungen; die Erklärung der Volksrechte hat das Gefühl dieſer Rechte gerechfertigt und die förmliche Anerkennung derſelben iſt eine geheiligte Staatslehre geworden; der Haß endlich gegen den Adel, ſchon ſeit langer Zeit durch die Feudalrechte hervorgerufen, hat ſich durch die offenkundige Oppoſition der Mehrzahl der Adeligen gegen die Conſtitution, welche ihn vernichtet, noch geſteigert.“

„Während des erſten Jahres der Revolution ſah das Volk in dieſen Adeligen nur Männer, verhaßt durch den Genuß drük-

kender Privilegien, welcher Haß aber nach Vernichtung dieſer Privilegien hätte enden müſſen, hätte nicht der Adel durch ſein Benehmen ſeit dieſer Zeit, alle nur mögliche Gründe, aus welchen das Volk ihn haſſen und als ſeinen unverſöhnlichſten Feind bekämpfen könnte, nach Kräften ſelbſt verſtärkt."

„In gleicher Maße wie dieſer Haß hat ſich auch die Anhänglichkeit an die Conſtitution geſteigert; denn nicht allein, daß das Volk ihr bereits ſehr fühlbare Wohlthaten verdankt, ſo erwartet es noch weit größere von ihr, weil eben diejenigen, welche ihm ſeither ſo eifrig alle Laſten aufzubürden gewohnt waren, mit gleichem Eifer dieſelbe zu vernichten oder doch zu modifiziren ſtreben."

„Die Declaration der Menſchenrechte iſt demnach ein politiſches Evangelium und die franzöſiſche Conſtitution eine Religion geworden, für welche das Volk zu ſterben bereit iſt."

„Darum hat denn auch dieſer Eifer bereits mehreremale das Geſetz ergänzt, und als daſſelbe die Ruheſtörer nicht genugſam im Zaum zu halten wußte, erlaubten ſich die Bürger dieſelben eigenmächtig beſtrafen zu müſſen."

„Deshalb wurde das Eigenthum der Auswanderer von Rachluſt verwüſtet; darum auch glaubten ſo viele Departements in die Nothwendigkeit verſetzt zu ſein, gegen die Prieſter, welche die öffentliche Meinung proſcribirt und als ihr Opfer verlangt hatte, mit Strenge zu verfahren."

„Bei dieſem Conflicte gegenſeitiger Intereſſen haben alle Gefühle den Character der Leidenſchaft angenommen. Das Vaterland iſt nicht mehr ein Wort, in deſſen Ausſchmückung ſich die Einbildungskraft gefällt; es iſt jetzt ein Weſen, dem man Opfer gebracht hat, und zu dem man von Tag zu Tage durch die Bekümmerniſſe, die es verurſacht, mehr Neigung gewinnt, ein Weſen, welches man ſelbſt erſt durch große Anſtrengungen ins Leben gerufen, welches inmitten der Unruhen groß geworden, und welches man liebt in Folge aller der Opfer, die es gekoſtet und alle der Hoffnungen, die es einflößt; alle Angriffe aber gegen daſſelbe ſind nur Mittel, den Enthuſiasmus dafür noch lebhafter zu entflammen. Bis zu wel-

cher Höhe wird ſich der Enthuſiasmus erſt in dem Augenblicke ſteigern, wo die von außen vereinten feindlichen Streitkräfte im Einverſtändniſſe mit den innern Ränken, dem Lande verderbliche Schläge bereiten! Die Gährung iſt in allen Theilen des Reiches außerordentlich, und ſie wird ſicher auf eine furchtbare Weiſe hervorbrechen, wenn nicht ein wohlbegründetes Vertrauen auf die redlichen Abſichten Eurer Majeſtät die Gemüther endlich beruhigt; dieſes Vertrauen aber kann nicht aus bloßen Proteſtationen hervorgehen, es verlangt Thatſachen zu ſeiner Begründung!"

„Die franzöſiſche Nation hält die Ueberzeugung feſt, daß die Conſtitution ihren Gang fortgehen könne, und daß die Verwaltung alle die ihr nöthige Macht in dem Augenblicke haben werde, wo Eure Majeſtät, in der ernſtlichen Abſicht dieſe Conſtitution aufrecht zu erhalten, die geſetzgebende Verſammlung mit all Ihrer vollſtreckenden Gewalt unterſtützen und ſo dem Volke jeden Vorwand zu Unruhen, und den Mißvergnügten alle Hoffnung eines Erfolgs benehmen werden."

„So eben ſind zwei wichtige Decrete abgefaßt worden, welche beide von weſentlichem Intereſſe für die öffentliche Ruhe und das Wohl des Staates ſind; die Verzögerung Ihrer Sanction muß daher Mißtrauen einflößen, und bei längerer Dauer Unzufriedenheit hervorrufen, und, ich muß es ausſprechen: dieſe Unzufriedenheit kann bei der gegenwärtigen Aufregung der Gemüther leicht zu dem Aeußerſten führen."

„Sie können nicht mehr zurücktreten, ja nicht einmal länger zögern; die Revolution liegt einmal in den Geiſtern begründet; ſie wird ſich durch Blut vollenden und damit beſiegelt werden, wenn nicht die Weisheit den Uebeln welche jetzt noch zu ververmeiden ſind, zuvorkommt."

„Ich weiß, daß man ſich einbilden mag, Alles durch äuſſerſte Maßregeln durchſetzen und im Zaum halten zu können; wenn man aber die Verſammlung mit Gewalt bedrohen, wenn man Schrecken in Paris und Zwieſpalt und dumpfes Erſtarren in ſeinen Umgebungen verbreiten wollte, ſo würde ſich ganz Frankreich mit Unwillen erheben, und ſich ſelbſt zerfleiſchend in den Gräueln eines bürgerlichen Kriegs jene düſtere

Energie entſchleiern, welche die Mutter der Tugenden und der Verbrechen, ſtets denen Unheil bringt, welche ſie hervorgerufen haben.“

„Das Heil des Staats und das Glück Ihrer Majeſtät ſind auf das Innigſte verbunden; keine Macht vermöchte ſie zu trennen; grauende Beängſtigungen und ſicheres Unglück werden Ihren Thron umringen, wenn er nicht durch Sie Selbſt auf die Grundlagen der Conſtitution geſtützt und durch den Frieden befeſtigt wird, welchen er uns eben durch ſeine eigene Sicherheit endlich dauernd gewähren ſoll. So legen denn die Stimmung der Gemüther, der Lauf der Dinge, politiſche Gründe ſo wie das eigene Intereſſe, Eurer Majeſtät unerläßlich die Pflicht auf, ſich an die geſetzgebende Verſammlung anzuſchließen und dem Wunſche der Nation entgegenzukommen, und ſtellen das auch als Nothwendigkeit heraus, was geſunde Principien Ihnen als Pflicht auferlegen. Dagegen macht aber auch die, dieſem leidenſchaftlichen Volke eigene empfängliche Gemüthsſtimmung, daſſelbe geneigter Ihnen dafür dankbar zu ſein, und man hat Sie grauſam betrogen, Sire, wenn man Ihnen Entfremdung oder Mißtrauen für dieſes leicht zu rührende Volk eingeflößt hat. So nur hat man Sie, indem man Sie unaufhörlich beunruhigte, zu einem Benehmen verleitet, welches gerade geeignet iſt, das Volk zu beunruhigen; ſieht es indeß, daß Sie entſchloſſen ſind, dieſer Conſtitution, an welche es ſein Glück geknüpft hat, nach Kräften förderlich zu ſein, ſo werden Sie bald auch von ſeinen Dankbezeugungen überſchüttet werden!

„Das Benehmen der Prieſter an vielen Orten, und die Vorwände, welche der Fanatismus den Mißvergnügten lieh, haben ein höchſt weiſes Geſetz gegen die Ruheſtörer hervorgerufen; möge Eure Majeſtät demſelben ſeine Sanction ertheilen; die öffentliche Ruhe erheiſcht ſie, und ſelbſt das eigene Heil der Prieſter fordert ſie gebieteriſch. Tritt dieſes Geſetz nicht in Wirkſamkeit, ſo werden ſich die Departements wie ſie bis ſchon von allen Seiten thun, von ſelbſt zu gewaltſamen Maßregeln genöthigt ſehen, und das gereizte Volk wird dieſelben durch die furchtbarſten Ausſchweifungen ergänzen wollen.

„Die Verſuche unſerer Feinde, die Aufregung, welche ſich

bereits in der Hauptſtadt gezeigt, die außerordentliche Unruhe, welche die Aufführung Ihrer Garde verurſacht hat und welche noch überdis durch die Beweiſe von Zufriedenheit, welche Ihre Majeſtät durch eine, unter den jetzigen Umſtänden wahrhaft unpolitiſche Proclamation darüber an den Tag gelegt hat, unterhalten wird, ſo wie die den Grenzen ſo nahe Lage von Paris haben die Errichtung einer Lagers in deſſen Nähe nothwendig gemacht; dieſe Maßregel, deren Weisheit und Dringlichkeit allen Verſtändigen einleuchtet, erwartet nur noch die Sanction Eurer Majeſtät; warum ſoll denn der Aufſchub derſelben Ihnen das Anſehen geben, als ertheilten Sie dieſelbe nur ungern, während Ihnen deren ſchleunige Gewährung allgemeinen Dank erwerben würde?"

„Bereits haben die Angriffe, welche der Generalſtab der Pariſer Nationalgarde gegen dieſe Maßregel verſucht hat, den Verdacht erregt, als habe er nur auf höhere Veranlaſſung gehandelt; bereits haben die Deklamationen einiger Ultra-Demagogen auf die Vermuthung geführt, daß Sie mit den bei dem Umſturze der Conſtitution Betheiligten in Verbindung ſtänden; bereits ſpricht ſich ſchon die öffentliche Meinung unumwunden über die Abſichten Eurer Majeſtät aus: darum noch einiger Aufſchub — und das Volk wird zu ſeiner Betrübniß in ſeinem Könige den Freund und Mitſchuldigen der Verſchwornen wahrzunehmen glauben."

„Gerechter Himmel! ſollteſt du die Mächtigen der Erde mit Blindheit geſchlagen haben, und ſollten ſie ſtets nur von Rathgebern umgeben ſein, welche ſie in ihr Verderben führen!"

„Ich weiß, daß die rauhe Sprache der Wahrheit ſelten zum Throne dringt, und weiß auch, daß, eben weil ſie faſt nie dort gehört wird, Revolutionen zuletzt eintreten müſſen; vor Allem aber weiß ich, daß ich nicht allein als ein den Geſetzen unterworfener Staatsbürger, ſondern auch als ein mit dem königlichen Vertrauen beehrter Miniſter, oder doch als Inhaber eines Amtes, welches daſſelbe vorausſetzt, zu Eurer Majeſtät dieſe Sprache zu reden verpflichtet bin, und ich ſehe nichts, was mich hindern könnte, einer Pflicht nachzukommen, welche mir mein Gewiſſen auferlegt."

„In demſelben Geiſte werde ich Eurer Majeſtät wiederholt die Nothwendigkeit und den Nutzen vorſtellen, jenes Geſetz, welches Ihnen einen Staatsſecretair zu ernennen vorſchreibt, in Ausführung zu bringen. Schon das bloße Vorhandenſein des Geſetzes ſpricht nachdrücklich genug für die unumgängliche Vollſtreckung deſſelben, allein überdis muß durch alle nur mögliche Mittel einerſeits den Berathungen, die nöthige Würde, Weisheit und Reife bewahrt werden, und andrerſeits ſich den verantwortlichen Miniſtern ein Ausweg darbieten, ihre Meinung ſchriftlich niederzulegen; hätte ein ſolcher bereits beſtanden, ſo würde ich nicht in dieſem Augenblicke mich an Eure Majeſtät ſchriftlich gewendet haben.“

„Das Leben gilt dem Manne nichts, welcher ſeine Pflichten über Alles ſchätzt; nächſt dem Glücke aber, dieſelben erfüllt zu haben, iſt das einzige Gut, für welches er noch Empfindung hegt, der Gedanke, denſelben auch mit möglichſter Treue nachgekommen zu ſein, und dis ſchon iſt an ſich ſelbſt eine Pflicht für jeden Staatsmann.

Paris, 10. Juni 1792,
im 4. Jahre der Freiheit.

Gez. Roland.“

Der König hörte dem Vorleſen dieſes Briefes mit ſeltner Geduld zu und erklärte bei ſeinem Weggange, daß er ſeine Entſchließung ſpäter zu erkennen geben werde. Dümouriez wurde auf das Schloß berufen; der König und die Königin waren beiſammen. „Sollen wir — riefen ſie ihm zu — noch länger die Unverſchämtheit dieſer drei Miniſter ertragen?“ — Nein, antwortete Dümouriez. — Wollen Sie es übernehmen, uns von ihnen zu befreien? erwiederte der König. — Ja, Sire! ſprach nochmals der kühne Miniſter, allein, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, müſſen Eure Majeſtät eine Bedingung eingehen. Ich habe die Volksgunſt verloren und muß ſie noch mehr verlieren, wenn ich meine drei Collegen, die Anführer einer mächtigen Partei beſeitige, und es giebt nur ein Mittel das Volk glauben zu machen, daß ſie nicht in Folge ihres Patriotismus entlaſſen worden ſind.“ — „Welches?“ fragte

der König. — „Die Sanction der beiden Decrete," antwortete Dümouriez und wiederholte nochmals die Gründe, die er bereits in der Plenarſitzung des Staatsraths dafür entwickelt hatte. Die Königin nannte voll Heftigkeit dieſe Bedingung zu hart; allein Dümouriez beſtrebte ſich ihr begreiflich zu machen, daß die zwanzig Tauſend Mann nicht zu fürchten wären, daß das Decret überdis den Ort des aufzuſchlagenden Lagers nicht näher bezeichne, und man daher jene Truppen etwa nach Soiſſons ſenden könne, und endlich, daß man ſie daſelbſt mit militairiſchen Uebungen beſchäftigen, und nöthigenfalls nach und nach wieder in die Armee zurücktreten laſſen könne. „Dann aber, ſagte der König, müſſen Sie Kriegsminiſter ſein." — „Trotz der großen Verantwortlichkeit bin ich hierzu bereit," antwortete Dümouriez; allein Eure Majeſtät müſſen zuvor das Decret gegen die Prieſter beſtätigen; denn nur um dieſen Preis kann ich das Miniſterium übernehmen. Da dieſes Decret, weit entfernt den Geiſtlichen zu ſchaden, ſie vielmehr der Wuth des Volkes entziehen wird, ſo durften ſich Eure Majeſtät wohl dem erſten Decrete der conſtituirenden National-Verſammlung, welches den Eid anbefahl, widerſetzen; jetzt aber ſteht es Ihnen nicht mehr frei zurückzutreten. — „Ich that damals Unrecht, rief Ludwig XVI., ich darf nicht noch einmal Unrecht thun." Die Königin aber, welche die religiöſen Bedenklichkeiten ihres Gemahls nicht theilte, vereinte ihre Beſtrebungen mit denen Dümouriez's und für einen Augenblick ſchien auch der König geneigt, ſeine Zuſtimmung zu ertheilen.

Dümouriez bezeichnete ihm die neuen Miniſter an Servan's, Clavière's, und Roland's Stelle, und zwar Mourgues für die innern Angelegenheiten und Beaulieu für die Finanzen; das Kriegsminiſterium wurde Dümouriez anvertraut, welcher für den Augenblick, bis zur Beſetzung des Miniſteriums der äußern Angelegenheiten, zwei Miniſterien in ſeiner Perſon vereinigte. Alsbald wurde die Ordonnanz erlaſſen und den 13. Juni erhielten Roland, Clavière und Sèrvan ihre offizielle Demiſſion. Roland, welcher alle die nöthige Stärke beſaß, um die kühnen Ideen ſeiner Frau in

Ausführung zu bringen, begab ſich alsbald in die National-Verſammlung, und verlas dort den von ihm an den König geſchriebenen Brief, in deſſen Folge er entlaſſen worden war. Dieſer Schritt war, da einmal die Feindſeligkeiten erklärt waren, ſicher erlaubt, allein nach ſeinem dem Könige gegebenen Verſprechen den Brief geheim zu halten, verrieth es ſeinerſeits wenig Edelmuth, ihn trotz dem öffentlich vorzuleſen.

Die National-Verſammlung nahm Roland's Mittheilung mit dem größten Beifalle auf und befahl, daß dieſer Brief gedruckt und an die drei und achtzig Departements verſandt werden ſolle, und erklärte überdis, daß die drei in Ungnade gefallenen Miniſter das Vertrauen der Nation mit ſich nähmen. In demſelben Augenblicke wagte Dümouriez ſich unerſchrokken in ſeiner neuen Eigenſchaft als Kriegsminiſter auf der Rednerbühne zu zeigen. In aller Eile hatte er einen umſtändlichen Bericht über den Zuſtand der Armee und über die Fehler der Verwaltung und der National-Verſammlung abgefaßt, in welchem er denjenigen, welche ihm, wie er wußte einen üblen Empfang zudachten, eben keine große Schonung bewies. Kaum zeigte er ſich, als ihn auch die Jacobiner mit heftigem Ziſchen empfingen; die Feuillants dagegen behaupteten das tiefſte Stillſchweigen. Er benachrichtigte zugleich die National-Verſammlung von einem leichten Vortheil, welchen Lafayette errungen und von dem Tode Gouvion's, welcher Officier und Deputirter war, und als ein bei den Leiden ſeines Vaterlandes verzweifelnder Ehrenmann, freiwillig den Tod geſucht hatte. Die National-Verſammlung bezeigte über den Verluſt dieſes ausgezeichneten Bürgers ihre Theilnahme, blieb aber kalt bei den Beileidsäußerungen Dümouriez's, vorzüglich als er den Wunſch äußerte, demſelben Trübſal durch ein gleiches Loos zu entgehen. Als er hierauf ſeinen Bericht als Kriegsminiſter abſtatten wollte, weigerte man ſich von allen Seiten ihn anzuhören. Er verlangte nochmals mit Kälte das Wort und es gelang ihm endlich daſſelbe zu erhalten. Seine Vorſtellungen die er ſich dabei erlaubte, erbitterten einige Deputirte. „Hören Sie ihn? rief Guadet, er gibt uns gute Lehren!“ — „Und warum nicht?“ entgegnete ruhig der unerſchrockene Dümouriez; die

Ruhe kehrte hierauf zurück, er verlas vollends ſeinen Bericht und wurde abwechſelnd ausgeziſcht und beklatſcht. Kaum hatte er geendet als er ſeine Denkſchrift wieder zuſammenfaltete um ſie mit ſich zu nehmen. „Er flieht!“ rief man. — „Nein!“ antwortete er, legte kühn ſeine Denkſchrift wieder auf das Büreau, unterzeichnete ſie mit feſter Hand, und ging mit unerſchütterlicher Ruhe quer durch die Sitzreihen hindurch. Man drängte ſich ihm nach und einige Deputirten riefen: „Sie werden nach Orléans geſchickt werden.“ — „Deſto beſſer,“ antwortete er: ſo werde ich dort Bäder nehmen und Molken trinken, was mir ſehr Noth thut, und einmal ausruhen.“ Seine Feſtigkeit ermuthigte den König, welcher ihm darüber ſeine Zufriedenheit zu erkennen gab, allein der unglückliche Fürſt war in ſeiner Unſchlüſſigkeit, von Zweifeln beängſtigt und von falſchen Freunden belagert, bereits auf ſeine frühern Entſchlüſſe wieder zurückgekommen, und wollte von Sanction der beiden Decrete jetzt nichts mehr wiſſen.

Die vier im Staatsrath vereinigten Miniſter baten den König dringend, jene zwiefache Sanction wie er es verſprochen zu haben ſcheine, wirklich zu ertheilen; allein der König antwortete trocken, daß er nur dem Decrete wegen der zwanzig Tauſend Mann ſeine Zuſtimmung ertheilen könne, dem aber gegen die Prieſter ſich feſt zu wiederſetzen entſchloſſen ſei; daß er übrigens unwiderruflich gewählt und von Drohungen ſich nicht irre machen laſſen werde. Er las hierauf den Brief vor, in welchem er den Präſidenten der National-Verſammlung von ſeinem Entſchluſſe in Kenntniß ſetzte: „Einer von Ihnen, — ſprach er in einem noch nie von ihm gehörten Tone zu ſeinen Miniſtern, „einer von Ihnen wird ihn contraſigniren.“

Dümouriez ſchrieb hierauf an ihn und bat um ſeine Entlaſſung. „Dieſer Menſch, — rief der König, — bewog mich drei Miniſter zu entlaſſen, weil ſie mich zur Annahme jener Decrete nöthigen wollten, und jetzt verlangt er ſelbſt deren Sanction!“ Dieſer Vorwurf war indeß ungerecht, denn nur unter der Bedingung dieſer doppelten Sanction hatte Dümouriez ſich bereit erklärt, nach dem Austritte ſeiner Collegen

in dem Miniſterium zu bleiben. Ludwig XVI. ſprach ihn und fragte, ob er auf ſeine Meinung beharre? Dümouriez blieb unerſchütterlich. „Unter dieſen Umſtänden, — ſagte der König, — nehme ich Ihre Entlaſſung an.“ Alle andern Miniſter hatten bereits die ihrige gegeben; indeß hielt der König Lacoſte und Duranthon zurück, und nöthigte ſie zu bleiben. Die Herrn Lajard, Chambreas und Terrier de Mont-Ciel, ſämmtlich von der Partei der Feuillants, übernahmen hierauf die erledigten Portefeuilles.

Der König, — erzählt Madame Campan — verfiel zu dieſer Zeit in eine Muthloſigkeit, welche an gänzliche phyſiſche Abſpannung grenzte. Zehn Tage hintereinander gab er keinen Laut von ſich, nicht einmal im Schooße ſeiner Familie, ausgenommen wenn er nach Tiſche mit Madame Eliſabeth eine Partie Trictrac ſpielte, wo er nur die in dieſem Spiele unumgänglich nöthigen Worte ausſprach. Die Königin ſuchte ihn dieſer Stimmung zu entreißen, die in einer Zeit der Criſe, wo jede Minute die Nothwendigkeit zu handeln gebot, ſo außerordentlich unheilvoll war; ſie warf ſich zu ſeinen Füßen und ſuchte ihn bald durch lebhafte Schilderungen zu erſchrecken, bald durch ihre Liebkoſungen zu beleben; ſie erinnerte ihn zugleich an die Pflichten, die er gegen ſeine Familie habe, und ging ſo weit ihm zu erklären, daß man, wenn es einmal geſtorben ſein müſſe, dis mit Ehren thun und nicht erſt abwarten dürfe, bis ſie beide auf dem Fußboden ihres Gemachs erwürgt würden.“

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie Ludwig XVI., als er wieder zu ſich ſelbſt kam und ſich neuerdings mit den Geſchäften befaßte, geſinnt war. Nachdem er einmal die Partei der Feuillants verlaſſen, um ſich der Gironde in die Arme zu werfen, vermochte er nicht ſich mit ſonderlicher Luſt und Hoffnung wieder der erſtern zu nähern; er hatte die doppelte Erfahrung gemacht, daß er ſich mit keiner von beiden vertragen könne, und was noch ſchlimmer war, er hatte auch ſie dieſe Erfahrung machen laſſen. Von nun an mußte er mehr als je auf das Ausland ſein Augenmerk richten und auf dieſes alle ſeine Hoffnungen ſetzen. Dieſe vorherrſchende Neigung leuchtete jedermann ein und mußte vornehmlich diejenigen in Schrecken ſetzen, welche

in einer feindlichen Ueberſchwemmung Frankreich's den Sturz der Freiheit und den Untergang ihrer Vertheidiger, und vielleicht gar auch eine Theilung oder Zerſtückelung des Königreichs ſahen; Ludwig XVI. aber ſah von alledem hierin nichts, denn man verbirgt ſich jederzeit gern das Nachtheilige ſeiner Wünſche. Von der Aufregung welche die Unglücksfälle bei Mons und Tournay hervorgebracht hatten, in Schrecken geſetzt, hatte er Mallet-du-Pan nach Deutſchland mit eigenhändigen Inſtructionen geſchickt, in welchen er den Souverainen anempfahl mit Vorſicht vorzurücken, die größte Schonung gegen die Bewohner der Provinzen, durch welche ſie kommen würden, zu beobachten und ihrem Einrücken ein Manifeſt voraufgehen zu laſſen, in welchem ſie ihre friedlichen und verſöhnenden Abſichten ausſprächen.*) So gemäßigt dieſe Sprache erſchien, ſo enthielt ſie doch nichts deſto weniger eine Einladung in das Land einzurükken; und überdis, wenn auch der König das Beſſere wollte, wollten darum auch die fremden Fürſten und Nebenbuhler Frankreichs, ſo wie die ergrimmten Emigranten ganz daſſelbe? Und konnte denn Ludwig XVI. wirklich ſo feſt überzeugt ſein, daß man ihn nie zwingen würde, ſeine urſprünglichen Abſichten zu überſchreiten? Der preußiſche und öſtreichiſche Miniſter äußerten Beide ſelbſt gegen Mallet-du-Pan das Mißtrauen, welches ihnen der Ungeſtüm der Ausgewanderten einflößte, und Letzterer ſcheint wirklich Mühe gehabt zu haben, ſie in dieſer Hinſicht zu beruhigen.**)

Auch die Königin hatte kein ſonderliches Zutrauen zu dem Allen; vor Allem fürchtete ſie Calonne als den gefährlichſten ihrer Feinde***), nichts deſtoweniger aber beſchwor ſie ihre Familie, ſo eilig als möglich ihre Befreiung zu bewirken. Von dieſem Augenblicke an mußte die Volkspartei den Hof als ihren Feind betrachten und ihn um ſo mehr fürchten, da er über alle Kräfte des Staates verfügen konnte, und ſo wurde denn der Kampf, der ſich in deſſen Folge entſpann, bald ein Kampf auf Tod und Le-

---

*) Siehe Note 36. am Ende des Bandes.

**) Siehe Note 37. am Ende des Bandes.

***) Siehe Note 38. am Ende des Bandes.

ben. Der König wählte bei der Bildung ſeines neuen Miniſteriums keinen einzigen Mann von Auszeichnung, denn in der Erwartung ſeiner nahen Befreiung dachte er nur daran, ſich noch einige Tage hinzuhalten, und zu dieſem Zwecke genügte ihm auch das gehaltloſeſte Miniſterium.

Die Feuillants ſuchten inzwiſchen dieſe Gelegenheit zu benutzen, um ſich wieder dem Hofe zu nähern, und zwar dismal wirklich nicht aus perſönlichem Ehrgeize als Partei, ſondern aus reinem Intereſſe für den König. Sie hofften nicht das Geringſte von einer Invaſion, ſondern ſahen vielmehr darin einen frevelhaften Eingriff, und noch mehr, eine für den Hof wie für die Nation gleich große Gefahr; mit Recht urtheilten ſie: der König werde noch, bevor ihm Hilfe kommen könne, unterliegen, und fürchteten, daß man nach erfolgter Invaſion grauſame Rache üben, vielleicht gar das Gebiet Frankreich's zerſtückeln, ſicher aber deſſen Freiheit vernichten würde.

Lally-Tolendal, welcher, wie man geſehen hat, Frankreich verlaſſen hatte, ſobald die Einführung des Zwei-Kammerſyſtems ſich als unmöglich herausſtellte, und Malouet, welcher die Einführung derſelben noch nach der Reviſion der Verfaſſung verſucht hatte, ſo wie Dûport, Lameth, Lafayette und Andere, welche das Beſtehende erhalten wollten, vereinigten ſich um noch einen letzten Verſuch zu machen. Dieſe Partei war, wie alle Parteien, mit ſich ſelbſt nicht eben ſonderlich einig, aber ſie vereinigte ſich in einer und derſelben Abſicht, nämlich darin, den König von ſeinen Fehlgriffen abzubringen und mit ihm die Conſtitution zu retten; da aber jede Partei, welche im Dunkeln handeln muß, auf Maßregeln gewieſen iſt, welche man, wenn ſie erfolglos bleiben, Intriguen nennt, ſo mußten auch in dieſem Sinne jetzt die Feuillants intriguiren. Sobald ſie daher die von Dûmouriez bewirkte Entlaſſung Servan's, Clavières und Roland's erfuhren, näherten ſie ſich dem Erſtern und machten ihm den Vorſchlag, im Fall er den König zur Unterzeichnung des Veto gegen das Prieſterdecret beſtimmen wolle, ſich mit ihm zu verbinden; Dûmouriez aber,

*) Siehe Note 39. am Ende des Bandes.

vielleicht aus Laune, vielleicht auch, weil er kein rechtes Zutrauen zu ihren Kräften hatte, ſicher aber auch, weil er ſich zur Erwirkung der Sanction deſſelben bereits verbindlich gemacht hatte, wies dieſes Bündniß zurück und begab ſich, wie er der National-Verſammlung ſchrieb, mit dem Wunſche zur Armee, daß ein Kanonenſchuß alle Meinungen über ihn vereinigen möge.

Noch blieb den Feuillant's Lafayette, welcher, ohne Antheil an ihren geheimen Ränken, doch von gleicher Ungunſt gegen Dümouriez erfüllt war, und vor Allem den König unbeſchadet der Conſtitution retten wollte. Die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel waren nur gering, und anfangs wollte auch der Hof von ihren Verſuchen, ihn zu retten, nichts wiſſen. Die Königin, welche Barnave zu ihrem Vertrauten gemacht, hatte ſtets mit der größten Vorſicht ſeine Beſuche empfangen und ihn nur ſtets im Geheimen geſehen. Die Ausgewanderten ſo wie der Hof ſelbſt hätten ihr eine ſolche Verbindung mit den Conſtitutionellen nie verziehen, und in der That hatte man ſie aufgefordert, auf allen Verkehr mit denſelben zu verzichten und ſich lieber an die Jacobiner anzuſchließen, weil man — ſo drückte man ſich aus — mit dem Erſtern ſich vergleichen müſſe, gegen die Letztern aber aller Verbindlichkeiten enthoben ſei. *) Denke man ſich nun noch zu dieſen ſo häufig wiederholten Rathſchlägen den perſönlichen Haß der Königin gegen Lafayette, und man wird begreifen, wie wenig der Hof geneigt ſein konnte, die Dienſte der Conſtitutionellen oder der Feuillants anzunehmen. Außer dieſer Abneigung des Hofes gegen ſie muß man noch die Schwäche der Hilfsmittel in Betracht ziehen, welche ihnen gegen die Volkspartei zu Gebote ſtanden. Lafayette wurde zwar von ſeinen Soldaten angebetet und konnte auf ſeine Armee rechnen; allein er hatte den Feind vor ſich und konnte nicht die Grenze ohne Vertheidigung laſſen, um ſich in das Innere zu wenden. Der alte Luckner, auf welchen man ſich noch ſtützen konnte, war, obwohl auf dem Schlacht-

*) Man ſehe Note 40. am Ende des Bandes.

felde tapfer, doch ſonſt ſchwach, ſchwankend und leicht einzuſchüchtern.

Allein, wenn auch die Conſtitutionellen auf militairiſche Hilfsmittel hätten rechnen können, ſo fehlte es ihnen doch in ihrer bürgerlichen Stellung an der hinreichenden Macht, denn die Majorität in der National-Verſammlung gehörte zur Gironde, und obwohl ſie zum Theil die Nationalgarde auf ihrer Seite hatten, ſo war doch dieſe in ſich zerſpalten und der Auflöſung nahe. So blieb den Conſtitutionellen, um ihre militairiſche Macht anwenden zu können, nichts weiter übrig, als von der Grenze aus auf Paris zu marſchiren, das heißt einen Aufſtand gegen die National-Verſammlung zu verſuchen; allein ſolche Aufſtände, ein herrliches Mittel für eine gewaltthätige Faction welche die Offenſive ergreift, ſind von unſeligen Folgen und unpaſſend für eine gemäßigte Partei, welche nur auf das Geſetz ſich ſtützend, Widerſtand leiſten mag.

Indeß umſpann man Lafayette und verabredete mit ihm den Plan, an die National-Verſammlung einen Brief zu ſenden. Dieſer Brief ſollte, in ſeinem Namen abgefaßt, ſeine Geſinnungen gegen den König und die Conſtitution, ſo wie ſeine Mißbilligung gegen alles dasjenige ausſprechen, was den Einen oder die andere verletze. Seine Freunde waren getheilter Meinung; die Einen erregten, die Andern ſtimmten ſeinen Eifer herab; allein nur daran denkend, wie er dem Könige, dem er Treue geſchworen, nützlich ſein könne, ſchrieb er wirklich den Brief und trotzte allen Gefahren, denen er ſich hierdurch ausſetzte. Der König und die Königin, obgleich entſchloſſen ſeine Dienſte zurückzuweiſen, ließen ihn denſelben ſchreiben, weil ſie in dieſer Maßregel nichts als einen Austauſch von Vorwürfen unter den Freunden der Freiheit ſahen. Der Brief wurde der National-Verſammlung am 18. Juni überreicht. In demſelben tadelte Lafayette das Benehmen des letzten Miniſteriums, welches er, wie er erklärte, in dem Augenblicke, wo er deſſen Entlaſſung vernommen, habe anklagen wollen, und fuhr folgendermaßen fort: „Es iſt nicht genug, daß dieſer Zweig der Verwaltung einem unheilvollen Einfluſſe entzogen iſt, auch das öffentliche Wohl iſt in Gefahr; das Loos Frank-

reich's beruht hauptſächlich auf ſeinen Repräſentanten, von ihnen erwartet die Nation ihr Heil, allein als ſie ſich eine Conſtitution gab, ſchrieb ſie ihnen auch den einzigen Weg ſie zu retten vor." Hierauf betheuerte er ſeine unverletzliche Anhänglichkeit an das beſchworne Geſetz und ſchilderte den Zuſtand Frankreich's, welches nach ſeiner Meinung einem zwiefachen Feinde, einem innern und einem äußern, ausgeſetzt war. „Man muß Beide vernichten, ſchrieb er weiter, aber Sie werden nur, ſo lange Sie conſtitutionell und gerecht geſinnt ſind, die Macht dazu haben..... Blicken Sie um ſich!... Können Sie ſich verbergen, daß eine Faction, und um beſtimmter zu ſprechen, die Faction der Jacobiner alle dieſe Wirren verurſacht hat? Laut klag' ich ſie deſſen an! In ihrer Metropole und mit ihren Schweſtergeſellſchaften einen Staat im Staate bildend, und blindlings von einigen ehrgeizigen Führern geleitet, ſteht dieſe Secte mitten unter dem franzöſiſchen Volke, deſſen Rechte ſie uſurpirt, indem ſie ſeine Repräſentanten und Bevollmächtigten ſich unterwirft, als eine beſondere Corporation da. Dort iſt es, wo in den öffentlichen Sitzungen Anhänglichkeit an die Geſetze Ariſtokratie und deren Uebertretung Patriotismus genannt wird; dort feiern die Mörder Deſille's ihre Triumpfe und finden die Verbrecher eines Jourdan ihre Lobredner; dort wird die Erzählung von dem Meuchelmorde, welcher die Stadt Metz befleckt hat, nochmals mit teufliſchem Beifalle aufgenommen! — Glaubt man dieſen Vorwürfen entgehen zu können, indem man mit einem öſtreichiſchen Manifeſte prahlt, in welchem dieſe Sectirer namentlich aufgeführt ſind? Sind ſie etwa darum heilig geſprochen, weil Leopold ſie namentlich aufgeführt hat? Oder ſind wir etwa darum, weil wir die Fremden, welche ſich in unſere Streitigkeiten miſchen, bekämpfen ſollen, der Verbindlichkeit enthoben, unſer Vaterland von einer innern Tyrannei zu befreien?" — Er erinnerte ferner an ſeine alten der Freiheit geleiſteten Dienſte, zählte alle die Garantieen auf, welche er dem Vaterlande verſchafft, verbürgte ſeine und ſeiner Armee patriotiſchen Geſinnungen und erklärte, daß die franzöſiſche Nation, wenn ſie nicht die verächtlichſte des Univerſums ſei, der Verſchwörung der gegen ſie verbundenen Kö-

nige widerſtehen könne und müſſe! „Aber — fuhr er fort — damit wir Soldaten der Freiheit mit Erfolg kämpfen und für ſie ſiegreich fallen können, ſo müſſen die Vaterlandsvertheidiger auch der Zahl nach ihren Gegnern gewachſen und für Kriegsvorräthe aller Art zur Erleichterung unſerer Bewegungen reichlich geſorgt ſein, ſowie das Wohl der Truppen, ihre Verproviantirung, ihr Sold nebſt den Sanitätsanſtalten ferner nicht mehr einer ſo unſeligen Schlaffheit unterliegen... u. ſ. w.“ Noch folgten andere Rathſchläge, unter denen der letzte der wichtigſte war. „Möge, ſo ſchloß Lafayette ſeinen Brief, „möge die Herrſchaft der Clubs, durch Sie vernichtet, der Herrſchaft des Geſetzes, mögen deren Uſurpationen der feſten und unabhängigen Amtsführung der geſetzmäßig conſtituirten Behörden und ihre umwälzenden Declamationen den wahren Grundſätzen der Freiheit weichen, möge an die Stelle ihrer wahnſinnigen Wuth der ruhige und ſtandhafte Muth einer Nation treten, welche ihre Rechte erkennt und vertheidigt, mögen endlich die Ränke dieſer Sectirer den wahren Intereſſen des Vaterlandes den Platz räumen, welches in dieſem Augenblicke der Gefahr alle diejenigen vereinigen muß, für welche ſeine Unterjochung und ſein Untergang nicht der Gegenſtand wilder Freude und ruchloſer Berechnung ſind!“

Dis hieß den aufgeregten Leidenſchaften zurufen: Haltet ein! und den Parteien ſelbſt: Opfert euch freiwillig! und einem Strome endlich: Fließe nicht mehr! — Ein ſolcher Rath war jedenfalls unnütz, nichts deſtoweniger war es Pflicht ihn zu ertheilen. Der Brief wurde von der Rechten mit großem Beifall aufgenommen, die Linke ſchwieg. Kaum war er verleſen, als auch ſchon die Rede davon war ihn zu drucken und an die Departements zu verſenden.

Vergniaud verlangte das Wort und erhielt es. Nach ſeiner Meinung lag es in dem Intereſſe der Freiheit, welche Lafayette bisher ſo gut vertheidigt hatte, daß man einen Unterſchied zwiſchen den Petitionen bloßer Bürger, welche ein Gutachten abgäben oder einen Act der Gerechtigkeit reclamirten, und zwiſchen den Weiſungen eines an der Spitze einer Armee

ſtehenden Generals machen müſſe; dieſer dürfe ſich, ſolle die Freiheit nicht verloren gehen, nur durch das Organ des Miniſteriums ausſprechen, und in deſſen Folge ſolle man zur Tagesordnung übergehen. Thevenot hingegen meinte, daß die Verſammlung aus Lafayette's Munde die Wahrheiten willig vernehmen müſſe, die ſie ſich ſelbſt einzugeſtehen, nicht den Muth gehabt habe; dieſe Bemerkung erregte großen Lärmen. Einige Mitglieder läugneten die Authenticität des Briefes. „Wenn er auch nicht unterzeichnet wäre, rief hierauf Coubé, ſo konnte ihn doch nur ein Lafayette ſchreiben.“ Guadet verlangte das Wort, um eine Thatſache mitzutheilen und behauptete, daß dieſer Brief ſchon darum nicht von Lafayette ſein könne, da darin die Rede von Dumouriez's Demiſſion ſei, welche erſt am 16ten ſtattgehabt, von welchem Tage eben der Brief datirt ſei. „Es iſt aber unmöglich — fügte er hinzu — daß der Unterzeichner von einer Thatſache rede, welche ihm noch nicht bekannt ſein konnte. Entweder iſt es demnach nicht ſeine Unterſchrift, oder ſie ſtand hier erſt auf dem leeren Blatte zur willkührlichen Verfügung einer Faction.“ Bei dieſen Worten entſtand eine allgemeine Aufregung.

Guadet fuhr fort und behauptete, daß nach den bekannten Geſinnungen Lafayette's derſelbe unfähig ſei, einen ſolchen Brief zu ſchreiben. — „Er muß wiſſen — ſprach er — daß als Cromwell....“ Der Deputirte Dumas kann ſich bei dieſem letzten Worte nicht mehr mäßigen, er verlangt ungeſtüm das Wort, und lange Zeit hindurch herrſcht in der Verſammlung die größte Bewegung. Nichts deſtoweniger behauptet ſich Guadet auf der Tribune und nimmt wieder das Wort: „Ich ſagte....“ Neue Unterbrechung. „Sie blieben bei Cromwell ſtehen,“ rief man ihm zu. — „Ich werde darauf zurückkommen, entgegnet er.... Ich ſagte: Lafayette müſſe wiſſen, daß es, als Cromwell eine ähnliche Sprache führte, um die Freiheit in England geſchehen war. Man muß daher entweder annehmen, daß ein Schurke ſich hinter den Namen Lafayette's geſteckt hat, oder: dem franzöſiſchen Volke durch ein großes Beiſpiel zeigen, daß Sie, als Sie die Aufrechthaltung der Conſtitution beſchworen, keinen

falſchen Eid leiſteten.“ Eine Menge Mitglieder erkennen hierauf die Unterſchrift Lafayette’s als ächt an; nichts deſtoweniger wird ſein Brief zu näherem Ausweis ſeiner Authenticität dem Comité der Zwölf übergeben, und demzufolge der Druck und die Verſendung deſſelben an die Departements unterlaſſen. Dieſer edelmüthige Schritt blieb demnach gänzlich erfolglos und konnte es bei der damaligen Stimmung der Gemüther auch nicht anders ſein. Von dieſem Augenblicke an war der General faſt ebenſo wie der Hof in der Volksgunſt geſunken; denn wenn auch die Häupter der Gironde, einſichtvoller als das Volk, darum daß er die Jacobiner angegriffen hatte, Lafayette noch nicht für fähig hielten, ſein Vaterland zu verrathen, ſo glaubte dis doch die Maſſe des Volks, da man ihr es in den Clubs, in den Journalen und an allen öffentlichen Orten unaufhörlich vorredete.

So vermehrte Lafayette den Schrecken, welchen der Hof der Volkspartei eingeflößt hatte, noch durch ſeine eigenen Schritte, und dieſe Partei entſchloß ſich nun zu dem verzweifelten Wagniß, dem Hofe, um ihn an der Ausführung der Complotte, die man ihm beimaß, zu verhindern, einen entſcheidenden Streich zu verſetzen.

Man hat bereits geſehen wie die Volkspartei zuſammengeſetzt war; von nun an aber trat ſie noch charakteriſtiſcher hervor und neue Mitglieder derſelben machten ſich jetzt bemerkbar.

Robespierre hatte ſich ſchon unter den Jacobinern und Danton unter den Cordeliers ausgezeichnet; aber auch die Clubs, die Munizipalität und die Sectionen zählten viele Mitglieder, welche in Folge der wilden Heftigkeit ihres Characters und ihrer Meinungen Alles zu unternehmen bereit waren. Zu ihnen gehörten denn auch Sergent und Panis, deren Namen ſpäter bei einem ſchrecklichen Ereigniſſe genannt werden. In den Vorſtädten bemerkte man jetzt auch verſchiedene Bataillonschefs, welche ſich großen Einfluß zu verſchaffen gewußt hatten, und unter ihnen vornämlich einen Bierbrauer, Namens Santerre, welcher durch ſeine Geſtalt, ſeine Stimme und eine gewiſſe Gewand-

heit im Sprechen, dem Volke gefiel, und ſo in der Vorſtadt Saint-Antoine als deren Bataillonscommandant eine Art von Herrſchaft erlangt hatte. Schon bei dem Angriffe auf Vincennes, welchen Lafayette im Februar 1791 zurückſchlug, hatte er ſich ausgezeichnet, und wie alle zu leicht bewegliche Männer, konnte auch er nach den Eingebungen des Augenblicks ſehr gefährlich werden. Er wohnte allen geheimen Verſammlungen bei die in den entfernteren Vorſtädten gehalten wurden, und wo ſich der Journaliſt Carra, welcher wegen ſeines Angriffs gegen Bertrand de Molleville und Montmorin angeklagt war, ferner ein gewiſſer Alexandre, Commandant der Vorſtadt Saint-Marceau, ſodann ein Dritter, bekannt unter dem Namen Fournier's des Amerikaners, endlich der Fleiſcher Legendre, ſpäter Deputirter bei dem Convente, nebſt einem Goldſchmidtgeſell Namens Roſſignol, und noch mehrere andere zuſammen fanden, welche durch ihre Verbindungen mit dem Volke alle Vorſtädte in Bewegung ſetzten. Durch die vorzüglichſten ihrer Mitglieder unterhielten dieſe Verſtändniſſe mit den Anführern der Volkspartei und konnten ſo ihre Bewegungen zu beſſerem Zuſammengreifen einer Oberleitung unterwerfen.

Man kann diejenigen Deputirten, welche bei dieſer Oberleitung betheiligt waren, nicht mit Beſtimmtheit angeben. Die ausgezeichnetſten derſelben waren indeß in Paris fremd und beſaßen keinen andern Einfluß als den, welchen ihnen ihre Beredtſamkeit verſchaffte. Guadet, Isnard, Vergniaud, ſämmtlich aus der Provinz, unterhielten mehr mit ihren Departements als mit Paris ſelbſt Verbindungen; zudem zeigten ſie, ſo lebhaft ſie auch auf der Rednerbühne waren, doch außerhalb der Verſammlung nur wenig Thätigkeit, und vermochten daher auch nicht die Menge aufzuregen. Condorcet und Briſſot, Beide Deputirte von Paris, waren in dieſer Beziehung nicht thätiger als die vorgenannten, und gehörten überdis in Folge ihrer Uebereinſtimmung mit den Deputirten des Weſtens und des Mittags der Gironde an. Roland war nach Entlaſſung des patriotiſchen Miniſteriums in das Privatleben zurückgetreten, und bewohnte ein beſcheidenes

und unbedeutendes Quartier in der Straße Saint-Jacques. Von den Entwürfen des Hofes, Frankreich und die Freiheit dem Auslande preis zu geben, überzeugt, beklagte er mit einigen ihm befreundeten Deputirten der Verſammlung die Leiden ſeines Vaterlandes; doch ſcheint es nicht, als ob man in ſeiner Geſellſchaft einen Angriff gegen den Hof beabſichtigte, er begünſtigte nur den Druck eines Straßen-Blattes, die Schildwache genannt, welches der, bereits durch ſeinen Streit mit Robespierre bei den Jacobinern bekannte Louvet in entſchiedenem revolutionairen Sinne redigirte. Roland hatte als Miniſter Fonds bewilligt, um die öffentliche Meinung durch Schriften aufzuklären, und mit einem Ueberreſte dieſer Fonds druckte man jetzt die Schildwache.

Um dieſe Zeit erſchien in Paris ein junger Marſeiller, voll Muth, Lebhaftigkeit und republikaniſchen Träumereien, den man ſeiner Schönheit wegen den Antinous nannte, und der von ſeiner Gemeinde an die geſetzgebende Verſammlung abgeſandt worden war, um gegen die Verwaltungsbehörde ſeines Departements Klage zu führen; denn ſolche Streitigkeiten zwiſchen den niederen und oberen Behörden, zwiſchen den Munizipalitäten und den Departementsverwaltungen waren damals durch ganz Frankreich herrſchend. Dieſer junge Marſeiller — Barbaroux mit Namen — konnte, da er mit tiefer Einſicht große Thätigkeit verband, der Volkspartei ſehr nützlich werden. Er kam zu Roland und beklagte mit ihm die Cataſtrophe, von der die Patrioten bedrohte waren, und Beide ſtimmten darin überein, daß man, da die Gefahr im Norden Frankreichs täglich größer werde, ſich im Fall der äußerſten Noth in die mittägigen Provinzen zurückziehen und dort eine Republik gründen müſſe, die man dann, ſo wie es einſt ſchon Karl VII. mit ſeinem Königreiche von Bourges gethan, ſpäter weiter ausdehnen könne. Gemeinſchaftlich mit dem Exminiſter Servan giengen ſie hierauf die Karte durch und waren einſtimmig der Meinung, daß die Freiheit, ſobald ſie an und über dem Rheine unterliege, ſich hinter die Vogeſen und die Loire zurückziehen müſſe; werde ſie aber auch aus dieſen Verſchanzungen getrieben, ſo bliebe ihr doch noch im Oſten der Doubs-, der Aisne- und die

Rhone, im Weſten die Vienne und Dordogne, im Centrum aber die Felſen und Flüſſe von Limouſin. „Noch weiter hinaus, — fügte Barbaroux hinzu, — haben wir die Auvergne mit ihren ſteilen Hügeln, ihren Schluchten, ihren alten Forſten und den Bergen von Velay, welche einſt von vulkaniſchem Feuer durchglüht jetzt mit Tannen bedeckt ſind, jene wüſte Gegenden, wo die Menſchen den Schnee pflügen, aber frei und unabhängig leben. Auch die Cevennen bieten ſich uns noch als Zufluchtort dar, welcher viel zu berühmt iſt, als daß er nicht die Tyrannei in Schrecken ſetzen ſollte, und im äußerſten Süden haben wir zuletzt zur Schutzmauer die Iſere, Durance, die Rhone von Lyon bis zum Meere, die Alpen und die Wälle von Toulon. Wären aber auch alle dieſe Punkte genommen, ſo bliebe uns doch endlich noch Corſika, jenes Corſika, wo weder Genua noch Frankreich die Tyrannei einheimiſch zu machen vermochten, und das nur Arme braucht, um Früchte zu tragen, und Philoſophen, um aufgeklärt zu werden.“

Natürlich mußten die Bewohner des Südens bei einer drohenden feindlichen Ueberſchwemmung des Nordens zuerſt daran denken, ſich in ihre Provinzen zurück zu ziehen; demohngeachtet ließen ſie darum den Norden nicht außer Acht, und beſchloſſen an ihre Departements zu ſchreiben, jenes Lager von Zwanzig Tauſend Mann, obwohl das darauf bezügliche Decret nicht beſtätigt worden, freiwillig zu bilden. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf das reiche und ſtarkbevölkerte Marſeille, welches, entſchieden demokratiſch geſinnt, bereits früher Mirabeau in die Generalſtaaten abgeſchickt, und ſeit der Zeit den Geiſt von dem es ſelbſt belebt war, im ganzen Süden verbreitet hatte. Der Maire dieſer Stadt war Barbaroux's Freund und theilte ſeine Meinungen; dieſer Letztere trug ihm daher in einem Schreiben auf, ſich mit Getraide zu verſehen und ſichere Männer in die benachbarten Departements, ſo wie an die Alpen-, Italieniſche- und Pyrenäen-Armee abzuſenden, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, dabei den General der Alpenarmee, Montesquieu, ausholen zu laſſen und ſeinen Ehrgeiz im Intereſſe der Freiheit zu benutzen, endlich ſich mit Paoli und den Corſen zu ver-

ſtändigen und hierdurch für eine letzte Hilfe und für ein letztes Aſyl Sorge zu tragen.

Man empfahl noch überdis dem Maire dringend, die eingekommenen Steuern zurückzuhalten, um die vollziehende Gewalt dieſes Hilfsmittels zu berauben und im Nothfalle gegen dieſelbe davon Gebrauch zu machen. Was aber Barbaroux für Marſeille that, das thaten Andere wiederum für ihre Departements und ſo waren ſie Alle gleich bedacht, ſich eines Zufluchtortes zu verſichern. Auf dieſe Weiſe bereitete das in Verzweiflung übergegangene Mißtrauen die allgemeine Inſurrection vor, und ſchon in dieſen Vorbereitungen dazu offenbarte ſich bereits ein auffallender Unterſchied zwiſchen Paris und dem Departements. Der Maire Pétion, welcher mit allen Girondiſten befreundet, und ſpäter auch mit ihnen zugleich verurtheilt wurde, unterhielt in Folge ſeiner Function nähere Verbindungen mit den Aufwieglern zu Paris. Er beſaß viel Ruhe und einen Anſchein von Kälte die ſeine Feinde für Beſchränktheit hielten, und eine Rechtlichkeit, welche von ſeinen Anhängern mit Begeiſterung geprieſen in der That, auch ſelbſt von ſeinen Gegnern niemals beſtritten wurde. Das Volk, welches Allen, mit denen es ſich beſchäftigt, gern Beinamen gibt, nannte ihn nur die „Tugend Pétion.“ Wir haben bereits von ihm bei Gelegenheit der Reiſe nach Varennes, ſo wie von dem Vorzuge geſprochen, welchen ihm der Hof bei Beſezzung der Mairie von Paris vor Lafayette gab. Der Hof wünſchte ihn zu beſtechen und Betrüger verſprachen dis zu bewerkſtelligen. Sie verlangten zu dieſem Behufe eine Summe Geldes, welche ſie jedoch für ſich behielten, ohne nur Pétion, deſſen bekannter Character ſo etwas unmöglich machte, die geringſte Eröffnung gemacht zu haben. Die Freude, in welche der Hof durch die Hoffnung verſetzt wurde, eine neue Stütze zu erhalten, und eine populaire Magiſtratsperſon beſtochen zu haben, war ſomit von kurzer Dauer; er ſah bald ein, daß er betrogen war, und daß die Tugenden ſeiner Gegner keineswegs ſo feil waren, als er ſich eingebildet hatte.

Pétion hielt zuerſt den Gedanken feſt, daß die Neigungen eines unumſchränkt gebornen Herrſchers ſich niemals her=

abſtimmen würden; er war Republikaner noch bevor jemand an die Republik dachte, und bereits unter der conſtituirenden Verſammlung das aus Ueberzeugung, was Robespierre nur in Folge ſeiner erbitterten Gemüthsſtimmung war. Unter der geſetzgebenden Verſammlung überzeugte er ſich noch mehr von der Unverbeſſerlichkeit des Hofes und von deſſen Abſicht, das Ausland zu Hilfe zu rufen, und, war er anfangs ſchon Republikaner aus Grundſätzen geweſen, ſo wurde er es nun auch noch, weil er die öffentliche Sicherheit von dem Monarchen bedroht ſah.

Von dieſem Augenblicke an faßte er, wie er ſelbſt ſagte, den Entſchluß, eine neue Revolution zu begünſtigen; er hielt zu dieſem Zwecke jede übel geleitete Bewegung auf und begünſtigte dagegen diejenigen, welche ſicherer angelegt waren, vornämlich aber war es ſein Beſtreben ſie mit den Geſetzen in Einklang zu bringen, die er auf das Strengſte handhabte und nur im äußerſten Nöthfalle verletzen mochte.

Ohne den Antheil welchen Pétion an den ſich vorbereitenden Bewegungen nahm, genau zu kennen und ohne zu wiſſen, ob er ſich mit ſeinen Freunden, den Girondiſten, über die Förderung derſelben berieth, kann man doch mit Recht aus ſeinem Benehmen ſchließen, daß er wenigſtens nichts that, um ſie zu verhindern. Man behauptet, daß er ſich gegen Ende des Juni mit Robespierre, dem Gemeindeprocurator Manuel, Sylleri, ehemaligem Mitgliede der conſtituirenden Behörde, und Chabot, Excapuziner und Deputirten zu Santerre begeben, und daß dort Chabot die Section der Quinze-Vingt haranguirt und ihr eröffnet habe, daß die Verſammlung ſie erwarte.

Dieſe Thatſachen mögen nun wahr ſein oder nicht, ſo viel iſt gewiß, daß geheime Verſammlungen gehalten wurden, und betrachtet man die bekannte Denkweiſe und das ſonſtige Benehmen der obgenannten Perſonen, ſo iſt es auch kaum zweifelhaft, daß ſie Anſtand genommen haben ſollten, denſelben beizuwohnen. *) Von dieſem Augenblicke an ſprach man in den Vorſtädten von einem Feſte, welches den 20. Juni als dem

*) Man ſehe Note 35. am Ende des Bandes.

Jahrestage des Ballhaus-Eides gefeiert werden und an welchem, wie es hieß, auf der Terraſſe der Feuillants ein Freiheitsbaum gepflanzt, und der Verſammlung ſo wie dem Könige eine Petition und zwar unter den Waffen überreicht werden ſollte. Aus allem dieſem leuchtete hervor, daß der wahre Zweck dieſes Beginnens kein anderer war, als das Schloß durch den Anblick von vierzig Tauſend Piken in Furcht zu ſetzen.

Den 16. Juni erging ein feierliches Geſuch an den Gemeinderath, die Bürger der Vorſtadt Saint-Antoine zu ermächtigen, ſich den 20. unter den Waffen vereinigen und der National-Verſammlung ſo wie dem Könige eine Petition überreichen zu dürfen. Der Gemeinderath ging zur Tagesordnung über, und verordnete, daß dieſer ſein Beſchluß dem Departementsconſeil und der Munizipalität mitgetheilt werden ſolle; die Bittſteller hielten ſich aber darum noch nicht für abgewieſen und erklärten laut, daß ſie ſich nichts deſto weniger verſammeln würden. Der Maire Pétion machte erſt am 18. jene bereits am 16. anbefohlenen Mittheilungen, und ſelbſt da nicht der Munizipalität, ſondern nur der Departementsverwaltung bekannt. Dieſe Letztere, welche, wie man geſehen, bei allen Gelegenheiten gegen die Ruheſtörer thätig einſchritt, erließ am 19. einen Beſchluß, welcher alle bewaffnete Zuſammenkünfte verbot, und den Generalcommandanten ſo wie den Maire beauftragte, ſofort die nöthigen Maßregeln zu deren Zerſtreuung zu ergreifen. Von dieſem Beſchluſſe erhielt die Verſammlung durch den Miniſter des Innern Anzeige, und alsbald entſtand die Frage, ob derſelbe verleſen werden ſolle. Vorgniaud verneinte dieſe Frage, allein vergeblich, er wurde verleſen und unmittelbar darauf zur Tagesordnung übergangen.

Zwei Ereigniſſe von großer Wichtigkeit hatten ſich unterdeſſen in der Verſammlung zugetragen. Der König hatte den beiden Decreten wegen der unbeeideten Prieſter und der Bildung eines Lagers von zwanzig Tauſend Mann ſeine Sanction verweigert, und dieſe Mittheilung war mit dem tiefſten Stillſchweigen entgegengenommen worden. Zur nämlichen Zeit waren auch Marſeiller vor den Schranken der Verſammlung mit einer Petition erſchienen. Wir haben bereits geſehen, welche Verbin-

dungen Barbaroux mit ihnen unterhielt; in Folge ſeiner Rathſchläge, hatten ſie denn auch Pétion in einem Schreiben ihre kräftigſte Mitwirkung verheißen, und dieſem Anerbieten eine Petition an die Verſammlung beigefügt. In derſelben ſagten ſie unter andern:

„Die franzöſiſche Freiheit iſt in Gefahr, aber der Patriotismus des Südens wird Frankreich retten! ...... Der Tag der Rache iſt für das Volk gekommen! ...... Geſetzgeber! Die Macht des Volkes liegt in eurer Hand, benutzt ſie! Der Patriotismus Frankreichs begehrt von euch, mit aller Macht gegen die Hauptſtadt und die Grenzen aufzubrechen ..... Ihr werdet denen nicht die Ermächtigung des Geſetzes verſagen, welche bereit ſind, für daſſelbe zu ſterben!“

Nach dieſer Mittheilung entſpannen ſich in der National-Verſammlung lange Debatten; die Mitglieder der Rechten behaupteten, daß dieſe Petition an die Departements ſenden, ſo viel heiße, als dieſelben zum offenen Aufſtande auffordern; nichts deſtoweniger wurde deren Vertheilung decretirt, da alle dieſe ohne Zweifel gegründeten Bemerkungen dagegen doch unnütz ſein mußten, ſobald man einmal die Ueberzeugung hegte, daß nur eine neue Revolution Frankreich und die Freiheit retten könne.

Dis trug ſich im Verlaufe des 19. Juni zu. Unterdeß dauerte die Aufregung in den Vorſtädten fort, und Santerre ſprach, wie es heißt, zu ſeinen, von dem Beſchluſſe des Departementsverwaltung etwas entmuthigten Vertrauten: „Was fürchten Sie? Die Nationalgarde wird nicht Befehl zu ſchießen erhalten, und Pétion wird auch bei der Hand ſein!“

Um Mitternacht ſchrieb der Maire, — ſei es, daß er wirklich die Volksbewegung für unaufhaltbar erachtete, oder daß er, wie er es ſpäter am 10. Auguſt offen that, ſie begünſtigen zu müſſen glaubte, — an die Departementsverwaltung, und verlangte daß ſie die Bewaffnung der Vorſtädte für geſetzlich erkennen, und zu dieſem Zwecke der Nationalgarde erlauben möge, die Bürger derſelben in ihre Reihen aufzunehmen. Dieſe Maßregel war allen denen willkommen,

welche, ohne eben die Unordnung zu wünſchen, doch den König einſchüchtern wollten, und nach Allem zu ſchließen war dis auch in der That die Abſicht Pétion's und der Führer der Volkspartei. Die Departementalverwaltung erklärte dagegen am 20. Juni um fünf Uhr des Morgens, daß es bei ihrem gefaßten Beſchluſſe bewende. Hierauf befahl Pétion dem dienſtthuendem commandirenden Befehlshaber der Nationalgarde alle Poſten zu beſetzen, und die Wachen in den Tuilerien zu verdoppeln; aber weiter that er auch nichts, und da er weder die Scene auf dem Marsfelde erneuern, noch die Zuſammenrottungen zerſtreuen wollte, ſo wartete er ruhig ab, bis ſich um neun Uhr des Morgens die Munizipalität verſammelt hatte. In dieſer Verſammlung ſetzte er es nun dem Beſchluſſe des Departementsraths zuwider durch, daß die Nationalgarde aufgefordert wurde, ihre Reihen den bewaffneten Bittſtellern zu öffnen. Indem aber Pétion auf dieſe Weiſe einen Beſchluß gut hieß, welcher den Inſtanzenzug der Behörden verletzte, machte er ſich — was ihm auch ſpäter vorgeworfen wurde — ſelbſt des Ungehorſams ſchuldig; allein, mochte auch der Character dieſes Beſchluſſes ſein welcher er wolle, — die in demſelben getroffenen Anordnungen waren nichts deſtoweniger völlig unnütz, denn die Nationalgarde hatte nicht Zeit genug um ſich aufzuſtellen und der Zuſammenlauf war bald ſo furchtbar geworden, daß man weder Form noch Richtung deſſelben mehr zu ändern vermochte.

Es war um 11 Uhr des Morgens; die Verſammlung hatte ſich in Erwartung eines großen Ereigniſſes verſammelt, und die Mitglieder des Departementsdirectoriums erſchienen in derſelben, um ſie von ihren vergeblichen Anſtrengungen zu unterrichten. Der Gemeindeprocurator Röderer nahm hierauf das Wort, und eröffnete, wie ſich dem Geſetze und den verſchiedenen Aufforderungen der Behörden zuwider eine außerordentliche Zuſammenrottung von Bürgern allem Anſcheine nach in der Abſicht gebildet habe, um den Jahrestag des 20. Juni zu feiern und der Verſammlung neue Huldigungen darzubringen; wie aber, wenn dis auch die Abſicht der Mehrzahl ſei, doch zu befürchten ſtehe, Uebelwollende möchten ſich dieſer Maſſe bedienen, um

ſtatt einer bloßen beſcheidenen Petition an den König, wie es ſich doch allein zieme, eine anmaßende Adreſſe an denſelben zu unterſtützen. Er brachte hierauf die Beſchlüſſe der Departementsverwaltung und des großen Gemeinderaths, ſo wie die Geſetze in Erinnerung, welche die bewaffneten Zuſammenrottungen verboten und die Zahl der Bürger, welche eine Petition überreichen durften, auf Zwanzig feſtſetzten, und ermahnte die Verſammlung, dieſelben in Ausführung zu bringen; „denn, damit ſchloß er ſeine Rede, heute begeben ſich bewaffnete Bittſteller in Folge edler Antriebe hierher, morgen aber kann ſich leicht ein Haufen Uebelwollender vereinigen, und dann frage ich Sie, meine Herrn, was ſollen wir ihnen ſagen? . . . .“

Mitten unter dem Beifallrufen der Rechten und dem Murren der Linken, welche, laut die furchtſamen Vorſichtsmaßregeln der Departementsbehörde mißbilligend, offenbar den Aufſtand guthieß, beſtieg Vergniaud die Rednerbühne und bemerkte, daß der Mißbrauch vor dem der Generalanwalt für die Zukunft ſo ängſtlich warne, bereits eingeriſſen ſei, da man ſchon mehre Male bewaffnete Bittſteller empfangen und ihnen durch den Saal zu ziehen geſtattet habe, und daß man vielleicht hierin Unrecht gethan, jedenfalls aber die dismaligen Bittſteller, wolle man ſtrenger gegen ſie verfahren, gegründete Urſache zur Beſchwerde haben würden, zumal, da ſie, wie es hieße, dem Könige eine Adreſſe zu überreichen beabſichtigten, was ohne Zweifel unbewaffnet geſchehen würde, und falls man etwas für den König fürchte, denſelben nur mit einer Deputation von ſechzig Mitgliedern umgeben dürfe.

Dumolard gab alle Behauptungen Vergniaud's und das Vorhandenſein des erwähnten Mißbrauchs zu, behauptete jedoch, daß man denſelben vornehmlich bei dieſer Gelegenheit, wenn anders die Verſammlung und der König vor Europas Augen nicht als die Sclaven einer zerſtörungsſüchtigen Faction erſcheinen ſollten, alsbald abſtellen müſſe. Wie Vergniaud, verlangte auch er die Abſendung einer Deputation, jedoch mit dem Zuſatze, daß ſowohl die Munizipalität als das Departementscollegium für die zur Aufrechthaltung der Geſetze ergriffenen

Maßregeln verantwortlich ſein ſollten. Der Lärmen wurde mit jedem Augenblicke größer; da traf ein Schreiben von Santerre ein, das mitten unter dem Beifallrufen der Tribunen verleſen wurde. — Die Bewohner der Vorſtadt Saint-Antoine, hieß es in dieſem Briefe, feiern den 20. Juni; man hat ſie verläumdet, und ſie verlangen jetzt vor die Schranken des Hauſes gelaſſen zu werden, um ihre Verläumder zu beſchämen und zu beweiſen, daß ſie noch die Männer des 14. Juli ſind.

Vergniaud antwortete hierauf Dumolard, daß, wenn das Beiſpiel dieſer Verletzung des Geſetzes nicht neu ſei, ſich dieſes eine Mal zu widerſetzen nur das blutige Schauſpiel des Marsfeldes erneuern hieße, und daß, nach Allem zu ſchließen, die Geſinnungen der Bittſteller untadelhaft ſeien. „Mit Recht für die Zukunft beſorgt, ſchloß er ſeine Rede, wollen ſie nur beweiſen, daß ſie trotz aller gegen die Freiheit geſchmiedeten Ränke doch ſtets zur Vertheidigung derſelben bereit ſind!“ — In dieſen Worten enthüllte er, wie man ſieht, wie dis gewöhnlich bei Diskuſſionen zu geſchehen pflegt, die wahre Meinung des Tages. Der Lärm währte fort; Ramond verlangte das Wort und konnte es nur durch beſondern Beſchluß erhalten. In demſelben Augenblicke meldete man, daß die Zahl der Bittſteller auf acht Tauſend geſtiegen ſei. — Es ſind ihrer acht Tauſend, ſprach Calvet, und wir ſind nur ſieben Hundert und fünf und vierzig! Ziehen wir uns zurück! — Zur Ordnung! zur Ordnung! rief man von allen Seiten. Calvet ward zur Ordnung gerufen und Ramond zur Eile gedrängt, weil acht Tauſend Bürger warteten. — „Wenn auch acht Tauſend Bürger warten,“ erklärte dieſer, ſo erwarten mich nicht weniger vier und zwanzig Millionen Franzoſen, und zählte hierauf die von ſeinen Freunden auf der Rechten, bereits vorgebrachten Gründe nochmals auf. Plötzlich ſtürzten die Bittſteller in den Saal; unwillig erhob ſich die Verſammlung, der Präſident bedeckte ſich und die Bittſteller zogen ſich alsbald folgſam zurück. Hierdurch zufrieden geſtellt willigte die Verſammlung ein ſie zu empfangen.

Dieſe Petition, deren Sprache die kühnſte bisher vernommene war,

drückte die Idee aller Petitionen jener Zeit aus: „das Volk iſt bereit und wartet nur auf Euch, um ſich großer Mittel zur Ausführung des zweiten Artikels der Erklärung der Menſchenrechte, des Widerſtandes gegen Unterdrückung, zu bedienen... Möge die kleine Anzahl derer unter Euch, welche Eure und unſere Geſinnungen nicht theilen, das Land der Freiheit nicht länger beflecken und ſich nach Coblenz begeben! .... Erforſcht den Grund des Uebels welches uns bedroht, und liegt er in der vollſtreckenden Gewalt, ſo werde ſie vernichtet! ....“

Nachdem der Präſident in ſeiner Antwort die Bittſteller der Wachſamkeit der Volksrepräſentanten verſichert und zum Gehorſam gegen das Geſetz ermahnt hatte, ertheilte er ihnen im Namen der Verſammlung die Erlaubniß an ihr vorbei zu ziehen. Alsbald öffneten ſich die Pforten und ein Zug, welcher in dieſem Augenblicke wenigſtens aus dreißig Tauſend Menſchen beſtand, durchſchritt den Saal. Man kann ſich leicht vorſtellen, welch’ abenteuerlichen Pomp die ſich ſelbſt überlaſſene Einbildungskraft des Pöbels dabei erſonnen hatte. Ungeheure Tafeln, auf welchen die Erklärung der Rechte verzeichnet war, eröffneten den Zug; um dieſelben tanzten Weiber und Kinder und ſchwenkten Oelzweige und Piken, als das Sinnbild des Krieges und des Friedens, gleichſam zu beliebiger Wahl für den Feind, und ſangen im Chor das berüchtigte Ça ira. Hierauf kamen die Laſtträger der Hallen und Arbeiter aller Art mit ſchlechten Flinten und Säbeln und großen, mit ſcharfem Eiſen beſchlagenen Stöcken bewaffnet, an ihrer Spitze mit bloßem Säbel Santerre und der bereits aus den Tagen vom 5. und 6. October her bekannte Marquis von Saint-Hurugue. Dann folgten Bataillone der Nationalgarde in beſter Ordnung, um den Tumult durch ihre Gegenwart in Schranken zu halten; nach ihnen kamen noch Weiber und andere Bewaffnete. Flatternde Fähnchen trugen die Inſchrift: Die Conſtitution oder der Tod! und zerriſſene Beinkleider wurden mit dem Rufe: Es leben die Sansculotten! in die Luft geſchwenkt. Zuletzt zeigte ſich noch ein ſchreckliches Bild, welches dem bizarren Schauſpiele vollends den Stempel der Wildheit aufdrückte;

auf der Spitze einer Pike nämlich trug man das Herz eines Kalbes mit der Inſchrift: Ariſtokratenherz. Schmerzlicher Unwillen erregte dieſer Anblick, auf der Stelle verſchwand zwar dis abſcheuliche Sinnbild, erſchien aber nachmals wieder an den Thoren der Tuilerien.

Das Beifallrufen der Gallerieen, das Geſchrei des den Saal durchſchreitenden Volkes, die patriotiſchen Geſänge, der wirre Lärmen, das ängſtliche Schweigen der Verſammlung, alles dis bildete ein ſo fremdartiges Schauſpiel, daß es ſelbſt diejenigen Deputirten unangenehm berührte, die in der Menge gleichgeſinnte Genoſſen ſahen. Ach! warum kann in ſolchen Zeiten der Zwietracht die Macht der Vernunft und der Aufklärung nicht ausreichen! Warum mußten die, welche die disciplinirten Barbaren des Nordens herbeiriefen, ihre Gegner nöthigen, jene einheimiſchen undisciplinirten, ausgelaſſenen Barbaren zu Hilfe zu rufen, die im Schooße der Städte gleich Unkraut wuchern, und der glänzenden Civiliſation ſchlammigen Grund bilden!

Drei Stunden währte dieſes Schauſpiel; endlich erſchien Santerre auf's Neue, um der Verſammlung den Dank des Volkes zu überbringen, und ihr zum Zeichen von deſſen dankbarer Ergebenheit eine Fahne zu überreichen.

In demſelben Augenblicke wollte die Menge in den Garten der Tuilerien dringen, deſſen Gitter geſchloſſen waren. Zahlreiche Abtheilungen der Nationalgarde umgaben das Schloß und bildeten, in einer Linie von der Terraſſe der Feuillants bis zu dem Fluſſe aufgeſtellt, eine lange Reihe. Auf Befehl des Königs wurde das Thor des Gartens geöffnet; alsbald ſtürzte ſich die Menge hinein und marſchirte unter den Fenſtern des Palaſtes und vor den Reihen der Nationalgarde, ohne irgend eine feindliche Demonſtration, jedoch mit dem Rufe vorbei: Nieder mit dem Veto, es leben die Sansculotten! Einzelne Individuen indeß fragten, als man von dem Könige ſprach: — „Warum zeigt er ſich nicht? ..... Wir wollen ihm kein Leids thun! — Jenes oftgehörte Wort, man betrügt ihn, ließ ſich noch einigemal, aber nur ſelten hören, denn das Volk, ſtets geneigt die Meinung ſeiner Führer auch zu

der ſeinigen zu machen, hatte gleicherweiſe alle Hoffnung auf den König aufgegeben.

Die Menge ſtrömte durch das Gartenthor, welches auf den Pont-Royal hinausführt, gieng den Quai wieder hinauf, und durch die Thore des Louvre auf den Carrouſſel-Platz, der heutigen Tages ſo weitläufig, damals von einer Menge kleiner Straßen, welche eine Art bedeckter Wege bildeten, durchſchnitten wurde, denn wo ſich jetzt der ungeheure Hof zwiſchen dem Schloſſe und dem Gitter und dann von einem Flügel zum andern erſtreckt, waren damals nur einzelne kleine, von Mauern und Wohnungen getrennte Höfe, und von da erſt gelangte man durch alte gothiſche Pforten auf den Carrouſſel-Platz. Das Volk breitete ſich hier in den ganzen Umgebungen aus und erſchien vor der Hauptpforte. Der Eintritt wurde ihm hier verſagt; Munizipaloffiziere redeten es an, und ſchon ſchien es geneigt ſich zurückzuziehen, da kam wie man behauptet, Santerre aus der Verſammlung, wo er als der Letzte zur Ueberreichung der Fahne zurückgeblieben war, feuerte aufs Neue das ſchon ermüdete Volk wieder an, und ließ vor der Pforte Geſchütz auffahren. Es war beinahe vier Uhr; da hoben auf einmal zwei Munizipaloffiziere das Eintrittsverbot auf*) und die auf dieſem Punkte ziemlich beträchtlichen Streitkräfte, beſtehend aus Bataillonen der Nationalgarde und mehreren Abtheilungen der Gensdarmerie, konnten nicht länger widerſtehen; in buntem Gewühle ſtürzte ſich das Volk in den Hof und von da auf den Vorplatz des Schloſſes. Santerre, wie man ſich erzählt, von zwei Anweſenden mit der Anklage bedroht, dieſe Verletzung des Burgfriedens verſchuldet zu haben, rief den Stürmenden zu: Seid Zeuge, daß ich mich weigere in die Zimmer des Königs zu dringen. Dieſer Zuruf hielt aber die Menge nicht auf; einmal in Bewegung, verbreitete ſie ſich in allen Theilen des Schloſſes, drängte ſich auf allen Treppen hinauf, und ſchaffte ſogar auf den Armen ein Stück Geſchütz bis in das erſte

*) Alle Zeugen ſind hierüber einig, und nur die Namen der beiden Offiziere werden verſchieden angegeben.

Stock, und in demſelben Augenblicke begannen auch die Stürmenden die Thüren, die man vor ihnen verſchloſſen hatte, mit Säbeln und Aexten aufzuſchlagen.

Um dieſe Zeit hatte Ludwig XVI. eine große Anzahl jener gefährlichen Freunde entlaſſen, die, zu ohnmächtig ihn zu retten, ihn doch ſo oft bloßgeſtellt hatten. Sie waren jetzt herbeigeeilt, mußten aber auf ſein Geheiß, da ihre Gegenwart ohne das Volk abzuhalten, daſſelbe nur noch mehr erbittern mußte, die Tuilerien wieder verlaſſen. Nur der alte Marſchall von Mouchy, der Oberſt Acloque, einige Hausbeamte und mehrere ihm ergebene Offiziere der Nationalgarde waren bei ihm geblieben. Da hörte man das Geſchrei des Volkes und das Schlagen der Aexte; alsbald umringen ihn die Offiziere der Nationalgarde, und bitten ihn unter dem Schwure an ſeiner Seite zu ſterben, ſich dem Volke zu zeigen; ohne Verzug befiehlt er die Thüre zu öffnen, und in demſelben Augenblick fällt auch die Füllung der Thür mit heftigem Schlage zu ſeinen Füßen nieder. Endlich öffnet man und gewahrt einen Wald von Piken und Bayonetten. „Hier bin ich,“ ſprach Ludwig XVI. und zeigte ſich dem wüthenden Haufen, und zugleich drängten ſich Alle, die um ihn waren, feſt an ihn an und bildeten um ihn eine Schutzwache mit ihren Körpern. „Achtung vor Euerm König!“ riefen ſie, und die Menge, welche ſich keines beſtimmten Zweckes bewußt, nur von einem drohenden Einbruch gehört hatte, ließ vom weiteren Eindringen ab. Mehrere Stimmen kündigen eine Petition an mit dem Begehren, daß ſie gehört werde, und die Umgebungen des Königs bewegen ihn, um dieſe Bitten zu vernehmen, ſich in einen größeren Saal zu begeben; das Volk, zufrieden, daß man ſeinem Begehren willfahre, folgt dem Fürſten, der durch eine verſtändige Veranſtaltung in eine Fenſterwölbung zu ſtehen kommt. Man läßt ihn auf eine Bank ſteigen, und ſtellt noch mehrere dergleichen nebſt einem Tiſche vor ihn hin, und alle ſeine Begleiter gruppiren ſich um ihn. Grenadiere der Nationalgarde und Hausoffiziere vermehren noch die Zahl ſeiner Vertheidiger und bilden eine Schutzwache, hinter welcher er mit geringerer Gefahr jene ſchrecklichen Volksbitten mit anhören konnte. Mitten in

dem Lärmen und dem Geſchrei unterſcheidet man oft die Worte: Kein Veto! Keine Prieſter! Keine Ariſtokraten! Das Lager bei Paris!" Der Fleiſcher Legendre nähert ſich hierauf und verlangt in einem pöbelhaften Tone die Sanction des Decretes. — „Dis iſt hier weder der Ort noch die Zeit dazu, — antwortet der König mit Feſtigkeit; ich werde Alles thun, was die Conſtitution erheiſcht." — Dieſer Widerſtand thut ſeine Wirkung: Es lebe die Nation! Es lebe die Nation! rufen die Stürmenden. — „Ja, erwiedert Ludwig XVI., es lebe die Nation! ich bin ihr beſter Freund." — Nun wohlan! ſo zeige es, rief ihm einer dieſer Männer zu und reichte ihm auf ſeiner Pike eine rothe Mütze hin. Eine Weigerung war hier gefährlich und gewiß beſtand die Würde des Königs nicht darin, ſich durch die Zurückweiſung eines ſolchen Zeichens dem Tode auszuſetzen, ſondern wie er auch that, das Andringen der Menge mit Feſtigkeit zu ertragen; — er ſetzte demnach unter allgemeinem Beifall die Mütze auf. Da er in Folge der Jahreszeit und des Andrangs des Volkes vor Hitze faſt erſticken wollte, ſo bot ihm einer dieſer halbtrunkenen Männer, welcher ein Glas und eine Flaſche in der Hand hielt, zu trinken an. Schon ſeit längerer Zeit fürchtete der König vergiftet zu werden; dennoch trank er ohne Zögern, was lebhaften Beifall hervorrief. Während deſſen folgte die Prinzeſſin Eliſabeth, welche ihren Bruder zärtlich liebte und die Einzige von der Familie war, welche zu ihm hatte dringen können, ihm von Fenſter zu Fenſter, um ſeine Gefahren zu theilen. Als der Pöbel ſie erblickte, hielt er ſie für die Königin. „Da iſt die Oeſtreicherin! ertönte es in wildem Geſchrei. Die Grenadiere der Nationalgarde, welche die Prinzeſſin umringt hatten, wollten das Volk aus ſeinen Irrthume reißen. — „Laßt es, rief dieſe edelmüthige Schweſter, laßt es bei ſeinem Wahne und rettet die Königin!" Dieſe hatte mit ihren Kindern nicht zu ihrem königlichen Gemahle gelangen können; aus den innern Gemächern war ſie in den Saal des Staatsrathes geflüchtet und konnte wegen der Volksmenge welche das ganze Schloß verſperrte, nicht weiter vordringen. Demohngeachtet wollte ſie zu ihrem Gemahle und verlangte be-

harrlich in den Saal geführt zu werden, wo er ſich befand; endlich gelang es, ſie davon abzubringen, ſie ſtellte ſich mit einigen Grenadieren hinter die Seſſionstafel des Staatsrathes, und ſah nun mit gebrochenem Herzen, und nur mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend das Volk vorüberziehen. Ihr zur Seite ſtand weinend ihre Tochter; ihr junger Sohn aber, der nach dem erſten Schrecken bald wieder Muth gefaßt hatte, lächelte mit jener glücklichen Unwiſſenheit ſeines Alters. Man hatte ihm eine rothe Mütze hingereicht, und die Königin ihm dieſelbe aufgeſetzt. Santerre, welcher herzugetreten war, empfahl dem Volke ein ehrfurchtvolles Betragen und ſprach der Fürſtin Muth ein; er widerholte ihr das gewöhnliche, aber leider unnütze Wort: Madame, man täuſcht Sie, man betrügt Sie! Als er bemerkte, daß dem jungen Prinzen die rothe Mütze zur Laſt fiel, ſprach er: „das Kind erſtickt ja!“ und nahm ihm den lächerlichen Kopfputz ab.

Bei der Nachricht von der im Schloſſe obwaltenden Gefahr waren Deputirte zum Könige geeilt, wo ſie zum Volke ſprachen, um es zu einem ehrfurchtvollen Betragen zu ermahnen. Andere hatten ſich in die Verſammlung begeben, um ſie von dem Vorgefallenen zu unterrichten und unruhig wie ſie ſchon war, wurde ſie bei dem Unwillen der rechten Seite über das Geſchehene und den Anſtrengungen der Linken dieſen Einbruch in dem königlichen Pallaſt zu entſchuldigen, nur noch aufgeregter. Einmüthig beſchloß man eine Deputation von vier und zwanzig Mitgliedern abzuordnen, welche ſich zu dem Könige verfügen und, damit die Verſammlung ſtets Kunde von den Ereigniſſen erhalte, alle halbe Stunden erneuert werden ſolle. Die abgeſchickten Deputirten ſprachen nach der Reihe, indem ſie ſich auf die Schultern der Grenadiere heben ließen; endlich erſchien Pétion und wurde beſchuldigt abſichtlich zu ſpät gekommen zu ſein. Nach ſeiner Verſicherung aber hatte er erſt um halb fünf Uhr von dem ſchon um vier Uhr unternommenen Einbruche Nachricht erhalten und eine halbe Stunde gebraucht, um auf das Schloß zu gelangen, wo er der vielen Hinderniſſe wegen die ſich ihm entgegengeſtellt, erſt um halb Sechs Uhr ſich zum Könige habe hindurch drängen können. Er näherte ſich dem Fürſten und ſprach: „Fürchten Sie nichts,

Sie ſind mitten unter Ihrem Volke.“ Da ergriff Ludwig XVI. die Hand eines Grenadiers und legte ſie auf ſein Herz mit den Worten: Fühlen Sie, ob es ſchneller als gewöhnlich ſchlägt.“ Dieſe großherzige Antwort wurde mit großem Beifall aufgenommen. Pétion ſtieg hierauf auf einen Stuhl und ſprach zu der Menge, daß ſie, nachdem ſie dem Könige ihre Vorſtellungen gemacht, ſich nun, auf daß dieſer Tag nicht entweiht werde, in Ruhe und Ordnung zurückziehen ſolle. Einige Augenzeugen behaupten, Pétion habe in dieſer ſeiner Anrede die Vorſtellungen des Volkes „gerecht“ genannt; wenn dem ſo war, ſo geſchah es wohl nur, um das Volk nicht zu reitzen. Santerre unterſtützte ihn dabei mit ſeinem Einfluſſe, und ſo wurde denn das Schloß endlich geräumt und die Menge zog ſich ungefähr um ſieben Uhr des Abends ruhig und friedſam zurück.

Alsbald kamen der König, die Königin, ſeine Schweſter und die Kinder unter einem Strome von Thränen zuſammen. Ganz betäubt von dem eben Erlebten hatte der König die rothe Mütze noch auf dem Kopfe; zum erſten Male ſeit mehrern Stunden wurde er deſſen jetzt inne, und ſchleuderte ſie entrüſtet hinweg. In demſelben Augenblicke erſchienen abermals Deputirte, um ſich über den Zuſtand des Schloſſes zu unterrichten; die Königin führt ſie in demſelben herum, zeigt ihnen die eingeſchlagenen Thüren und zerbrochenen Möbeln und ließ ihrem Schmerze über dieſe Schmach freien Lauf. Einer der glühendſten Republikaner, Merlin de Thionville, befand ſich mit unter jenen Deputirten; die Königin bemerkte Thränen in ſeinen Augen: „Sie weinen, ſprach ſie zu ihm, über den grauſamen Schimpf, welchen der König und ſeine Familie von einem Volke erfährt, deſſen Glück ſein ſteter Wunſch war!“ — „Es iſt wahr, Madame, antwortete Merlin, ich weine über das Unglück einer ſchönen und gefühlvollen Frau und Mutter; aber, mißdeuten Sie mich nicht! nicht Eine meiner Thränen fließt für den König oder die Königin; ich haſſe die Könige und die Königinnen ......

Zwölftes Capitel.

Folgen des 20. Juni. — Ankunft Lafayettes zu Paris; ſeine Beſchwerden in der Verſammlung. — Kriegsgerüchte; die nahe Invaſion der Preußen; Rede Vergniauds. — Verſöhnung aller Parteien in dem Schooße der Verſammlung am 7. Juli. — Das Vaterland wird in Gefahr erklärt. — Die Departementsverwaltung enthebt den Maire Pétion ſeiner Funktionen. — Drohende Adreſſen gegen das Königthum. — Lafayette ſchlägt dem Könige vor zu fliehen. — Dritter Jahrestag des 14. Juli; Beſchreibung des Feſtes. — Vorzeichen einer neuen Revolution. — Der Inſurrectionscomité. — Näheres über die vorzüglichſten Revolutionsmänner dieſer Zeit; Cam. Desmoulins, Marat, Robespierre, Danton. — Entwürfe der Königsfreunde zu ſeiner Rettung. — Maßregeln der Gironde-Deputirten zu Vermeidung einer Inſurrection.

Den Tag nach dieſem Aufſtande vom 20., deſſen hauptſächlichſte Umſtände wir eben mitgetheilt haben, bot Paris noch immer einen drohenden Anblick dar, und die Parteien ſtanden ſich mit noch größerer Heftigkeit gegenüber. Der Unwille mußte allgemein ſein, ſowohl bei den Anhängern des Hofes, weil ſie dieſen für beſchimpft hielten, als bei den Conſtitutionellen, welche dieſen Einbruch als ein Attentat gegen die Geſetze und die öffentliche Ruhe betrachteten. War daher die Unordnung an ſich ſchon groß geweſen, ſo übertrieb man ſie noch durch das Anführen, daß ein Mordanſchlag auf den König vorgelegen habe und das Complot nur durch einen glücklichen Zufall vereitelt worden ſei. So ſprach ſich durch eine natürliche Gegenwirkung die öffentliche Meinung nunmehr ganz für die, noch erſt geſtern ſo großen Gefahren und Beſchimpfungen ausgeſetzte königliche Familie, ſo wie die äußerſte Entrüſtung gegen die vermeintlichen Anſtifter aus.

Düſtere Stille lag auf der Verſammlung; einige Deputirte erhoben ſich mit Kraft gegen die Ereigniſſe des geſtrigen Tages. Bigot ſchlug ein Geſetz gegen bewaffnete Petitionen, ſo wie gegen den Gebrauch vor, Volkshaufen durch den Saal ziehn zu laſſen, und obgleich ſchon hierüber Geſetze

vorhanden waren, wurden ſie doch durch ein Decret erneuert. Davreihoult brachte eine Unterſuchung gegen die Ruheſtörer in Vorſchlag. — Eine Unterſuchung, rief man, gegen vierzigtauſend Menſchen! — „Nun denn, entgegnete er, kann man keinen Unterſchied zwiſchen vierzigtauſend Menſchen machen, ſo ſtrafe man wenigſtens die Wache, welche ſich nicht vertheidigt hat; jedenfalls muß Etwas gethan werden!“ — Gleich darauf erſchienen die Miniſter und erſtatteten einen Bericht über die Ereigniſſe, an welche ſich eine Berathung über das Weſen derſelben ſchloß. Ein Mitglied der Rechten wollte, daß Vergniaud als ein unverdächtiger Augenzeuge der Begebenheiten, das Geſehene mittheilen ſolle; dieſer aber beachtete jene Aufforderung nicht und ſchwieg. Indeß überwanden die Beherzteſten der linken Seite gegen das Ende der Sitzung ihre Befangenheit, nnd wagten mit neuem Muthe ſogar den kühnen Vorſchlag, die Zuläſſigkeit das Veto bei Gelegenheis-Geſetzen zu unterſuchen, doch wurde dieſer Vorſchlag mit großer Majorität zurückgewieſen.

Gegen Abend fürchtete man einen neuen, dem geſtrigen ähnlichen Auftritt; das Volk hatte nämlich bei ſeinen Abzuge geäußert, es wolle ſchon wiederkommen, und man beſorgte, es werde ſein Verſprechen halten; allein, hatte es ſich vielleicht noch einiges Mitgefühl vom vorigen Tage her bewahrt, oder wurde dieſe neue Bewegung von den Führern der Volkspartei ſelbſt gemißbilligt, — kurz, man hielt es mit leichter Mühe zurück, und Pétion eilte in aller Schnelligkeit auf das Schloß um den König zu benachrichtigen, daß die Ordnung wieder hergeſtellt und das Volk, ſeitdem es ihm ſeine Vorſtellungen gemacht, ruhig und zufrieden ſei. — „Das iſt nicht wahr,“ ſagte der König. — „Sire“ ...... „Schweigen Sie.“ — „Der Beamte des Volkes hat nicht zu ſchweigen, wenn er ſeine Schuldigkeit thut und die Wahrheit redet.“ — Sie ſind verantwortlich für die Ruhe von Paris. — „Ich kenne meine Pflicht und werde ihr nachzukommen wiſſen.“ — Es iſt genug, kommen Sie ihr nach, und gehen Sie!“

Trotz ſeiner außerordentlichen Gutmüthigkeit hatte doch der König zuweilen Anwandlungen von übler Laune, welche die

Höflinge ſeine groben Ausfälle nannten. Der Anblick Pétions, dem man Schuld gab die Auftritte des vorigen Tages begünſtigt zu haben, erbitterte ihn und gab ſo Gelegenheit zu dem eben mitgetheilten Geſpräche, deſſen Inhalt bald ganz Paris erfuhr. Unmittelbar darauf erſchienen zwei Proclamationen, die eine vom Könige, die andere von der Munizipalität, denen zu Folge die beiden Gewalten in Streit gerathen zu ſein ſchienen.

Die Munizipalität forderte die Bürger auf: „ſich ruhig zu verhalten, den König und die National-Verſammlung gebührend zu achten, und Beiden nach Kräften die ſchuldige Achtung zu bewahren, ſich nicht dem Geſetze zuwider bewaffnet zu verſammeln und vor Allem den Böswilligen zu mißtrauen, die nur auf neue Unruhen ſännen. In der That ging das Gerücht, der Hof ſuche ſelbſt das Volk noch ein zweites Mal in Aufſtand zu bringen, um Gelegenheit zu erhalten, es mit Kartätſchen niederſchießen zu laſſen. So legte der Hof der Menge einen Mordanſchlag, und die Menge dagegen dem Hofe die Abſicht eines Blutbades unter.

In des Königs Bekanntmachung hieß es: „Nicht ohne Schmerz wird es Frankreich vernehmen, daß eine von wenigen Ruheſtörern irregeführte Menge mit bewaffneter Hand in die Wohnung ſeines Königs gedrungen iſt.... Der König hat dem Hohne und den Drohungen dieſer Ruheſtörer nichts als ſein inneres Bewußtſein und ſeine Liebe für das allgemeine Wohl entgegengeſetzt...... Er ſieht noch kein Ende ihrer gewaltſamen Beſtrebungen ab, allein mögen ſie ihre Ausſchweifungen noch ſo weit treiben, ſo werden ſie ihm doch nie eine Zuſtimmung zu irgend etwas entreißen, was er dem allgemeinen Intereſſe zuwider hält..... Haben die, welche das Königthum ſtürzen wollen, noch ein weiteres Verbrechen nöthig, ſo mögen ſie es begehen...... Der König befiehlt allen Verwaltungsbehörden und Munizipalitäten für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums Sorge zu tragen.“

Dieſe beiden einander entgegengeſetzten Erklärungen entſprachen der ſchroffen Meinungsverſchiedenheit, welche ſich damals bildete. Alle diejenigen, welche bereits das Benehmen des Hofes

entrüſtet hatte, wurden jetzt nur noch erbitterter gegen ihn, und waren mehr als je entſchieden, ſeine Plane durch alle nur möglichen Mittel zu vereiteln.

Die Volksgeſellſchaften, die Munizipalitäten, die Pikenmänner, ein Theil der Nationalgarde, die linke Seite der National-Verſammlung, Alle verſtanden die Proclamation des Maire von Paris gar wohl, und gelobten ſich heimlich nur in ſo weit auf der Huth zu ſein als nöthig war, um ſich nicht gerade ohne entſcheidenden Erfolg niederſchießen zu laſſen. Noch ungewiß über die zu ergreifenden Mittel, entſchloſſen ſie ſich Alle mit eben ſo viel Mißtrauen als Widerwillen die Zukunft zu erwarten. Ihre erſte Sorge war, die Miniſter vor die National-Verſammlung zu laden, um über die Maßregeln Rechenſchaft zu geben, welche ſie in Betreff folgender zwei weſentlichen Punkte getroffen:

1) in Betreff der durch die Prieſter hervorgerufenen religiöſen Unruhen;

2) in Betreff der Sicherheit der Hauptſtadt, zu deren Deckung das vom Könige nicht genehmigte Lager von zwanzig Tauſend Mann beſtimmt war.

Die ſogenannten Ariſtokraten, die aufrichtig geſinnten Conſtitutionellen, ein Theil der Nationalgarde, mehrere Prinzen und vor Allem die Departements-Verwaltungen ſprachen ſich bei dieſer Gelegenheit höchſt energiſch aus. Da die Geſetze wirklich verletzt worden waren, ſo ſtanden ſie in großem Vortheil, was ſie auch auf das Nachdrücklichſte zu benutzen wußten. Eine Adreſſe an den König folgte der andern; zu Rouen und zu Paris wurde eine Petition mit zwanzig Tauſend Unterſchriften vorbereitet, welche das Volk in ſeinem Haſſe mit jener andern, im Namen von acht Tauſend Pariſern gegen das oben erwähnte Lager bereits eingereichten, verwechſelte. Endlich beſchloß die Departements-Verwaltung, gegen dem Maire Pétion und den Gemeindeprocurator Manuel, welche Beide man beſchuldigte durch ihre Unthätigkeit den Stürmenden vom 20. Juni Vorſchub geleiſtet zu haben, eine Unterſuchung zu verhängen. Mit Bewunderung aber ſprach man von dem Benehmen des Königs an dieſem verhängnißvollen Tage, allgemein kam man von der früheren Meinung über ſeinen Character zu-

rück und machte ſich Vorwürfe ihm Schwäche beigemeſſen zu haben; allein zu bald erkannte man, daß dieſer leidende Muth des Widerſtandes nicht jene entſchloſſene Thatkraft ſei, welche, anſtatt die Gefahren voll Reſignation zu erwarten, ihnen entſchieden zuvorkommt.

Die conſtitutionelle Partei entwickelte abermals die außerordentlichſte Thätigkeit. Alle diejenigen, welche Lafayette gemeinſchaftlich zur Abfaſſung des Briefs vom 16. gerathen hatten, vereinigten ſich nochmals, um etwas Entſcheidendes zu unternehmen, und fanden Lafayette, da er mit dem größten Unwillen das im Schloſſe Vorgefallene vernommen hatte, in der erwünſchteſten Stimmung. Man ließ mehrere Adreſſen von ſeinen Regimentern an ihn gelangen, in denen ſich, mochten ſie nun freiwillig oder nach Eingebungen abgefaßt ſein, gleicher Unwille über das Geſchehene ausſprach. Lafayette machte ihnen durch einen Tagesbefehl ein Ende, indem er verſprach perſönlich die Gefühle der ganzen Armee auszuſprechen, und ſich demnach entſchloß, ſeine ſchriftliche Mittheilung vom 16. Juni vor der geſetzgebenden Verſammlung zu erneuern. Zugleich verſtand er ſich mit Luckner, der als ein alter Krieger, welcher ſein Feldlager nie verlaſſen hatte, mit leichter Mühe zu leiten war, und veranlaßte ihn, dieſelben Geſinnungen, die er ſelbſt mündlich an den Schranken der National-Verſammlung ausſprechen wollte, dem Könige ſchriftlich zu eröffnen. Nachdem dis Alles geordnet war, nahm er noch alle nöthigen Maßregeln, damit die Leitung der Militairangelegenheiten durch ſeine Abweſenheit keine Störung erleide, und entriß ſich der Liebe ſeiner Soldaten, um ſich nach Paris mitten unter die größten Gefahren zu begeben.

Lafayette hoffte, ſeine treue Nationalgarde würde ihn voll neuer Begeiſterung unterſtützen und rechnete auch auf den Hof, dem er jetzt eben, wo er ſich für ihn aufopfern wollte, unmöglich feindliche Geſinnungen zutrauen konnte. Nachdem er ſeine ritterliche Liebe für die Freiheit beurkundet, wollte er nun auch ſeine aufrichtige Anhänglichkeit an den König beweiſen und bei ſeiner heldenmüthigen Sinnesart iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſein Herz auch für den Ruhm dieſer zwiefachen Aufopferung

empfänglich war. Er kam am Morgen des 28. Juni an; mit reißender Schnelligkeit verbreitete ſich das Gerücht hiervon, und überall erzählte man ſich voll Erſtaunen und Neugierde, daß General Lafayette in Paris ſei.

Vor ſeiner Ankunft war die National-Verſammlung von einer Menge ſich einander widerſprechender Petitionen beſtürmt worden. Von Rouen und Havre, aus den Departements der Ain, der Seine und Oiſe, der Meerenge von Calais und der Aisne beſchwerte man ſich über die Gewaltthätigkeiten des 20.; die von Arras und von Herault dagegen ſchienen ſie gut zu heißen. Von der einen Seite hatte man Luckner's Brief an den König, und von der andern die fürchterlichſten Anſchläge gegen ihn vorgeleſen, und ſich über dieſe verſchiedenen Mittheilungen mehrere Tage lang geſtritten.

Am 28. begab ſich eine beträchtliche Volksmenge mit der Hoffnung in die National-Verſammlung, Lafayette, deſſen Abſichten man noch nicht kannte, werde erſcheinen, und in der That meldete man, auch gegen halb zwei Uhr, daß er vorgelaſſen zu werden wünſche. Er erſchien unter dem Beifallrufe der Rechten; die Linke und die Gallerien ſchwiegen.

„Meine Herren, hob er an, vor Allem muß ich Ihnen erklären, daß nach den von mir und dem Marſchall Luckner getroffenen Anſtalten, meine Gegenwart hier, weder den Erfolg unſrer Waffen, noch die Sicherheit der Armee, die ich zu befehligen die Ehre haben, gefährden kann.“

Der General entwickelte hierauf die Gründe, die ihn hergeführt: da man die Authencität ſeines Briefes in Zweifel gezogen habe, ſo komme er jetzt aus ſeinem Feldlager, wo ihn die Liebe ſeiner Soldaten ſchützend umringe, um ſich perſönlich zu deſſen Abfaſſung zu bekennen; aber noch ein zweiter wichtigerer Grund habe ihn zu dieſer Reiſe vermocht: zahlreiche Adreſſen ſeien ihm von ſeiner Armee zugekommen, worin ſich laut deren Unwille über die Ereigniſſe vom 20. ausſpräche; er habe dieſelben zwar unterdrückt, ſich dagegen aber anheiſchig gemacht, im Namen ſeiner Truppen perſönlich zur National-Verſammlung zu ſprechen. „Schon, fügte er hinzu, fragen ſich die Solda-

ten, ob es denn wirklich die Sache der Freiheit und der Verfaſſung ſei, die ſie vertheidigen. Er erſuche demnach die National-Verſammlung:

1) Die Rädelsführer vom 20. Juni in Unterſuchung zu ziehen;
2) Eine Geſellſchaft, welche die Rechte der Volksſouverainität ſich anmaße, und deren öffentliche Verhandlungen keinen Zweifel über ihre ſchändlichen Abſichten ließen, zu zerſtören;
3) endlich, den Behörden zu der ihnen gebührenden Achtung zu verhelfen und das Heer zu überzeugen, daß die Conſtitution, während ſie dieſelbe mit ihrem Blute gegen das Ausland vertheidigten, keiner Gefahr im Innern ausgeſetzt ſein werde.

Der Präſident entgegnete, die National-Verſammlung werde dem beſchworenen Geſetze treu bleiben und ſeine Petition in Erwägung ziehen, und richtete an ihn die ehrenvolle Einladung an der Sitzung Theil zu nehmen. Der General wollte ſich auf einer der Bänke der rechten Seite niederlaſſen, allein der Deputirte Kerſaint bemerkte, er müſſe auf der Bank der Bittſteller ſeinen Platz nehmen. Ja! Nein! rief man von allen Seiten. Da erhob ſich der General voll Beſcheidenheit, und begab ſich unter lebhaften Beifallzeichen zu der Bank der Bittſteller. Guadet nimmt zuerſt das Wort und ſtellt mit einer ſchlauen Wendung die Frage: „ob denn, da der Herr von Lafayette in Paris ſei, das Vaterland ſchon befreit und die Feinde beſiegt ſeien?“ Nein, antwortete er ſich ſelbſt, noch iſt das Vaterland nicht befreit, noch immer iſt unſre Lage dieſelbe, und dennoch iſt der General einer unſrer Armeen in Paris!“ — „Er wolle nicht unterſuchen, fuhr er fort, ob Herr von Lafayette, welcher in dem franzöſiſchen Volke nichts als Ruheſtörer erblicke, welche die Behörden mit Drohungen umringten, nicht ſelbſt von ſeinem Generalſtabe getäuſcht ſei; aber das möchte man dem Herrn von Lafayette doch bemerken, daß er, indem er im Namen einer Armee ſpreche, die doch nach den Geſetzen zu jeder Berathung unfähig ſei, jedenfalls wider die Conſtitu-

tion, und da er ohne Erlaubniß des Kriegsminiſters nach Paris gekommen ſei, wohl auch ſubordinationswidrig gehandelt habe. Dem zu Folge verlangte Guadet, daß der Miniſter erkläre, ob er Lafayette Urlaub ertheilt habe, ſo wie daß eine außerordentliche Commiſſion über die Frage Bericht erſtatte, ob ein General berechtigt ſei, zur National-Verſammlung über rein politiſche Gegenſtände zu ſprechen.

Auf Guadet's Rede erhob ſich Ramond, und machte die eben ſo natürliche als oft anwendbare Bemerkung, daß je nach den Umſtänden die Auslegung der Geſetze ſehr von einander abweiche. „Niemals, fügte er hinzu, erhob man noch ſo großes Bedenken über das Petitionsrecht. Als noch vor Kurzem hier ein bewaffneter Haufen erſchien, fragte man nicht erſt, wer ihn abgeſchickt habe, noch beſchuldigte man ihn, mit bewaffneter Hand die Unabhängigkeit der National-Verſammlung beſchränken zu wollen: jetzt aber, da Lafayette, Er, der ſein ganzes Leben hindurch für Amerika und Europa der Pannerträger der Freiheit war, hier erſcheint, — da erhebt ſich der Verdacht! ...... Wenn es doppeltes Maas und Gewicht giebt, und man jedes Ding auf zwiefache Weiſe betrachten kann, ſo ſei auch jetzt geſtattet zu Gunſten des älteſten Sohnes der Freiheit einige perſönliche Rückſicht in Anſpruch zu nehmen! ....." Hierauf beantragte Ramond die Ueberweiſung der Petition an eine außerordentliche Commiſſion, nicht um Lafayette's Benehmen, ſondern die Petition ſelbſt zu prüfen. Nach großem Lärmen und doppelten Stimmenaufrufe, findet zuletzt Ramond's Motion Annahme, und Lafayette verläßt die National-Verſammlung inmitten einer zahlreichen Begleitung von Deputirten und Soldaten der Nationalgarde, die ſämmtlich ſeine Anhänger und alten Waffengefährten waren.

Jetzt war der entſcheidende Augenblick für ihn, ſo wie für den Hof und die Volkspartei gekommen; er begibt ſich auf das Schloß. Dort umringen ihn die Gruppen der Hofſchranzen mit den beleidigendſten Schmähreden, und der König und die Königin empfangen denſelben Mann mit Kälte, der ſich für ſie aufopfern wollte. Ueber die Geſinnungen die er ſo eben vernommen, nicht ſowohl ſeiner, als der königlichen Familie we-

gen, betrübt, verläßt Lafayette das Schloß, an deſſen Thore ihn das zahlreich verſammelte Volk empfängt, unter dem Geſchrei: Es lebe Lafayette! bis zu ſeiner Wohnung geleitet, und vor derſelben einen Freiheitsbaum aufpflanzt. Dieſe Beweiſe von alter Anhänglichkeit rührten den General und ſetzten die Jacobiner in Furcht; allein man mußte auch dieſe Ueberreſte von Anhänglichkeit auf friſcher That benutzen, und um dis zu können, ſie zu vergrößern ſuchen. Einige der königlichen Familie beſonders ergebene Anführer der Nationalgarde wendeten ſich an den Hof mit der Frage, was ſie unter den jetzigen Umſtänden thun ſollten?. Der König ſowie die Königin waren Beide der Meinung, daß man Lafayette nicht unterſtützen dürfe, und ſo ſah ſich denn dieſer auch noch von demjenigen Theile der Nationalgarde, auf welchen er ſich noch ſtützen konnte, verlaſſen. Nichts deſtoweniger entſchloſſen, dem Könige ſelbſt wider deſſen Willen ſeine Dienſte zu weihen, berieth er ſich mit ſeinen Freunden; leider aber waren dieſe eben ſo wenig unter ſich einig, denn während die Einen und namentlich Lally-Tolendal, wünſchten, daß man ſchnell und mit gewaffneter Hand die Jacobiner in ihrem eigenen Club angreife, beriefen ſich die Anderen, ſämmtlich Mitglieder der Departementverwaltung und der Verſammlung, ohne Unterlaß auf das Geſetz als das einzige erlaubte Mittel und widerſetzten ſich jeder Gewaltthätigkeit und jedem offenen Angriffe. Nichtsdeſtoweniger gab Lafayette dem kühnſten dieſer beiden Rathſchläge den Vorzug, und beſtimmte ſeinen Anhängern einen Verſammlungsort, um gemeinſchaftlich die Jacobiner aus ihrem Saale zu vertreiben und deſſen Thüren zu vermauern. Allein, obgleich der Verſammlungsort beſtimmt worden war, begaben ſich doch nur Wenige dahin, ſo daß ſich Lafayette außer Stand ſah, etwas zu unternehmen. Während dem er ſich zu ſeinem größten Leidweſen von ſeinen Anhängern ſo ſchlecht unterſtützt ſah, verließen die Jacobiner, welche von dieſem Abfalle noch nichts wußten, voll paniſchen Schreckens ihren Club, eilten zu Dümouriez, der noch nicht zur Armee abgereiſ't war, und drängten ihn ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und ſie gegen Lafayette zu führen; allein ihr Aner-

bieten wurde zurückgewieſen. Lafayette verweilte noch einen Tag in Paris mitten unter Anklagen, Drohungen und Mordverſuchen und reiſ'te endlich voll Verzweiflung über ſeine vergebliche Selbſtaufopferung und den unſeligen Eigenſinn des Hofes, wieder ab. Und eben dieſer Lafayette, welchen alle ſeine Freunde verließen, als er ſich, um ſeinen König zu retten den Dolchſtichen der Feinde ausſetzte, eben ihn hat man des Verrathes an Ludwig XVI. beſchuldigt. Die Schriftſteller der Hofpartei haben zwar behauptet, ſein Plan ſei nicht reiflich genug überdacht geweſen, und ohne Zweifel war es auch, wenigſtens dem erſten Anſcheine nach, ſicherer und bequemer, mit achtzig Tauſend Preußen dis zu unternehmen: allein was konnte man in Paris nach dem Beſchluſſe, das Ausland nicht zu Hilfe zu rufen weiter thun, als ſich an die Spitze der Nationalgarde ſtellen und die Jacobiner ſchrecken und zerſtreuen?

Lafayette reiſ'te mit dem Entſchluſſe ab, dem Könige trotz dem Allen fortwährend zu dienen und ihm wo möglich die Mittel zu verſchaffen, Paris verlaſſen zu können, und hinterließ der National-Verſammlung einen Brief, in welchem er Alles was er bereits perſönlich gegen die Aufrührer, wie er ſie nannte, geſagt hatte, nochmals nachdrücklich wiederholte.

Kaum war die Volkspartei der Sorge ledig, welche ihr die Anweſenheit und die Plane des Generals eingeflößt hatten, als ſie auch ihre Angriffe gegen den Hof erneuerte, und voll Hartnäckigkeit abermals auf eine genaue Angabe der zum Schutze des franzöſiſchen Gebietes getroffenen Maßregeln beſtand. Man wußte bereits, obgleich die ausübende Gewalt der National-Verſammlung hierüber keine Mittheilung gemacht hatte, daß die Preußen die Neutralität gebrochen hatten, und mit achtzig Tauſend Mann, ſämmtlich Krieger aus Friedrich des Großen Schule, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunſchweig, jenes berühmten Generals, über Coblenz vorrückten. Luckner, der zu wenig Truppen hatte und ſich auf die Belgier nicht verlaſſen konnte, mußte ſich auf Lille und Valenciennes zurückziehn. Auf dieſem Rückzuge hatte ein Officier die Vorſtädte Courtray's abgebrannt, um wie man glaubte, durch dieſe grauſame Maßregel, die Belgier Frankreich zu ent-

fremden. Die Regierung aber that demohngeachtet nichts zur Verſtärkung der Armeen, welche auf allen drei Grenzen höchſtens zweimal Hundert und dreißig Tauſend Mann zählten, und brachte keines jener mächtigen Mittel in Anwendung, welche den Eifer und die Begeiſterung einer Nation hervorrufen können; ſo konnte freilich der Feind in ſechs Wochen in Paris ſein.

Hierauf rechnete aber auch die Königin und theilte dis einer ihrer Hofdame im Vertrauen mit. Sie beſaß die Marſchroute der Ausgewanderten und des Königs von Preußen, und wußte, zu welchem Tage ſie in Verdun und zu welchem ſie in Lille ſein konnten, ſo wie daß dieſer letztere Platz belagert werden ſollte. Wie man erzählt, hoffte dieſe unglückliche Fürſtin binnen einen Monat befreit zu ſein. Ach! warum traute ſie nicht lieber den aufrichtigen Freunden, welche ihr das Unpaſſende und Nutzloſe einer auswärtigen Hilfe darſtellten, welche zwar früh genug um ſie blos zu ſtellen, allein zu ſpät, um ſie zu retten, kommen müſſe! Warum glaubte ſie in dieſer Hinſicht nicht ihren eignen Beſorgniſſen und den traurigen Ahnungen, von denen ſie zuweilen befallen wurde!

Wie wir geſehen, verſprach ſich die Volkspartei das Meiſte von einer Reſerve von Zwanzig Tauſend Föderirten in der Nähe von Paris. Dieſer Maßregel hatte ſich, wie wir ebenfalls bereits wiſſen, der König widerſetzt; er wurde deshalb in der Perſon ſeiner Miniſter aufgefordert, ſich über die Vorkehrungen zu erklären, die er an der Stelle der in dem zurückgewieſenen Decrete vorgeſchriebenen Maßregeln getroffen habe. Er antwortete mit einem anderweiten Plane, nach welchem eine neue Reſerve von zwei und vierzig Bataillonen freiwilliger Nationalgarden zum Erſatz der alten, mit welcher man die beiden Hauptarmeen vollzählig gemacht hatte, in Soiſſons verſammelt werden ſollte. Dis war gewiſſermaßen daſſelbe Decret, jedoch mit dem einzigen, nach der Meinung der Patrioten aber höchſt wichtigen Unterſchiede, daß das Lager dieſer Reſerve nicht bei Paris ſelbſt, ſondern zwiſchen Paris und der Grenze aufgeſchlagen werden ſollte. Dieſer Plan wurde daher mit Murren aufgenommen und an den Militaircomité gewieſen.

Mehrere Departements und Munizipalitäten, aufgeregt durch

ihre Correſpondenz mit Paris, beſchloſſen dieſes Decret hinſichtlich des Feldlagers, obgleich es der königlichen Beſtätigung entbehrte, dennoch in Ausführung zu bringen. Die Departements der Rhonemündungen, der Gironde und der Hérault gaben zuerſt das Beiſpiel, und bald folgten ihnen Andre darin nach. Alſo begann die Inſurrection.

Sobald dieſe freiwilligen Aushebungen bekannt wurden, änderte die Verſammlung den vom Könige vorgeſchlagenen Plan wegen Bildung von zwei und vierzig neuen Bataillonen, und befahl, daß die Bataillone, welche ſich in ihrem Eifer vor ihrer geſetzmäßigen Einberufung bereits in Marſch geſetzt hätten, durch Paris ziehen, von der Munizipalität dieſer Stadt eingeſchrieben werden, und hierauf nach Soiſſons marſchiren ſollten, ſo wie daß diejenigen, welche ſich in Paris vor dem 14. Juli, als dem Tage der Föderation einfinden könnten, dieſer Nationalfeierlichkeit beizuwohnen hätten; denn dieſes Feſt, welches im Jahre 91 wegen der Flucht nach Varennes unterbleiben mußte, ſollte in dieſem Jahre deſto glänzender gefeiert werden. Die National-Verſammlung fügte noch hinzu, daß unmittelbar nach der Feier die Föderirten ſich nach ihrem Beſtimmungsorte begeben ſollten.

Dis hieß mit einem Male, die Inſurrection autoriſiren und, bis auf Weniges das nicht ſanctionirte Decret wieder hervorſuchen. Der einzige Unterſchied war der, daß die Föderirten Paris nur durchziehen ſollten; die Hauptſache aber war ſie nur erſt dahinzubringen, denn einmal angekommen, konnten ſie Tauſend Umſtände leicht daſelbſt zurückhalten. Dis Decret wurde alsbald zum Könige geſandt und ſchon den andern Tag von ihm beſtätigt.

Zu dieſer wichtigen Beſchlußnahme kam noch eine andere: man mißtraute einem Theile der Nationalgarden und vor Allem den Generalſtäben, welche, nach dem Beiſpiele der Departementsbehörden, je mehr ſie ſich durch ihre Stellung der höchſten Autorität näherten, auch deſto günſtiger für dieſelbe geſtimmt wurden. Vornämlich hatte man es auf den Stab der Pariſer Nationalgarde abgeſehen, und da man gegen dieſe nicht geradezu operiren durfte, ſo beſchloß man, daß alle Generalſtäbe in den

Städten von mehr als funfzig Tauſend Seelen aufgelöſ't und auf's Neue gewählt werden ſollten. (2. Juli.) Da die Aufregung, in welcher ſich damals Frankreich befand, den eifrigſten und entſchiedenſten Männern einen immer wachſenden Einfluß ſicherte, ſo mußten natürlich die Anhänger der Volks- und republikaniſchen Parthei bei dieſer Wiedererwählung die meiſten Stimmen erhalten.

Dieſe Maßregeln, zu denen man die rechte Seite und den Hof mit Gewalt zwang, waren von höchſter Wichtigkeit; demohngeachtet ſchien alles dieſes den Patrioten noch nicht hinreichende Sicherheit gegen die nahen Gefahren zu gewähren, von denen ſie ſich bedroht glaubten. Vierzig Tauſend Preußen und eben ſo viel Oeſtreicher und Sardinier näherten ſich den franzöſiſchen Grenzen: ein Hof, der aller Wahrſcheinlichkeit nach mit dem Feinde einverſtanden war, da er keines der ihm zu Gebote ſtehenden Mittel, die Armeen zu verſtärken und die Nation zu begeiſtern, anwandte, ſondern im Gegentheil das Veto zur Vereitelung der von dem geſetzgebenden Körper getroffenen Maßregeln, und die Civilliſte, um ſich Anhänger im Innern zu verſchaffen, benutzte: ein General endlich, den man zwar nicht für fähig hielt, ſich mit den Ausgewanderten zu vereinigen um Frankreich zu verrathen, den man aber doch geneigt ſah, den Hof gegen das Volk zu unterſtützen: alle dieſe Umſtände erſchreckten die Gemüther und verſetzten ſie in die tiefſte Beſtürzung. Das Vaterland iſt in Gefahr! rief man ſich von allen Seiten zu. Aber wie dieſer Gefahr zuvorkommen? — Hierin lag die Schwierigkeit; — war man ja noch nicht einmal über die Urſachen einig! Die Conſtitutionellen und die Anhänger des Hofes, eben ſo ſchreckhaft wie die Patrioten ſelbſt, ſchrieben alle Gefahr den Ruheſtörern, zu ſie zitterten für das Königthum und ſahen ihr Verderben in der Uneinigkeit; die Patrioten dagegen fanden alle Gefahr lediglich in der Invaſion und gaben dieſelbe dem Hofe, ſeinen Weigerungen, ſeiner Langſamkeit und ſeinen geheimen Umtrieben Schuld. Die Petitionen kreuzten ſich: die Einen ſchoben alle Verantwortlichkeit auf die Jacobiner, die Andern wiederum auf den Hof, welcher abwechſelnd mit dem Namen des Schloſſes, der ausübenden

Gewalt und des Veto bezeichnet wurde. Die National-Verſammlung hörte und überwies Alles an den außerordentlichen Ausſchuß der Zwölf, dem es ſchon ſeit langer Zeit oblag, Sicherheitsmaßregeln aufzuſuchen und vorzulegen, und mit Ungeduld wartete man, was er desfalls vorſchlagen würde. Unterdeſſen bedeckten überall drohende Anſchläge die Mauern, und die öffentlichen Blätter, eben ſo kühn wie dieſe Anſchläge, ſprachen nur von gezwungener Abdankung und Entthronung. Dis war der alleinige Gegenſtand aller Geſpräche, und nur in der National-Verſammlung ſchien man noch einiges Maaß zu halten, denn man erlaubte ſich daſelbſt nur noch indirekte Angriffe gegen das Königthum. So machte man zum Beiſpiel den Vorſchlag, das Veto bei Gelegenheitsdecreten abzuſchaffen; mehrmals war auch die Civilliſte, und ihre ſtrafbare Verwendung, ſo wie der Plan zur Sprache gekommen, ſie zu beſchränken oder einer öffentlichen Rechnungsablage zu unterwerfen.

Nie hatte der Hof die Bitten der National-Verſammlung, die materiellen Vertheidigungsmittel zu vermehren, zurückgewieſen, er konnte dis auch nicht, ohne ſich allzuſehr blos zu ſtellen, und fürchtete überdis auch wenig eine Verſtärkung der Armeen der Zahl nach, da er ſie in der vollkommenſten Auflöſung begriffen glaubte. Die Volkspartei dagegen verlangte jene außerordentlichen Mittel, welche einen großen Entſchluß beurkunden und oft der verzweifeltſten Sache zum Siege verhelfen; ſolche Mittel hatte denn auch der Ausſchuß der Zwölf nach langer Arbeit erſonnen, und brachte der National-Verſammlung folgende Maßregeln in Vorſchlag:

Sobald die Gefahr auf's Aeußerſte geſtiegen ſei, ſolle dis der geſetzgebende Körper ſelbſt erklären durch die feierliche Formel: „Das Vaterland iſt in Gefahr.“ Auf dieſen Ausſpruch ſollten ſich alle Ortsbehörden, Gemeinde-, Diſtricts- und Departementsräthe, und die National-Verſammlung ſelbſt als die Oberſte der Behörden für permanent erklären und fortwährend Sitzung halten. Alle Bürger ſollten bei der härteſten Strafe ihre Waffen den Behörden zur angemeſſenen Vertheilung ausliefern und die ſämmtliche dienſtfähige Mannſchaft, jung oder alt, in die Nationalgarde eingeſchrieben werden; ein

Theil der Letztern ſolle beweglich gemacht und an den Sitz der verſchiedenen Diſtricts- und Departementsbehörden, der andre aber überall wohin es das Vaterland erheiſche, ſei es im In- oder im Auslande, geſchickt werden. Uniformirung werde von denen nicht verlangt, die die Koſten dazu nicht erſchwingen könnten, dazu ſollten alle Nationalgarden, ſobald ſie die Heimath verlaſſen, den Sold der Freiwilligen beziehen, und die Behörden für die nöthige Munition ſorgen. Endlich ſolle ein abſichtlich aufgepflanztes Zeichen des Aufruhrs mit dem Tode beſtraft, und jedwede Cocarde und Fahne mit Ausnahme der dreifarbigen für anfrühreriſch gelten.

Nach dieſem Plane war die ganze Nation auf der Huth und unter den Waffen; ſie konnte überall zu jeder Stunde nach den Umſtänden ſich berathen oder Gewalt brauchen; ſie konnte der Regierung entbehren, und deren Unthätigkeit unſchädlich machen. So hatte jenes zweckloſe Wogen der Volksmaſſe endlich Maß und Richtung gewonnen. Kamen aber die Franzoſen dieſem Aufrufe nicht nach, ſo war man einer Nation nichts mehr ſchuldig, die für ſich ſelbſt nichts that. Wie man leicht denken kann, erhoben ſich über dieſen Vorſchlag außerordentlich lebhafte Debatten.

Am 30. Juni erſtattete der Deputirte Paſtoret hierüber den vorläufigen Bericht, der Niemand befriedigte, da er Jedermann Fehler Schuld gab, die er gegen einander ausgleichen wollte, und auf keine entſchiedene Weiſe die Mittel gegen die Gefahr feſtſetzte. Nach ihm beleuchtete der Deputirte Jan de Bry mit Klarheit und Mäßigung den Vorſchlag des Ausſchuſſes. Die Berathung, einmal eröffnet, artete bald in einen wechſelſeitigen Austauſch von Vorwürfen aus und beflügelte die glühende und vorſchnelle Einbildungskraft derer, welche am Liebſten ſogleich zu den äußerſten Mitteln griffen. Das große Geſetz des öffentlichen Wohls, nämlich die Dictatur oder das Mittel Alles, ſei es auch noch ſo grauſam, mit Erfolg zu thun, dieſes Geſetz, welches erſt im Nationalconvente Annahme fand, wurde jetzt ſchon in der geſetzgebenden National-Verſammlung vorgeſchlagen.

Delaunay aus Angers ſchlug der National-Verſammlung

vor zu erklären, daß ſie, ſo lange die Gefahr nicht beſeitigt ſei, lediglich das allgebietende und oberſte Geſetz des öffentlichen Wohles zu Rathe ziehen werde.

Dis hieß mit einer abſtracten und myſtiſchen Formel offenbar das Königthum vernichten und die National-Verſammlung zur abſoluten Herrſcherin erklären. Delaunay ſagte, daß die Revolution noch keineswegs vollendet ſei, und man mit Unrecht glaube, daß feſte Geſetze zwar für die geſicherte, aber nicht für die erſt noch zu rettende Revolution bewahrt werden müßten; kurz er ſagte mit einem Worte alles das, was man gewöhnlich zu Gunſten der Dictatur vorbringt, welche ſich ſtets in dem Augenblicke der Gefahr von ſelbſt einführt. Die Antwort der Deputirten der rechten Seite war natürlich: nach ihrer Meinung verletze man die der Conſtitution geſchworenen Eide, wenn man eine Gewalt in das Leben rufe, welche die geordneten und bereits eingeführten Gewalten verſchlinge. Ihre Gegner erwiderten, daß man ſie ſchon früher verletzt habe, und ſich nicht unvertheidigt überraſchen laſſen dürfe. — „Aber ſo beweiſen Sie doch, — entgegneten die Anhänger des Hofes, daß man dis Beiſpiel wirklich gegeben und die Conſtitution verrathen hat.“ Dieſer Aufforderung ſetzte man neue Anklagen gegen den Hof entgegen, welche ihrerſeits wieder durch Vorwürfe gegen die Unruhſtifter zurückgewieſen wurden. — „Ihr ſeid Ruheſtörer! — Ihr ſeid Verräther!“ — Dis war der ewige Vorwurf, den man ſich fortwährend machte, dis die zu entſcheidende Streitfrage.

Herr von Jaucourt wollte, man ſolle dieſen Antrag ſo heftig wie er ſei, doch lieber an die Jacobiner verweiſen. Isnard dagegen, dem er, weil er ſelbſt ungeſtüm war, gar wohl gefiel, verlangte, derſelbe ſolle in Erwägung gezogen und Delaunay’s Rede als Gegenſtück zu der Paſtoret’s, welche nichts als eine Doſis Opium ſei, das man einem Sterbenden reiche, an die Departements verſendet werden. —

Vaublanc erhielt endlich das Wort: er behauptete, die Conſtitution könne nur durch die Conſtitution gerettet werden, — dis beweiſe der Vorſchlag Jean de Bry’s; — man möge Delaunay’s Rede immerhin drucken, ſie aber keinesfalls an die

Departements verſenden, ſondern auf den Antrag des Ausſchuſſes zurückkommen. Wirklich wurde auch die Berathung hierüber auf den dritten Juli feſtgeſetzt. — Nur Ein Deputirter hatte noch nicht geſprochen, bis war Vergniaud, der obſchon Mitglied der Gironde und ihr größter Redner, ſich doch von ihr unabhängig hielt. War es nur Sorgloſigkeit oder wahre Ueberlegenheit, er ſchien über die Leidenſchaften ſeiner Freunde erhaben zu ſein, und theilte, wenn auch von gleichem Patriotismus beſeelt, doch nicht eines ihre Vorurtheile und ihrer Aufwallungen. Wenn er ſich über einen Punkt ausſprach, riß er durch ſeine Beredtſamkeit und eine gewiſſe anerkannte Unparteilichkeit ſtets jene ſchwankende Partei der Verſammlung mit ſich fort, welche einſt Mirabeau durch ſeine ungeſtüme Dialectik beherrſcht hatte, denn überall gehorchen die unentſchiedenen Maſſen dem Talente und der Vernunft. *)

Man hatte angekündigt, daß er am dritten Juli ſprechen werde, und eine unermeßliche Menge von Zuhörern war herbeigeeilt um den gefeierten Redner über eine Frage ſprechen zu hören, welche man als entſcheidend betrachtete. In der That nahm er an dieſem Tage das Wort und warf zuerſt einen Blick auf Frankreich. „Wenn man, ſprach er, nicht an die unvergängliche Liebe des Volkes für die Freiheit glaubte, ſo müßte man in Zweifel gerathen, ob die Revolution zurückſchreite oder ſich ihrem Ziele nähere. Unſere Nordarmee rückte gegen Belgien vor, plötzlich zieht ſie ſich zurück; das Kriegstheater iſt auf unſer eigenes Gebiet verſetzt, und wir laſſen den unglücklichen Belgiern von uns nichts weiter, als das Andenken an die Feuersbrünſte zurück, die unſern Rückzug erhellten! Zu gleicher Zeit bedroht eine furchtbare preußiſche Armee den Rhein, obgleich man uns Hoffnung machte, ihr Anmarſch würde nicht ſo ſchnell erfolgen. — Warum entließ man gerade in dieſem Augenblicke die populären Miniſter? Warum unterbrach man gerade jetzt ihre Arbeiten, überlieferte die Zügel der Herrſchaft unerfahrnen

---

*) Dieſe Gerechtigkeit läßt das Journal de Paris Vergniaud widerfahren, das durch ſeine Oppoſition gegen die Majorität der Verſammlung und durch die großen Talente ſeiner Redactoren, namentlich des unglücklichen aber unſterblichen André Chenièr damals ſo bekannt war.

Händen und verwarf die nützlichen Maßregeln, die wir beantragen zu müſſen glaubten? .... Sollte es wahr ſein, daß man unſere Siege fürchtet? .... Geizt man mit dem Blute von Coblenz oder vielmehr mit dem Unſrigen? .... Will man über verlaſſene Städte und über verwüſtete Fluren herrſchen? .... Und Sie, meine Herren, was gedenken Sie Großes für die öffentliche Sache zu unternehmen?

„Sie, die man ſich ſchmeichelt in Furcht geſetzt zu haben und deren Gewiſſen man zu ſchrecken hofft, indem man Ihren Patriotismus als Factionsgeiſt bezeichnet, als wenn nicht auch diejenigen Ruheſtörer genannt worden wären, welche den Eid im Ballhauſe leiſteten; Sie, die man ſo vielfach verläumdet hat, weil ſie nicht zu jener hochmüthigen Kaſte gehören wollen, welche die Conſtitution in den Staub getreten hat; Sie, denen man verbrecheriſche Abſichten beimißt, als wenn Sie, noch mit einer andern Macht als der des Geſetzes bekleidet, eine Civilliſte hätten; Sie, die man durch eine heuchleriſche Mäßigung gegen die Gefahren des Volkes gleichgiltiger machen möchte; Sie, die man zu entzweien wußte, die aber in dem Augenblicke der Gefahr Ihren Haß und Ihren unſeligen Zwiſt aus den Augen ſetzen, und ſicher den Haß nicht ſo liebenswürdig finden werden, um dieſe teufliſche Freude dem Wohle des Vaterlandes vorzuziehen; Sie Alle endlich, hören Sie mich: Welche Rettungsmittel ſtehen Ihnen zu Gebote? Was ſchreibt Ihnen die Nothwendigkeit vor, und was erlaubt Ihnen die Conſtitution?“

Mit rauſchendem Beifall vernahm man dieſe Worte. Er fuhr fort und entwickelte zwei Arten von Gefahren; die innere und die äußere. „Um den erſteren zuvorzukommen, hat die National-Verſammlung ein Decret gegen die Prieſter in Vorſchlag gebracht, aber, ſei es daß der Geiſt der Medicis noch unter den Hallen der Tuilerien umherwandelt, oder daß ein Lachaiſe oder ein Letellier noch das Herz des Fürſten beängſtet, das Decret iſt von dem Throne zurückgewieſen worden. Man darf nicht glauben, ohne dem Könige Unrecht zu thun, daß er die religiöſen Wirren wolle. Er hält ſich noch für mächtig genug und glaubt mit den alten Geſetzen die öf-

fentliche Ruhe hinlänglich ſichern zu können. So mögen denn auch ſeine Miniſter, wenn ſie die Mittel beſitzen dieſelbe aufrecht zu erhalten, mit ihrem Kopfe dafür haften!

„Um den äußern Gefahren zu begegnen hat die National=Verſammlung ein Reſervelager vorgeſchlagen: auch dieſes verwarf der König. Es hieße ihm abermals Unrecht thun, wollte man annehmen, er gedächte Frankreich zu verrathen, er muß demnach hinreichende Gewalt es zu vertheidigen beſitzen; ſo mögen denn ſeine Miniſter mit ihren Köpfen für das Heil des Vaterlandes einſtehen!“

Bis hierher hielt ſich der Redner wie man ſieht, an die Verantwortlichkeit der Miniſter und beſchränkte ſich darauf, dieſelbe drohender darzuſtellen. „Aber, fügte er hinzu, es reicht nicht hin die Miniſter in den Abgrund zu ſtürzen, welchen ihre Ruchloſigkeit oder ihre Ohnmacht ihnen gegraben hat ..... Man höre mich mit Ruhe an und wolle nicht im Voraus meine Gedanken errathen ......“

Bei dieſen Worten verdoppelt ſich die Aufmerkſamkeit; tiefes Schweigen herrſcht in der National=Verſammlung. „Im Namen des Königs, fuhr er fort, haben es die franzöſiſchen Prinzen verſucht, Europa gegen uns zu bewaffnen; nur um der Würde des Königs Genugthuung zu verſchaffen, wurde der Tractat von Pillnitz geſchloſſen; um dem Könige Hilfe zu leiſten erklärt der Herrſcher von Böhmen und Ungarn uns den Krieg und rückt Preußen gegen unſere Grenzen vor. Ich leſe aber hier in der Urkunde der Conſtitution: „Wenn der König ſich an die Spitze einer Armee ſtellt und ihre Waffen gegen die Nation richtet, oder ſich einer ſolchen in ſeinen Namen begonnenen Unternehmung nicht durch eine ausdrückliche Handlung widerſetzt, ſo wird angenommen, er habe die Königswürde niedergelegt.

Was iſt aber eine ausdrückliche Handlung des Widerſtandes? Wenn hundert Tauſend Oeſtreicher gegen Flandern und hundert Tauſend Preußen gegen das Elſaß marſchirten, und der König ſetzte ihnen zehn oder zwanzig Tauſend Mann entgegen, würde das eine ſolche ausdrückliche Handlung ſein?“

„Wenn der König, dem es obliegt drohende Feindſeligkeiten anzuzeigen, nachdem er die Bewegungen der preußiſchen Armee erfahren, der National-Verſammlung keine Anzeige davon machte: wenn ein Reſervelager, ſo nothwendig um den Fortſchritten des Feindes im Innern Einhalt zu thun, in Vorſchlag gebracht wurde und der König an deſſen Stelle einen ſichern und weitſchichtigen Plan vorlegte: wenn der König den Oberbefehl einer Armee einem ränkeſüchtigen und der Nation verdächtigen Generale überließe: wenn ein anderer General, fern von der Verderbniß der Höfe aufgewachſen und mit dem Siege vertraut, eine Verſtärkung verlangte, der König ſie ihm aber verſagte, gleich als ſpräch' er: Ich verbiete dir zu ſiegen; könnte man wohl da ſagen, der König habe ſich durch eine ausdrückliche Handlung widerſetzt?

„Ich habe mit Fleiß mehre Thatſachen grell übertrieben, um jede nähere Beziehung zu vermeiden; allein, wenn der König, während Frankreich im Blute ſchwämme, Ihnen ſagte: Es iſt wahr, die Feinde geben vor, für mich, meine Würde und meine Rechte zu kämpfen, allein ich habe es bewieſen, daß ich ihr Mitſchuldiger nicht bin, ich habe Armeen in das Feld gerufen; dieſe Armeen waren allerdings zu ſchwach, allein die Verfaſſung ſetzt nicht das Maas ihrer Stärke feſt: ich habe ſie zu ſpät verſammelt, allein die Verfaſſung beſtimmt die Zeit ihrer Vereinigung nicht; ich habe einen General zurückberufen, da er eben ſiegen wollte, allein die Conſtitution verordnet keine Siege: es ſtanden Miniſter mir zur Seite, welche die Verſammlung täuſchten und die Verwaltung zerrütteten, allein es gebührt mir ſie zu ernennen: die Verſammlung hat heilſame Geſetzentwürfe vorgeſchlagen, die ich nicht ſanctionirte, allein ich hatte das Recht hierzu: ſo hab' ich denn Alles gethan was die Verfaſſung mir vorſchrieb, und man kann demnach meine Anhänglichkeit an dieſelbe nicht in Zweifel ziehen!" (Lebhafter Beifall.) „Wenn der König alſo zu Ihnen ſpräche, würden Sie nicht das Recht haben zu antworten: O König! der du wie der Tyrann Lyſander glaubteſt, die Wahrheit gelte nicht mehr als die Lüge, der du Liebe zu den Geſetzen nur heucheltest, um dir die Macht zu erhalten ſie zu verhöhnen, — hieß

das uns vertheidigen, als du den fremden Armeen Streitkräfte entgegenſetzteſt, deren Unzulänglichkeit über ihre Niederlage keinen Zweifel laſſen konnte? Hieß das uns vertheidigen, als du Plane zurückwieſeſt, die unſre innere Stellung verſtärken ſollten? Hieß das uns vertheidigen, als du einen General ungeſtraft ließeſt, welcher die Verfaſſung verletzte und dem Muthe ihrer Diener Feſſeln anlegteſt? ...... Geſtattete dir die Verfaſſung die freie Wahl der Miniſter zu unſerm Glücke oder zu unſerm Verderben? Uebertrug ſie dir den Oberbefehl der Armeen zu unſerm Ruhme oder zu unſrer Schande? Ertheilte ſie dir endlich das Recht der Sanction, eine Civilliſte und ſo viele Vorrechte, nur um die Verfaſſung und das Reich auf verfaſſungsmäßigem Wege ins Verderben zu ſtürzen? Nein! Nein! Menſch, den Frankreich's Großmuth nicht zu rühren vermochte, den allein die Liebe zum Despotismus erfüllt ...... du biſt nichts mehr für dieſe Conſtitution, die du ſo unwürdig verletzteſt, nichts mehr für dieſes Volk, das du ſo ſchamlos verrietheſt! ......

„Doch nein! wenn unſre Armeen auch nicht vollzählig ſind, ſo iſt dis jedenfalls nicht des Königs Schuld; ohne Zweifel wird er die nöthigen Maßregeln zu unſerer Rettung noch ergreifen, ohne Zweifel wird der Heereszug der Preußen ihnen nicht ſo viel Triumpfe gewähren als ſie es hoffen; allein man mußte Alles vorausſehen und Alles ſagen, denn Offenherzigkeit allein kann uns retten!“

Zum Schluſſe beantragt **Vergniaud** eine ehrfurchtvolle aber entſchiedene Botſchaft an den König, worin man ihn auffordere zwiſchen Frankreich und dem Auslande zu wählen, und ihm den Entſchluß der Franzoſen eröffne mit der Verfaſſung zu ſiegen oder zu ſterben. Er verlangt ferner, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre, um in Aller Herzen jene erhabenen Empfindungen hervorzurufen, welche die großen Völker der Vorzeit beſeelte, und ohne Zweifel auch bei den Franzoſen gefunden werden würde; denn — bemerkte er — in den durch das Jahr 89 wiedergebornen Franzoſen wird ſich die Natur nicht entartet zeigen. Endlich forderte er noch, daß man aller Zwietracht, welche einen beunruhigenden Character annehme, ein

Ende mache, und die Streitenden in Rom und auf dem Aventin vereinige.“

Mit erhabener Stimme hatte der Redner die letzten Worte geſprochen; die Rührung war allgemein, und die Gallerien, die linke und rechte Seite, kurz Alles klatſchte Beifall. Vergniaud verläßt die Rednerbühne und wird von einer Menge Glückwünſchender umringt. Er war der Erſte, der es wagte in der National-Verſammlung von Entthronung zu reden, die zwar überall und von Jedermann öffentlich beſprochen wurde, aber er hatte ſie nur Bedingungsweiſe und in einer Form dargeſtellt, welche in Vergleich zu der damaligen Sprache der Leidenſchaften noch immer für ehrfurchtvoll gelten konnte.

Dûmas will antworten; unvorbereitet verſucht er es nach Vergniaud und vor Zuhörer zu reden, welche noch ganz erfüllt waren von dem, was ſie eben gebilligt hatten. Er bittet mehrmals um Stille und um eine Aufmerkſamkeit, die nicht mehr für ihn daſein konnte. Vorzüglich bei den Vorwürfen hielt er ſich auf, die der Redner der ausübenden Gewalt gemacht hatte. „Der Rückzug Luckner's liegt im Kriegsgeſchick, das man nicht aus dem Hintergrunde der Cabinette leiten kann. Ohne Zweifel vertrauen Sie Luckner? — Ja! Ja! ruft man, und Kerſaint verlangt, man ſolle in einem Decrete erklären, daß Luckner ſich das Vertrauen der Nation erhalten habe. Dis Decret fand Annahme und Dumas fuhr fort. Mit Recht ſagte er, daß man, wenn man zu dieſem Generale einmal Vertrauen hege, ſeinem Rückzuge auch keine ſtrafbare oder verdächtige Abſicht unterlegen dürfe; daß rückſichtlich der Unzulänglichkeit der Streitkräfte worüber man ſich beſchwert, der Marſchall ſelbſt wiſſe, daß man zu dieſem Unternehmen alle damals disponibeln Truppen zuſammengezogen habe, daß überdis Alles ſchon durch das alte Gironde-Miniſterium, als dem Urheber des Offenſivkrieges, eingeleitet worden, und ein desfallſiger Mangel an hinlänglichen Streitkräften, demnach allein dieſem Miniſterium Schuld gegeben werden müſſe; daß endlich die neuen Miniſter, unvermögend durch bloße Abſendung von ein Paar Courieren Alles ſogleich wieder gut zu

machen, dem Marſchall unbedingte Vollmacht gegeben hätten, nach Ort und Umſtänden zu handeln.

Man hat das Lager von Zwanzig Tauſend Mann verweigert, allein erſtlich ſind die Miniſter für das Veto nicht verantwortlich, und ſodann war der von ihnen dagegen in Vorſchlag gebrachte Plan beſſer als der der National-Verſammlung, weil er die Rekrutirung nicht ſtörte. Man hat auch das Decret gegen die Prieſter zurückgewieſen, allein man bedarf keiner neuen Geſetze zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe; man braucht nur Ruhe, Sicherheit und Achtung gegen die perſönliche ſo wie gegen die Gewiſſensfreiheit, denn überall wo dieſe Freiheiten geachtet wurden, haben die Prieſter ſich der Ordnung gefügt." Dümas rechtfertigte endlich auch den König und Lafayette mit der Bemerkung: der Erſtere habe den Krieg nicht gewollt, und der Letztere immer die Freiheit geliebt.

Das von dem Ausſchuſſe der Zwölf in Vorſchlag gebrachte Decret über die Art und Weiſe das Vaterland als in Gefahr befindlich zu erklären, wurde unter dem lebhafteſten Beifalle angenommen; allein dieſe Gefahrserklärung ſelbſt verſchob man einſtweilen, weil man es noch nicht an der Zeit hielt, ſie auszuſprechen. Der König, ohne Zweifel über alle dieſe Reden in der Verſammlung beſtürzt, zeigte der Verſammlung den nahen Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Preußen an, die er auf den Vertrag von Pillnitz, auf die den Rebellen gewordene Aufnahme, auf die Gewaltthätigkeiten, die man ſich gegen die franzöſiſchen Kaufleute erlaubt, ſo wie auf die Wegſchickung des franzöſiſchen bevollmächtigten Miniſters und auf die Abreiſe des preußiſchen Geſandten von Paris, und endlich auf den Anmarſch von zwei und funfzig Tauſend Preußen gründete. „Dis Alles beweiſ't, — hies es noch zuletzt in dieſer Botſchaft — eine Allianz zwiſchen Berlin und Wien." (Gelächter.) Nach den Vorſchriften der Verfaſſung benachrichtige ich die geſetzgebende National-Verſammlung hiervon." — Ja, rufen mehre Stimmen, jetzt da die Preußen in Coblenz ſind! — die Botſchaft wurde an den Ausſchuß der Zwölf gewieſen.

Zu den fernern Berathungen über die Art und Weiſe der Gefahrserklärung übergehend beſchloß man, daß dieſe Erklärung nur

als eine bloße Proclamation betrachtet werden und demzufolge der königlichen Sanction nicht unterliegen ſolle, was keineswegs richtig war, da ſie allerdings geſetzgebende Beſtimmungen in ſich ſchloß; allein wenn man es auch noch nicht beſtimmt erklärt hatte, ſo folgte man doch bereits dem erwähnten Geſetze des öffentlichen Wohls.

Mit jedem Tage nahm die Bitterkeit in den Berathungen mehr überhand, und Vergniaud's Wunſch, diejenigen, welche in Rom und auf dem Aventin waren, zu vereinigen, ging nicht in Erfüllung: die Furcht, welche man wechſelſeits einander einflößte verwandelte ſich mehr und mehr in unverſöhnlichen Haß.

Es befand ſich damals in der National-Verſammlung ein Deputirter mit Namen Lamourette, conſtitutioneller Biſchof von Lyon, welcher in der Freiheit ſtets nur die Rückkehr zur urſprünglichen Bruderliebe ſah, und daher über die Spaltungen ſeiner Mitdeputirten ebenſo betrübt als beſtürzt war. Er glaubte daß nicht wirklicher Haß, ſondern nur ungerechtes Mißtrauen ſie trenne. Am 7. Juli, als man eben die Berathung über die Gefahrserklärung fortſetzen wollte, verlangte er das Wort für eine Tagesmotion, wendete ſich mit der edelſten Haltung und dem Tone der innigſten Ueberzeugung an die National-Verſammlung, und ſtellte vor: wie man ihr täglich die ſchreckhafteſten Maßregeln zur Beſeitigung der Gefahren des Vaterlandes vorſchlage, wie er aber ſeinerſeits an viel mildere und wirkſamere Mittel glaube, da nur die Zwietracht der Volksvertreter der Grund von allen Uebeln ſei, und ſie vor Allem beſeitigt werden müſſe. „O! rief der würdige Geiſtliche, — wem es gelänge Sie zu verſöhnen, der wäre der wahre Beſieger von Oeſtreich und Coblenz. Täglich redet man Ihnen vor, daß auf dem Punkte bis zu welchen die Sachen gediehen eine ſolche Verſöhnung unmöglich ſei ...... Ich erbebe! ...... Es iſt dis eine Beleidigung! Nur die Tugend und das Laſter laſſen ſich nicht mit einander verſöhnen. Männer von Ehre ſtreiten mit Lebhaftigkeit, weil ſie von ihren Meinungen feſt überzeugt ſind, allein ſie vermögen ſich nicht zu haſſen! Meine Herren, das öffentliche Wohl iſt in Ihren Händen, was zögern Sie, daſſelbe in Ausführung zu bringen? ...... Was, was iſt's denn, was die beiden Parteien der National-Verſamm-

23 *

lung ſich vorwerfen? Die Eine beſchuldigte die Andere der Abſicht, die Verfaſſung mit Hilfe des Auslandes abzuändern, und dieſe beſchuldigt wiederum die Erſtere, auf den Trümmern des Königthums die Republik gründen zu wollen. Nun wohlan, meine Herren! Schleudern Sie denſelben Bannfluch ſowohl gegen die Republik wie gegen das Zwei-Kammer-Syſtem, weihen Sie Beide durch einen letzten und unwiderruflichen Eid dem öffentlichen Haſſe! Schwören wir, von Einem Streben, von Einem Gefühle beſeelt zu ſein; ſchwören wir uns ewige Bruderliebe! Möge der Feind erfahren, was wir wollen, was wir Alle wollen — und das Vaterland iſt gerettet!" —

Kaum hatte der Redner dieſe letzten Worte geſprochen, als auch beide Seiten des Hauſes, ergriffen von dieſen großherzigen Geſinnungen ſich erheben, um ſich ihres gegenſeitigen Haſſes ſo ſchnell als möglich zu entledigen. Einmüthig weiht man jeden Verſuch die Verfaſſung durch Einführung von zwei Kammern oder die Republik umzuändern, der allgemeinen Verwünſchung, und ſtürzt von den entgegengeſetzten Bänken einander in die Arme. Die Vertheidiger wie die Ankläger Lafayette's, des Veto, der Civilliſte, der Unruhſtifter und der Verräther halten ſich einander umſchlungen; alle Abſonderung hört auf und ſelbſt Paſtoret und Condorcet, die ſich erſt den Tag vorher in den öffentlichen Blättern beſchimpft hatten, liegen ſich in den Armen. Es giebt keine rechte und linke Seite mehr, und alle Deputirten ſitzen rings unter einander: Dümas neben Baſire, Jaucourt bei Merlin und Ramond neben Chabot.

Alsbald beſchließt man, die Provinzen, die Armee und den König von dieſem glücklichen Ereigniſſe zu unterrichten: eine Deputation, an ihrer Spitze Lamourette, begibt ſich auf das Schloß. Lamourette kehrt zurück und meldet die Ankunft des Königs, welcher, wie am 4. Februar 1790, der National-Verſammlung ſeine Zufriedenheit zu erkennen gibt, und ihr erklärt, wie er beſeelt von dem Wunſche in ihre Mitte zu eilen, mit der höchſten Ungeduld ihrer Deputation entgegengeſehen habe.

Bei dieſen Worten ſteigt der Enthuſiasmus aufs Höchſte und nach dem einmüthigen Rufe zu urtheilen, war das Vater-

land wirklich ſchon gerettet. Waren denn etwa der König und die acht hundert Deputirte nur Heuchler, welche urplötzlich den Plan ſich zu täuſchen faßten und einander zum Scheine alle Beleidigungen verziehen, nur um ſich ſpäter mit deſto größerer Sicherheit verrathen zu können? Gewiß nicht! Ein ſolcher Plan bildet ſich bei ſo Vielen nicht auf einmal und ohne alle Vorbereitung, ſondern der Haß iſt eine drückende Bürde, die es ſo ſüß iſt abzuwerfen! Und überdis, welche Partei möchte, im Angeſicht drohender Ereigniſſe und bei der Ungewißheit des Sieges, nicht gern den gegenwärtigen Stand der Dinge erhalten, wenn er nur hinreichend geſichert iſt? Dieſer Vorfall wie ſo viele andere beweiſen, daß Mißtrauen und Furcht allein jenen wilden Haß erzeugten, daß ein Augenblick von Vertrauen hinreichte, ihn zu zerſtreuen, und daß die ſogenannte republikaniſche Partei an die Republik nicht aus feſten vorgefaßten Grundſätzen, ſondern nur aus Verzweiflung dachte. Warum aber ſchrieb der König nicht ſogleich bei ſeiner Zurückkunft in das Schloß, an Preußen und Oeſtreich? Warum verband er mit ſolchen geheimen Maßregeln nicht auch eine öffentliche, die von einer großherzigen Geſinnung Zeugniß geben konnte? Warum ſagte er nicht wie ſein Ahnherr Ludwig XIV. bei Annäherung des Feindes: „W i r w o l l e n A l l e g e g e n i h n z i e h n!“

Denſelben Abend noch theilte man der National-Verſammlung das Ergebniß der von der Departementsverwaltung gegen P é t i o n und M a n u e l eingeleiteten Unterſuchung mit: dieſes Ergebniß war die einſtweilige Amtsentſetzung dieſer beiden Magiſtratsperſonen. Nach dem, was man hierüber ſpäter aus P é t i o n ' s Munde ſelbſt erfahren, iſt es wahrſcheinlich, daß er die Bewegung vom 20. Juni hätte verhindern können, da er ſpäter andere gar wohl zu verhindern wußte. Die Ueberzeugung hiervon hatte man damals noch nicht, allein man muthmaßte doch ſchon ſtark ſeine Nachgiebigkeit gegen die Unruhſtifter und beſchuldigte ihn überdis noch mehrerer Uebertretungen des Geſetzes, wie zum Beiſpiel jener allzugroßen Läſſigkeit in ſeinen Mittheilungen an die verſchiedenen Behörden und ſeiner Nachgiebigkeit gegen den Gemeinderath, als derſelbe der Entſcheidung der Departementverwaltung zuwider beſchloß, daß die Bittſteller in die Reihen

der Nationalgarde aufgenommen werden ſollten. Die von der Departementsverwaltung ausgeſprochene Entſetzung war daher geſetzmäßig und muthvoll, verrieth aber wenig Politik. Oder war es nicht nach der, erſt am Morgen erfolgten Verſöhnung die größte Unklugheit, denſelben Abend noch die beiden populärſten Magiſtratsperſonen ihrer Würde zu entſetzen? In der That überließ der König der National=Verſammlung die Entſcheidung, allein dieſe verhehlte ihr Mißvergnügen nicht und ſandte ihm dieſelbe wieder zurück, damit er ſich ſelbſt erkläre. Alsbald erhoben die Gallerien wieder das gewohnte Geſchrei; eine Menge von Bittſchriften verlangten: Pétion oder den Tod, und der Deputirte Grangeneuve, welcher beſchimpft worden war, verlangte eine Unterſuchung gegen den Urheber dieſer Beſchimpfung. So war die ganze Verſöhnung ſchon wieder vergeſſen. Briſſot, an dem die Reihe war, über die Frage wegen der öffentlichen Gefahr zu ſprechen, verlangte Zeit, um wegen der unter der Zeit erfolgten Verſöhnung mehre Ausdrücke in ſeiner Rede abzuändern; demohngeachtet konnte er ſich nicht enthalten, alle Fälle von Vernachläſſigung und Langſamkeit, welche man dem Hofe Schuld gab, nochmals in Erinnerung zu bringen, und trotz der vorgegebenen Verſöhnung verlangte er am Schluſſe ſeiner Rede, daß man die Entthronung förmlich berathe, die Miniſter wegen ihrer zu ſpäten Mittheilung der Feindſeligkeiten von Seiten Preußens in Anklageſtand verſetze, eine geheime Commiſſion von ſieben Mitgliedern zur Wahrung des öffentlichen Wohles niederſetze, die Güter der Ausgewanderten verkaufe, die Organiſation der Nationalgarden beſchleunige, und endlich ohne Aufſchub das Vaterland in Gefahr erkläre.

Zu gleicher Zeit erfuhr man die Verſchwörung Duſſaillant's, eines vormaligen Adligen, der an der Spitze einiger Aufrührer ſich des Fort's von Bannes in dem Departement der Ardèche bemächtigt hatte, und von da aus die ganze umliegende Gegend bedrohte. Auch ſetzte das Miniſterium, der National=Verſammlung die verſchiedenen Geſinnungen der auswärtigen Mächte auseinander. Oeſtreich hatte Preußen zum Feldzuge gegen Frankreich vermocht, allein die Kriegsſchüler Friedrich des Großen murrten über dieſes unkluge Bünd=

niß. Die Churfürſten waren alle Frankreich's offne oder heimliche Feinde. Rußland hatte ſich zuerſt gegen die Revolution erklärt; es war dem Pillnitzer Tractate beigetreten, hatte Guſtav's Planen geſchmeichelt und die Ausgewanderten unterſtützt; Alles dieſes, um Preußen und Oeſtreich zu hintergehen und ihr Augenmerk auf Frankreich zu lenken, damit es ſelbſt deſto ungeſtörter gegen Polen handeln könne. In dieſem Augenblicke unterhandelte es mit den Herren von Naſſau und Eſterhazy, den Führern der Ausgewanderten, überließ ihnen jedoch trotz aller ſeiner glänzenden Verſprechungen nur eine Fregatte, um ihrer läſtigen Gegenwart in Petersburg überhoben zu ſein. Schweden war ſeit Guſtav's Tode völlig unthätig geblieben und ließ die franzöſiſchen Schiffe in ſeinen Häfen zu. Dänemark verſprach ſtrenge Neutralität; mit dem Hofe von Turin war man gleichſam ſchon im Kriege begriffen; der Papſt bereitete ſeine Bannblitze vor; Venedig war neutral, ſchien aber Trieſt mit ſeiner Flotte decken zu wollen. Spanien ſchien, ohne geradezu der Coalition beizutreten, doch nicht eben ſonderlich geneigt, den Familienvertrag in Ausführung zu bringen und die ihm früher von Frankreich geleiſtete Hilfe demſelben vergelten zu wollen. England verpflichtete ſich zur Neutralität und gab neue Verſicherungen hierüber. Die Vereinigten Staaten hätten Frankreich gern mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln unterſtützt; allein ſie vermochten wegen ihrer Entfernung und ihrer ſchwachen Bevölkerung ſo viel als nichts.

Auf dieſe Schilderung hin wollte die National-Verſammlung alsbald das Vaterland in Gefahr erklären; indeß überwies man dieſe Erklärung erſt nochmals an alle deshalb vereinigten Comités zu anderweitigem Bericht. Am 11. Juli endlich nach Anhörung dieſer Berichte, ſprach der Präſident unter Todesſtille die feierlichen Worte: Bürger! Das Vaterland iſt in Gefahr!

Von dieſem Augenblicke an erklärte ſich die National-Verſammlung in Permanenz; Kanonenſchüſſe verkündeten von Zeit zu Zeit, daß die entſcheidende Stunde gekommen ſei; alle Munizipalitäten, ſo wie alle Diſtricts- und Departementsverwaltungen hielten ununterbrochene Sitzungen; alle Nationalgarden

hielten ſich marſchfertig. Mitten auf den öffentlichen Plätzen wurden Gerüſte aufgerichtet, wo die Munizipalofficiere auf einer auf Trommeln ruhenden Tafel die Namen derjenigen einzeichneten, welche ſich freiwillig zum Kriegsdienſte meldeten; ſolcher Anmeldungen kamen täglich auf funfzehn Tauſend vor.

So hatte die Verſöhnung vom 7. Juli und der darauf folgende Eid auf keine Weiſe das Mißtrauen beſeitigt; unaufhörlich war man bedacht ſich gegen die Plane des Hofes zu verwahren und der Gedanke, den König zu entthronen, oder ihn ſelbſt zur Abdankung zu zwingen, erſchien allen Gemüthern als das einzig mögliche Mittel den, Frankreich drohenden Uebeln vorzubeugen. Vergniaud hatte dieſe Idee nur angedeutet und auch dis nur unter gewiſſen Vorausſetzungen; Andere dagegen, namentlich der Deputirte Torné, wollten die Vorausſetzungen Vergniaud's als einen beſtimmten Antrag betrachtet wiſſen, und Petitionen aus allen Theilen des Reichs unterſtützten dieſe äußerſte Maßregel der patriotiſchen Deputirten noch mit der Macht der öffentlichen Meinung.

Wie bereits erwähnt, hatte die Stadt Marſeille eine drohende Petition eingereicht, welche am 19. Juni in der National-Verſammlung verleſen worden war; in dem Augenblicke aber, wo das Vaterland in Gefahr erklärt wurde, erſchienen deren noch mehrere. Die eine ſchlug vor, Lafayette in Anklageſtand zu verſetzen, das Veto in beſtimmten Fällen aufzuheben, die Civilliſte zu ermäßigen, und Manuel und Pétion in ihre Aemter wieder einzuſetzen. Eine andere verlangte die Aufhebung des Veto und die Oeffentlichkeit der Sitzungen des Miniſterraths. Allein die Stadt Marſeille, welche zuerſt das Beiſpiel dieſer Kühnheit gegeben hatte, trieb dieſelbe auf das Höchſte, und forderte in einer neuen Adreſſe die National-Verſammlung auf, die königliche Würde der regierenden Linie zu nehmen, und dafür ein Wahlkönigthum ohne Veto, alſo ſo viel wie eine bloße ausübende Magiſtratur in Republiken, einzuführen. Dem Staunen über dieſen kühnen Vorſchlag folgte bald der Beifallruf der Gallerien und der Vorſchlag eines Deputirten, denſelben dem Drucke zu übergeben; indeß wurde dieſe Adreſſe noch erſt an die Commiſſion der Zwölf gewieſen,

um das Geſetz dabei in Anwendung zu bringen, welches jeden Wunſch die Conſtitution zu ändern für ehrlos erklärte.

Schrecken herrſchte bei Hofe wie unter der Volkspartei, welche ſich trotz dieſer kühnen Petitionen noch immer nicht für hinlänglich ſicher halten konnte. Der König glaubte, man wolle ihn umbringen und ſah in dem 20. Juni nur einem vereitelten Mordanſchlag; allein ſicherlich war er hierin im Irrthume, denn nichts wäre leichter als die Ausführung dieſes Verbrechens geweſen, hätte man daſſelbe wirklich im Sinne gehabt. Aus Furcht vor Vergiftung ſpeiſ'te er und ſeine Familie bei einer Vertrauten der Königin, wo ſie andere Gerichte als die in der Hofküche zubereiteten, genoſſen. *) Als der Föderationstag ſich näherte, ließ die Königin für ihren Gemahl eine ſtarkgefütterte Bruſtbedeckung verfertigen, welche im Stande war einen erſten Dolchſtoß abzuhalten. Indeß, da ein Tag nach dem andern verging, ohne daß trotz der wachſenden Keckheit des Volkes ein Mordverſuch ſtatt gehabt hätte, ſo lernte auch der König ſeine Gefahr ihrem wahren Weſen nach erkennen; er ſah bereits, daß er keinen Dolchſtich, ſondern eher eine förmliche Verurtheilung zu befürchten habe, und das Schickſal Karl I. beſchäftigte unablässig ſeine kranke Einbildungskraft.

Obgleich vom Hofe ſchmachvoll zurückgewieſen, war doch Lafayette nichts deſto weniger zur Rettung des Königs entſchloſſen; er ließ ihm deshalb einen ſehr kühn erdachten Plan zur Flucht vorlegen. Zuerſt verſicherte er ſich Luckner's und wußte dem alten langſamen Marſchall das Verſprechen abzugewinnen mit ihm auf Paris zu marſchiren. Darum wollte Lafayette, der König ſolle ihn und Luckner unter dem Vorwande zu ſich berufen, um dem Föderationsfeſte beizuwohnen. Die Gegenwart zweier Generale, glaubte er, werde dem Volke Ehrerbietung einflößen und allen den Gefahren vorbeugen, die man für dieſes Feſt fürchtete. Den Tag nach dieſer Ceremonie ſollte Ludwig XVI. öffentlich Paris verlaſſen und ſich unter dem Vorwande nach Compiègne begeben, vor den Augen Europa's ſeine Freiheit beurkunden zu wollen. Im

*) Man ſehe Note 42. am Ende des Bandes.

Fall dieſe Reiſe Widerſtand fände, verlange er nur funfzig dem Könige ergebene Reiter, um ihn ſicher aus Paris zu führen. Von Compiègne aus ſollten ihn eigens dazu aufgeſtellte Schwadronen in die Mitte des franzöſiſchen Heeres geleiten, wo man es ſeiner Rechtlichkeit überlaſſen wolle, die neue Conſtitution aufrecht zu erhalten. In dem Falle endlich, daß Alles dieſes mißlänge, ſei er entſchloſſen mit ſeinen ſämmtlichen Truppen auf Paris zu marſchiren. *) Sei es nun aber, daß dieſer Plan zu viel Muth von Seiten Ludwig XVI. erheiſchte, oder daß die Abneigung der Königin gegen Lafayette ihn hinderte deſſen Hilfserbieten anzunehmen, — der König wies ihn abermals mit einer kalten und dem von ihn bewieſenen Eifer wenig entſprechenden Antwort zurück. „Der beſte Rath, ſagte er unter Anderm darin, welchen er dem Herrn von Lafayette geben könne, ſei der, den Unruhſtiftern immer als Schreckbild zu dienen und als General ſeine Pflicht zu thun.“ **) Der Tag der Föderation näherte ſich und das Volk wie die National-Verſammlung wollten nicht, daß Pétion bei dieſem Feſte fehle. Schon hatte es der König verſucht, die Laſt, den Departementsbeſchluß zu beſtätigen oder zu verwerfen, der National-Verſammlung zuzuſchieben, allein dieſe hatte, wie bereits erzählt, ihm die Nothwendigkeit auferlegt, ſich ſelbſt zu erklären und drängte ihn unaufhörlich ſeine Entſcheidung zu veröffentlichen, damit dieſe Frage vor dem 14. erledigt werden könne. Am 12. beſtätigte der König die Entſetzung; dieſe Nachricht vermehrte das Mißvergnügen. Die National-Verſammlung beeilte ſich ihrerſeits einen Beſchluß zu faſſen, und man kann leicht denken welchen: den Tag darauf, am 13. ſetzte ſie Pétion wieder ein, und nur aus einem Reſte von Mäßigung vertagte ſie ihre Beſchlußnahme in Bezug auf Manuel, den man am 20. mitten unter dem Tumulte in ſeiner Schärpe hatte umhergehen ſehen, ohne irgend einen Gebrauch von der ihm anvertrauten Gewalt zu machen.

---

*) Siehe Note 43. am Ende des Bandes.

**) Siehe Note 44. am Ende des Bandes.

Endlich erſchien der 14. Juli 1792; wie ſehr aber hatten ſich die Zeiten ſeit dem 14. Juli 1790 geändert! Da war nicht mehr jener prächtige von drei hundert Prieſtern bediente Altar; nicht mehr das weite, von ſechszig Tauſend reich gekleideten und regelmäßig organiſirten Nationalgardiſten bedeckte Feld; nicht mehr das große Amphiteater mit jener freudetrunkenen Volksmenge, noch endlich jener Balkon, auf welchem die Miniſter, die königliche Familie und die National-Verſammlung dem erſten Föderationsfeſte beigewohnt hatten! Alles hatte ſich gewaltig geändert: man haßte ſich wie nach jeder heuchleriſchen Verſöhnung, und alle Anzeichen deuteten auf Krieg. Drei und achtzig Zelte ſtellten die drei und achtzig Departements vor, und neben jedem erhob ſich eine Pappel, von deren Wipfel dreifarbige Fahnen flaggten. Ein großes Zelt war für den König und die National-Verſammlung, ein anderes für die Verwaltungsbehörden von Paris beſtimmt, ſo daß ſich alſo ganz Frankreich wie in einem Feldlager gegen den Feind zu befinden ſchien. Der Altar des Vaterlandes beſtand nur aus einer abgebrochenen Säule, welche auf jenen Stufen ſtand, die noch von der erſten Feierlichkeit her auf dem Marsfelde zurückgeblieben waren. Auf der einen Seite deſſelben ſah man ein Denkmal für die, welche den Heldentod an der Grenze ſchon gefunden hatten oder noch finden wollten, auf der andern einen ungeheuern Baum, der Baum des Feudalismus genannt, welcher ſich mitten aus einem großen Holzſtoße erhob, und auf ſeinen Zweigen Kronen, blaue Ordensbänder, Tiaren, Cardinalshüte, die Schlüſſel des heiligen Petrus, Hermelinmäntel, Doctorhüte, Prozeßacten, Adelsdiplome, Wappenſchilder, Wappen u. ſ. w. trug. Der König ſollte erſucht werden, ihn in Brand zu ſtecken.

Für die Eidesleiſtung war die Mittagſtunde beſtimmt. Der König hatte ſich in die Zimmer der Militairſchule begeben, um daſelbſt den Nationalaufzug zu erwarten, welcher ſo eben den Grundſtein zu einer Säule gelegt hatte, die auf den Trümmern der alten Baſtille errichten werden ſollte. Der König zeigte eine ruhige und würdige Haltung, die Königin bemühete ſich, ihren allzu ſichtbaren Schmerz zu verbergen; ſeine Schweſter und die königl. Kinder umringten ihn. In den königlichen Zimmern war

Alles in Rührung aufgelöſt; Thränen benetzten das Auge mehr als eines Anweſenden; endlich nahte der Zug. Bis dahin war das Marsfeld ziemlich leer geweſen; auf einmal ſtrömte die Menge herzu. Vor dem Balkone, worauf der König ſtand, zogen bunt durch einander Weiber, Kinder und trunkene Männer mit dem Rufe vorbei: Es lebe Pétion! Pétion oder der Tod! Eben dieſe Worte ſtanden auch auf ihren Hüten; dann kamen die Föderirten Arm in Arm mit einem Modelle der Baſtille und einer Druckerpreſſe, die man von Zeit zu Zeit anhielt, um darauf patriotiſche Geſänge zur Vertheilung zu drucken. Hierauf folgten die Legionen der Nationalgarde und die Linienregimenter, welche nur mit Mühe mitten unter dieſer wogenden Menge ſich in Reih' und Glied erhalten konnten; den Schluß machten die Behörden und die National-Verſammlung. Der König begab ſich nun hinab und der ganze Zug bewegte ſich mit ihm, inmitten eines geſchloſſenen Vierecks nach dem Altare des Vaterlandes. Das Gedränge mitten auf dem Marsfelde war ungeheuer; nur langſam konnte man vorwärtsſchreiten und nur nach vielen Anſtrengungen von Seiten des Militairs gelangte der König zu den Stufen des Altar's. Die Königin beobachtete von dem Balkon aus, den ſie nicht verlaſſen hatte, dieſe Scene mit einem Fernglaſe; da ſchien es plötzlich als wenn ſich die Verwirrung um den Altar auf einen Augenblick noch vermehre und der König wiederum eine Stufe herabſteigen müſſe; bei dieſen Anblick ſtieß die Königin einen durchdringenden Schrei aus, der Alles um ſie her erſchreckte. Indes verging die feierliche Handlung ohne weitern Unfall. Nach der Eidesleiſtung eilte Alles zum Feudalbaume; man wollte den König mit dahin drängen, damit er denſelben in Brand ſtecke, allein er wies dieſe Zumuthung geſchickt mit den Worten ab: es gäbe keine Feudalrechte mehr, und trat den Rückweg zur Militairſchule an. Die Truppen, erfreut, ihn glücklich gedeckt zu haben, riefen wiederholt: Es lebe der König! und die Menge, welche ſich ihrem Grundtriebe zu Folge ſtets willig dem Mitgefühle überläßt, ſtimmte in dieſen Ruf mit ein und war jetzt eben ſo geneigt, den König zu feiern, als ſie es noch vor wenig Augenblicken geweſen war ihn zu

beſchimpfen. Der unglückliche Ludwig XVI. ſchien noch einige Stunden lang geliebt zu ſein. Das Volk und er ſelbſt glaubten es einen Augenblick; allein man überließ ſich ſchon nicht mehr ſo willig den Täuſchungen und fing an heller zu ſehen. Der König kehrte in den Pallaſt zurück, ſchon zufrieden, daß er glücklich den bei dieſer Gelegenheit gefürchteten Gefahren entronnen war, aber im höchſten Grade beſorgt über diejenigen, die er im Hintergrunde ſich aufthürmen ſah.

Die Nachrichten, welche täglich von der Grenze eintrafen, vermehrten noch den Lärmen und die Aufregung. Die Gefahrserklärung hatte ganz Frankreich in Bewegung geſetzt und die Abreiſe einer großen Menge von Föderirten veranlaßt. Am Tage der Föderation ſelbſt waren deren nur zwei Tauſende in Paris; allein ſie kamen bald in großen Maſſen an und ihre Aufführung rechtfertigte vollkommen, ſowohl die Furcht als auch die Hoffnung, die man von ihrer Gegenwart in der Hauptſtadt gehegt hatte. Da ſie ſämmtlich Freiwillige waren, ſo bildeten ſie die überſpannteſte Partei in den Clubs von Frankreich. Die National-Verſammlung bewilligte ihnen dreißig Sous für den Tag und räumte ihnen ausſchließlich die Gallerien ein; bald aber ſchrieben ſie derſelben durch ihr Geſchrei und ihr Beifallklatſchen ſelbſt Geſetze vor. Im Bündniß mit den Jacobinern und einen eignen Club bildend, der in wenig Tagen alle Andern an Heftigkeit übertraf, waren ſie bereit ſich bei dem erſten Zeichen zu erheben, und erklärten dis auch der National-Verſammlung ſelbſt in einer Adreſſe. Sie würden, ſagten ſie darin, nicht eher abgehen, als bis alle Feinde im Innern vernichtet ſeien. So gelangte der Plan, in Paris eine Inſurrectionsmacht zu vereinigen, trotz des Widerſtandes des Hofes, zur vollendetſten Ausführung.

Mit dieſer Maßregel verband man noch manche andere. Die alten Soldaten der Franzöſiſchen Garde waren unter die verſchiedenen Regimenter vertheilt worden; die National-Verſammlung aber beſchloß, ſie zu einem Gensd'armeriecorps zu vereinigen, denn da ſie die Revolution begonnen hatten, konnten ihre Geſinnungen nicht zweifelhaft ſein. Vergebens ſtellte man dagegen vor, daß dieſe Soldaten faſt ſämmtlich Unteroffizire in der

Armee ſeien und zum größten Theile deren Stärke ausmachten; die National-Verſammlung hörte auf nichts, denn ſie fürchtete mehr den innern als den äußern Feind. Nachdem man ſich aber ſo die eignen Streitkräfte gebildet hatte, wußte man auch dem Hofe die ſeinigen zu entziehen: zu dieſem Zwecke befahl die National-Verſammlung die Entfernung aller Linienregimenter. Dis Alles lag indeß noch innerhalb der Grenzen der Conſtitution; allein ſie begnügte ſich nicht damit ſie zu entfernen, ſondern beorderte ſie auch an die Grenze und hierdurch maßte ſie ſich die Rechte des Königs an.

Dieſe Maßregel galt vornämlich den Schweizern, deren Treue nicht zu bezweifeln war. Um dieſem Schlage vorzubeugen wandte ſich das Miniſterium an Affry, deren Commandanten, welcher ſich auf ſeine Capitulation berufen mußte, die ihm nicht erlaubte Paris zu verlaſſen. Es ſchien auch als beachte man ſeine Gründe, doch befahl man proviſoriſch den Abzug von zwei Schweizer-Bataillonen.

Der König beſaß allerdings ſein Veto um ſich dieſen Maßregeln zu widerſetzen, allein er hatte allen Einfluß verloren und konnte ſich ſeiner Vorrechte nicht mehr bedienen. Die National-Verſammlung ſelbſt konnte nicht immer den Vorſchlägen gewiſſer Mitglieder widerſtehn, welche von dem ermunternden Zurufe der Gallerien beharrlich unterſtützt wurden. Sie unterließ jedoch niemals wo es thunlich war die gemäßigte Partei zu ergreifen und, während ſie auf der einen Seite den aufrühreriſchſten Maßregeln ihre Zuſtimmung ertheilte, ſah man ſie oft auf der Andern die gemäßigtſten Petitionen billigend aufnehmen.

Dieſe Maßregeln, die verſchiedenen Petitionen, die Sprache, welche ſich in allen Cirkeln hören ließ, — Alles verkündete eine nahe Revolution. Die Girondiſten ſahen ſie voraus und wünſchten ſie, allein ſie waren nicht klar über die anzuwendenden Mittel und fürchteten überdis den Ausgang. Darum beklagten ſich ihre Anhänger über ihre Unthätigkeit und beſchuldigten ſie der Gemächlichkeit und Untüchtigkeit. Alle Häupter der Clubs und Geſellſchaften, von dieſer erfolgloſen Beredtſamkeit ermüdet, verlangten mit großem Geſchrei eine allgemeine thätige

Oberleitung, damit die Aufregungen des Volkes nicht länger fruchtlos blieben. Die Jacobiner hatten einen eignen Saal für ihre Correſpondenz, und in demſelben hatte man einen Centralausſchuß der Föderirten zur allſeitigen Verſtändigung niedergeſetzt. Damit die Beſchlüſſe deſſelben energiſcher ausfallen und mehr geheim gehalten werden könnten, beſchränkte man ihn auf fünf Mitglieder, welche nun den Namen des Inſurrectionsausſchuſſes erhielten. Dieſe Fünf waren der Generalvicar Vaugeois, Debeſſé von der Drôme, Guillaume, Profeſſor in Caén, Simon, Journaliſt aus Straßburg und Galiſſot aus Langres. Bald fügte man ihnen noch bei: Carra, Gorſas, Fournier den Amerikaner, Weſtermann, Kienlin aus Straßburg, Santerre, Alexandre, Commandant der Vorſtadt Saint-Marceau, einen Polen Namens Lazowski, Capitain der Kanoniere in dem Bataillone derſelben Vorſtadt; ein ehemaliges Mitglied der conſtituirenden National-Verſammlung, Antoine aus Metz und zwei Wähler, Lagroy und Garin. Hierzu kamen noch Manuel, Camille Desmoulins und Danton, welche bald den größten Einfluß darin erlangten. *) Noch verſtändigte man ſich mit Barbaroux, welcher die Mitwirkung ſeiner Marſeiller verhieß, deren Ankunft mit Ungeduld erwartet wurde. Man unterhandelte hierauf mit dem Maire Pétion und erhielt von ihm das Verſprechen den Aufſtand nicht hindern zu wollen; dagegen verpflichtete man ſich ſeine Wohnung zu umſtellen und ihn ſelbſt darin feſt zu halten, um ihn ſo, im Fall das Unternehmen mißglücke, durch einen Schein von Zwang über ſeine Unthätigkeit zu rechtfertigen. Die endliche Beſchlußnahme war, ſich bewaffnet auf das Schloß zu begeben und den König abzuſetzen. Zuvor aber mußte man das Volk in Bewegung bringen, wozu es nothwendig einer außerordentlichen Veranlaſſung bedurfte. Eine ſolche nun herbeizuführen unterhandelte man mit den Jacobinern. Der Deputirte Chabot ſprach ſich mit aller Gluth ſeines Charakters über die Nothwendigkeit eines großen Entſchluſſes aus und fand es der Sache den Ausſchlag zu geben, höchſt

---

*) Man ſehe Note 45. am Ende des Bandes.

wünſchenswerth, daß der Hof irgend einem Deputirten nach dem Leben trachte. Dis hörte der Abgeordnete Grangeneuve, ein Mann von mittelmäßigen Geiſteskräften, aber von entſchiedenem Character. Dieſer nahm Chabot bei Seite: „Sie haben Recht, ſagte er zu ihm, ein Deputirter muß gewaltſam ſterben, aber der Hof iſt zu klug, um uns eine ſo ſchöne Gelegenheit darzubieten. Wir müſſen dieſem Mangel abhelfen, ich ſelbſt will mich ſo ſchnell als möglich ſelbſt in den Umgebungen des Schloſſes tödten. Bewahren Sie das Geheimniß und bereiten Sie alles Nöthige vor.“ — Chabot, von gleicher Begeiſterung ergriffen, erbot ſich ſein Schickſal zu theilen und Grangeneuve nahm dieſen Vorſchlag mit der Bemerkung an, zwei Todte würden mehr Aufſehen als einer erregen. Sie kamen über den Tag, die Stunde und die Mittel überein, ſich nicht etwa, wie ſie ausdrücklich beſtimmten, blos zu verſtümmeln, ſondern wirklich zu tödten und gingen mit dem Entſchluſſe aus einander, ſich für die öffentliche Sache aufzuopfern. Grangeneuve, entſchloſſen Wort zu halten, bringt ſeine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung und begiebt ſich um halb Eilf Uhr auf den verabredeten Platz. Chabot iſt noch nicht da; er erwartet ihn. Da Chabot noch immer nicht kommt, ſo bildet er ſich ein, jener habe ſeinen Entſchluß geändert, hofft aber doch, daß man mindeſt ihn ſelbſt umbringen werde. In der Erwartung, daß ihn der tödtliche Streich treffen werde, geht er mehrmals auf und ab; endlich muß er, ohne ſich für eine Verläumdung opfern zu können unverletzt und wohlbehalten nach Hauſe gehn. —

Mit Ungeduld, aber vergebens wartete man fortwährend auf eine günſtige Gelegenheit und warf ſich gegenſeitig Mangel an Muth, Gewandheit und Einigkeit vor. Die Gironde-Deputirten, der Maire Pétion und überhaupt alle Männer in öffentlicher Stellung welche auf der Rednerbühne oder ihrer amtlichen Stellung nach, die Sprache des Geſetzes zu reden verpflichtet waren, zogen ſich immer mehr zurück nnd mißbilligten auf das Beſtimmteſte dieſe unaufhörlichen Aufreizungen, welche, ohne ein Reſultat herbeizuführen, doch ſie perſönlich blosſtellten. Sie beſchuldigten die untergeordneten Bewegungsmänner mit Recht, ihre Kräfte in vereinzelten

und unnützen Aufſtänden zu zerſplittern, welche ohne ein entſcheidendes Ereigniß doch das Volk preis gaben. Dieſe dagegen, welche in ihren Kreiſen thaten was ſie konnten, warfen den Deput.rten und dem Maire Pétion vor, daß ſie mit ihren öffentlichen Reden die Energie des Volkes lähmten. So tadelten die Deputirten die Maſſe, weil ſie nicht organiſirt ſei; dieſe dagegen maß ihnen die Schuld hiervon bei. Vor Allem fühlte man das Bedürfniß eines Anführers. Wir brauchen einen Mann! war das allgemeine Geſchrei; aber welchen? Unter den Deputirten fand ſich Keiner; ſie waren alle mehr Redner als thatkräftige Verſchwörer, und überdis entfernte ſie Erziehung und Lebensweiſe allzuſehr von der Menge, auf welche vor Allem gewirkt werden mußte. Daſſelbe war auch mit Roland, Servan und allen dieſen Männern der Fall, die jedenfalls hinreichenden Muth beſaßen, aber ihrem Range nach allzuhoch über dem Volke ſtanden. Am leichteſten hätte Pétion in Folge ſeiner Stellung ſich mit dem Volke verſtändigen können, aber er war zu kalt und unempfindlich, und eher fähig ſein Leben zu laſſen, als ſelbſtthätig zu handeln. Da er ſein Syſtem, die kleinen Bewegungen zum Vortheil eines entſcheidenden Aufſtandes zurückzuhalten, mit äußerſter Strenge verfolgte und ohne Unterlaß ſich den täglichen Unruhen widerſetzte, ſo fiel er gänzlich in der Gunſt der Bewegungsmänner, welche er nur auf Augenblicke zurückhielt, ohne ſie zu beherrſchen. Man bedurfte eines Oberhauptes, das, im Beſitz der Gabe, Andere mit ſich fortzureiſſen, aus der Maſſe auch nicht herausgetreten und darum noch nicht allen Einfluß auf dieſelbe verloren hatte.

Ein weiteres Feld der Thätigkeit hatte ſich in den Clubs, den Sectionen und den revolutionären Journalen eröffnet. Viele hatten ſich zwar ſchon bemerklich gemacht, aber noch Keiner ſich ein entſchiedenes Uebergewicht verſchafft. Zwar zeichnete ſich Camille Desmoulins durch ſein Feuer, ſeinen Cynismus, ſeine Kühnheit und durch die Gewandtheit aus, mit welcher er Alle, die in das Rad der Revolution hemmend eingreifen wollten, zu bekämpfen wußte, auch war er den unterſten Klaſſen bekannt; aber er beſaß weder die eiſerne Lunge eines Volks=

redners noch die Thätigkeit und gewinnende Gewalt eines Parteihauptes.

Ein andrer Journaliſt war zu einer furchtbaren Berühmtheit gelangt: Marat, der, bekannt unter dem Namen des Volksfreundes, durch ſeine Aufforderungen zum Morde, für Alle die ſich noch einige Mäßigung bewahrt hatten, ein Gegenſtand des Abſcheus geworden war. Geboren zu Neufchatel hatte er ſich dem Studium der Phyſik und Medicin gewidmet, mit Kühnheit die geprüfteſten Syſteme angegriffen, und dabei eine faſt krampfhafte Geiſtesthätigkeit an den Tag gelegt. Beim Ausbruche der Revolution war er Stallarzt des Grafen von Artois. Ohne Zaudern ſtürzte er ſich in jene neue Laufbahn und machte ſich bald in ſeiner Section bemerklich. Er war von mittelmäßiger Größe, hatte einen großen Kopf und ausdruckvolle Züge; gelbliche Geſichtsfarbe, glühende Augen und trug ſich ſehr nachläſſig. Denjenigen, die ihn nur mit den Augen ſahen, würde er bloß lächerlich oder häßlich vorgekommen ſein, aber da hörte man plötzlich dieſe ſeltſame Mißgeſtalt eben ſo wunderliche als grauſende Anſichten mit unverſchämter Vertraulichkeit rauh hervorſtoßen: „Man müſſe, ſagte er, einige Tauſend Köpfe abſchlagen und alle die Ariſtokraten, durch welche die Freiheit unmöglich werde, vernichten!“ Wo er erſchien, zeigte ſich Schrecken und Verachtung. Man ſtieß ihn, man trat ihm auf die Beine, man verſpottete ſeine elende Figur, aber an wiſſenſchaftliche Streitigkeiten und an die ſonderbarſten Behauptungen gewöhnt, hatte er diejenigen verachten gelernt, die ihn verachteten und beklagte ſie als unfähig ihn zu begreifen. Er trug in ſeiner Zeitung die gräßlichen Grundſätze zur Schau, die ihn erfüllten. Das Leben unter der Erde, das er um der Gerechtigkeit zu entgehen, führen mußte, ſteigerte ſeinen gereizten Zuſtand, und die Beweiſe des öffentlichen Abſcheu's entflammten ihn noch mehr. Die verfeinerten Sitten der Zeit waren in ſeinen Augen nichts als Laſter, welche der republikaniſchen Gleichheit widerſprechen, und bei dem glühenden Haſſe, der ihn gegen alle Hinderniſſe erfüllte, kannte er kein anderes Auskunftmittel als bodenloſe Vernichtung.

Marat.

Seine langjährigen Studien und Beſchäftigungen mit dem menſchlichen Körper hatten ihn gegen den Anblick des Schmerzes abgehärtet, und ſein brennender Verſtand, durch keine Empfindſamkeit gefeſſelt, ging geradezu auf blutiger Bahn unaufhaltſam ſeinem Ziele entgegen. Selbſt die Idee nur durch Zerſtörung zu wirken, hatte ſich nach und nach in ſeinem Kopfe zum feſten Syſteme ausgebildet. Er wollte einen Dictator, aber nicht um ihm die Wolluſt der Allmacht zu gewähren, ſondern nur um ihm die fürchterliche Laſt aufzulegen, die Geſellſchaft zu reinigen; dieſer ſollte, um immer in der Gewalt des Volkes zu ſein, eine Kugel an den Beinen mit ſich ſchleppen und nur die einzige Befugniß haben, die Opfer zu bezeichnen und die Todesſtrafe, als die einzig zuläſſige, auszuſprechen; denn Marat kannte nur dieſe Strafe, weil er überhaupt nicht geſtraft, ſondern nur den Widerſtand vernichtet wiſſen wollte.

Da er überall Ariſtokraten zu ſehen glaubte die ſich gegen die Freiheit verſchworen, ſo ſammelte er von allen Seiten Thatſachen, wie ſeine Leidenſchaft ſie brauchte, und gab mit Wuth und einem aus dieſer Wuth hervorgehenden Leichtſinn alle die Namen preis, die man ihm nannte und die oft gar nicht einmal exiſtirten. Er denuncirte ſie ohne perſönlichen Haß, ohne Furcht und ſogar ohne die Gefahr für ſich ſelbſt ſorgen zu müſſen; ſtand er doch ſo ſehr außer aller menſchlichen Verbindung, daß es eine Beziehung des Beſchimpften zu dem Beſchimpfenden für ihn und Seinesgleichen gar nicht gab.

Da er vor Kurzem mit Royon, dem Königsfreunde, vor Gericht geladen worden war, ſo hatte er bei einem elenden Winkeladvokaten einen Zufluchtsort geſucht und gefunden. Hier ließ er Barbaroux zu ſich rufen, welcher ebenfalls dem Studium der Phyſik ergeben, früher Marat gekannt hatte. Da er ihm dieſe Bitte nicht abſchlagen konnte, ſo begab er ſich zu ihm, hielt ihn aber ſeinem Geſpräche nach für verrückt; denn nach der Meinung dieſes entſetzlichen Menſchen waren die Franzoſen nur armſelige Revolutions-Pfuſcher. Gebt mir, ſprach er, zwei hundert Neapolitaner, mit Dolchen bewaffnet, die in dem linken Arme ſtatt des Schildes einen Muff tragen; ich will mit ihnen Frankreich durchziehn und die Revolution vollen-

den!“ Er wollte, die National-Verſammlung ſolle den Ariſtokraten, damit man ſie ſogleich erkennen möge, anbefehlen, ein rothes Band um den Arm zu tragen; fände man aber drei derſelben bei einander, ſo ſolle es erlaubt ſein, ſie zu tödten. Unter Ariſtokraten aber verſtand er die Royaliſten, die Feuillants und die Girondiſten; und als man zufällig gegen ihn von der Schwierigkeit ſprach, dieſelben zu erkennen, rief er: „Man kann ſich hierin nicht täuſchen; man muß über diejenigen herfallen, welche Wagen, Bedienten und ſeidne Kleider haben und aus dem Schauſpielhauſe kommen; denn das ſind ſicher Ariſtokraten!“

Barbaroux wandte ſich mit Abſcheu von ihm ab. Marat, ganz beſeſſen von ſeinem gräßlichen Syſteme, kümmerte ſich wenig um die Mittel zum Aufſtande, und war überhaupt unfähig, denſelben vorzubereiten. In ſeinen mordluſtigen Träumen gefiel er ſich beſonders in der Idee ſich nach Marſeille zurückzuziehen, denn der republikaniſche Enthuſiasmus dieſer Stadt machte ihm Hoffnung, hier beſſer aufgenommen und verſtanden zu werden. Jetzt faßte er dieſe Idee wieder von Neuem auf und erſuchte deshalb Barbaroux ihn mit einer Empfehlung von ſeiner Hand dahin zu ſenden; allein dieſer mochte ſeiner Vaterſtadt kein ſolches Geſchenk machen, und überließ dieſen Unſinnigen, deſſen nachherige Vergötterung er noch nicht vorausſehen konnte, ſeinem Schickſale.

Der ſyſtematiſche und blutdürſtige Marat war demnach kein thätiges Oberhaupt, welches die zerſtreuten und wildgährenden Maſſen hätte vereinigen können. Hierzu hätte eher Robespierre gepaßt, welcher ſich unter den Jacobinern einen Hörerkreis gebildet hatte, der gewöhnlich thätiger als ein Kreis von Leſern iſt; aber auch er beſaß noch nicht alle dazu erforderlichen Eigenſchaften. Früher ein mittelmäßiger Advocat in Arras, wurde er von dieſer Stadt in die Generalſtaaten abgeſchickt. Hier vereinigte er ſich mit Pétion und Buzot und unterſtützte das, was dieſe mit Eifer und ruhiger Ueberzeugung vertheidigten, durch ſeine ſtarre Bitterkeit. Anfangs fand man ihn wegen ſeines ſchwerfälligen Vortrags und ſeiner dürftigen Beredtſamkeit lächerlich; allein ſeine Halsſtarrigkeit

ROBESPIERRE.

Druck bei Carl Mayer Nbg.

vorzüglich zur Zeit der Reviſion der Verfaſſung, lenkte einigermaßen die Aufmerkſamkeit auf ihn hin. Als ſich nach der Scene auf dem Marsfelde das Gerücht verbreitete, daß denen, welche die Bittſchrift der Jacobiner unterzeichnet hatten, der Proceß gemacht werden ſolle, boten ihm Buzot und Roland, welchen ſeine Angſt und ſeine Jugend Intereſſe für ihn einflößten, eine Freiſtätte an. Bald aber faßte er wieder Muth, und ſteckte ſich, nachdem die National-Verſammlung aus einander gegangen war, hinter die Jacobiner, wo er in ſeinen dogmatiſchen und ſchwülſtigen Reden fortfuhr. Als man ihn zum öffentlichen Ankläger erwählte, ſchlug er dieſes neue Amt aus und ſtrebte nur nach der zweifachen Ehre, für einen unbeſtechlichen Patrioten und einen großen Redner zu gelten.

Seine erſten Freunde, Pétion, Buzot, Briſſot und Roland nahmen ſeine Beſuche an und bemerkten mit Schmerz den unbefriedigten Stolz, der ſich in ſeinen Blicken und in allen ſeinen Bewegungen beurkundete. Man intereſſirte ſich für ihn, und bedauerte nur, daß er, ſo beſorgt für das öffentliche Wohl, doch auch zugleich ſo ſehr auf ſich ſelbſt bedacht war. Indeß war er zu unbedeutend, als daß man ihm ſeinen Stolz ſo ſonderlich übel genommen hätte, und man verzieh ihm denſelben wegen ſeiner Mittelmäßigkeit und ſeines Eifers. Es fiel auf, daß er in allen Sitzungen ſchwieg und nur höchſt ſelten ſein Urtheil abgab, den Tag darauf aber immer einer der Erſten war, welcher die Rednerbühne beſtieg und die von Andern vernommenen Ideen anders aufwärmte. Man ließ ihm dis zwar merken, doch ohne ihm deshalb Vorwürfe zu machen; aber nun wurde ihm dieſe Verſammlung ihm überlegener Männer, wie ſchon früher die Conſtituirende, verhaßt; er zog ſich plötzlich in den Jacobinerclub zurück, wo er, wie wir bereits geſehen, mit Briſſot und Louvet über die Kriegsfrage in Streit gerieth, und ſie, weil ſie anderer Meinung als er waren und dieſelbe beredt vertheidigten, ſchlechte Bürger nannte. — Vielleicht hielt er ſie auch dafür; denn, — ob er aus reiner Ueberzeugung diejenigen welche ihn verletzt hatten, auf der Stelle zu verdächtigen ſuchte, oder ob er ſie wiſſentlich verläumdete? — das iſt ein Geheimniß ſeiner Seele. Allein

bei ſeinem beſchränkten und untergeordneten Geiſte und ſeiner außerordentlichen Reizbarkeit, konnte er ſehr leicht erbittert und ſchwer eines Beſſern belehrt werden, und es läßt ſich wohl annehmen, daß ſein Haß aus Stolz ſpäter in ihm zum Haß aus Grundſatz wurde, dem zu Folge er alle ſeine Beleidiger für bösartig hielt. — Dem ſei nun wie ihm wolle, in dem niedern Kreiſe, in welchen er ſich zurückgezogen hatte erregte er Begeiſterung durch ſeinen Dogmatismus und durch den allgemein verbreiteten Ruf ſeiner Unbeſtechlichkeit. So gründete er ſeine Popularität auf die blinden Leidenſchaften mittelmäßiger Köpfe. Feurige Charactere und oft ſelbſt helle Köpfe werden nicht ſelten von Strenge und kaltem Dogmatismus gewonnen; und in der That gab es Männer, welche Robespierre eine wahrhafte Energie und höhere Talente zuſchrieben, als er wirklich beſaß. So nannte ihn Camille Desmoulins ſeinen Ariſtides und fand in ihm einen wirklichen Redner.

Andere talentloſe Köpfe, welche er durch ſeine patriotiſche Conſequenz ſich gänzlich unterworfen hatte, wiederholten unaufhörlich, daß er der Mann ſei, welchen man an die Spitze der Revolution ſtellen müſſe, die nur unter einem ſolchen Dictator einen glücklichen Fortgang haben könne. Er ſelbſt erlaubte ſeinen Anhängern nur ſtillſchweigend alle dieſe Vorſchläge und erſchien niemals in den Zuſammenkünften der Verſchworenen; er beklagte ſich ſogar, daß man ihn blos ſtelle, als Einer ſeiner Hausgenoſſen einigemale den Inſurrectionsausſchuß bei ſich verſammelt hatte. Er hielt ſich demnach im Hintergrunde und ließ für ſich ſeine Lobredner Panis, Sergent, Oſſelin und andere Mitglieder der Sectionen und der Munizipalräthe handeln.

Marat, welcher einen Dictator ſuchte, wollte ſich überzeugen, ob Robespierre dazu paſſe. Marat's vernachläſſigtes und cyniſches Aeußere ſtach gewaltig gegen Robespierre ab, welcher ſehr zurückhaltend war und viel auf ſich ſelbſt hielt. Zurückgezogen in ein zierliches Cabinet, wo ſich ſein Bildniß auf alle Art, gemalt, gravirt und gemeiſelt vorfand, überließ er ſich hier den angeſtrengteſten Arbeiten und las ohne Unterlaß Rouſſeau, um nach ihm ſeine

Reden zu bilden. Marat beſuchte ihn und fand in ihm nur kleinlichen perſönlichen Haß, aber keine große Anſicht, noch jene blutdürſtige Kühnheit, welche er in ſeiner widernatürlichen Ueberzeugung nährte, mit einem Worte kein Genie; voll Verachtung verließ er dieſen kleinlichen Menſchen, erklärte ihn für unfähig den Staat zu retten und überzeugte ſich immer mehr, daß Er nur allein das große ſociale Syſtem erfaßt habe.

Robespierre's Anhänger umringten Barbaroux, und wollten ihn zu demſelben führen, weil man, wie ſie ſagten, eines Mannes bedürfe und Robespierre das allein ſein könne. Dieſe Sprache mißfiel Barbaroux, der zu ſtolz war um ſich mit der Idee einer Dictatur zu befreunden und deſſen glühende Einbildungskraft bereits von Roland's Tugend und den Talenten ſeiner Freunde gefeſſelt war; demohngeachtet ging er zu Robespierre. Zuerſt kam das Geſpräch auf Pétion, der mit ſeiner Popularität Robespierre in Schatten ſtellte, und der, wie man behauptete, unfähig ſei der Revolution weſentliche Dienſte zu leiſten. Barbaroux vernahm mit Unwillen die Vorwürfe, welche man Pétion machte und vertheidigte mit Lebhaftigkeit einen Character, den er bewunderte. Robespierre ſprach von der Revolution; er wiederholte nach ſeiner Gewohnheit, daß Er den Fortgang derſelben beſchleunigt habe, und ſchloß mit der allgewöhnlichen Phraſe: man bedürfe eines Mannes. Barbaroux antwortete, er wolle weder einen Dictator noch einen König. Fréron behauptete, Briſſot ſtrebe darnach. So machte man ſich gegenſeitig Vorwürfe und verſtändigte ſich nicht. Beim Abſchiede wollte Panis den üblen Eindruck dieſer Unterredung mildern, und erklärte Barbaroux, daß er die Sache falſch verſtanden habe, daß es ſich hier nur um eine Autorität für eine kurze Zeit handele und daß Robespierre der Einzige ſei, welchem man dieſelbe anvertrauen könne. Dieſe unbeſtimmten Vorſchläge und dieſe kleinen Eiferſüchteleien brachten fälſchlicher Weiſe die Girondiſten auf den Gedanken, Robespierre ſtrebe nach der Herrſchaft. Seine glühende Eiferſucht nahm man für Ehrgeiz, — einer der Irrthümer, denen ſich der unruhige Blick der Parteien immer ſchuldig macht. Robes-

pierre, höchſtens geneigt das Verdienſt zu haſſen, beſaß weder die Stärke noch das Genie des Ehrgeizes, und ſeine Anhänger erhoben für ihn Anſprüche, mit denen er ſelbſt nie gewagt haben würde hervorzutreten.

Danton war mehr als jeder andere geeignet, dieſes Oberhaupt zu ſein, nach welchem Alle verlangten, damit in die revolutionairen Bewegungen Einklang komme. Er hatte ſich früher als Sachwalter ohne Glück verſucht. Arm und von Leidenſchaften zerriſſen, hatte er ſich mit heißer Gluth und jedenfalls auch voll Hoffnung in den Strudel der politiſchen Kämpfe geworfen. Er war ohne Kenntniſſe, beſaß aber einen überwiegenden Verſtand und eine mächtige Einbildungskraft. Seine athletiſchen Formen, ſeine eingedrückten und faſt Afrikaniſchen Züge, ſeine donnernde Stimme und ſeine ſonderbaren aber großartigen Bilder, feſſelten den Hörerkreis in den Cordeliers und den Sectionen. Auf ſeinem Geſicht mahlte ſich abwechſelnd die Roheit der niedrigen Leidenſchaft, wie Jovialität und ſelbſt Wohlwollen ab. Er haßte und beneidete Niemand, aber ſeine Kühnheit war außerordentlich, und in gewiſſen Augenblicken der Aufregung war er fähig, das was der gräßliche Marat blos erdachte, in Ausführung zu bringen.

Eine Revolution, welche den unvorhergeſehenen aber unvermeidlichen Erfolg gehabt hatte, daß ſich die niedern Claſſen der Geſellſchaft gegen die Höhern erhoben, mußte natürlich das Verlangen erwecken, neue Syſteme zu ſchaffen und alle rohen Leidenſchaften zu entfeſſeln. Robespierre war der Neidiſche, Marat der Syſtematiker, und Danton der leidenſchaftliche Mann, welcher, ſtürmiſch und beweglich, bald abwechſelnd grauſam oder edelherzig war. Konnten die erſten Beiden, der Eine von verzehrendem Neide, der Andere von trüben Syſtemen befangen, nur wenige jener Bedürfniſſe haben, welche den Menſchen der Beſtechung zugänglich machen, ſo mußte dagegen der leidenſchaftliche und genußſüchtige Danton nichts weniger als unbeſtechlich ſein. Unter dem Vorwande, ihn für ſeine ehemalige Stelle als Advocat des Staatsraths zu entſchädigen, ließ ihm der Hof ziemlich anſehnliche Summen zufließen; aber obwohl er ihn bezahlte, ſo gelang es ihm doch nicht ihn zu

Danton.

gewinnen. Er fuhr nichts deſto weniger fort, die Maſſe in den Clubs gegen ihn aufzuwiegeln, und wenn man ihm vorwarf, daß er den eingegangenen Vertrag nicht erfülle, entgegnete er, daß er, um dem Hofe dienen zu können, zum Scheine ihm feindlich entgegentreten müſſe.

Danton war demnach das furchtbarſte Haupt jener Rotten, welche man durch Worte gewinnt und leitet. Allein trotz der Kühnheit, mit welcher er im entſcheidenden Augenblicke Alles mit ſich fortriß, beſaß er doch nicht jene immerwährende ſorgfältige Aufmerkſamkeit, welche die Herrſchſucht erheiſcht; trotz ſeines großen Einfluſſes auf die Verſchwörer, beherrſchte er ſie doch nicht; er wußte ſie lediglich in Augenblicken des Schwankens zu ermuthigen und durch einen entſcheidenden Zuruf zum Ziele zu führen.

Die verſchiedenen Mitglieder des Inſurrectionsausſchuſſes hatten ſich noch immer nicht verſtändigen können. Der Hof, welcher von ihren geringſten Bewegungen Kenntniß erhielt, ſuchte ſeinerſeits ſich gegen einen plötzlichen Angriff zu ſichern und Zeit zu gewinnen, um in Sicherheit die Ankunft der verbündeten Mächte abwarten zu können. Er hatte in der Nähe des Schloſſes einen Club, der Franzöſiſche genannt, gebildet, welcher aus Arbeitern und Nationalgardiſten beſtand. In ebendemſelben Lokale, in welchem ſie ihre Sitzungen hielten, hatten dieſe auch ihre Waffen verborgen, um in dringendem Falle ſogleich zum Schutze der königlichen Familie herbeieilen zu können. Dieſe einzige Geſellſchaft koſtete der Civilliſte täglich 10,000 Franken. Ein Marſeiller, Namens Lieutand unterhielt eine Truppe, welche abwechſelnd die Gallerien, die öffentlichen Plätze, die Kaffee= und Wirthshäuſer beſuchen und daſelbſt zu Gunſten des Königs reden mußte, um den unaufhörlichen Emeuten der Patrioten entgegenzuſtreben. In der That wurde überall lebhaft geſtritten und faſt immer kam es von Worten zu Schlägen; allein trotz aller Beſtrebungen des Hofes gewann dieſe doch nur wenig Anhang, ſo daß der ihm ergebene Theil der Nationalgarde zuletzt in die äußerſte Entmuthigung verfiel. Eine große Anzahl treuer Diener, welche ſeither dem Throne fern geſtanden hatten, eilten jetzt herbei um den König zu ver=

theidigen und einen Wall um ihn zu bilden. Sie kamen öfters zahlreich im Schloſſe zuſammen, was das öffentliche Mißtrauen nur noch vermehrte. Seit dem Auftritte im Februar 91 nannte man ſie die Ritter vom Dolche. Zugleich war der conſtitutionellen Garde, welche, obwohl entlaſſen, doch ihren Sold fortbezogen hatte, der Befehl ertheilt worden, ſich in der Stille heimlich zu vereinigen. Von allen Seiten kamen dem Könige die widerſprechendſten Rathſchläge zu, welche ſeine ſchwache und von Natur ſchwankende Seele in die äußerſte Unſchlüſſigkeit verſetzten. Die Einen, unter ihnen Malesherbes, riethen ihm zur Abdankung; andere und zwar die größere Anzahl, wollten, er ſolle fliehen, doch war man weder über die Mittel, noch über den Ort, noch über den Erfolg dieſer Entweichung einig. Um dieſe verſchiedenen Plane einigermaßen in Einklang zu bringen, wünſchte der König, daß Bertrand de Molleville ſich mit Dûport, jenem ehemaligen Mitgliede der conſtituirenden Verſammlung, verſtändige.

Der König hatte zu Letzterem viel Vertrauen, allein er mußte Bertrand de Molleville hierzu die beſtimmteſte Weiſung ertheilen, weil derſelbe mit keinem conſtitutionell Geſinnten wie Duport, in irgend eine Verbindung treten wollte. In dieſem Ausſchuſſe waren auch Lally-Tolendal, Malouet, Clermont-Tonnerre, Gouvernet und Andere, welche, ſämmtlich von gleicher Ergebenheit für Lundwig XVI. beſeelt, doch ſehr verſchiedener Meinung über die Stellung waren, welche man dem Könige nach ſeiner Rettung, im Staate anweiſen ſolle. Man beſchloß die Flucht des Königs nach dem Schloſſe Gaillon in der Normandie. Dieſe Provinz befehligte der Herzog von Liancourt, einer ſeiner vertrauteſten Freunde; er bürgte für ſeine Truppen und für die Bewohner von Rouen, welche ſich in einer energiſchen Adreſſe gegen den 20. Juni ausgeſprochen hatten, und erbot ſich, die königliche Familie nach Gaillon zu geleiten oder ſie Lafayette zu übergeben, welcher ſie in die Mitte ſeiner Armee führen würde. Ueberdis bot er zur Unterſtützung dieſes Unternehmens ſein ganzes Vermögen dar und wollte nichts als hundert Louisd'or Renten für ſeine Kinder zurückbehalten.

Dieſer Plan gefiel den conſtitutionell Geſinnten im Ausſchuſſe, weil der König in dieſem Falle, anſtatt in die Hände der Ausgewanderten, ſich zu dem Herzoge von Liancourt und zu Lafayette begab; aus demſelben Grunde aber ſagte er den Andern nicht zu, und es ſtand zu vermuthen, daß er auch dem Könige und der Königin mißfallen würde. Das Schloß Gaillon lag glücklicher Weiſe nur ſechs und dreißig Meilen vom Meere und in einer Provinz, welche gut geſinnt war, ſo daß ſich von hier aus die Flucht nach England leicht bewerkſtelligen ließ, auch war es nur zwanzig Stunden von Paris entfernt. Ueberdis konnte ſich der König dahin begeben, ohne gegen die Conſtitution zu fehlen, was großen Werth in ſeinen Augen hatte, da er ſich zur ſtrengſten Pflicht gemacht hatte, ſie nie offenbar zu verletzen.

Der Herr von Narbonne und Necker's Tochter, Madame Staël, erſannen ebenfalls einen Plan zur Flucht, und auch die Ausgewanderten traten ihrer Seits mit einem ſolchen hervor, und wollten, der König ſolle ſich nach Compiegne und von da durch den Ardenner Wald an den Rhein begeben. Jeder will einem ſchwachen Könige rathen, weil Jeder beabſichtigt ſeinem Willen die Richtung zu geben, deren er entbehrt. So viel entgegengeſetzte Vorſchläge vermehrten noch die natürliche Unentſchloſſenheit Ludwig XVI. und dieſer unglückliche Fürſt, von Rathgebern belagert, von denen die Einen ihn überzeugten, während die Andern ihn in ihrer Leidenſchaft fortriſſen, beängſtigt von Beſorgniſſen über das Schickſal ſeiner Familie, und von Gewiſſenszweifeln gequält, ſchwankte zwiſchen Tauſend Planen, und ſah die Volkswogen heranfluthen, ohne es zu wagen, ihnen zu trotzen oder zu fliehen. — Die Gironde-Deputirten, welche doch zuerſt ſo keck die Abſetzung zur Sprache gebracht hatten, waren jetzt am Vorabende des Aufſtandes darüber unſchlüſſig, und, obgleich der Hof beinahe gänzlich entwaffnet, und das Volk allmächtig geworden war, ſo brachte ſie doch die Annäherung der Preußen, und die Scheu welche ſtets eine alte legitime Macht einflößt, zu der Ueberzeugung, daß es immer noch beſſer ſei mit dem Hofe zu unterhandeln, als ſich dem wechſelnden Glücke eines Angriffes auszuſetzen. Selbſt in dem Falle, daß dieſer Angriff gelänge, fürchteten ſie, daß die ſo nahe bevorſtehende

Ankunft der Fremden ihnen alle Früchte des Sieges über den Hof, entreißen und auf den augenblicklichen Erfolg alsbald die ſchrecklichſte Rache folgen würde.

Indeß, trotz dieſer Neigung zu unterhandeln wagten ſie nicht den Anfang damit zu machen; doch beſprachen ſie ſich darüber mit einem gewiſſen Boze, Maler des Königs und vertrauten Freunde von Thierry, dem Kammerdiener des Königs. Boze, über die dem Vaterlande drohenden Gefahren erſchreckt, erſuchte ſie die Mittel, welche ſie in dieſer äußerſten Gefahr zur Rettung des Königs und der Freiheit für geeignet hielten, ſchriftlich aufzuſetzen. Sie entwarfen hierauf einen Brief, welcher von Guadet, Genſonné und Vergniaud unterzeichnet wurde und mit den Worten anfing: „Sie fragen uns, mein Herr, welches unſere Meinung über die gegenwärtige Lage Frankreich's ſei ......“ Dieſer Anfang beweiſ't hinlänglich, daß ſie zu dieſer Erklärung aufgefordert worden waren. Der König, hieß es darin, dürfe ſich nicht länger ſeine Lage verbergen, und er würde ſich ſehr täuſchen, wenn er nicht einſähe, daß lediglich ſein Benehmen die Urſache der allgemeinen Aufregung und der Heftigkeit der Clubs ſei, über welche er ſich ohne Unterlaß beſchwere; neue Proteſtationen ſeinerſeits würden nur unnütz und lächerlich ſein; auf dem Punkte, zu welchem jetzt die Sachen gediehen ſeien, könne man das Volk nur durch entſchiedene Maßregeln beruhigen. Alle Welt zum Beiſpiel, ſei der feſten Ueberzeugung, daß es in der Macht des Königs ſtehe, das Heer der Ausgewanderten zu entfernen; er müſſe daher vor Allem die Entfernung desſelben anbefehlen, hierauf ein patriotiſches Miniſterium wählen, Lafayette, welcher unter dem jetzigen Umſtänden nicht länger mit Nutzen dienen könne, verabſchieden, ein Geſetz über die conſtitutionelle Erziehung des Dauphin geben, die Civilliſte einer öffentlichen Rechnungsablegung unterwerfen und feierlich erklären, daß er für ſich keine Vermehrung ſeiner Gewalt außer mit freier Zuſtimmung der Nation annehmen werde. Unter dieſen Bedingungen, ſchloß der Brief, ſtünde zu erwarten, daß ſich die Erbitterung legen, und der König, wenn er bei die-

ſem Syſteme verharre, mit der Zeit das jetzt gänzlich verlorene Vertrauen wieder gewinnen werde.

Sicher ſtanden die Girondiſten niemals ihrem Ziele näher als jetzt, wenn ſie ſich wirklich immer und ſchon ſeit langer Zeit zur Einführung einer Republik verſchworen hatten, — und in dem Augenblicke des Gelingens ſollten ſie auf einmal von ihrem Vorhaben abgelaſſen haben, blos um das Miniſterium mit ihren Freunden zu beſetzen? Dis läßt ſich nicht denken, vielmehr iſt es augenſcheinlich, daß ſie die Republik nur wünſchten, weil ſie an dem Königthume verzweifelten, und ihre Einführung nie wirklich beabſichtigten, da eben diejenigen, welche man langer Vorbereitungen zu dieſem Zwecke beſchuldigte, als ſie ihrem Ziele ganz nahe waren, das öffentliche Wohl nicht dem Triumpfe dieſes Syſtem's opfern, ſondern die conſtitutionelle Monarchie, ſobald dieſelbe nur mit hinreichender Sicherheit umgeben war, beibehalten wiſſen wollten. Durch das Verlangen die feindlichen Heere zu entfernen, bewieſen überdis die Girondiſten zur Genüge, daß die gegenwärtige Gefahr ſie allein beſchäftige, und ihre Aufmerkſamkeit auf die Erziehung des Dauphin zeigt noch zum Ueberfluß, daß ſie in der Beibehaltung des Königthums keineswegs eine unerträgliche Zukunft ſahen.

Man hat behauptet, Briſſot habe ſich ſeinerſeits erboten, die Entſetzung zu verhindern und zu dieſem Zwecke eine ziemlich beträchtliche Summe verlangt. Dieſe Angabe aber rührt von Bertrand de Molleville her, welcher ſtets aus zwei Urſachen, aus Bosheit des Herzens und aus ſchiefer Geiſtesrichtung, verläumdet hat, auch beweiſ't er ſie durch Nichts, und Briſſot's bekannte Armuth und ſeine begeiſterte Ueberzeugung ſprechen für ihn. Allerdings wäre es nicht unmöglich, daß der Hof unter Briſſot's Namen Geld hergegeben hätte, allein das bewieſe noch nicht, daß es von dieſem verlangt oder in Empfang genommen worden ſei. Die ſchon oben mitgetheilte Thatſache über die Beſtechung Pétions, welche Betrüger dem Hofe verſprochen hatten, und viele andere derſelben Art beweiſen zur Gnüge, welches Vertrauen man dieſen ſo oft und ſo leichtſinnig gemachten Be=

ſchuldigungen der Verkäuflichkeit zu ſchenken hat. Ueberdis möge es mit Briſſot noch ſein wie es wolle, die drei Deputirte Genſonné, Guadet und Vergniaud, welche doch allein den Brief an Boze unterzeichnet hatten, ſind auch nicht einmal der Beſtechung beſchuldigt worden.

Der König, auf das Schmerzlichſte verwundet, war jetzt weniger als je fähig, ihre weiſen Rathſchläge zu vernehmen. Als Thierry ihm den Brief überreichte, wies er ihn heftig mit ſeinen beiden gewöhnlichen Antworten zurück: nicht er, ſondern das patriotiſche Miniſterium habe den Krieg hervorgerufen, und was die Conſtitution beträfe, ſo komme er ihr auf das Genaueſte nach, während es ſich Andere ihre gefliſſentlichſte Sorge ſein ließen, ſie zu vernichten. Dieſe Gründe aber waren nicht eben ſehr erheblich; denn, hatte er auch den Krieg nicht hervorgerufen, ſo war es doch nichts deſtoweniger ſeine Pflicht ihn gut zu führen, und, hinſichtlich ſeiner gewiſſenhaften Treue für den Buchſtaben des Geſetzes, wollte es wenig ſagen, wenn er blos die Form beobachtete und dagegen die Sache ſelbſt durch Herbeirufung des Auslandes gefährdete.

Ohne Zweifel bewog die Hoffnung gehört zu werden die Girondiſten zur Mäßigung, als man in der National-Verſammlung die tagtäglich in den Clubs, auf den öffentlichen Plätzen und in den Petitionen verhandelte Frage wegen der Entſetzung zur Sprache bringen wollte. So oft ſie im Namen des Ausſchuſſes der Zwölf von der Gefahr des Vaterlandes und den Mitteln derſelben vorzubeugen ſprachen, rief man ihnen zu: „Zur Urſache der Gefahr!" Zur Urſache! wiederholten die Gallerien. Vergniaud, Briſſot und die Girondiſten antworteten, daß der Ausſchuß wohl ſein Augenmerk auf die Urſache gerichtet habe und darüber ſich zu ſeiner Zeit ſchon erklären werde, daß man aber für den Augenblick nicht noch neuen Zunder zum Haſſe ausſtreuen müſſe.

Allein es war bereits beſchloſſen, daß alle Mittel und Plane zu einem Vergleiche ſcheitern ſollten, und nur zu bald, wie wir ſehen werden, trat die gefürchtete Kataſtrophe wirklich ein.

Dreizehntes Capitel.

Ankunft der Marſeiller in Paris; Mittagsmahl und blutige Auftritte auf den Elyſäiſchen Feldern. — Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. — Die Sectionen von Paris verlangen die Entſetzung des Königs. — Der König weigert ſich zu fliehen. — Die Verſammlung verwirft den Vorſchlag, Lafayette in Anklageſtand zu verſetzen. — Vorbereitungen zum Aufſtande; Vertheidigungsmittel des Hofes. — Aufſtand vom 10. Auguſt; die Vorſtädte bemächtigen ſich nach einem blutigen Gefechte der Tuilerien; der König zieht ſich in die National-Verſammlung zurück; Suspenſion der königlichen Gewalt; Einberufung eines National-Convents. —

Nach einem, dem Föderirten gegebenen Feſte beſchloß der Inſurrectionsausſchuß, daß man am 26. Juli früh in drei Colonnen auf das Schloß mit einer rothen Fahne marſchiren wolle, auf welcher folgende Inſchrift zu leſen ſein ſollte: „Diejenigen, welche auf das Volk ſchießen, werden auf der Stelle niedergemacht werden.“ Man beabſichtigte nämlich, den König gefangen zu nehmen und in Vincennes einzuſperren. Zu dieſem Zwecke erging an die Nationalgarde von Verſailles die Einladung dieſe Bewegung zu unterſtützen; allein man unterrichtete ſie zu ſpät und war ſo wenig mit ihr einverſtanden, daß ihre Officiere an dem Morgen des 26. erſt noch auf das Stadthaus von Paris kamen, um zu erfahren, was ſie thun ſollten. Ueberdis wurde das Geheimniß ſo ſchlecht bewahrt, daß der Hof bereits um Alles wußte, die ganze königliche Familie ſchon aufgeſtanden war und das Schloß ſich voll Menſchen befand. Pétion, welcher ſah, daß die Maaßregeln ſchlecht genommen waren und Verrath befürchtete, zumal da die Marſeiller noch nicht angekommen waren, begab ſich in aller Eile in die Vorſtadt, um einen Aufſtand zurückzuhalten, welcher, wenn er nicht gelang, die Volkspartei verderben mußte.

Der Lärm in den Vorſtädten war fürchterlich; die ganze Nacht hindurch hatte man Sturm geläutet. Um das Volk

aufzureizen hatte man das Gerücht verbreitet, daß in dem Schloſſe eine Menge Waffen aufgehäuft wären, deren man ſich bemächtigen müſſe. Mit vieler Mühe gelang es Pétion, die Ordnung wieder herzuſtellen; der Siegelbewahrer Champion de Cicé, welcher ſich auch dahin begeben hatte, empfing Säbelhiebe; endlich willigte das Volk ein, ſich zurückzuziehen und der Aufſtand wurde vertagt.

Die Klagen und einzelnen kleinen Streitigkeiten, welche in der Regel das Vorſpiel zu einem förmlichen Bruche ſind, folgten ſich ohne Unterbrechung. Der König hatte ſeit dem 20. Juni den Tuileriengarten ſchließen laſſen; nur die Teraſſe der Feuillants, welche an den Saal der National-Verſammlung grenzte, war offen geblieben, aber die Schildwachen hatten Befehl, Niemanden von dieſer Terraſſe in den Garten hinunter zu laſſen. Einmal begegnete man Desprémenil daſelbſt, wie er ſich eben lebhaft mit einem Abgeordneten unterhielt. Er wurde ausgepfiffen, in den Garten verfolgt und bis in das Palais Royal getrieben, wo er mehre Wunden erhielt. Da das Verbot den Garten zu betreten, verletzt worden war, ſo ſprach man davon, es zu einem förmlichen Geſetze zu erheben. Indeß geſchah dis nicht, ſondern man ſchlug vor, blos folgenden Anſchlag zu machen: „Es iſt verboten, fremdes Gebiet zu betreten." Dis Verbot wurde wirklich angeſchlagen und es reichte hin, das Volk abzuhalten, obgleich der König die Wachen hatte einziehn laſſen. Allein nicht immer war das Benehmen der National-Verſammlung ſo rückſichtsvoll; ſo gab zum Beiſpiel ein Brief aus Nancy Kunde von mehrern radicalen Handlungen, welche neuerlich in dieſer Stadt vorgekommen waren, und auf der Stelle ſandte die National-Verſammlung dem Könige eine Copie davon.

Endlich am 30. kamen die Marſeiller fünf hundert Mann ſtark, und mit ihnen die überſpannteſten Köpfe des Südens, ſo wie die unruhigſten Menſchen an, welche je der Handel nach Marſeille geführt hatte. Barbaroux ging ihnen bis Charenton entgegen, und bei dieſer Gelegenheit wurde ein neuer Plan mit Santerre verabredet. Unter dem Vorwande nämlich, den Marſeillern entgegenzugehn, wollte man die Vor-

ſtädte verſammeln, ſich hierauf in beſter Ordnung auf den Carrouſel=Platz begeben und hier ohne Tumult ſich ſo lange lagern, bis die National=Verſammlung den König ſuspendirt, oder er ſelbſt freiwillig abgedankt habe. Dieſer Plan gefiel vornämlich den menſchlicher Geſinnten unter dieſer Partei, welche die Revolution gern ohne Blutvergießen beenden wollten; allein er mißglückte, weil es Santerre nicht gelang die Bewohner ſeiner Vorſtadt zu verſammeln und er nur mit einer kleinen Anzahl derſelben den Marſeillern entgegengehen konnte. Gleich darauf bot er ihnen ein Mahl an, welches in den elyſäiſchen Feldern bereitet wurde. An demſelben Tage und zu derſelben Stunde hielten auch in der Nachbarſchaft derſelben die Gardiſten des Bataillons der Filles=Saint=Thomas in Verein mit mehrern andern, dem Hofe ergebenen Militair=perſonen und Schriftſtellern gleicherweiſe ein Feſtmahl. Sicherlich war dieſes Feſt nicht in der Abſicht veranſtaltet worden, um das der Marſeiller zu ſtören, denn die Einladung an Letztere erging ganz unvermuthet, da man anſtatt eines Feſtmahls einen Aufſtand beabſichtigt hatte. Indeß ſtand nicht zu erwarten, daß ſo feindlich geſinnte Nachbarn ihren Schmaus ganz in Frieden beendigen würden. Der Pöbel beleidigte die Royaliſten, welche ſich vertheidigen wollten; die Patrioten, welche von dem erſtern zu Hilfe gerufen wurden, eilten voll Wuth herbei und der Kampf nahm ſeinen Anfang; allein er war nur von kurzer Dauer; die Marſeiller ſtürzten ſich mit aller Kraft auf ihre Gegner, jagten ſie in die Flucht, tödteten einen und verwundeten mehrere. In Einem Augenblicke gerieth ganz Paris in Allarm: die Föderirten eilten durch die Straßen und riſſen den Vorübergehenden die Cocarden und ſeidnen Bänder ab, da dieſe, wie ſie behaupteten, von Wolle ſein müßten. — Einige Flüchtlinge kamen noch ganz blutend in den Tuilerien an, wo ſie, da man in ihnen Freunde ſah, welche ein Opfer ihrer Ergebenheit geworden waren, mit Theilnahme aufgenommen und ſehr ſorgfältig behandelt wurden. Die Nationalgardiſten, welche den Dienſt im Schloſſe hatten, erzählten Alles dieſes weiter, übertrieben es vielleicht auch noch, dis veranlaßte wiederum neue Gerüchte und erregte neuen

Haß gegen die königliche Familie und die Hofdamen, welche, wie es hieß, mit ihren Taſchentüchern den Schweiß und das Blut der Verwundeten abgetrocknet hätten. Man ſchloß ſogar daraus, daß der Auftritt vorbereitet worden ſei und gründete hierauf eine neue Anklage gegen den Hof. Die Nationalgarde von Paris verlangte hierauf die Entfernung der Marſeiller, ſie wurde aber von den Gallerien ausgeziſcht und ihre Petition blieb ohne Erfolg.

Unter dieſen Umſtänden wurde ein Manifeſt verbreitet, welches man dem Herzog von Braunſchweig zuſchrieb, was ſich auch bald als richtig erwies. Wir haben bereits von der Sendung Mallet-du-Pan's geſprochen; dieſer hatte im Namen des Königs die Idee zur Entwerfung eines Manifeſtes gegeben, dieſe Idee wurde aber ſehr bald entſtellt, und ein anderes Manifeſt, welches die Leidenſchaft der Ausgewanderten dictirt und der Herzog von Braunſchweig unterzeichnet hatte, ging der preußiſchen Armee vorauf. Dieſes Actenſtück lautete folgendermaßen: „Da Ihre Majeſtäten, der Kaiſer und der König von Preußen, mir den Oberbefehl über ihre an Frankreich's Grenze vereinigt aufgeſtellten Armeen anzuvertrauen geruht haben, ſo will ich zunächſt den Bewohnern dieſes Reiches die Beweggründe eröffnen, welche die beiden Hohen Herrſcher zu ihren Maßregeln beſtimmt, ſo wie die Abſichten, welche ſie dabei geleitet haben.

„Nachdem diejenigen, welche ſich der Zügel der Regierung widerrechtlich bemächtigten, die Rechte und Beſitzungen der in Elſaß und Lothringen angeſeſſenen Reichsfürſten willkührlich vernichtet und an ſich geriſſen, nachdem ſie die Ordnung und die rechtmäßige Regierung geſtürzt, und ſich gegen die geheiligte Perſon des Königs und Seine erlauchte Familie verbrecheriſche Gewaltthätigkeiten erlaubt haben und noch immer täglich erlauben: ſo ſind ſie endlich über alles Maaß und Ziel hinausgegangen, indem ſie Seiner Majeſtät dem Kaiſer unrechtmäßiger Weiſe den Krieg erklärten und Seine niederländiſchen Provinzen angriffen, wobei zugleich einige deutſche Reichsbeſitzungen unterdrückt wurden, und mehre andere einer gleichen Gefahr nur dadurch entgehen konnten, daß ſie ſich den gebieteriſchen Drohungen der herrſchenden Partei und ihrer Emiſſaire fügten.

„Seine Majeſtät der König von Preußen, durch ein enges Schutz- und Trutzbündniß mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät verbunden, und ſelbſt ein mächtiges Glied des deutſchen Reichskörpers, hielt ſich demnach verpflichtet, Seinem Verbündeten ſowie den Reichsfürſten zu Hilfe zu ziehen, und aus dieſer doppelten Veranlaſſung übernimmt er jetzt die Vertheidigung dieſes Monarchen und Deutſchlands!

„An dieſe großen Intereſſen ſchließt ſich noch ein nicht minder wichtiger Zweck, welcher beiden Herrſchern gleich weſentlich am Herzen liegt, nämlich der, der Anarchie im Innern Frankreichs und den Angriffen auf Thron und Altar ein Ende zu machen, die geſetzliche Gewalt wieder herzuſtellen, dem Könige wieder zu ſeiner Freiheit und Sicherheit zu verhelfen — und ihn in den Stand zu ſetzen, die ihm gebührende legitime Autorität wieder auszuüben.

„In der Ueberzeugung, daß der geſunde Theil der franzöſiſchen Nation die Ausſchweifungen jener Faction, welche ſich jetzt die Herrſchaft angemaßt hat, verabſcheut, und daß die größere Zahl der Bewohner Frankreichs mit Ungeduld den Augenblick der Hilfe erwartet, um ſich alsbald offen gegen die verhaßten Maßnehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären, fordere S. S. Majeſtät der Kaiſer und der König von Preußen dieſelben auf, unverzüglich auf die Bahn der Vernunft und der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens zurückzukehren. Unter dieſen Umſtänden erkläre Ich, der unterzeichnete Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen:

1) daß die beiden vereinigten Höfe durch unwiderſtehliche Beweggründe zu dem gegenwärtigen Kriege gedrängt, lediglich das Glück Frankreichs bezwecken und keineswegs ſich durch Eroberungen bereichern wollen;
2) daß ſie nicht geſonnen ſind, ſich in die innere Regierung Frankreich's zu miſchen, ſondern lediglich den König, die Königin und die königliche Familie aus ihrer Gefangenſchaft befreien und Seiner Allerchriſtlichſte Majeſtät die nothwendige Sicherheit verſchaffen wollen, damit Sie ungehindert und ohne Gefahr die für nöthig befundenen Ständeeinberufungen erlaſſen und nach Kräften Ihrem Ver-

ſprechen gemäß thunlichſt für das Glück Ihrer Unterthanen ſorgen können;

3) daß die vereinigten Armeen die Städte, Flecken und Dörfer, ſo wie die Perſonen und das Eigenthum aller derjenigen ſchützen werden, welche ſich dem Könige unterwerfen und zur ſofortigen Widerherſtellung der Ruhe und Sicherheit in ganz Frankreich das Ihrige beitragen;

4) daß vorläufig die Nationalgarden bis auf weiteren Befehl perſönlich verantwortlich gemacht ſind, für die Ruhe in den Städten und auf dem Lande, und für die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthum's aller Franzoſen bis zur Ankunft der Truppen J. J. M. M. zu wachen; daß aber im Gegentheil diejenigen Nationalgardiſten, welche gegen die Truppen der beiden verbündeten Höfe kämpfen und mit den Waffen in der Hand gefangen werden würden, feindlich behandelt und als Rebellen gegen ihren König und Störer der öffentlichen Ruhe beſtraft werden ſollen;

5) daß die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen der franzöſiſchen Linientruppen ebenfalls aufgefordert ſind, zu ihrer alten Treue zurückzukehren und ſich unverzüglich dem Könige als ihrem rechtmäßigen Herrſcher, zu unterwerfen;

6) daß desgleichen die Mitglieder der Departements-, Diſtricts- und Gemeindeverwaltungen mit ihrem Leben und ihrem Eigenthume, für alle Verbrechen, Brandſtiftungen, Ermordungen, Räubereien und Thätlichkeiten, welche ſie zulaſſen oder doch nicht notoriſch in ihrem Bezirke zu verhindern ſuchen werden, verantwortlich, und daß ſie zugleich gehalten ſind einſtweilen ihre Functionen fort zu bekleiden, bis Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät in dem vollen Wiederbeſitze Ihrer Freiheit, das Weitere verfügt haben oder inzwiſchen in deren Namen ein anderer Befehl ertheilt worden iſt;

7) daß die Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer, welche wagen ſollten ſich den Truppen J. J. M. M. zu wiederſetzen und auf ſie zu ſchießen, ſei es auf offenem

Felde oder aus den Fenſtern, Thüren und ſonſtigen Oeffnungen ihrer Häuſer, auf der Stelle nach der ganzen Strenge des Kriegsrechtes beſtraft und ihre Häuſer zerſtört oder in Brand geſteckt werden ſollen; daß dagegen alle die Bewohner beſagter Städte, Flecken und Dörfer, welche ſich alsbald dem Könige unterwerfen und ihre Thore dem Truppen J. J. M. M. öffnen werden, ſofort unter ihren unmittelbaren Schutz, ſo wie ihre Perſonen und ihr Eigenthum unter den Schutz der Geſetze zu ſtehen kommen ſollen, und daß für die Sicherheit Aller und Jeder hinreichend geſorgt werden wird;

8) die Stadt Paris und alle ihre Bewohner ohne Unterſchied ſind gehalten, ſich auf der Stelle und unverzüglich dem Könige zu unterwerfen, denſelben in volle Freiheit zu ſetzen, und ihm, ſo wie allen Mitgliedern der königlichen Familie, die Unverletzlichkeit und die Ehrfurcht zu gewähren, zu welcher das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegen ihre Fürſten verpflichtet. Ferner machen J. J. M. M. bei Todesſtrafe nach dem Kriegsrechte und ohne Hoffnung auf Gnade alle Mitglieder der National-Verſammlung, der Departements-, Diſtricts- und Gemeindeverwaltungen und der Nationalgarde von Paris, ſo wie die Friedensrichter und alle Andern welche dis angeht, für alle Ereigniſſe perſönlich verantwortlich, und erklären auf Ihr Kaiſerliches und Königliches Ehrenwort, daß wenn man gegen das Schloß der Tuilerien irgend einen Angriff wagen und ſich die geringſte Gewaltthätigkeit oder den geringſten Schimpf gegen J. M. den König, die Königin und die Königliche Familie erlauben, und dagegen nicht unmittelbar für deren Sicherſtellung, Erhaltung und Freiheit Sorge tragen werde, Sie eine beiſpielloſe und ewig denkwürdige Rache nehmen, die Stadt Paris der Plünderung und gänzlichen Zerſtörung preis geben und die verbrecheriſchen Aufwiegler mit dem verdienten Tode beſtrafen werden. J. J. M. M. verſprechen dagegen den Bewohnern der Stadt Paris, Sich bei Seiner Allerchriſtlichſten Majeſtät für ihre

Begnadigung wegen ihrer Irthümer und begangenen Fehler verwenden zu wollen, und im Fall ſie der obigen Aufforderung ſchnell und pünktlich nachkommen, die kräftigſten Maßregeln zur Sicherſtellung ihrer Perſonen und ihres Eigenthums zu ergreifen.

„Da endlich J. J. M. M. nur diejenigen Geſetze in Frankreich als ſolche anzuerkennen vermögen, welche von dem Könige in vollkommner Freiheit ausgegangen ſind, ſo proteſtiren Sie im Voraus gegen die Aechtheit aller der Erklärungen, welche im Namen Seiner Allerchriſtlichſten Majeſtät, ſo lange Seine geheiligte Perſon, ſo wie die der Königin und der ganzen Königlichen Familie nicht vollkommen geſichert ſind, erſcheinen möchten; demzufolge erſuchen J. J. M. M. Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät die nächſte Grenzſtadt beziehen und ſich in dieſelbe mit der Königin und Ihrer Familie unter einem ſichern Geleite, welches Ihnen zu dieſem Zwecke zugeſandt werden ſoll, zurückziehen zu wollen, damit Seine Allerchriſtlichſte Majeſtät in voller Sicherheit die Ihnen beliebigen Miniſter und Räthe zu Sich berufen, die Ihnen paſſend dünkenden Einberufungen erlaſſen, für Wiederherſtellung der Ruhe die nöthige Sorge tragen und die Verwaltung des Königreichs wieder ordnen können.“

„Endlich erkläre ich noch in meinem eignen Namen und in der unterzeichneten Eigenſchaft, daß ich den mir anvertrauten Truppen die ſtrengſte Mannszucht zur Pflicht machen werde, und verſpreche, den Gutgeſinnten, welche ſich friedlich und fügſam zeigen werden, mit Milde und Mäßigung zu begegnen und nur gegen diejenigen Gewalt zu gebrauchen, welche ſich des Widerſtandes oder der Böswilligkeit ſchuldig machen.“

„Deshalb ermahne ich alle Bewohner des Königreichs auf das Nachdrücklichſte und Eindringlichſte, ſich dem Marſche und den Operationen der von mir befehligten Truppen nicht zu widerſetzen, ſondern ihnen vielmehr überall willig freien Durchzug und nach den Umſtänden Hilfe und Beiſtand zu gewähren.“

„Gegeben im Hauptquartire zu Coblenz, den 25. Jul. 1792.

Gez. Carl Wilhelm Ferdinand
Herzog von Braunſchweig-Lüneburg.“

Das Wunderbarſte bei dieſer Erklärung war, daß ſie vom 25. aus Coblenz datirt, ſchon am 28. ſich in Paris befand und in allen royaliſtiſchen Blättern abgedruckt erſchien. Der Eindruck den ſie hervorbrachte war außerordentlich: es war der Eindruck der Leidenſchaften auf die Leidenſchaften, und von allen Seiten gelobte man ſich einem Feinde Widerſtand zu leiſten, der eine ſo ſtolze und drohende Sprache führe. Bei der damaligen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß man abermals den König und den Hof dieſes neuen Fehlgriff's beſchuldigte. Zwar eilte Ludwig XVI. ſich gegen dis Manifeſt in einer Botſchaft feierlichſt zu verwahren, was er ohne Zweifel auch mit vollem Rechte thun konnte, da es ſo ſehr von Mallet-du-Pan's Entwurfe abwich: allein man konnte auch ſchon aus dieſem Beiſpiele ſehen, wie weit ſeine Partei, im Fall ſie einmal ſiegen ſollte, ſeinen Willen überſchreiten würde. Weder ſein Widerruf noch die Ausdrücke, deren er ſich dabei bediente, vermochten die National-Verſammlung zu überzeugen. Er ſprach darin von dem Volke, deſſen Glück ihm ſtets ſo theuer geweſen ſei und fügte hinzu: „Wie viel Kummer würde durch das leiſeſte Zeichen ſeiner wiederkehrenden Anhänglichkeit verwiſcht werden!" Allein dieſe rührenden Worte riefen nicht mehr jene Begeiſterung hervor, wie ſie es früher vermocht hatten; man ſah nichts als Doppelzüngigkeit darin und viele Deputirten unterſtützten den Druck derſelben, um, wie ſie ſagten, den großen Unterſchied zwiſchen den Worten und den Handlungen des Königs in ſeiner ganzen Blöße dem Volke zu enthüllen. Von dieſem Augenblicke an ſteigerte ſich die Aufregung unaufhörlich und die Verhältniſſe verwickelten ſich mehr und mehr. Man erfuhr, daß die Departementsverwaltung der Rhonemündungen auf Barbaroux's Anrathen beſchloſſen hatte, zur Bezahlung der Truppen, welche von ihr angeblich in Folge der unzulänglichen Maßregeln der National-Verſammlung, gegen Savoyen geſchickt worden waren, die Steuern zurückzubehalten. Dieſer Beſchluß wurde zwar von der National-Verſammlung caſſirt, kam aber demohngeachtet zur Ausführung. Zu gleicher Zeit verbreitete ſich das Gerücht, daß die Sardinier funfzig Tauſend Mann ſtark anrückten, und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten

mußte ſich ſelbſt in die National-Verſammlung begeben, um dort die Verſicherung zu geben, daß ſich ihre Zahl höchſtens auf eilf bis zwölf Tauſend Mann belaufe. Zu dieſem Gerüchte kam noch ein anderes; man behauptete, die Föderirten, welche ſich in geringer Anzahl nach Soiſſons begeben hatten, ſeien mit Brod vergiftet worden, worin man Glas gebacken habe, auch wollte man wiſſen, daß ſchon Hundert und Sechzig geſtorben und acht Hundert krank danieder lägen. Aus der nähern Unterſuchung ergab ſich, daß man das Mehl in einer Kirche aufbewahrt hatte deren Fenſterſcheiben zerbrochen worden waren, und daß blos aus dieſem Grunde ſich einige Glasſcherben in dem Brode vorgefunden hatten; auch gab es weder Todte noch Kranke.

Am 25. Juli wurden alle Sectionen von Paris mittelſt Decretes in Permanenz erklärt. Sie vereinigten ſich und beauftragten Pétion, in ihrem Namen die Entſetzung Ludwig XVI. in Vorſchlag zu bringen, und wirklich erſchien am Morgen des 3. Auguſts der Maire von Paris, durch dieſen Wunſch ermuthigt, im Namen der acht und vierzig Sectionen von Paris als Bittſteller vor der National-Verſammlung. Er ſchilderte in der Sprache der damaligen Zeit das Benehmen des Königs vom Ausbruche der Revolution an und wie derſelbe die Wohlthaten der Nation nur mit Undank belohnt habe; er zählte die Gefahren auf, von denen Alles träumte, das Anrücken der Feinde, die Nichtigkeit der Vertheidigungsmittel, die Widerſpenſtigkeit eines Generals gegen die National-Verſammlung, die Oppoſition einer Menge von Departementsverwaltungen und die unſinnigen Drohungen des Herzogs von Braunſchweig; am Schluſſe beantragte er die Abſetzung des Königs und forderte die National-Verſammlung auf, dieſe bedeutungsvolle Frage auf die Tagesordnung zu ſetzen.

Dieſer wichtige Antrag, welcher ſeither nur von den Clubs, den Föderirten und von den Gemeinden geſtellt worden war, nahm nunmehr einen ganz andern Character an, da er im Namen der Stadt Paris von dem Maire derſelben ausgeſprochen wurde; doch nahm ihn die National-Verſammlung in der Morgenſitzung mehr mit Erſtaunen als Beifall auf, in der Abendberathung

aber ſprach ſich der brennende Eifer eines Theils der National-Verſammlung ohne Rückhalt aus. Die Einen wollten, man ſolle auf der Stelle die Frage berathen, die Andern waren für die Vertagung. Endlich ſetzte man die Berathung auf den Donnerſtag den 9. Auguſt feſt und verlas unterdeſſen die Petitionen, welche der erſteren gefolgt waren und mit noch größerer Energie denſelben Wunſch und dieſelben Geſinnungen ausdrückten.

Die Section von Mauconſeil ging weiter als alle anderen; ſie begnügte ſich nicht die Entſetzung blos zu verlangen, ſondern ſprach ſie aus eigner Machtvollkommenheit aus. Sie erklärte, daß ſie Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzoſen anerkenne und daß ſie bald ſelbſt kommen und die National-Verſammlung fragen wolle, wenn ſie denn gedenke; Frankreich zu retten; überdis lud ſie alle Sectionen des Reichs (ſie gebrauchte bereits nicht mehr das Wort Königreich) ein, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Wie man bereits geſehen hat, folgte die National-Verſammlung dieſer aufrühreriſchen Bewegung nicht ſo ſchnell als die niedern Behörden, weil ſie, da es ihr oblag über die Geſetze zu wachen, dieſelben auch mehr achten mußte. So kamen denn jene ihr öfters zuvor, und bedrohten ſie die Gewalt ihren Händen zu entwinden. Sie caſſirte daher den Beſchluß der Section von Mauconſeil, den Vergniaud und Cambon auf das Bitterſte tadelten und eine Uſurpation der Volksſouverainität nannten. Indeß ſchien es, als ob ſie bei dieſer Handlung weniger die Verletzung der Staatsprincipien als die Uebereilung der Bittſteller und vor Allem ihre unſchickliche Sprache der National-Verſammlung gegenüber mißbilligten.

Endlich nahte der Augenblick, der aller Ungewißheit ein Ende machen ſollte; an demſelben Tage und zur ſelben Stunde vereinigte man ſich in dem Inſurrectionsausſchuß der Föderirten und bei den Freunden des Königs, welche ſeine Flucht vorbereiteten. Der Ausſchuß ſetzte den Aufſtand auf den Tag feſt, an welchem man die Abſetzung berathen wollte, das heißt vom 9. Abends auf den 10. Morgens. Die Freunde des Königs beriethen ſich ihrerſeits über ſeine Flucht in dem Garten des

Herrn von Montmorin; Liancourt und Lafayette erneuerten ihre Anerbietungen; Alles war zur Abreiſe bereit, nur allein an Geld fehlte es noch. Unnützerweiſe hatte Bertrand de Molleville die Civilliſte durch die Summen erſchöpft, welche an die royaliſtiſchen Clubs, Volksredner, Schreier auf den Gallerien und an vorgebliche Parteiwerber verſchleudert wurden, die Niemanden gewannen ſondern die Gelder des Hofes für ſich behielten; doch halfen großmüthige Unterthanen dem Geldmangel des Königs durch freiwillige Darlehne ab. Der Anerbietungen Liancourt's haben wir bereits Erwähnung gethan; er gab alles Geld her, was er hatte herbeiſchaffen können, andere Perſonen brachten das Ihrige dar, und treue Freunde trafen Anſtalten, die Reiſewagen der königlichen Familie zu begleiten, um im Nothfall an ihrer Seite zu ſterben. Alles ſtand bereit und ſo wurde denn bei Montmorin nach einer Berathung, welche die ganze Nacht durchwährte die Abreiſe beſchloſſen. Der König, welcher unmittelbar darauf Montmorin ſah, gab dieſem Beſchluſſe ſeine Zuſtimmung und befahl, daß man mit den Herrn von Montciel und von Sainte-Croix das Nähere verabreden ſolle. Was aber auch die Männer, welche ſich zu dieſem Unternehmen vereinigt hatten, dabei beabſichtigen mochten, Alle waren glücklich in dem trügeriſchen Wahne an die nahe Befreiung des Königs. *) Allein ſchon am andern Morgen ſollte ſich Alles ändern; der König ließ ihnen ſagen, er würde nicht abreiſen, da er keine Veranlaſſung zum Bürgerkriege geben wolle. Alle diejenigen, welche ſo verſchieden ſie auch ſonſt geſinnt waren, ſich doch gleichmäßig für den König intereſſirten, geriethen in die größte Beſtürzung; bald auch erfuhren ſie, daß der vom Könige angegebene Weigerungsgrund nicht der wirkliche war, ſondern daß ihn hierzu die als ſehr nahe angekündigte Ankunft des Herzogs von Braunſchweig, ſodann die Vertagung des Aufſtandes und vor allem die Königin bewogen habe, welche ſich den conſtitutionell Geſinnten durchaus nicht anvertrauen wollte. Sehr energiſch hatte ſie ihren Widerwillen ausgeſprochen und

*) Siehe Note 46. am Ende des Bandes.

erklärt, daß ſie lieber untergehen als ſich Männnern hingeben wolle, die ihnen ſo viel Uebles gethan hätten.

So hatten ſich die Conſtitutionellen umſonſt angeſtrengt und umſonſt allen Gefahren ausgeſetzt. Vor Allem hatte ſich Lafayette blosgeſtellt. Man wußte, daß er Luckner veranlaßt hatte, im Nothfall auf die Hauptſtadt zu marſchiren; dieſer war von der National-Verſammlung vorgeladen worden und hatte dem außerordentlichen Ausſchuſſe der Zwölf Alles eingeſtanden. Er war alt, ſchwach und ſchwankend; wenn er daher aus den Händen einer Parthei in die einer andern überging, ſo ließ er ſich Alles das, was er vorher gehört oder geſagt hatte, entlocken, entſchuldigte ſich dann über ſeine Geſtändniſſe mit ſeiner vorgeblichen Unkenntniß der franzöſiſchen Sprache und beklagte ſich unter Thränen von nichts als Unruhſtiftern umgeben zu ſein. Guadet wußte ihn geſchickt zu einem Geſtändniſſe der Vorſchläge Lefayette's zu bewegen, und Bureau de Puzy, welcher hierbei den Unterhändler gemacht haben ſollte, wurde vor die Schranken der National-Verſammlung gefordert. Dieſer, einer der vertrauteſten Offiziere Lafayette's, leugnete Alles in einem ſo zuverſichtlichem Tone, daß man ſich bald von ſeiner Unkenntniß der gepflogenen Unterhandlungen überzeugt hielt, und ſo wurde die Frage, ob Lafayette in Anklageſtand verſetzt werden ſollte, nochmals vertagt.

Der Tag, wo die Abſetzung berathen werden ſollte, näherte ſich immermehr; der Plan des Aufſtandes war feſtgeſetzt und bekannt. Die Marſeiller hatten ihre allzu abgelegene Caſerne verlaſſen und ſich in die Section der Cordeliers begeben, wo ſich auch der Club dieſes Namens befand; ſo waren ſie mitten in Paris und ganz nahe bei dem Orte, wo das Unternehmen vor ſich gehen ſollte. Zwei Munizipaloffiziere hatten die Kühnheit gehabt, Patronen an die Verſchwornen auszutheilen, kurz Alles war für den 10. vorbereitet.

Am 8. berieth man das Schickſal Lafayette's; mit ſtarker Majorität ward er frei geſprochen. Da verlangen einige Deputirte, durch dieſes Ergebniß erbittert, die namentliche Abſtimmung und bei dieſer haben 446 Mitglieder den Muth

gegen 224 für den General zu ſtimmen. Das Volk, über dieſe Nachricht erzürnt, drängt ſich an die Thüre des Saales, beſchimpft die herausſtretenden Deputirten und mißhandelt vornämlich die bekannten Mitglieder der rechten Seite, Vaublanc, Girardin, Dumas u. a. Von allen Seiten ſpricht ſich der lebhafteſte Unwille gegen die National-Verſammlung aus und mit lauter Stimme ruft man, daß man ſich nichts mehr von einer National-Verſammlung verſprechen könne, welche den Verräther Lafayette freigeſprochen habe. Am folgenden Tage, den 9. Auguſt, waren die Deputirten in der größten Aufregung. Die, welche den Tag vorher beleidigt worden waren, beklagten ſich in Perſon oder ſchriftlich. Als man erzählte, daß Beaucaron beinahe gehangen worden wäre, erſchallte wildes Gelächter von den Gallerien, und als man hinzufügte, daß Girardin geſchlagen worden ſei, ſagten diejenigen, welche bis am Beſten wiſſen konnten ſpöttiſch; „wo und wie?“ — Nun! antwortete Girardin mit Hoheit, weiß man denn nicht, daß Feiglinge ſtets nur von hinten Streiche verſetzen! — Endlich rief ein Mitglied zur Tagesordnung; doch die National-Verſammlung beſchloß den Gemeindeanwalt Röderer vor die Schranken fordern zu laſſen und ihm den Auftrag zu ertheilen, für die Sicherheit und Unverletzlichkeit der Mitglieder der National-Verſammlung mit ſeiner Perſon zu haften. Noch ſchlug man vor, den Maire von Paris zu rufen, damit er ſich durch Ja oder Nein erkläre, ob er glaube die öffentliche Ruhe erhalten zu können. Hierauf entgegnete Guadet, daß ſich auch der König ſeinerſeits durch Ja oder Nein erklären müſſe, ob er für die Sicherheit und die Unverletzlichkeit des Staatsgebietes ſtehen könne.

Aus allen dieſen verſchiedenen Vorſchlägen konnte man leicht ſchließen, daß die National-Verſammlung den entſcheidenden Augenblick fürchtete und daß die Girondiſten ſelbſt die Abſetzung lieber durch eine bloße Berathung als durch einen zweifelhaften und mörderiſchen Angriff hätten erlangen mögen! Unterdeſſen erſchien Röderer und meldete, daß eine Section beſchloſſen habe, im Fall die Abſetzung nicht ausgeſprochen würde, Sturm zu läuten und gegen die National-Verſammlung und

das Schloß aufzubrechen. Auch Pétion trat ein und erklärte ſich zwar auf keine beſtimmte Weiſe, geſtand aber doch ein, daß man Unheilvolles im Sinne habe; er zählte die gegen die drohenden Bewegungen getroffenen Maßregeln auf und verſprach, ſich mit der Departementsverwaltung zu beſprechen, und den Rathſchlägen derſelben im Fall ſie ihm beſſer als die der Munizipalität erſchienen, zu folgen.

Pétion zog, wie alle ſeine Freunde von der Gironde die von der National-Verſammlung ausgeſprochene Abſetzung einem ungewiſſen Kampfe gegen den Hof vor, und da die Majorität für die Abſetzung ſo gut als gewiß war, ſo hätte er lieber die Plane des Inſurrectionsausſchuſſes verhindert. Er begab ſich deshalb in den Aufſichtsausſchuß der Jacobiner und forderte Chabot auf, die Inſurrection auszuſetzen, denn da die Girondiſten die Abſetzung und die unmittelbare Berufung eines Nationalconvents beſchloſſen hätten und der Majorität gewiß wären, ſo dürfe man ſich nicht einem Angriffe ausſetzen, deſſen Erfolg zweifelhaft ſei. Chabot entgegnete, daß ſich nichts von einer National-Verſammlung hoffen ließe, welche den Verbrecher Lafayette freigeſprochen habe, und daß er, Pétion, ſich von ſeinen Freunden mißbrauchen laſſe; daß das Volk endlich den Entſchluß gefaßt habe, ſich ſelbſt zu retten, und daß noch denſelben Abend in den Vorſtädten die Sturmglocke ertönen werde. „Sie bleiben doch immer bei ihrem alten Trotzkopfe,“ erwiederte Pétion. Wehe uns, wenn man ſtürmt! Ich kenne Ihren Einfluß, aber ich habe den meinigen auch und werde ihn gegen Sie gebrauchen.“ — „Man wird Sie feſtnehmen, rief Chabot und Sie verhindern, irgend Etwas zu thun.“

Wirklich waren die Gemüther zu aufgeregt, um Pétion's Beſorgniſſe zu begreifen und ihm einigen Einfluß zu geſtatten. Ganz Paris war in Aufruhr; in allen Stadtvierteln ſchlug man Generalmarſch und die Bataillone der Nationalgarde begaben ſich unter den verſchiedenartigſten Geſinnungen auf ihre Poſten. Die Säle der Sectionen füllten ſich, wenn auch nicht mit dem größten, doch mit dem überſpannteſten Theile der Bürger. Der Inſurrectionsausſchuß hatte ſich auf drei Punkte

vertheilt; Fournier und einige andere waren in der Vorſtadt Saint-Marçeau; Santerre und Weſtermann in der Vorſtadt Saint-Antoine, Danton endlich, Camille Desmoulins und Carra befanden ſich mit dem Marſeiller Bataillone bei den Cordeliers. Barbaroux, welcher Vorpoſten bei der National-Verſammlung und vor dem Schloſſe aufgeſtellt hatte, hielt zugleich Eilboten nach dem Süden bereit. Er hatte ſich überdis mit einer Doſis Gift verſehen, — ſo ungewiß war man des Erfolgs — und wartete bei den Cordeliers den Ausbruch des Aufſtandes ab. Wo Robespierre war, weiß man nicht; Marat war von Danton in einem Keller des Sectionsgebäudes verſteckt worden, und Letzterer hatte ſich der Rednerbühne der Cordeliers bemächtigt. Jedermann zögerte am Vorabende dieſes großen Unternehmens; allein Danton, deſſen Kühnheit ſich mit der Gefahr ſteigerte, erhob ſeine Donnerſtimme; er zählte die angeblichen Verbrechen des Hofes her, er erinnerte an den Haß deſſelben gegen die Conſtitution, an ſeine trügenden und heuchleriſchen Verſprechungen, welche ſein Benehmen ſtets Lügen geſtraft habe, und endlich ſeine augenſcheinlichen Umtriebe zur Herbeirufung der Fremden. „Das Volk, ſprach er, kann ſich nur ſelbſt Hilfe verſchaffen, denn die Conſtitution iſt unzureichend und die National-Verſammlung hat Lafayette freigeſprochen; ihr müßt euch daher ſelbſt retten! Eilt denn! Dieſe Nacht noch ſollen die im Schloſſe verborgenen Fürſtenknechte einen Ausfall auf das Volk machen und es niedermetzeln, bevor ſie Paris verlaſſen, um ſich mit ihren Raubgeſellen in Coblenz zu vereinigen. Rettet euch! Zu den Waffen! zu den Waffen!"

In dieſem Augenblicke — es war halb Zwölf Uhr — fiel ein Schuß in dem cour du commerce; der Ruf zu den Waffen! ertönt bald überall und der Aufſtand wird proclamirt. Die Marſeiller ſtellen ſich an der Pforte der Cordeliers auf, bemächtigten ſich der Kanonen, und werden durch zahlreiche Haufen verſtärkt. Camille Desmoulins und Andere eilen hinweg, um Sturm läuten zu laſſen; allein ſie finden nicht denſelben Eifer in den andern Sectionen, doch ge-

lingt es ihnen endlich denſelben zu wecken. Die Sectionen vereinigen ſich und ernennen Commiſſarien, welche im Stadthauſe die alte Munizipalitätsverwaltung abſetzen und ſich aller Gewalt bemächtigen ſollen. Endlich läuft man zu den Glokken, bemächtigt ſich ihrer mit Gewalt und das Sturmläuten beginnt. Der traurige Ton erſchallt in der ganzen Ausdehnung der ungeheuern Hauptſtadt; er pflanzt ſich von Straße zu Straße, von Hauſe zu Hauſe fort; er ruft die Deputirten, die Magiſtratsperſonen, die Bürger auf ihre Poſten; endlich gelangt er zum Schloſſe und verkündet das Herannahen der verhängnißvollen Nacht, der blutigen, unruhigen Schreckensnacht, welche die Letzte ſein ſollte, die der König in dem Palaſte ſeiner Väter zubrachte!

Die Kundſchafter des Hofes meldeten ihm, daß der entſcheidende Augenblick nahe, und daß der Präſident der Cordeliers geäußert habe, es handle ſich nicht mehr wie am 20. Juni, um einen bloßen patriotiſchen Spaziergang, ſondern, wenn der 20. Juni nur die Drohung geweſen ſei, ſo ſolle der 10. Auguſt der entſcheidende Schlag ſein. Auch zweifelte man nicht daran. Die königliche Familie hatte ſich nicht zur Ruhe gelegt; ſie begab ſich nach dem Abendeſſen in den Saal des Staatsrathes, wo alle Miniſter und viele Staabs-Offiziere verſammelt waren. Hier berieth man in Unordnung, wie die königliche Familie zu retten ſei; denn, waren die Beſchlüſſe der National-Verſammlung oder die falſchen Maßregeln des Hofes ſelbſt daran Schuld, die Widerſtandmittel waren nur ſchwach und nichtig. Die von der National-Verſammlung aufgelöſ'te conſtitutionelle Garde, war von dem Könige nicht wieder erſetzt worden, welcher der alten lieber ihren Sold fortgeben als eine neue bilden wollte: und ſomit waren achtzehn hundert Mann weniger im Schloſſe. Die Regimenter, welche während des letzten Föderationsfeſtes günſtige Geſinnungen für den König an den Tag gelegt hatten, waren von der National-Verſammlung auf die gewohnte Weiſe mittelſt Decrets aus Paris entfernt worden. Die Schweizer hatte man ihrer Capitulation wegen nicht wegweiſen können; allein es war ihnen ihre Artillerie genommen worden, und der Hof hatte, da er einen Au-

genblick entſchloſſen war in die Normandie zu fliehen, eines dieſer getreuen Bataillone unter dem Vorwande dahin geſchickt, daß es über die Getraidezufuhr wachen ſolle. Dieſes Bataillon war noch nicht zurückgerufen worden. Nur einige Schweizer aus der Caſerne von Courbevoie waren auf Pétion's Erlaubniß hereingelaſſen worden, doch belief ſich ihre Zahl auf höchſtens acht bis neun hundert Mann. Die Gensd'armerie war, wie wir wiſſen, aus den ehemaligen franzöſiſchen Gardiſten, den Urhebern des 14. Juli, zuſammengeſetzt worden. Die Nationalgarde endlich hatte weder dieſelben Anführer, noch dieſelbe Organiſation und Ergebenheit wie am 6. October 1789; auch war, wie ſchon erwähnt, der Generalſtaab derſelben erneuert worden. Viele Bürger waren des Dienſtes überdrüſſig, und diejenigen, die ihren Poſten noch nicht verlaſſen hatten, fürchteten die Wuth des Pöbels. So beſtand die Nationalgarde wie alle übrigen Staatskörperſchaften, aus einer ganz neuen revolutionairen Generation, welche ſich wie ganz Frankreich in zwei Partheien, Conſtitutionelle und Republikaner theilte. Dem Könige ergeben war nur das ganze Bataillon der Filles-Saint-Thomas, und ein Theil des der Petits-Pères; alle Andern waren entweder gleichgiltig oder feindlich geſinnt, und unter den letztern vornämlich die Canoniere, auf welche das Meiſte ankam, entſchiedene Republikaner. Die Beſchwerden, welche der Artilleriedienſt mit ſich bringt, konnten freilich wenig Einladendes für die reichen Bürger haben; und ſo waren die Kanonen in dem Beſitze der Schloſſer und Schmiede, welche als zu den unterſten Claſſen gehörig, natürlich auch deren Geſinnungen theilten. Dem Könige bleiben demnach nur acht bis neun hundert Schweizer und etwas mehr als Ein Bataillon der Nationalgarde.

Man wird ſich erinnern, daß ſeit Lafayette's Rücktritt, der Befehl der Nationalgarde unter den ſechs Legionschefs abwechſelte. An dieſem Tage commandirte ſie Mandat, ein alter Militair, der zwar wegen ſeiner conſtitutionellen Geſinnungen bei Hofe nicht gern geſehen wurde, jedoch durch ſeine Feſtigkeit, ſeine Einſicht und ſeine Dienſttreue ihm das größte Zutrauen einflößte. In aller Eile hatte derſelbe in ſei-

ner Eigenſchaft als Generalcommandant die einzig möglichen Vertheidigungsanſtalten getroffen.

Da der Boden der großen Gallerie, welcher den Louvre mit den Tuilerien verbindet, bereits in einer gewiſſen Ausdehnung durchbrochen war, um den Eindringenden den Zutritt zu wehren, ſo bekümmerte ſich Mandat nicht um die Vertheidigung dieſes Flügels des Palaſtes, ſondern richtete ſein ganzes Augenmerk anf die Seite der Höfe und des Gartens. Trotz des Generalmarſches hatten ſich doch nur wenig Nationalgardiſten geſammelt; die Bataillone wurden nicht vollzählig, und die Eifrigſten begaben ſich einzeln auf das Schloß, wo Mandat ſie ordnete und zugleich mit den Schweizern in die Höfe, den Garten und die Zimmer vertheilte. Er hatte eine Kanone in dem Hofe der Schweizer, drei in dem mittelſten und drei in den Prinzenhofe aufſtellen laſſen. Leider aber waren dieſe Geſchütze Kanonieren der Nationalgarde anvertraut, und der Feind befand ſich demnach ſelbſt in dem Platze. Jedoch die Schweizer, voll Muth und Treue beobachteten ſie ſcharf und waren bereit bei der erſten Bewegung ſich der Geſchütze zu bemächtigen, und die Kanoniere ſelbſt aus dem Bezirke des Schloſſes zu vertreiben. Auch hatte Mandat mehrere Vorpoſten der Gensd'armerie an die Colonnade des Louvre und an das Stadthaus aufgeſtellt; allein dieſe Gensd'armerie war, wie wir geſehen, aus den ehemaligen franzöſiſchen Gardiſten zuſammengeſetzt.

Zu dieſen Vertheidigern des Schloſſes kam noch ein Haufe alter Diener, welche ihr Alter oder ihre Mäßigung an der Auswanderung verhindert hatte, und welche im Augenblicke der Gefahr herbeieilten, die Einen, um Verzeihung zu erhalten, daß ſie nicht nach Coblenz gegangen waren, die Andern, um edelmüthig an der Seite ihres Fürſten zu ſterben. Sie hatten ſich in der Schnelligkeit mit allen Arten von Waffen verſehen, deren ſie nur im Schloſſe hatten habhaft werden können; ſie trugen alte Säbel und Piſtolen, die ſie mit Taſchentüchern an den Gurt gebunden hatten; einige hatten ſogar die Schaufeln und Zangen aus den Kaminen genommen, und die Spöttereien hierüber bleiben auch in dieſem trüben Momente nicht

aus, in welchem der Hof doch endlich hätte ernſthaft ſein ſollen. Dieſe Menge unnützer Leute, weit entfernt weſentliche Dienſte zu leiſten, ſtand der Nationalgarde nur im Wege, welche ihr mißtraute, und vermehrte noch die bereits herrſchende Verwirrung.

Alle Mitglieder der Gemeindeverwaltung hatten ſich auf das Schloß begeben; auch der tugendhafte Herzog von Larochefoucauld, und der Gemeindeanwalt Röderer waren da, und Pétion, nach dem man geſchickt hatte, erſchien mit zwei Munizipaloffizieren. Man forderte Pétion auf, den Befehl zu unterzeichnen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und er that es um nicht als Mitſchuldiger der Aufrührer zu erſcheinen. Man hatte ſich gefreut ihn im Schloſſe zu haben, und in ihm eine dem Volke theure Geißel zu beſitzen. Die National-Verſammlung, von dieſer Abſicht unterrichtet, rief ihn durch ein Decret vor ihre Schranken; der König, welchem man den Rath gab ihn zurückzuhalten, wollte dis nicht, und ſo verlies er ungehindert die Tuilerien.

Da der Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, einmal gegeben war, ſo gaben die verſchiedenartigſten Anſchläge und bei dieſer Aufregung mehr als ein unſinniger Plan zum Vorſchein, wie man ſich ſeiner bedienen ſolle. Einer derſelben war vorzüglich kühn und hätte wahrſcheinlich gelingen können: nach demſelben ſollte man gegen die Aufrührer, welche noch nicht zahlreich verſammelt waren und mit den Marſeillern höchſtens eine Maſſe von einigen Tauſend Mann bildeten, die Offenſive ergreifen und ſie zerſtreuen. In der That war in dieſem Augenblicke die Vorſtadt Saint-Marceau noch nicht beiſammen; Santerre zögerte noch in der Vorſtadt Saint-Antoine; Danton allein und die Marſeiller hatten gewagt ſich bei den Cordeliers zu verſammeln und erwarteten an der St. Michaelsbrücke mit Ungeduld die andern Stürmenden.

Ein kräftiger Ausfall hätte ſie zerſtreuen können, und in dieſem Augenblicke des Zögers konnte ſicher durch eine Schrekkensbewegung der ganze Aufſtand aus einander gejagt werden. Mandat aber gab einen andern ſicherern und geſetzlicheren

Plan an; nach ſeiner Meinung ſollte man den Aufbruch der Vorſtädte abwarten, und ſie dann alsbald an zwei entſcheidenden Punkten überfallen, und zwar die Einen an dem Platze vor dem Stadthauſe, ſobald ſie durch die Arcade St. Jean hervordrängen, die Andern aber am Louvre, wenn ſie längs des Tuilerien-Kais über den Pont Neuf heraufziehen würden. Zu dieſem Zwecke hatte er der an der Colonnade aufgeſtellten Gensd'armerie den Befehl ertheilt, die Aufrüher ruhig vorbeiziehen zu laſſen, und ſie dann im Rücken anzugreifen, während die auf dem Carouſſel-Platz aufgeſtellte Gensd'armerie ſich durch die Durchgänge des Louvre auf ſie von vorn ſtürzen würde. An dem Erfolge dieſer Maßregeln ließ ſich beinahe nicht zweifeln, und bereits hatten die Commandanten der verſchiedenen Poſten, und namentlich der des Stadthauſes von Mandat die nöthigen Befehle erhalten. Wie man weiß, hatte ſich auf dem Stadthauſe ein ganz neuer Munizipalitätsrath gebildet, denn nur Danton und Manuel waren aus dem alten zurückgeblieben. Mandat's Tagesbefehl ward dieſem Aufruhrs-Munizipalitätsrathe vorgezeigt: auf der Stelle fordert er den Commandanten auf vor ihm zu erſcheinen, und dieſe Aufforderung wird ins Schloß gebracht, wo man die neue Zuſammenſetzung des Rathes noch nicht kannte. Mandat zögert; allein ſeine Umgebungen ſo wie die Mitglieder der Departementsverwaltung ſelbſt, welche ebenfalls von dem Geſchehenen nicht unterrichtet und der Meinung waren, daß man das Geſetz durch die Weigerung zu erſcheinen noch nicht verletzen ſolle, reden ihm zu, derſelben Folge zu leiſten. Mandat entſchließt ſich endlich, übergiebt ſeinem Sohne, der mit ihm im Schloſſe war, den von Pétion unterzeichneten Befehl Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und begiebt ſich um 4 Uhr des Morgens auf das Stadthaus. Bei ſeiner Ankunft iſt er erſtaunt eine neue Behörde zu finden. Alles drängt ſich um ihn, und beſtürmt ihn mit Fragen über ſeinen Tagesbefehl, und der Präſident entläßt ihn mit einer Unheil weiſſagenden Bewegung, welche ſchnell zum Todesurtheil wurde; denn kaum hatte der Unglückliche den Saal verlaſſen, als man ihn auch ergreift und mit einem Piſtolenſchuſſe niederſtreckt. Mit

emſiger Haſt durchwühlt man ſeine Kleider und ſucht vergebens nach dem Befehle, der in ſeines Sohnes Händen war; endlich ward ſein Leichnam in den Fluß geworfen, wohin ihm bald ſo viele andere folgen ſollten.

Dieſe blutige That lähmte gänzlich die Kräfte des Hofes, zerſtörte alle Einheit und verhinderte die Ausführung des entworfenen Vertheidigungsplanes. Indes war noch nicht Alles verloren; auch hatte der Aufſtand ſich noch nicht völlig ausgebildet. Lange Zeit hatten die Marſeiller vergebens die Ankunft der Vorſtadt Saint-Antoine abgewartet und einen Augenblick ſchon den Tag für verloren gegeben; allein Weſterman ſetzte Santerre den Degen auf die Bruſt und nöthigte ihn aufzubrechen. Nach und nach rückten denn endlich ſämmtliche Vorſtädte, die Einen durch die Straße Saint-Honoré, die Andern über den Pont-Neuf, über den Pont-Royal und durch die Durchgangsbogen des Louvre vor. An der Spitze marſchirten die Marſeiller mit den Bretagniſchen Verbundenen und richteten ihr Geſchütz auf das Schloß. An die große Menge der Inſurgenten, welche ſich mit jedem Augenblicke vergrößerte, ſchloſſen ſich noch die Schaaren der Neugierigen an, ſo daß der Feind noch zahlreicher erſchien als er wirklich war. Während man ſo auf das Schloß vorrückte, eilte Santerre auf das Stadthaus um ſich zum Generalcommandanten der Nationalgarde ernennen zu laſſen, Weſtermann aber blieb auf dem Kampfplatze, um den Sturm zu leiten. Ueberall herrſchte die größte Unordnung, ſo daß Pétion vergeblich auf die Wache wartete, die ihn der Verabredung gemäß durch einen ſcheinbaren Zwang vor Verantwortlichkeit ſchützen ſollte. Er ſchickte deshalb ſelbſt auf das Stadthaus, und endlich ſtellte man einige hundert Mann vor ſeiner Thüre auf, damit er als Gefangener betrachtet werden könne.

Das Schloß war in dieſem Augenblicke förmlich belagert. Die Stürmenden waren auf dem Platze, und bei Tagesanbruch ſah man ſie durch die alten Thore der Höfe hindurch; man erkannte ſie von den Fenſtern aus und konnte ihre gegen das Schloß gerichtete Artillerie unterſcheiden; man hörte

ihr wildes Geſchrei und ihre drohenden Geſänge. Der Plan, ſie zuerſt anzugreifen, kam auf einen Augenblick wieder zur Sprache; allein bei der Nachricht von Mandat's Tode waren die Miniſter und die Departementsverwaltung der Meinung, man ſolle den Angriff abwarten, und ſich ſo nur die geſetzliche Nothwehr erlauben.

Röderer ging durch die Reihen der Garniſon und verlas den Schweizern und den Nationalgardiſten die geſetzliche Proclamation, welche ihnen verbot anzugreifen, aber erlaubte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man forderte den König auf, die treuen Diener, welche ſich zu ſeiner Vertheidigung gerüſtet hätten, ſelbſt zu muſtern. Dieſer unglückliche Fürſt war die ganze Nacht hindurch von den widerſprechendſten Rathſchlägen beſtürmt worden und hatte in den wenigen ruhigen Augenblicken den Himmel um Schutz für ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und ſeine Schweſter, für welche er allein beſorgt war, gebeten. „Sire, ſagte zu ihm die Königin mit Kraft, jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo Sie ſich zeigen müſſen.“ Man verſichert ſogar, ſie habe bei dieſen Worten ein Piſtol aus dem Gurte des alten Affry genommen und es mit Lebhaftigkeit dem Könige dargeboten. Ihre Augen waren roth geweint, allein auf ihrer Stirn ruhte die Hoheit und ihre Naſe war von Zorn und Stolz aufgeſchwollen. Der König fürchtete nichts für ſeine Perſon, er blieb ſelbſt in der größten Gefahr kaltblütig; allein er war für ſeine Familie beſorgt, und der Schmerz, ſie in ſolcher Gefahr zu ſehen, hatte ſeine Geſichtszüge verändert. Nichts deſtoweniger trat er mit Feſtigkeit auf. Er trug ein violettes Kleid und einen Degen, ſein Haar, welches ſeit dem vorigen Tage nicht gemacht worden war, befand ſich halb in Unordnung. Als er auf dem Balkon erſchien, bemerkte er ohne zu erſchrecken das zahlreiche, auf das Schloß gerichtete Geſchütz. Bei ſeinem Anblicke regte ſich noch Etwas von der früheren Begeiſterung; die Grenadiere erhoben zugleich ihre Mützen auf den Spitzen der Säbel und der Bajonnette und der alte Ruf: „Es lebe der König!“ begrüßte ihn zum letzten Male vor dem Schloſſe ſeiner Väter. Der letzte Reſt von Muth flammte auf, das gepreßte Herz der

Belagerten ſchlug wieder freier und noch einen Augenblick lang fühlte man Hoffnung und Vertrauen. Da kamen neue Bataillone der Nationalgarde an, welche ſich ſpäter verſammelt hatten, und die nach dem frühern Befehle Mandat's hier erſchienen. Bei ihrem Eintreffen rief man gerade: „Es lebe der König!“ Der Eine Theil derſelben ſchloß ſich an die Rufenden an, der Andere aber, welcher nicht derſelben Geſinnung war, glaubte ſich in Gefahr; plötzlich kamen ihnen die frühern Volksgerüchte in den Sinn; ſie wähnten in den Händen der Ritter vom Dolche zu ſein, und mit dem lauten Geſchrei, daß ſie der ſchurkiſche Mandat verrathen habe, brachten ſie Alles in Unordnung. Die Kanoniere wurden durch dieſes Beiſpiel angeſteckt und richteten ihr Geſchütz gegen die Schloßſeite. Alsbald entſpinnt ſich ein Kampf zwiſchen ihnen und den treuen Bataillonen; die Kanoniere werden entwaffnet und einem Detaſchement übergeben, und die Neuangekommenen an die Gartenſeite gewieſen.

Der König verließ in dieſem Augenblicke den Balkon und ſtieg die Treppe hinunter, um in den Höfen Muſterung zu halten. Bei der Nachricht von ſeiner Ankunft begiebt ſich Alles in Reih' und Glied; er geht mit ruhiger Haltung durch die Reihen und ſieht Alle mit herzzerſchneidenden Blicken an. Er wendet ſich an die Soldaten, er ſagt ihnen mit feſter Stimme, daß er von ihrer Ergebenheit gerührt ſei, und an ihrer Seite fechten werde, und daß ſie, wenn ſie ihn vertheidigten, auch ihre Weiber und Kinder ſchützten. Hierauf begiebt er ſich in den Vorplatz um in den Garten zu gelangen; aber in demſelben Augenblicke ſchreit eines der neuangekommenen Bataillone: Nieder mit dem Veto! Zwei Offiziere, die ihm zur Seite gehen, wollen ihn von der Heerſchau im Garten abhalten; andere bitten ihn den Poſten an der Drehbrücke in Augenſchein zu nehmen; voll Muth entſchließt er ſich hierzu. Allein er muß in ihrer ganzen Länge an der mit Menſchen überfüllten Terraſſe der Feuillants vorübergehen. Auf dieſem Wege trennt ihn nur ein dreifarbiges Band von der wüthenden Menge; demohngeachtet geht er unter allen Arten von Schimpfreden und Beleidigungen vorwärts; ganze Bataillone verlaſſen ſogar un=

ter ſeinen Augen den Garten, um ſich auf dem Carrouſſelplatze mit den Stürmenden zu vereinigen. Dieſer Abfall ſo wie der der Kanoniere, und das Geſchrei: Nieder mit dem Veto! hatten dem Könige alle Hoffnung benommen. In demſelben Augenblicke hatten ſich die an der Colonnade des Louvre und ſonſt aufgeſtellten Gensd'armen entweder zerſtreut oder mit dem Volke vereinigt. Die Nationalgarde ihrerſeits, welche die Zimmer beſetzt hielt, und auf welche man am meiſten rechnen zu können glaubte, ſah mit einigem Mißvergnügen die Edelleute in ihren Reihen, weil ſie ihnen nicht recht traute. Die Königin redete ihnen zu. „Grenadiere, rief ſie und zeigte auf die Edelleute, dis ſind Eure Waffengefährten, die an Eurer Seite ſterben wollen.“ Demohngeachtet, trotz dieſes auſcheinenden Muthes, herrſchte Verzweiflung in ihrer Seele. Dieſe Muſterung hatte Alles verdorben, und ſie klagte, der König habe nicht die hinreichende Energie bewieſen. Dieſer unglückliche Fürſt, ich wiederhole es, fürchtete durchaus nichts für ſich; er hatte ſelbſt die Bruſtbedeckung, welche er am 14. Juli trug, mit den Worten zurückgewieſen: an einem Schlachttage müſſe er ſo entblößt wie der letzte ſeiner Diener gehn. Er war daher nichts weniger als feig, anch zeigte er ſpäter einen edlen und erhabenen Muth, allein es fehlte ihm die Kühnheit des Angreifers und die wahre Conſequenz; ſo ſcheute er zum Beiſpiel das Blutvergießen nicht, als er zu dem Einrücken der Fremden ſeine Zuſtimmung gab. Gewiß iſt es, wie man es auch oft behauptet hat, daß, wenn er ſich zu Pferde geſetzt und an der Spitze der Seinigen einen Angriff gemacht hätte, der Aufſtand zerſtreut worden wäre.

Als die Mitglieder der Departementsverwaltung die allgemeine Verwirrung im Schloſſe ſahen, und an einem glücklichen Ausgang des Widerſtandes verzweifelten, ſo riethen ſie dem Könige, ſich in die Verſammlung zu begeben. Dieſer Rath, der wie alle, welche den Königen gegeben werden, ohne einen glücklichen Erfolg zu haben, ſo oft getadelt worden iſt, war doch in dieſem Augenblicke der einzig Paſſende. Durch einen ſolchen Rückzug wurde allem Blutvergießen vorgebeugt, und die königliche Familie entging dem Tode, der, wenn das Schloß mit Sturm genommen wurde, faſt unvermeidlich war. Bei dem Stande der Dinge aber konnte der Erfolg eines Sturmes nicht zweifelhaft

ſein, und wäre dis auch der Fall geweſen, ſo war doch dieſer Zweifel ſchon eine hinreichende Urſache, um Alles zu thun, ſich demſelben zu entziehn.

Die Königin widerſetzte ſich mit Lebhaftigkeit dieſem Plane. — „Madame, ſagte Röderer zu ihr, Sie ſetzen das Leben Ihres Gatten und das Ihrer Kinder in Gefahr: bedenken Sie, welche Verantwortlichkeit Sie auf ſich laden.“ — Der Streit wurde ſehr lebhaft; endlich beſchloß der König ſich in die Verſammlung zu begeben, und voll Reſignation ſprach er zu ſeiner Familie und ſeinen Umgebungen: Gehen wir. — „Mein Herr, ſagte die Königin zu Röderer, bürgen Sie für das Leben des Königs und meiner Kinder?“ — Madame, entgegnete der Gemeindeanwalt, ich verſpreche an ihrer Seite zu ſterben, aber nichts weiter!“

Endlich brach man auf, um ſich durch den Garten, die Terraſſe der Feuillants und den Hof der Reitbahn in die Verſammlung zu begeben. Alle Edelleute und Hofdiener ſtürzten dem Könige nach, der hierdurch gefährdet wurde, denn ihre Gegenwart konnte das Volk erbittern und die Verſammlung verſtimmen. Lange bemühte ſich Röderer vergebens ſie zurückzuhalten, er ſtellte ihnen wiederholt auf das Nachdrücklichſte vor, daß ihretwegen der König ermordet werden würde. Endlich gelang es ihm einen großen Theil derſelben zu entfernen und nun machte man ſich auf den Weg. Eine Abtheilung Schweizer und Nationalgarden begleiteten die königliche Familie, und eine Deputation der Verſammlung nahm ſie in ihrer Mitte, um ſie in den Schoos derſelben zu geleiten. In dieſem Augenblicke war der Andrang ſo groß, daß man nicht hindurch konnte. Da hob ein rieſiger Grenadier den Dauphin empor und trug ihn auf dem Kopfe durch die Menge. Bei dieſem Anblicke glaubte die Königin, man nehme ihr ihren Sohn und ſtieß einen Schrei aus; allein man beruhigte ſie, der Grenadier gelangte glücklich an und ſetzte den Kronprinzen auf die Tafel der National-Verſammlung. Endlich traf der König mit ſeiner Familie von zwei Miniſtern begleitet ein. — „Ich komme, ſagte Ludwig XVI., um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich glaube, meine

Herren, daß ich nirgends ſicherer als in Ihrer Mitte ſein kann.“ Vergniaud hatte den Vorſitz; er antwortete, daß der König auf die Feſtigkeit der National-Verſammlung rechnen könne und daß ihre Mitglieder geſchworen hätten, für die Vertheidigung der conſtituirten Gewalten zu ſterben. — Der König ſetzte ſich an die Seite des Präſidenten; allein auf Chabot's Bemerkung, daß ſeine Anweſenheit die Freiheit der Berathungen beeinträchtigen könne, wies man ihm ſeinen Platz in der Loge des Nachſchreibers an, doch riß man das eiſerne Gitter derſelben herunter, damit er, wenn das Volk in die Loge dränge, mit ſeiner Familie ungehindert in den Saal gelangen könne. Der König legte ſelbſt mit Hand an; das Gitter fiel und die Schimpfreden und Drohungen konnten nun deſto ungehinderter in den letzten Zufluchtsort des entthronten Monarchen dringen.

Röderer erſtattet hierauf Bericht von dem Vorgefallenen; er ſchildert die Wuth der Menge und die Gefahr des Schloſſes, in deſſen Höfe bereits die Stürmenden gedrungen waren. Die National-Verſammlung ordnet zwanzig ihrer Mitglieder zur Beruhigung des Volkes ab; ſie machen ſich auf den Weg. Auf einmal hört man Kanonen donnern; Alles geräth in die äußerſte Beſtürzung. — „Ich benachrichtige Sie, ſagte der König, daß ich den Schweizern verboten habe, zu ſchießen.“ Doch abermals donnern die Kanonen, dazu vernimmt man Kleingewehrfeuer; die Beſtürzung erreicht den höchſten Grad, und bald auch kommt die Nachricht, daß die abgeſchickten Deputirten zerſtreut worden ſind. In ſelbigem Augenblicke ſtürmt man gegen die Thüre des Saales mit furchtbaren Schlägen, und Bewaffnete zeigen ſich an dem einen Eingange. — Man dringt ein! ruft ein Munizipaloffizier. Der Präſident bedeckt ſich; viele Deputirte ſpringen von ihren Sitzen auf, um die Stürmenden abzuhalten; endlich läßt der Andrang nach, und unter dem ununterbrochenen Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers rufen die Deputirten: Es lebe die Nation, die Freiheit, die Gleichheit!

Das mörderiſchſte Gefecht hatte ſich im Schloſſe entſponnen. Da der König es verlaſſen hatte, ſo war man natür-

lich der Meinung geweſen, das Volk werde keinen weitern Ingrimm gegen ein verlaſſenes Haus tragen; überdis hatte man auch wegen der großen Verwirrung die nöthigen Anſtalten nicht getroffen und keinen Befehl zu ſeiner Räumung gegeben. Man ließ blos alle die Truppen, welche in den Höfen ſtanden, in das Innere des Schloſſes ein, wo ſie nun im bunten Gedränge mit den Bedienten, Edelleuten und Offizieren die Zimmer füllten. Das Gedränge war aber ſo ungeheuer, daß ſie troß des großen Umfanges des Schloſſes ſich kaum zu rühren vermochten.

Das Volk, welches vielleicht von dem Weggehen des Königs nichts wußte, wartete ziemlich lange vor dem Haupteingange; endlich braucht es Gewalt, ſchlägt das Thor mit Aexten ein und ſtürzt ſich in den königlichen Hof. Hier ſtellt es ſich in Schlachtordnung und richtet die Geſchütze, die man unvorſichtiger Weiſe nach dem Rückzuge der Truppen in dem Hofe zurückgelaſſen hatte, gegen das Schloß. Jedoch greift es noch nicht an, vielmehr macht es den Soldaten, welche an den Fenſtern ſtehen, Freundſchaftszeichen.„ Ueberliefert uns das Schloß, rufen ſie, und wir ſind Freunde!" Die Schweizer legen ihrerſeits auch friedliche Geſinnungen an den Tag und werfen Patronen aus den Fenſtern. Einige der Kühneren des Volkes treten aus der Reihe heraus und dringen bis in den Vorplatz. Am Fuße der großen Treppe hatte man einen Holzblock als Barricade aufgerichtet, hinter welchem ſich Schweizer und Nationalgarden im bunten Gemiſch verſchanzt hatten; allein diejenigen, welche einmal bis hierher gekommen waren, wollten nun auch weiter vordringen und den Schlagbaum aufheben. Nach einem ziemlich langen Streite, welcher gleichwohl noch nicht zu Thätlichkeiten führte, wird endlich der Weg frei gemacht, und die Stürmenden ſtürzen ſich auf die Treppe mit dem wiederholten Rufe, daß man ihnen das Schloß ausliefern ſolle. In dieſem Augenblicke, — ſo verſichert man, — ergriffen Pikenmänner, welche im Hofe geblieben waren, die außen aufgeſtellten Schweizerpoſten mit Haken und ermordeten ſie; ein Flintenſchuß fällt gegen die Fenſter und die hierüber erbitterten Schweizer erwidern das Feuer. In der That donnerte auf einmal eine furchtbare Salve durch das Schloß und die Eingedrungenen flohen ſchreiend über Verrath. Es läßt ſich bei dieſer Verwirrung ſchwer be-

ſtimmen, von welcher Seite der erſte Schuß fiel. Die Stürmenden haben behauptet, friedlich vorgerückt zu ſein, ſobald ſie aber im Schloſſe geweſen wären, habe man plötzlich verrätheriſcher Weiſe auf ſie geſchoſſen; doch iſt dis wenig wahrſcheinlich, denn die Schweizer konnten ihrer Lage nach nicht füglich offenſiv zu Werke gehn. Seit dem Weggange des Königs nicht mehr verpflichtet, ſich zu ſchlagen, durften ſie nur auf ihre Rettung bedacht ſein, und hierzu war Verrath nicht das paſſende Mittel. Ueberdis, wenn denn der erſte Angriff den moraliſchen Charakter dieſer Auftritte beſtimmen ſoll, ſo muß man zugeben, daß der erſte und eigentliche Angriff, das heißt das Eindringen in das Schloß, von den Inſurgenten ausging. Alles Uebrige war nur blos ein unvermeidliches Ereigniß, wofür nur der Zufall verantwortlich gemacht werden kann. Dem ſei nun, wie ihm wolle, diejenigen, welche durch den Vorplatz auf die große Treppe vorgedrungen waren, hören auf einmal das Feuern, und fliehen ſo ſchnell als möglich, erhalten aber noch auf der Treppe ſelbſt einen Hagel von Kugeln. Die Schweizer begeben ſich nun in guter Ordnung die Treppe hinab, und rückten über den Vorplatz in den königlichen Hof vor. Hier bemächtigen ſie ſich einer der dort aufgeſtellten Kanonen, und richten ſie trotz dem daß ſie einem furchtbaren Feuer ausgeſetzt ſind, gegen die Marſeiller, von denen eine große Anzahl niedergeſtreckt wird. Die Marſeiller weichen zurück und verlaſſen unter fortwährendem Feuer den Hof. Da ergreift Schrecken das Volk und von allen Seiten flieht es in die Vorſtädte zurück. Hätten die Schweizer in dieſem Augenblicke ihren Vortheil verfolgt und die im Louvre aufgeſtellten Gensd'armes, anſtatt ihren Poſten zu verlaſſen, die fliehenden Aufrührer angegriffen, ſo wäre der Sieg dem Schloſſe geblieben.

Allein in dieſem Augenblicke, gerade als die Schweizer die Stürmenden zurückgeſchlagen hatten, erſcheint Herr von Hervilly auf dem Vorplatze mit dem Befehle des Königs, nicht zu feuern. Er hält ſie auf und beſiehlt ihnen im Namen des Königs, ihm in die National-Verſammlung zu folgen, und wirklich folgen ihm auch die Schweizer in großer Anzahl mitten unter dem mörderiſcheſten Feuer zu den Feuillants. So verlor das Schloß den größern Theil ſeiner Vertheidiger, je-

doch blieben theils auf der Treppe theils in den Zimmern noch eine Menge unglücklicher Schweizer zurück, die von dem Befehle nichts gehört hatten, und nun aller Widerſtandsmittel beraubt, der ſchrecklichſten Gefahr ausgeſetzt waren.

Die Stürmenden hatten ſich unterdeſſen wieder geſammelt. Die Marſeiller ſo wie die Bretagner ſchämten ſich geflohen zu ſein, ſie ermannten ſich und wagten voll Wuth einen neuen Angriff. Weſtermann, welcher ſpäter ſo großes Talent als Feldherr zeigte, leitete mit Umſicht ihre Bewegungen; ſie dringen voll Ungeſtüm vor, fallen in großer Anzahl, gelangen aber endlich zum Vorplatze, ſtürmen die Treppe hinauf und machen ſich zu Herren des Schloſſes. Der Pöbel, mit Piken bewaffnet, folgt ihnen nach und nun bietet das Schloß nichts als eine allgemeine Mordſcene dar. Vergebens werfen die unglücklichen Schweizer ihre Waffen hinweg und bitten um Gnade; ohne Erbarmen werden ſie niedergemetzelt. Man legt Feuer an, die Hofdiener werden verfolgt; Einige fliehen, die Andern werden niedergemacht. Doch gab es unter der wilden Menge auch großmüthige Sieger. „Gnade den Weibern, rief Einer, entehrt nicht die Nation!“ und rettete ſo die Frauen der Königin, die ſchon auf den Knieen lagen, während die bloßen Säbel über ihnen gezückt waren. Manche der Schlachtopfer zeigten vielen Muth; Andern gelang es ſich durch Schlauheit zu retten; doch bemerkte man auch an dieſen wüthenden Siegern noch Regungen von rechtlichem Gefühl. So wurde das im Schloſſe vorgefundene Gold, ſei es nun mitunter aus Eitelkeit, oder in Folge der Uneigennützigkeit der Begeiſterung, unverſehrt in die National-Verſammlung gebracht. — Dieſe hatte in großer Angſt den Ausgang des Kampfes abgewartet. Endlich um 11 Uhr hört man das Siegesgeſchrei aus tauſend Kehlen erſchallen, und die Thüren weichen dem Andrange der von Wuth und Freude trunkenen Menge. Der Saal wird mit Trümmern des Sieges bedeckt, und man führt gefangene Schweizer herein, denen man der National-Verſammlung zu Ehren das Leben ſchenkt. Unterdeſſen mußten der König und ſeine Familie von der engen Loge eines Zeitungſchreibers aus, den Umſturz ihres Thrones und die Freude der Sieger mit

anſehen. Vergniaud hatte auf einen Augenblick ſeinen Sitz verlaſſen um das Decret der Thron=Entſetzung abzufaſſen; er kommt zurück, und die National=Verſammlung beſtätigt alsbald dieſes berühmte Decret, nach welchem

Ludwig XVI. proviſoriſch der Königswürde entſetzt,
ein Erziehungsplan für den Kronprinzen angeordnet, und
ein Nationalconvent einberufen wurde.

War es denn etwa ein längſt angelegter Plan, die Monarchie zu ſtürzen, da man den König nur einſtweilen entſetzte und auf die Erziehung des Thronerben Bedacht nahm? Aus welcher Beſorgniß griff man dann dieſe alte Macht nicht in ihren Wurzeln an? Was zögerte man, an dieſem alten Stamme Hand anzulegen unter deſſen Schatten Frankreich's Generationen abwechſelnd Glück und Unglück erfahren, unter welchem ſie aber doch immer gelebt hatte?

Indeß, der Ideengang eines Volkes macht ſchnelle Schritte; in kurzer Zeit ſollte auch der letzte Reſt dieſer alten Scheu verſchwinden und das jetzt blos proviſoriſch aufgehobene Königthum bald der völligen Vernichtung anheim fallen. Es ging unter, aber nicht in einem Ludwig XI., Carl IX. oder Ludwig XIV., ſondern in Ludwig XVI., einem der biederſten Fürſten, die je auf einem Throne geſeſſen haben.

Ende des erſten Theils.

Zuſätze
und
Beweisſtellen
zum
erſten Theile. *)

Note 1. zu Seite 34.

„Gern überlaſſe ich mich dem ſüßen Vergnügen, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe erhabene und rührende Feierlichkeit auf mich machte; ich will die nämlichen Worte gebrauchen, welche ich damals, noch ganz voll von den erſten Gefühlen, niederſchrieb.

„Der Adel trug ſchwarze Kleidung, Weſte und Aufſchläge von Goldſtoff, ſeidene Mäntel, Halsbinden von Spitzen, Federhüte à la Henri V., die Geiſtlichkeit Leibröcke, große Mäntel und viereckige Mützen, die Biſchöffe aber waren in ihrer violetten Kleidung und im Chorhemde; der dritte Stand ganz ſchwarz, trug ſeidene Mäntel und battiſtene Halsbinden. Der König befand ſich auf einer reich verzierten Bühne; Monſieur, der Graf von Artois, die Prinzen, die Miniſter, die Großbeamten ſaſſen um den König her; die Königin war dem Könige gegenüber, Madame, die Gräfin von Artois, die Prinzeſſinnen und die Hofdamen, alle im höchſten Putze und mit Steinen bedeckt, bildeten ein prächtiges Gefolge. Die Straßen waren mit den Tapeten der Krone behangen; die franzöſiſche und die Schweizer-Leibwache bildeten eine doppelte Reihe von Notre-Dame bis zur Ludwigskirche; eine unzählige Menge Volkes ſah unſerem

*) Wir geben einen Theil dieſer Zuſätze und Beweisſtellen, einige Abkürzungen abgerechnet, nach der Ueberſetzung des Prof. Dr. Mohl, (Tübingen bei Oſiander 1825.) die Actenſtücke und Erläuterungen aber, womit dieſe fünfte Originalausgabe vermehrt worden iſt, liefern wir, da manche derſelben den deutſchen Leſer weniger berühren und dem Umfange nach zu bedeutend ſind, nur im Auszuge, ohne jedoch etwas Weſentliches dabei zu übergehen.

Zuge in ehrerbietiger Stille zu; die Balcone waren mit koſtbaren Stoffen behangen, die Fenſter mit Zuſchauern jedes Alters und Geſchlechtes, mit ſchönen und reichgeſchmückten Frauen beſetzt: die verſchiedenen Hüte, Federn, Kleidungen; die liebenswürdige Rührung die ſich in jedem Geſichte ausſprach; die Freude, die in jedem Auge glänzte; das Händeklatſchen, die Zeichen der lebhafteſten Theilnahme, die Blicke, welche uns entgegen kamen, und welche uns folgten, als wir ſchon aus dem Geſichte waren — alles dis bildete ein herrliches, hinreißendes Gemälde, welches darzuſtellen ich mir vergebliche Mühe geben würde. In beſtimmten Zwiſchenräumen waren Muſik-Chöre aufgeſtellt, welche ihre melodiſchen Töne erklingen ließen; die militairiſchen Märſche, der Ton der Trommeln und Trompeten, der feierliche Geſang der Prieſter, den man von Zeit zu Zeit ohne Mißklang und Verwirrung vernehmen konnte, belebten dieſen Triumpfzug zum Tempel des Höchſten. — — —

In der Kirche des heil. Ludwigs ſetzten ſich die drei Stände auf Bänke, welche für ſie in dem Schiffe aufgeſtellt waren. Der König und die Königin begaben ſich unter einem Baldachin von violettem Sammt, der mit goldenen Lilien geſtickt war dahin; die Prinzen, Prinzeſſinnen, Großbeamten der Krone und die Palaſtdamen füllten den für das königliche Paar beſtimmten Raum. Die heilige Hoſtie wurde unter dem Klange der ſchönſten Muſik auf den Altar geſetzt. Herr de la Fare, Biſchof von Nancy hielt die Predigt: „Die Religion macht die Stärke der Reiche aus, ſie bildet das Glück der Völker.“ Den folgenden Tag verſammelten ſich die Abgeordneten im Saale des Menus und auch hier war die National-Verſammlung wieder ebenſo Ehrfurcht erregend, das Schauſpiel eben ſo glänzend, als Tags zuvor.“ (Denkwürdigkeiten des Marquis von Ferrière; Th. I. Seite 18. u. f.)

Note 2. zu Seite 42.

Da mit dieſem Rathſchlage gleichſam die Revolution beginnt, ſo iſt es von Intereſſe zu wiſſen, ob auch die Motiven deſſelben ſeine Nothwendigkeit beurkunden. Sieyes ſelbſt ſagt:

„Die Verſammlung der Gemeinen ſieht, daß der Adel, obwohl er anfänglich ſich fügen zu wollen ſchien, doch eine Modification beabſichtigt, welche als eine poſitive Weigerung betrachtet werden muß.... Da ferner die vorhergehenden Berathungen des Adels nur ſehr wenig Hoffnung zu einer Vereinigung geben, und ſonach die Deputirten der Gemeinen wieder in ihre erſte Stellung zurückgetreten ſind, ſo darf der dritte Stand nicht länger müſſig auf die privilegirten Klaſſen warten, ohne die Vorwürfe der Nation auf ſich zu laden, welche jedenfalls von ihren Stellvertretern eine beſſere Benutzung der Zeit verlangen kann ... Die Repräſentanten der Nation, zu welchem Stande ſie auch gehören mögen, müſſen ſich unvorzüglich in eine active National-Verſammlung conſtituiren, welche den Zweck ihrer Sendung in's Auge faßt und zu erfüllen ſucht. ... Die hundertfachen Verſuche aber, die privilegirten Klaſſen zu den wahren Principien zurückzuführen, ſind ganz vergebens geweſen ... So haben

ben ſie auch troß der wiederholten Aufforderungen der ſo nothwendigen Prüfung der Vollmachten ihre Zuſtimmung nicht gegeben ... demohngeachtet, damit die Verſammlung nichts unterlaſſe, was eine Vereinigung herbeiführen könne, ſoll eine nochmalige Aufforderung an die beiden Stände ergehn ...“

Note 3. zu Seite 57.

Hierüber ſprach Lally = Tolendal am 15. Juni 1789 in der Kammer des Adels:

„Man hat mehrern Mitgliedern der National=Verſammlung die bitterſten Vorwürfe gemacht, als ſie mit eben ſo viel Schmerz als Mäßigung ſich einige Zweifel über unſre ſogenannte Conſtitution erlaubten ... Wir haben aber ſicher noch kein Geſetz, welches die Generalſtaaten als einen weſentlichen Theil der Souverainität feſtſtelle, denn wir verlangen erſt ein ſolches, und bis jetzt konnte ihnen ein Befehl des Staatsraths die Berathungen unterſagen und ein Parlamentsbeſchluß ihre Erlaſſe caſſiren ... Wir haben kein Geſetz über die periodiſche Wiederkehr dieſer Generalſtaaten, denn wir verlangen ein ſolches, und ſeit 75 Jahren ſind ſie nicht einberufen worden ... Wir haben kein Geſetz, welches unſre perſönliche Freiheit gegen Willkühr ſicher ſtelle, denn wir verlangen ein ſolches, und den Beweis dazu liefert die Geſchichte auf allen Seiten, ... man denke an die Geheimbriefe, an die Baſtille ... Wir haben keine Preßfreiheit, wir verlangen ſie erſt, und bisher waren wir nur die Sclaven der einzelnen Großen, und was noch ſchlimmer iſt, Sclaven der Stände und Innungen. ... Man befragte uns nicht wegen der Steuern, in den letzten zwei Jahrhunderten haben wir mehr als 400 Millionen bezahlt, ohne eine Einzige derſelben bewilligt zu haben ... Die Miniſter waren nicht verantwortlich und haben nach Willkühr auf das Schrecklichſte gehauſ't ... Kurz, wir haben kein allgemeines, poſitives, geſchriebenes Geſetz, keine feſten Principien, keine Charte, welche alle Rechte und Gewalten feſtſtelle. ... Wir haben auch nicht das Geringſte, was einer Conſtitution ähnlich ſehe. ...“

Note 4. zu Seite 58.

Aus dem Berichte, welchen Clermont = Tonnerre am 27. Juli 1789 in der National=Verſammlung über die in den Vollmachten ausgeſprochenen Grundſätze und Wünſche abſtattete, ergiebt ſich, daß ſämmtliche Vollmachten folgende Principien aufgeſtellt hatten: 1) Die franzöſiſche Regierung iſt eine monarchiſche Regierung. 2) Die Perſon des Königs iſt heilig und unverletzlich. 3) Die Krone iſt erblich im Mannsſtamme. 4) Der König iſt der Verwahrer der vollſtreckenden Gewalt. 5) Die Diener der Gewalt ſind verantwortlich. 6) Die Geſetze bedürfen der königlichen Sanction. 7) Die Nation verfaßt das Geſetz und der König ſanctionirt es. 8) Die Anleihen und Abgaben bedürfen der Bewilligung der Nation. 9) Die Abgaben können nur von einer Einberufung der Generalſtaaten bis zu der andern bewilligt werden. 10) Das Eigenthum muß heilig ſein. 11) Die perſönliche Freiheit desgl.

Note 5. zu Seite 106.

Man wird in der Mitte des erſten Bandes, bei der Eröffnung der Geſchäfte der geſetzgebenden National-Verſammlung, ein Urtheil über die der Verfaſſung von 1791 zugeſchriebenen Fehler finden, das uns richtig erſcheint. Es bleibt uns nur übrig ein Wort über den Plan zu ſagen, die engliſche Verfaſſung in Frankreich einzuführen. Dieſe Regierungsform iſt ein Vergleich zwiſchen den drei Intereſſen, welche die Staaten der neueren Zeit ſpalten, dem Königthum, der Ariſtokratie, und der Volksherrſchaft. Ein ſolcher Vergleich iſt aber nur nach einer vorgängigen Erſchöpfung der Kräfte möglich, das heißt, nach dem Kampfe, das heißt nach einer Umwälzung. Auch in England iſt ſie erſt nach einem langen Kampfe, nach einer Volksherrſchaft, und nach einer Gewaltanmaßung von einem Einzelnen eingeführt worden. Dieſen Vergleich vor dem Kampfe ſchlieſſen wollen, heißt Frieden vor dem Kriege machen wollen. Die engliſche Verfaſſung war ſomit in Frankreich erſt nach der Revolution möglich. Der Krieg, das heißt die Staatsumwälzung mußte erſt vor ſich gehen.

Note 6. zu Seite 108.

Wir ſind weit entfernt, Mounier's Eigenwillen zu tadeln, denn nichts iſt achtungswerther als die Ueberzeugung, allein die Thatſache iſt merkwürdig genug, um ſie zu beweiſen. Folgendes iſt ein Auszug aus ſeinem Berichte an ſeine Committenten.

„Mehrere Abgeordnete gaben ſich Mühe, von mir die Aufopferung dieſes Grundſatzes (der königlichen Genehmigung) zu erlangen, ſie führten mich zu einem eifrigen Anhänger der Freiheit, welcher eine Verbindung zwiſchen ihnen und mir wünſchte, damit die Freiheit weniger Hinderniſſe finde, und der bei den Verhandlungen gegenwärtig ſein, aber nicht ſelbſt Antheil daran nehmen wollte; um einen Verſuch zu machen, ſie von der Richtigkeit meiner Anſicht zu überzeugen, oder mir ihre Meinung einleuchtend zu machen, nahm ich die Zuſammenkunft an. Man ſprach viel und ſtark gegen die angeblichen Nachtheile, die es habe, wenn der König einen Geſetzes-Vorſchlag unbedingt verwerfen könne, und man verſicherte mich, daß ein Bürgerkrieg daraus entſtehen werde, wenn die Verſammlung ein ſolches Recht bewilligen würde. Dieſe Zuſammenkünfte wurden zweimal erneut, hatten aber keinen Erfolg; ſie wurden noch einmal bei einem wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner Tugenden berühmten Amerikaner erneut, der ſowohl der Lehre als der Erfahrung nach die für die Erhaltung der Freiheit tauglichſten Einrichtungen kannte. Dieſer Mann ſprach ſich günſtig für meine Grundſätze aus. Als meine Gegner ſich davon überzeugt hatten, daß alle ihre Bemühungen umſonſt ſeien, um mich zur Aufgebung meiner Grundſätze zu bewegen, ſo erklärten ſie endlich, daß ſie wenig Gewicht auf die königliche Beſtätigung legen, obgleich ſie wenige Tage zuvor ſie als eine Urſache zu einem Bürgerkriege dargeſtellt hatten; ſie boten ſich an, für das unbeſchränkte Beſtätigungsrecht des Königs ſo wie für zwei Kammern zu ſtimmen; allein unter der Bedingung, daß ich nicht das Recht des Königs, die Kammer

der Volksvertreter aufzulöſen behaupten würde; daß ich für die erſte Kammer nur ein aufſchiebendes Veto in Anſpruch nähme, daß ich mich einem Grundgeſetze nicht widerſetze, welchen der National-Convent zur Durchſicht und Abänderung der Verfaſſung entweder auf beſtimmte Zeiten, oder auf Verlangen der volksvertretenden National-Verſammlung, oder der Provinzen verordnen würde. Unter ſolchen National-Conventen verſtanden ſie Verſammlungen, welche alle Rechte des Volkes haben, alle Staatsgewalt in ſich vereinigen, und folglich durch ihr Vorhandenſein ſchon die Gewalt des Königs und der gewöhnlichen geſetzgebenden Verſammlung aufheben ſollten, die nach freier Willkühr aber, über alle Arten von Autorität verfügen, nach ihrem Willen die Verfaſſung umſtürzen, und die Zwingherrſchaft, oder die Anarchie einführen könnten. Ich aber bezeugte mein Erſtaunen darüber, daß man mich zu einem Vergleiche über das öffentliche Beſte zu bewegen verſuchen könne, wie, wenn wir die unbeſchränkten Herren darüber geweſen wären; ich bemerkte, daß es ſchwer ſein würde, würdige Mitglieder in die erſte Wahlkammer zu bekommen, wenn ihr Veto nur aufſchiebend ſein ſollte, weil dann jeder Bürger vorziehen würde, Mitglied der zweiten Kammer zu werden; und daß doch die Kammer, welche über die Staatsverbrechen zu richten habe, eine große Würde beſitzen müſſe, ihre Rechte alſo nicht kleiner ſein dürften als die der zweiten Kammer.

Zur nähern Erläuterung der Seite 114 über Mirabeau's Stellung zu den Parteien überhaupt und zu dem Herzog von Orléans insbeſondere, noch Folgendes:

Das Genauere über das Betragen Mirabeau's gegen die verſchiedenen Parteien iſt noch nicht bekannt, allein es wird es bald werden. Wir haben von denen, welche es bekannt machen werden, beſtimmte Mittheilungen erhalten; wir haben mehrere wichtige Aktenſtücke geſehen, namentlich ſeinen geheimen Vertrag mit dem Hofe, der in der Form eines politiſchen Glaubensbekenntniſſes abgefaßt iſt. Wir haben aber nicht die Erlaubniß, eines dieſer Aktenſtücke oder die Namen ihrer Beſitzer anzuführen; wir können jetzt nur Behauptungen aufſtellen, die aber in der Folge auf das vollſtändigſte bewieſen werden, wenn alles bekannt gemacht ſein wird. Das kann ich mit Aufrichtigkeit verſichern, daß Mirabeau nie an den angeblichen Verſchwörungen des Herzogs von Orléans Theil nahm. Mirabeau kam mit dem einzigen Plane nach Paris, die unbeſchränkte Macht, unter der er gelitten hatte, zu bekämpfen, weil ſeine Vernunft und ſeine Gefühle ſie ihm als gleich haſſenswerth darſtellten. Bei ſeiner Ankunft in Paris beſuchte er einen damals bekannten Banquier, einen ausgezeichneten Mann, ſehr häufig. Bei demſelben unterhielt man ſich viel von Staatskunſt und Staatswirthſchaft. Er erwarb ſich hier viele Kenntniſſe über dieſe Gegenſtände, und verband ſich mit der ſogenannten verbannten Genfer Colonie, deren Haupt der nachmalige Finanzminiſter Clavière war. Er ging jedoch keine innige Freundſchaft mit irgend Jemand ein. Er hatte in ſeinem Betragen viel

Vertraulichkeit, was von dem Gefühle ſeiner Ueberlegenheit herkam, das er oft bis zur Unvorſichtigkeit blicken ließ. Mit dieſer Vertraulichkeit näherte er ſich Jedem, und ſchien ſo mit Jedem enger verbunden. Daher kam es, daß man ihn oft für den Freund und Mitſchuldigen von Manchem anſah, mit dem er auch nicht das mindeſte gemeinſchaftlich hatte. Wir haben behauptet, und wiederholen es hier: er war ohne Partei. Die Ariſtokratie konnte nicht an ihn denken, Mounier, Necker und die Ihrigen verſtanden ihn nicht; nur der Herzog von Orléans, ſchien es, könne gemeinſame Sache mit ihm machen. Man hat es geglaubt, weil Mirabeau ſehr vertraulich mit ihm umging, weil Beide einen großen Ehrgeiz hatten, der Herzog den eines Prinzen, Mirabeau den des Volksredners, und ſie ſomit einen gemeinſchaftlichen Verbindungsgrund zu haben ſchienen. Ebenſo ſchien Mirabeau's Geldverlegenheit, und des Herzogs Reichthum ein weiterer Grund zu ſein. Allein Mirabeau blieb arm bis zu ſeiner Verbindung mit dem Hofe. Damals beobachtete er alle Parteien, bemühte ſich, ihre geheimen Abſichten zu erfahren, allein er fühlte ſeine Wichtigkeit zu lebhaft, um ſich mit einer derſelben beſtimmt einzulaſſen. Ein einziges Mal fing er eine Unterhandlung mit einem vermuthlichen Beauftragten des Herzogs von Orléans an. Er wurde von demſelben zum Eſſen gebeten, allein das Tiſchgeſpräch war höchſt unbedeutend und die Einladung blieb ohne allen Erfolg.

Note 8. zu Seite 120.

Der Bericht des Grafen d'Eſtaing an die Königin iſt ein merkwürdiges Aktenſtück, das wegen der Ereigniſſe des 5. und 6. Oktobers alle Berückſichtigung verdient. Dieſer wackere Seemann, voll Treue und Unabhängigkeit, hatte die Gewohnheit, ſeinem geliebten Fürſten ſo wie der Königin alle ſeine Gedanken frei zu ſagen.

„Meine Pflicht und meine Treue fordern von mir, daß ich der Königin die Rechenſchaft von einer Reiſe nach Paris zu Füßen lege. Ich muß Eurer Majeſtät geſtehen, daß ich die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen habe. Man hat mich in der guten Geſellſchaft verſichert, (und, gerechter Himmel, was ſoll daraus werden, wenn ſich dis erſt unter das Volk verbreitet,) daß man unter dem Adel und der Geiſtlichkeit Unterſchriften ſammelt. Die einen verſichern, es geſchehe mit Willen des Königs, andere glauben, er wiſſe nichts davon. Man verſichert, ein Plan ſei gemacht; der König werde durch die Champagne oder über Verdun fliehen oder entführt werden; er werde nach Metz gehen. Herr von Bouillé wird genannt, und von wem? von Herrn von Lafayette, der es mir bei Herrn Jauge ganz leiſe ins Ohr geſagt hat. Ich zitterte, es möchte es ein Bedienter hören; ich bemerkte ihm, daß ein Wort aus ſeinem Munde ein Signal zu Mord ſein würde. Dieſer Lafayette iſt ſeiner Sache ganz ſicher und bleibt kalt: er antwortete mir, in Metz würden die Vaterlandsfreunde eben ſo die Oberhand haben, als ſonſt wo; und daß es beſſer ſei, wenn Einer ſtatt Aller ſterbe.

Herr von Breteuil, der mit ſeiner Abreiſe zögert, leitet den Plan. Man ſtapelt Geld auf, und verſpricht anderthalb Millionen.

monatlich. Auch Graf Mercy wird unglücklicher Weiſe als Mithandelnder genannt. Dis ſagt man; wenn es ſich erſt unter das Volk verbreitet, ſo kann Niemand die Folgen berechnen; noch ſagt man es ſich nur ins Ohr. Vernünftige Leute ſchienen mir im tödtlichſten Schrecken über die Folgen; ich war beim ſpaniſchen Botſchafter, und will der Königin nicht verhehlen, daß ſich meine Furcht hier verdoppelte. Herr Fernand-Nunès hat mit mir über dieſe falſchen Gerüchte geſprochen, über den Widerwillen, den man haben müſſe, einen ſo unwahrſcheinlichen Plan als wahr vorauszuſetzen, der den ſchimpflichſten und unſeligſten Bürgerkrieg nach ſich ziehen müßte, der eine Trennung oder einen gänzlichen Umſturz der Monarchie veranlaſſen, dieſelbe der Wuth der Eingebornen, dem Ehrgeize der Fremden überliefern, und das unvermeidliche Unglück der Perſonen machen würde, die Frankreich am theuerſten ſind. Nachdem wir von dem flüchtigen, verfolgten, von Allen verlaſſenen Hofe, von dem dann unvermeidlichen und ſchrecklichen Staatsbanquerott geſprochen hatten, ſo rief ich aus, daß es doch wenigſtens kein anderes Unglück geben werde, als das, welches dieſe falſchen Gerüchte verurſachen würden, wenn es ſich verbreiten ſollte, da es ja doch ohne allen Grund ſei. Bei dieſen letzten Worten ſchlug der ſpaniſche Botſchafter die Augen nieder. Ich drang in ihn; endlich geſtand er mir, daß ein bedeutender und glaubwürdiger Mann ihn verſichert habe, daß man ihm den Vorſchlag gemacht habe, eine Verbindung zu unterzeichnen. Er wollte mir den Mann durchaus nicht nennen, allein zum Glücke verlangte er, entweder aus Unachtſamkeit, oder aus Liebe zur öffentlichen Sache, mein Ehrenwort, das ich hätte halten müſſen, nicht. Ich habe nicht verſprochen, Niemand etwas davon zu ſagen. Dieſer Umſtand erweckte in mir die größte Furcht, die ich je gekannt habe. Allein nicht für mich fürchte ich. Ich bitte die Königin, in ihrer Weisheit zu überlegen, was ein falſcher Schritt für Folgen haben würde; der erſte koſtet ſchon genug. Ich habe das gute Herz der Königin dem Looſe einiger Schlachtopfer Thränen weihen ſehen; nun wären es Ströme unnütz vergoſſenen Blutes, die man zu bedauern hätte. Eine bloße Unentſchloſſenheit kann unheilbares Uebel nach ſich ziehen. Nur dadurch, daß man dem Strome entgegen geht, daß man ihm ſchmeichelt, kann man ihm zum Theile eine andere Richtung geben. Nichts iſt verloren. Die Königin kann dem Könige ſein Königreich erobern. Die Natur hat ſie mit den Mitteln dazu reichlich ausgerüſtet; ſie allein ſind möglich. Sie kann ihre erhabene Mutter nachahmen: wo nicht, ſo ſchweige ich. — Ich bitte Eure Majeſtät mir dieſe Woche Gehör zu verwilligen."

Note 9. zu Seite 131.

Daß ſich Lafayette niederlegte, hat man vor Allem getadelt; ſein Schlummer iſt der Gegenſtand der häufigſten und bitterſten Vorwürfe geworden. Lafayette blieb die ganze Nacht bis Morgens fünf Uhr auf dem Platze, vertheilte Streifwachen und ſorgte für die Ruhe und Sicherheit; und was ſehr für ſeine Anſtalten ſpricht, iſt, daß nicht ein einziger der ihm zur Bewachung übertragenen Poſten angegriffen

wurde. Alles ſchien ruhig, und nun that er, was Jedermann in ſeiner Stelle gethan hätte; er warf ſich auf ein Bette, um wieder Kräfte zu ſammeln, denn ſeit 24 Stunden rang er ununterbrochen mit dem Volke. Sein Schlaf dauerte keine halbe Stunde; er eilte auf den erſten Lärmen herbei, und kam noch frühzeitig genug, um den Gardes-du-Corps das Leben zu retten. Was kann man ihm vorwerfen? Nicht im erſten Augenblicke gegenwärtig geweſen zu ſein? allein das konnte auch auf hundert andere Arten der Fall ſein; die Ertheilung eines Befehles, die Unterſuchung eines Poſtens konnten ihn eben ſo leicht eine halbe Stunde lang vom Orte des erſten Angriffes entfernen; und ſeine Abweſenheit im erſten Augenblicke des Angriffes war der unvermeidlichſte Zufall. Allein er kam noch zeitig genug an, um beinahe alle Schlachtopfer, das Schloß und die königliche Familie ſelbſt zu retten; er ſetzte ſich hochherzig den größten Gefahren aus; dis kann Niemand läugnen, und dis zog ihm auch zu jener Zeit allgemeinen Dank zu; es war unter allen, die er damals gerettet hatte, nur Eine Stimme hierüber.

Note 10. zu Seite 136.

Wir haben ſchon auseinander geſetzt, worin die unbedeutenden Verhältniſſe Mirabeau's zum Herzoge von Orléans beſtanden. Folgendes iſt der wahre Sinn ſeines berüchtigten Ausrufes: „Der H... A... verdient die Mühe gar nicht, die man ſich ſeinetwegen giebt.“ Der von Lafayette gegen den Herzog ausgeübte Zwang war der Volkspartei mißfällig, beſonders aber waren die Freunde deſſelben aufgebracht. Dieſe faßten den Plan, Mirabeau gegen Lafayette aufreizen zu wollen, indem ſie die Eiferſucht des Redners auf den General benutzten. Lauzun, einer der Freunde des Herzogs, kam eines Tages zu Mirabeau, und ſuchte ihn zu überreden am folgenden Morgen ſchon das Wort zu ergreifen. Mirabeau, der gefällig war, wollte ſich ſchon bewegen laſſen, als ſeine Freunde, die mehr als er ſelbſt für ſeinen Ruf ſorgten, ihn beſchworen, es nicht zu thun; und es wurde endlich auch beſchloſſen, daß er nicht ſprechen würde. Des andern Morgens, bei Eröffnung der Sitzung, vernahm man die Abreiſe des Herzogs; und Mirabeau, der ihm ſeiner Nachgiebigkeit gegen Lafayette wegen gram war, und der ſich an die vielen unnöthigen Bemühungen der Freunde deſſelben erinnerte, rief nun die oben angeführten Worte.

Note 11. zu Seite 138.

Mirabeau war, wie alle außerordentlichen Menſchen in einzelnen Punkten ſehr kleinlich, dieſes aber ſeiner übrigen Größe unbeſchadet. Er hatte eine lebhafte Einbildungskraft, die man mit Hoffnungen beſchäftigen mußte. Es war unmöglich, ihm ein Miniſterium zu geben, ohne ſeinen ganzen Einfluß zu zerſtören, und ſomit ihn ſelbſt zu Grunde zu richten, ſo wie die Hilfe, die man von ihm erwartete, zu vereiteln. Daher die Unterhändler zwiſchen ihm und dem Hofe riethen, ihm wenigſtens die Hoffnung zu einem Miniſterium zu laſſen. Uebrigens wurden die perſönlichen Angelegenheiten

Mirabeau's nie ausdrücklich in den Unterhandlungen erwähnt; man ſprach nie weder von Geld, noch von Gunſtbezeugungen, und es war ſchwer, Mirabeau beizubringen, was man ihm zu verſtehen geben wollte. Man gab endlich dem Könige ein ſehr ſchlaues Mittel an. Mirabeau hatte einen ſo ſchlechten Ruf, daß nur wenige neben ihm hätten dienen wollen. Der König fragte daher Herrn von Liancourt, ſeinen perſönlichen Freund, ob er ihm zu Liebe ein Miniſterium in Gemeinſchaft mit Mirabeau annähme. Herr von Liancourt, dem Könige ſehr ergeben, antwortete, daß er alles thun werde, wodurch ihm ein Dienſt geleiſtet werde. Dieſe Frage des Königs wurde Mirabeau bald hinterbracht, und machte ihm große Freude, und er zweifelte nicht mehr, daß er, ſobald es die Umſtände geſtatteten, zum Miniſter ernannt werden würde.

Note 12. zu Seite 145.

Man wird mit Intereſſe die Schilderung Ferrière's von dem Betragen ſeiner eignen Partei leſen:

„Es waren in der Verſammlung nur ungefähr dreihundert wirklich rechtliche Männer, die jedem Parteigeiſte, jedem Club fremd waren, das Gute um deſſen ſelbſt willen, und unabhängig von Standes- oder Rang-Vortheil wollten, und ſomit immer den Antrag unterſtützten, der ihnen der nützlichſte und gerechteſte erſchien, ohne Rückſicht darauf, von wem er herrühre. Dieſes waren Männer, welche des ehrenwerthen Amtes würdig waren, zu dem ſie berufen waren; ſie haben die wenigen guten Geſetze gemacht, die von der verfaſſunggebenden Verſammlung ausgegangen ſind; ſie ſind es, die Alles Uebel verhindert haben, welches dieſelbe nicht beging. Indem ſie immer das annahmen, was gut war, das abwieſen, was ihnen ſchlecht vorkam, haben ſie oft den Ausſchlag gegeben, wo ſonſt der Parteigeiſt ſein Spiel getrieben hätte.“

„Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen des unklugen Betragens des Adels und der Biſchöfe zu erwähnen. Da ſie nur dahin trachteten, die Verſammlung aufzulöſen, und das Beginnen derſelben verhaßt zu machen, ſo waren ſie weit entfernt ſich ſchlechten Decreten zu widerſetzen, ſondern waren in dieſem Punkte von einer unbegreiflichen Unbekümmertheit. Sie verließen den Saal, wenn der Präſident die Fragen zur Abſtimmung ſtellte, und riefen die Abgeordneten von ihrer Partei auf, ihnen zu folgen; oder wenn ſie blieben, ſo riefen ſie ihnen zu, ſich nicht in die Berathung zu miſchen. Die Clubiſten waren ſomit die Herren der Verſammlung, und beſchloſſen, was ſie wollten. Der Adel und die Biſchöfe, in der feſten Ueberzeugung, daß die neue Ordnung der Dinge nicht beſtehen würde, trieben die Verſammlung mit einer Art Ungeduld vorwärts, in der Hoffnung, die Neuerungen dadurch zum Umſturze zu bringen. Mit dieſem tollen Betragen verbanden ſie eine Vernachläſſigung, welche für die Verrſammlung, und für die Zuſchauer beleidigend war. Sie hörten nicht zu, lachten, ſprachen laut, und beſtärkten ſo das Volk in der ſchlechten Meinung, welche es ohnedis von ihnen hatte; und ſtatt ſich zu bemühen, ſein Zutrauen und

ſeine Achtung ſich wieder zu erwerben, gaben ſie ſich alle Mühe, ſich deſſen Haß und Verachtung aufzuladen. Dieſes unkluge Betragen kam daher, weil die Biſchöfe und der Adel ſich nicht davon überzeugen wollten, daß die Revolution ſchon längſt in der Meinung und dem Wunſche aller Franzoſen vollendet ſei. Sie wähnten mit ſolchen Dämmen einen Strom abzuwehren, der alle Tage ſtärker anſchwoll. Sie ſtauten nur die Gewäſſer deſſelben auf, damit dieſe deſto mehr Verwüſtung anrichteten, indem ſie mit Eigenſinn bei dem alten Zuſtande verharrten, der Grundlage aller ihrer Handlungen und Widerſprüche, von dem aber Niemand mehr hören wollte. Durch dieſen ungeſchickten Widerſtand zwangen ſie ſelbſt die Anhänger der Staatsveränderung, ihre Plane weiter auszudehnen, als dieſe anfänglich im Sinne gehabt hatten; und dann klagten ſie über Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Sie ſprachen von dem Alter und der Alt-Herkömmlichkeit ihrer Rechte zu Menſchen, welche die Grundlagen aller Rechte untergraben hatten. (Ferrières Th. II. Seite 122.)

Note 13. zu Seite 146.

Die Zurückberufung der Leibwache gab Anlaß zu einer Anekdote, welche ſo bezeichnend iſt, daß ſie hier angeführt zu werden verdient. Die Königin beklagte ſich gegen Lafayette, daß der König nicht frei ſei, und als Beweis hiervon führte ſie an, daß der Dienſt im Schloſſe von der National-Garde und nicht von der Leibwache verſehen werde. Lafayette fragte ſie ſogleich, ob ſie die Zurückberufung dieſer Letzteren gerne ſehen würde. Die Königin zögerte anfänglich zu antworten, allein ſie konnte doch das Anerbieten des Generals nicht wohl von der Hand weiſen. Er begab ſich ſogleich zum Stadtrathe, und bewog dieſen, den König amtlich zu bitten, er möge ſeine Leibwache zu ſich nehmen, und ſich anzuerbieten, den Dienſt im Schloſſe gemeinſchaftlich mit dieſer zu verſehen. Der König und die Königin ſahen dieſen Antrag gerne, allein man machte ſie auf die Folgen deſſelben aufmerkſam, und diejenigen, welche wollten, daß der König unfrei erſcheine, bewogen ſie zu einer abſchläglichen Antwort. Für dieſe einen hinreichenden Grund aufzufinden, war nun freilich ſchwierig, und die Königin, der man oft noch ſchwierigere Aufträge gab, wurde angewieſen, Lafayette zu erklären, daß man den Antrag des Stadtrathes nicht annehmen könne; als Grund gab ſie an, daß man die Leibwache nicht dem Tode ausſetzen wolle. Allein Lafayette hatte ſo eben einem begegnet, der im Palais-Royal in ſeiner Dienſtkleidung ſpazieren ging. Er erzählte dis der Königin, die noch mehr in Verlegenheit dadurch gerieth, allein deſſenungeachtet auf der Weigerung beharrte.

Note 14. zu Seite 147.

Die Rede Monſieur's auf dem Stadthauſe enthält folgende merkwürdige Stelle:

„Was meine perſönlichen Meinungen betrifft, ſo kann ich darüber mit Vertrauen zu meinen Mitbürgern ſprechen. Seit dem

Tage, an dem ich mich in der zweiten Verſammlung der Notabeln über die Hauptfrage ausſprach, welche damals die Anſichten theilte, habe ich immer geglaubt, daß eine große Veränderung der Dinge nahe; daß der König ſich durch ſeine Abſichten, ſeine Tugenden und ſeine hohe Stellung an ihre Spitze ſtellen müſſe, da ſie dem Volke nicht nützlich ſein könnte, ohne es auch für den Fürſten zu werden; daß die königliche Gewalt die Schutzmauer der National-Freiheit, dieſe aber die Grundlage der königlichen Gewalt ſein müſſe. Man kann nicht eine Handlung, nicht eine Rede von mir anführen, welche dieſen Grundſätzen widerſpräche, welche zeigte, daß nicht unter allen Umſtänden das Wohl des Königs und des Volkes der einzige Gegenſtand meiner Gedanken geweſen ſei; bis jetzt habe ich das Recht, Vertrauen in mein Wort zu verlangen; ich habe meine Geſinnungen und Grundſätze nie geändert, und werde ſie nie ändern."

Note 15. zu Seite 149.

Dieſe Rede des Königs war vortrefflich und die darin herrſchende Sprache beurkundete hinreichend, daß er nur ſeinem eignen Gefühle gemäß ſprach. Er erklärte der Wahrheit gemäß, daß er ſchon früher aus eigner Bewegung alle Arten von Verbeſſerungen einzuführen getrachtet habe, und daß er vollkommen die unumgängliche Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge einſehe. Er wünſchte, daß die Achtung vor den Prieſtern ſich nicht mehr verringere, und ſprach zugleich die Hoffnung aus, daß die Prieſter ſelbſt dazu beitragen würden. „Allerdings müſſen diejenigen, welche ihre pecuniären Privilegien verloren haben und nicht mehr wie früher einen eignen Stand im Staate bilden ſollen, Opfer darbringen, deren ganze Härte ich einſehe; allein, ich bin zu überzeugt, ſie werden viel Edelmuth beſitzen, um nicht in den Vortheilen, welche die Geſellſchaft davon zieht, hinreichenden Erſatz zu finden." Schlüßlich verſprach er die conſtitutionelle Freiheit aufrecht zu erhalten. „Ich werde ſie immer vertheidigen, und werde im Einverſtändniß mit meiner gleichgeſinnten Gemahlin, zur rechten Zeit den Geiſt und das Herz meines Sohnes für Frankreich's neues Geſchick erziehen." ...

Note 16. zu Seite 156.

Folgender Auszug aus Froment's Denkwürdigkeiten wird den beſten Begriff von den Ausgewanderten und ihren verſchiedenen Parteien geben.

„Ich begab mich im Januar 1790 heimlich nach Turin zu den franzöſiſchen Prinzen um ihre Billigung und Unterſtützung mir zu erbitten. In einer Berathung, welche wegen meiner Ankunft gehalten wurde, ſtellte ich ihnen vor, daß, wenn ſie die Anhänger des Altars und des Thrones bewaffnen, und die Intereſſen der Religion und des Königthums vereinigen wollten, es leicht ſein werde beide zu retten. Obgleich eifrig dem Glauben meiner Väter ergeben, ſo waren es doch nicht die Nicht-Katholiken, gegen die ich zu Felde ziehen wollte, ſondern die erklärten Feinde des Katholicismus und des Königthums, die, welche laut erklärten, daß man ſchon zu lange

von Jeſus und den Bourbonen ſpreche, die, welche den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Prieſters erwürgen wollten.

„Meine Abſicht ging lediglich dahin, eine Partei zu ſchaffen, und ihr, ſo viel an mir wäre, Feſtigkeit und Ausdehnung zu geben. Da der wahre Beweisgrund der Revolution die Gewalt war, ſo meinte ich, daß die wahre Antwort ebenfalls nur Gewalt ſei: damals, wie jetzt noch, war ich überzeugt, daß eine ſtarke Leidenſchaft nur durch eine noch ſtärkere erſtickt werden könne, und daß daher durch religiöſen Eifer die Narrheit der Freiheit erſtickt werden müſſe. Die Wunder, welche die Religion ſpäter in der Vendée und in Spanien hervorbrachte, beweiſen, daß die Philoſophen und Revolutionäre nie ihr unreligiöſes und ungeſellſchaftliches Syſtem über den größten Theil von Europa verbreitet hätten, wenn die Miniſter Ludwigs XVI. einen dem meinigen ähnlichen Plan gefaßt, oder die Räthe der ausgewanderten Prinzen ihn mit Eifer aufgefaßt und unterſtützt hätten.“

„Allein unglücklicherweiſe dachten und handelten die meiſten Rathgeber des Königs und der Prinzen nur nach philoſophiſchen Grundſätzen, obgleich gerade die Philoſophen und ihre Schüler die Urſache und die Leiter der Umwälzung waren. Sie hätten geglaubt ſich mit Schande und Spott zu bedecken, wenn ſie das Wort Religion nur ausgeſprochen, wenn ſie die mächtigen Mittel angewendet hätten, deren ſich die größten Staatsmänner aller Zeiten mit Erfolg bedient haben. Während die National-Verſammlung ſich bemühte, das Volk zu verleiten, und es durch Abſchaffung der Lehen-Rechte, der Zehnten, der Salzſteuer u. ſ. w. für ſich zu gewinnen, wollten ſie wieder zum Gehorſam und zur Unterwerfung bewegen durch eine Auseinanderſetzung des innern Widerſpruches der neuen Geſetze, durch Schilderungen vom Unglücke des Königs, durch Schriften, welche zu hoch für ſeine Faſſungskraft waren. Durch dergleichen Mittel glaubten ſie in den Herzen aller Franzoſen eine reine und uneigennützige Liebe für den Fürſten zu erwecken; ſie wähnten, daß das Geſchrei der Mißvergnügten die Unternehmungen der Aufrührer aufhalten, und dem Könige die Mittel geben würden, gerade auf den Punkt loszugehen, den zu erreichen er ſich vorgeſetzt habe. Meine Rathſchläge wurden nicht beachtet, ich ging nach Turin, allein ich ſah mit Schmerz, daß die Ausgewanderten in zwei Partheien geſpalten waren, von denen die eine die Contre-Revolution durch die fremden Mächte, die andere aber durch die Königlichgeſinnten im Innern bewerkſtelligen wollte.

„Die erſteren behaupteten, daß die fremden Mächte, gegen die Abtretung einiger Provinzen, den Ausgewanderten ſo zahlreiche Heere ſtellen würden, daß die Aufrührer unterworfen werden könnten; daß man mit der Zeit dieſe Abtretungen leicht wieder erobern werde, und daß der Hof, wenn er gegen keine Körperſchaft im Staate eine Verbindlichkeit einginge, allen Franzoſen leicht Geſetze vorſchreiben könne. — Die Höflinge fürchteten, der Land-Adel und die Königlichgeſinnten aus dem dritten Stande möchten den ſchwankenden Thron wieder ſicher ſtellen. Sie ſahen ein, daß ſie dann nicht mehr die Gnaden- und Gunſtbezeugungen zu vergeben haben würden, und daß

ihr Reich aus ſei, ſobald der Land=Adel mit Aufopferung ſeines Blu=tes die königliche Gewalt wieder hergeſtellt, und dadurch die Wohl=thaten und das Vertrauen des Fürſten erworben haben würde. Die Furcht vor dieſem neuen Stande der Dinge brachte ſie zu dem Ent=ſchluſſe, die Prinzen wo nicht ganz von dem Plane abzubringen, die Königlichen im Innern zu verwenden, doch ihre Blicke haupt=ſächlich auf die europäiſchen Cabinete zu wenden, und ſie zu bewegen, ihre hauptſächlichſte Hoffnung auf dieſe fremde Hilfe zu ſetzen. Zu Folge dieſes Syſtems wendeten ſie heimlich die wirkſamſten Mittel an, um die innern Hilfsmittel zu lähmen, und um die vorgeſchla=genen Entwürfe, von denen mehrere das Königthum hätten wieder=herſtellen können, ſcheiternd zu machen.

„Die andere Parthei dagegen behauptete, daß die fremden Mächte mehreremale die Waffen ergriffen hätten, um den Bourbonen zu ſchaden, namentlich um Ludwig XIV. zu hindern ſeinem Enkel die Krone von Spanien zu verſichern; daß man alſo dieſelben nicht zur Hilfe aufrufen, ſondern im Gegentheile den Eifer der Geiſtlichkeit, des Adels und des Volkes für den König beleben, und ſich beeilen müſſe, dieſen Familien=Streit zu beendigen, damit die Fremden nicht in Verſuchung kämen ſich denſelben zu Nutzen zu machen.

„Dieſe unſelige Trennung unter den Ausgewanderten, und die Jämmerlichkeit, oder der Verrath der Miniſter des Königs ſind es, welchen die Empörer ihren Sieg verdankten. Ja, ich gehe noch weiter, und behaupte, daß nicht die National=Verſammlung die Um=wälzung hervorgebracht hat, ſondern die Umgebungen des Königs und der Prinzen; ich behaupte, daß die Miniſter Ludwigs XVI. ihn ſeinen Feinden überliefert haben; ich behaupte, daß gewiſſe Höflinge, welche Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. umgeben, wahre Markt=ſchreier und politiſche Verſchnittene ſind, und daß ihre Trägheit, ihre Feigheit oder ihr Verrath Schuld an allen den Uebeln iſt, die Frank=reich zu erdulden hatte, und die noch immer die ganze Welt bedro=hen. (Froment, Sammlung verſchiedener ſich auf die Staatsum=wälzung beziehender Schriften. Seite 4. u. f.

Note 17. zu Seite 181.

Hier finde auch eine Beſchreibung der Föderation von Ferriè=res Platz:

„Während der Zeit kamen die Verbündeten von allen Enden des Reichs herbei. Man brachte ſie bei den Einwohnern unter, die ſich eine Freude daraus machten, ihnen Betten, Holz und Alles zu liefern, was den Aufenthalt in der Stadt angenehm machen konnte. Zwölf tauſend Arbeiter waren beſtändig mit Zubereitung des Mars=Feldes beſchäftigt; allein doch ſchritt das Werk nur langſam fort. Man fürchtete, es könne bis zum 14. Juli, dem zur Ceremonie be=ſtimmten Tage, nicht vollendet werden; in dieſer Verlegenheit forder=ten die Stadt=Abtheilungen die guten Bürger im Namen des Vater=landes auf, die Arbeiter zu unterſtützen. Dieſe Einladung ſetzte alles in Bewegung; die Frauen theilen den Jubel und theilen ihn weiter mit; man ſieht Seminariſten, Schüler, Nonnen, alte Kartäuſer

ihre Klöſter verlaſſen und auf das Mars-Feld eilen, die Schaufel auf der Achſel und Fahnen in den Händen, welche patriotiſche Sprüche zieren. Auf dieſem großen Platze ſind alle Stände durch einander gemiſcht, und bilden Einen ungeheuren Werkplatz, deſſen verſchiedene Theile ganz verſchiedene Gruppen darbieten: die ſchaamloſe Buhlerin befindet ſich neben dem keuſchen Weibe; der Kapuziner zieht einen Schiebkarren mit dem Ludwigsritter, der Laſtträger mit dem ſüßen Herrn aus dem Palais-Royal, das ſtarke Fiſchweib ſchiebt den Karren fort, welchen die elegante und mit Krämpfen geplagte Dame füllt; Reiche und Arme, Gutgekleidete und mit Lumpen Bedeckte, Greiſe, Kinder, Schauſpieler, Schweizer-Leibwächter, Kaufmannsdiener arbeiten oder ruhen ſich aus, helfen mit oder ſehen zu, und zeigen dem erſtaunten Auge ein Bild voll Leben und Bewegung; wandernde Schenken, tragbare Buden vermehren den Reiz des ſchönen Schauſpiels; die Geſänge, der Freudenjubel, das Wirbeln der Trommeln, die kriegeriſche Muſik, das Lärmen der Hacken und der Schiebkarren, die Stimmen der ſich aufmunternden und zurufenden Arbeiter — die Seele war erdrückt unter der Laſt dieſer ſüßen Freude, beim Anblick eines ganzen Volkes, das die erſten Gefühle der Bruderliebe wieder belebte. — Mit dem Schlage neun Uhr entwirrt ſich alles; Jeder begiebt ſich an den Ort, wo ſeine Abtheilung ſich ſammelt, und findet hier ſeine Familie, ſeine Bekannten. Die Züge ſetzen ſich unter Trommelſchlag in Bewegung und ziehen von Fackeln begleitet nach Paris zurück, ça ira ſingend, und ſich in Spöttereien gegen die Ariſtokraten ergießend.

„Endlich kommt der 14. Juli, der Tag der Hoffnungen des Einen, und der Furcht des Andern heran. Das Feſt hatte zwar nicht den Charakter eines volksthümlichen und religiöſen zugleich, eine Verbindung, welche dem franzöſiſchen Charakter fremd ſein möchte, allein es bot das Bild einer tauſendmal rührenderen allgemeinen Freude dar. Die Verbündeten, nach den 83 Departements unter eben ſo vielen Fahnen aufgeſtellt, zogen vom Baſtille-Platz ab; die Abgeordneten der Land- und Seemacht, die Pariſer National-Garde, Trommler, Muſikbanden, die Fahnen der Abtheilungen giengen dem Zuge voran, oder folgten ihm.

„Die Verbündeten durchzogen die Straßen St. Martin, St. Denis, St. Honoré, und gelangten über den Cours la Reine zu einer über die Seine geſchlagenen Schiffsbrücke. Auf ihrem Zuge empfingen ſie den Zuruf einer unermeßlichen Menge Volkes, welches die Straßen, die Fenſter, die Kajen bedeckte. Der Regen floß in Strömen, er hielt aber ihren Zug nicht auf; von Regen und Schweiß triefend tanzten ſie Farandolen, und riefen: es leben unſere Brüder die Pariſer! Man ließ aus den Fenſtern Wein, Schinken, Würſte, Früchte herab, und bedeckte das Volk mit Segenswünſchen. Die National-Verſammlung ſchloß ſich auf dem Platze Ludwigs XV. an den Zug an; ſie gieng zwiſchen der Schaar der Alten, und der der jungen Zöglinge des Vaterlandes, um anzuzeigen, daß ſie alle Alter und Intereſſen vereinige.

„Der Weg zum Mars-Felde war mit einer unzähligen Menge bedeckt, welche in die Hände klatſchte und ça ira ſang. Der Kaj

von Chaillot, und die Höhe von Paſſy bot ein großes Amphitheater dar, wo die zierliche Kleidung, die Reitze, die Schönheit der Frauen das Auge bezauberten, und nicht einmal die Einräumung eines Vorzuges geſtatteten. Der Regen fiel immer fort. Niemand ſchien es zu bemerken: die franzöſiſche Heiterkeit ſiegte über das ſchlechte Wetter, die ſchlechten Wege und die weite Entfernung.

Lafayette, auf einem herrlichen Pferde, umgeben von ſeinen Adjutanten, gab Befehle und erhielt den Beifall des Volkes und der Verbündeten.

Mehr als 300,000 Menſchen, Männer und Frauen, erwarteten ſeit zehn Uhr Morgens auf den Stufen des Mars-Feldes unter Lachen und Geplauder die Verbundenen und die Verſammlung; ſie ſaßen auf dem Raaſen, waren ganz durchnäßt, beſchmuzt, bewaffneten ſich mit Sonnenſchirmen gegen die Regengüſſe, und ſobald ein Sonnenſtrahl durchdrang, ſäuberten ſie ſich wieder und ſuchten den Haarputz wieder herzuſtellen. Man hatte ein weitläufiges Amphitheater für den König, die königliche Familie, die fremden Geſandten und die Abgeordneten errichtet. Die zuerſt anlangenden Verbundenen tanzten eine Farandole, die ſpätern reihen ſich an, und bildeten bald einen Kreis, welcher einen großen Theil des Marsfeldes bedeckte.

Als endlich der ganze Zug herein war, ſo hörte der Tanz auf, und Jeder begab ſich zu ſeiner Fahne. Der Biſchoff von Autun ſchickt ſich an, an einem in der Mitte des Marsfeldes errichteten antiken Altare die Meſſe zu leſen. Dreihundert Prieſter in weißen Meß-Gewändern, und mit dreifarbigen Bändern gegürtet, ſtellen ſich an den vier Ecken des Altars auf. Der Biſchoff von Autun ſegnet die Oriflamme und die drei und achtzig Fahnen ein und ſtimmt ein Herr Gott, dich loben wir, an. Zwölfhundert Muſiker führen die heilige Muſik auf. Lafayette an der Spitze des Generalſtabes der Pariſer Miliz, und der Abgeordneten der Land- und See-Truppen, ſo wie der Verbundenen, ſtieg die Stufen des Altars hinan, und ſchwur im Namen Aller der Nation, dem Geſetze und dem Könige treu zu ſein. Kanonen-Donner theilte die Nachricht von dieſem feierlichen Schwure mit. Die zwölfhundert Muſiker laſſen kriegeriſche Geſänge ertönen; die Fahnen flattern; die Säbel glänzen. Der Präſident der Verſammlung wiederholt den nämlichen Eid. Das Volk und die Abgeordneten antworten mit dem Rufe: „Ich ſchöre.“ Nun erhebt ſich der König und ſpricht mit lauter Stimme: „Ich, König der Franzoſen, ſchwöre die mir durch die Verfaſſung anvertraute Gewalt zu benutzen, um die von der National-Verſammlung beſchloſſene und von mir angenommene Verfaſſung aufrecht zu erhalten.“ Die Königin nimmt den Dauphin, ſtellt ihn dem Volke vor und ſpricht: „Hier iſt mein Sohn, er ſchließt ſich mit mir, an dieſe Geſinnungen an.“ Dieſe unerwartete Bewegung wurde mit tauſendſtimmigem Lebehoch erwiedert. Das Geſchütze fuhr fort ſeine majeſtätiſchen Laute in den kriegeriſchen Ton der Inſtrumente, und unter den Jubelruf des Volkes zu miſchen. Der Himmel hatte ſich aufgehellt, die Sonne glänzte in ihrer ganzen Pracht, es ſchien, der Ewige ſelbſt wolle Zeuge ſein dieſes gegenwärtigen Verſprechens, und

es durch ſeine Gegenwart heiligen. Ja, er ſah, er hörte den Eid; und das grauſe Unglück, das ſeit dieſem Tage Frankreich verheerte, iſt eine gerechte Strafe eines Meineides. Die ewige Vorſicht hat den Fürſten und das Volk gezüchtigt, weil ſie ihres Eides vergaßen. Ferrières, Theil II. Seite 89.)

Note 18. zu Seite 186.

Herr von Talleyrand beſtimmte auf eine merkwürdige Weiſe die finanziellen Reſultate des Papiergeldes im Voraus: „Die Aſſignaten werden ſtets unter dem Werthe des baaren Geldes ſtehen, denn man wird erſtlich bezweifeln, ob auch ein richtiges Verhältniß zwiſchen der Maſſe der Aſſignaten und der Nationalgüter ſtatt habe; ſodann wird man lange Zeit über den Abſatz der Verkäufe in Ungewißheit ſein. Ferner weiß man nicht, zu welcher Zeit die Aſſignaten getilgt ſein werden. Endlich iſt das Geld, ſowohl das baare wie das Papiergeld, eine Waare, und je mehr ſich dieſe Waare im Ueberfluſſe vorfindet, deſto mehr verliert ſie auch an Werth. ... Welchen Weg werden die Aſſignaten zu durchlaufen haben? Der bezahlte Staatsgläubiger kauft mit den Aſignaten entweder Staatsgüter, oder er behält ſie, oder er verwendet ſie zu andern Zwecken. Kauft er Staatsgüter, ſo erfüllt allerdings die Maßregel ihren Zweck. Wenn er nun aber aus Mißtrauen lieber die Intereſſen verloren gibt, und die todte Anweiſung in den Händen behält; oder wenn er die Aſſignaten in baares Geld umſetzt, um dieſes zu verſcharren, oder in Wechſel auf das Ausland, um ſie hinüberzuſchaffen; wenn nun dieſe beiden letzten Claſſen zahlreicher als die erſte ſind; wenn, mit einem Worte, die Aſſignaten lange Zeit in der Circulation ſtocken, bevor ſie von der Claſſe der außerordentlichen Ausgaben eingelöſ't werden; endlich wenn man gezwungen wird, ſie al pari zu nehmen und ſie doch nicht zu gleichem Werthe wieder ausgeben kann: wie wird es dann mit den ſegensreichen Folgen ſtehen, die man ſich jetzt von dieſer Operation verſpricht?“ ...

Note 19. zu Seite 191.

Mirabeau war feſt von der Nothwendigkeit einer Abänderung der Verfaſſung überzeugt; und wenn ſchon ſeine kleinen perſönlichen Eiferſüchteleien dazu beitrugen, ihn von der Volkspartei zu entfernen, ſo war er doch der Anarchie von Herzen abgeneigt. Andere dagegen fürchteten den Hof und die Ariſtokratie mehr, als das Volk.

Note 20. zu Seite 195.

Ferrières, Augenzeuge von den Umtrieben jener Zeit, erzählt diejenigen ſelbſt, welche angewendet wurden, um die Prieſter von der Leiſtung des Eides abzuhalten:

Die Biſchöffe ſowohl als die Anhänger der Revolution trieben ſich mannichfach herum, die einen um die Leiſtung des Eides zu fördern, die andern um ſie zu verhindern. Beide Parteien fühlten, daß das Betragen der Geiſtlichen in der Verſammlung von großem Gewichte in den Provinzen ſein werde. Die Biſchöffe näherten ſich

ihren Pfarrern; die frommen Seelen beiderlei Geſchlechtes ſetzten ſich in Bewegung. Alle Unterredungen hatten nur den Eid der Geiſtlichen zum Gegenſtande; man hätte glauben können, daß das Heil Frankreichs, und das Wohl aller ſeiner Bewohner von der Leiſtung oder Verweigerung deſſelben abhänge. Männer, deren Meinungen ſonſt ſehr frei geweſen waren, Frauen, deren Sitten in dem übelſten Rufe ſtanden, wurden plötzlich ſtrenge Theologen, glühende Prediger für die Reinheit und die unverletzte Achtung der katholiſchen Religion.

„Das Journal de Fonteney, der Ami du Roi, die Gazette de Durosoir wendeten die gewöhnlichen Waffen an, Uebertreibung, Verläumdung, Lüge. Man verbreitete eine Menge Schriften, in denen die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit als ſchismatiſch, ketzeriſch, religionszerſtörend dargeſtellt wurde. Die Frommen trugen dieſe Schriften von Haus zu Hauſe; ſie baten, beſchworen, drohten, je nach der Anlage der Charaktere und der Neigungen. Den einen zeigte man den Triumph der Geiſtlichkeit, die Auflöſung der Verſammlung, die Entſetzung der abtrünnigen Geiſtlichen, ihre Gefangenſetzung in den Beſſerungshäuſern; die andern dagegen den Ruhm und Reichthum der Getreugebliebenen. Der Pabſt werde ſeine Bannſtrahlen gegen die gottloſe Verſammlung, und die abtrünnigen Prieſter ſchleudern. Das Volk werde ſich gegen die Entziehung des Gottesdienſtes empören, die fremden Mächte werden in Frankreich einrücken, und dieſes Werk der Gottloſigkeit und des Verbrechens in ſich zuſammenſtürzen.“ (Ferrières, Th. II. S. 198.)

Note 21. zu Seite 197.

Froment erzählt in ſeiner ſchon angeführten Schrift folgende Thatſache:

„Unter dieſen Umſtänden beſchloſſen die Prinzen im Innern des Landes, ſobald es ihnen möglich ſei, Schaaren aus allen getreuen Anhängern des Königs zu bilden, um ſich derſelben zu bedienen, bis das ſtehende Heer wieder ganz gereinigt und eingerichtet ſei. Ich wünſchte wieder an der Spitze der Königlichgeſinnten zu ſtehen, die ich in den Jahren 1789 und 1790 befehligt hatte, und ſchrieb daher an den Herrn Grafen von Artois um ihn um eine Beſtallung als Obriſt zu bitten, die ſo abgefaßt wäre, daß ſich jeder Königliche ſchmeicheln könnte ein gleiches zu erhalten, wenn er eine hinreichende Anzahl von Bewaffneten zuſammengebracht hätte. Der Herr Graf von Artois nahm meine Gedanken und meine Bitte gnädig auf, allein die Mitglieder des Rathes waren nicht ſeiner Meinung. Sie fanden es äußerſt ſonderbar, daß ein Bürgerlicher eine Militair-Beſtallung verlange, und einer fragte mich mit Unwillen: Warum verlangen Sie nicht lieber noch ein Bisthum? „Ich antwortete ihm nur mit einem ſchallenden Gelächter, das ſeine Würde etwas in Verlegenheit brachte. Jedoch wurde die Frage bei Herrn von Flachslanden noch einmal abgehandelt; die Berathenden ſtimmten dahin überein, daß dieſe bewaffneten Schaaren „Bürger-Legionen“ zu nennen ſeien. Ich bemerkte ihnen: daß ſie dadurch nur die National-Garde

wieder auflegten; daß die Prinzen dieſelben nicht würden überall hinſchicken können, weil ſie behaupten würden, nur zur Vertheidigung ihres Heerdes verbunden zu ſeyn; daß zu fürchten wäre, die Feinde möchten zwiſchen ihnen und dem ſtehenden Heere Mißhelligkeiten erregen; daß ſie mit bloßen leeren Worten das Volk gegen die Regierung bewaffnet hätten, daß alſo klüger ſein werde, ihrem Beiſpiele zu folgen, und die neuen Legionen „königliche Legionen" zu nennen, daß — — „Nein, nein, unterbrach mich der Biſchof von Arras, es muß etwas von bürgerlich in Ihrer Beſtallung ſtehen." Und der Baron Flachslanden, der es ausfertigte, brachte es auch wirklich hinein. (Sammlung u. ſ. w. Seite 62.)

Note 22. zu Seite 218.

Folgendes ſind die Nachrichten über die Rückreiſe von Varennes, welche Frau Campan aus dem Munde der Königin ſelbſt hatte:

„Gleich am Tage meiner Ankunft ließ mich die Königin in ihr Cabinet kommen, um mir zu ſagen, daß ſie meiner ſehr bedürfe, um Verbindungen mit dem Herrn Barnave, Duport und Alexander Lameth zu unterhalten, die ſie neuerlich angeknüpft habe. Sie ſagte mir, Barnave ſei ein achtungswerther Mann. Als ich Paris verließ, ſprachen eine Menge Leute von ihm nur mit Abſcheu. Ich bemerkte es ihr, und es ſchien ſie nicht zu überraſchen, aber ſie ſagte, er habe ſich ſehr verändert; daß dieſer junge Mann voll Talent und edler Geſinnungen zu der durch Erziehung ausgezeichneten Claſſe gehöre, und nur durch den Ehrgeiz auf Abwege gerathen ſei, welchen ein wahres Verdienſt erzeuge. „Ein Gefühl des Stolzes, das ich an einem jungen Mann aus dem Bürgerſtande nicht tadeln kann, hat ihn für alle die Maßregeln geſtimmt, welche ſeiner Kaſte den Weg zu Ehrenſtellen und zum Ruhme eröffneten: wenn je die Macht wieder in unſere Hände kömmt, ſo iſt Barnave's Begnadigung ſchon längſt in unſerem Herzen beſchloſſen." Die Königin fügte bei, daß ſeine ehrfurchtsvollen Rückſichten, ſein ganzes Betragen und alle ſeine Worte ihm nicht nur ihr, ſondern auch das Wohlwollen der Prinzeſſin Eliſabeth erworben hätte.

Note 23. zu Seite 221.

„Nie, ſagte der König darin, werde ich mich ſcheuen, die Beweggründe meines Benehmens zu veröffentlichen. Die Beſchimpfungen und Drohungen, womit ich und meine Familie am 18. April überhäuft wurde, ſie allein bewogen mich zu dieſer Abreiſe.... In mehren Schriften predigte man offen die Gewaltthätigkeit gegen mich und die Meinigen; ich hielt es daher weder meiner Ehre noch meiner Sicherheit gemäß, länger in Paris zu verweilen. Nie war es meine Abſicht das Königreich zu verlaſſen; nie habe ich dis gegen die fremden Mächte, gegen meine Verwandten oder gegen irgend einen der Ausgewanderten geäußert. Den beſten Beweis vom Gegentheil geben die Zimmer, die in Montmedy zu meinem Empfange bereitet worden ſind. ... Hauptſächlich beabſichtigte ich durch meine Reiſe das Gerede von meiner Nicht-Freiheit niederzudrücken,

denn dieſes konnte Gelegenheit zu Unruhen geben. Hätte ich aber wirklich das Reich verlaſſen wollen, ſo würde ich meine Denkſchrift nicht an dem Tage meiner Abreiſe veröffentlicht ſondern damit gewartet haben, bis ich über die Grenze war.... Auch wollte ich auf dieſer Reiſe die öffentliche Meinung kennen lernen, welchen Zweck ich in Paris nicht vollkommen erreichen konnte.“.....

Note 24. zu Seite 231.

Um eine Idee davon zu geben, was damals in der Verſammlung vorfiel, theilen wir einen vom Grafen Gouvernet an Bouillé unter dem 26. Auguſt 1791 geſchriebenen Brief mit:

„Ich hatte Ihnen Hoffnungen gemacht, die ich nicht mehr habe. Dieſe unglückliche Verfaſſung, welche verbeſſert, durchgeſehen werden ſollte, wird es nicht werden. Sie wird bleiben, was ſie iſt, ein Geſetzbuch der Anarchie, eine Quelle von Unheil; und unſer Unſtern will, daß in dem Augenblicke, als ſelbſt die Volksthümler einen Theil ihrer Fehler einſahen, nun die Ariſtokraten ſich einer Beſſerung widerſetzen, indem ſie ihre Unterſtützung verweigern.

„Am Tage der Abreiſe des Königs, und den Tag nachher hielten ſich die beiden Seiten der Verſammlung ruhig und beobachteten ſich gegenſeitig genau. Die Volkspartei war ſehr beſtürzt; die Königlichen ſehr beunruhigt. Die mindeſte Unvorſichtigkeit konnte die Wuth des Volkes erwecken. Alle Mitglieder der rechten Seite ſchwiegen, und die der linken Seite überließen es ihren Häuptern die ſogenannten Sicherheits-Maßregeln vorzuſchlagen, denen ſich Niemand widerſetzte. Am zweiten Tage nach der Abreiſe wurden die Jakobiner drohend, die Verfaſſungsfreunde gemäßigt. Sie waren damals, und ſind auch jetzt noch viel zahlreicher als die Jacobiner; ſie ſprachen von einer Uebereinkunft, von einer Abſendung an den König. Zwei von ihnen ſchlugen Malouet's Unterhandlungen vor, welche des folgenden Tages beginnen ſollten; allein da erfuhr man die Verhaftung des Königs, und es war nicht weiter die Rede hiervon. Allein ihre Meinung war doch bekannt geworden, und ſie ſahen ſich mehr als je von den Ueberſpannten getrennt. Die Dankbarkeit, welche Ihre Majeſtäten Barnave wegen ſeines Benehmens ausdrückten, haben das bisher unerbittliche Herz dieſes jungen Mannes in gewiſſer Art umgewandelt. Er iſt, wie Sie wiſſen, der talentvollſte und einer der einflußreichſten ſeiner Partei. Er vereinigte alſo vier Fünftheile der linken Seite um ſich, nicht nur um den König vor der Wuth der Jacobiner zu ſchützen, ſondern ſogar, um ihm einen Theil ſeiner Gewalt, und die Mittel ſich zu vertheidigen zurückzugeben, wenn er ſich in dem Wege der Verfaſſung halten wolle. Nur Duport und Lameth waren im Vertrauen, denn der große Haufen der Verfaſſungs-Anhänger flößte ihnen immer noch ſo viel Beſorgniß ein, um ſich der Mehrheit der Verſammlung nur dann ſicher zu glauben, wenn ſie auf die rechte Seite zählen könnten; ſie glaubten aber auf dieſe zählen zu können, wenn ſie bei der Durchſicht der Verfaſſung dem Könige mehr Rechte einräumen würden.

„So ſtanden die Sachen, als ich Ihnen ſchrieb. Allein, ſo

ſehr ich auch von der Ungeſchicklichkeit und dem verkehrten Betragen der Ariſtokraten überzeugt war, ſo glaubte ich doch nicht, daß ihr Wahnſinn ſo weit gehen könne.

„Als man die Verhaftung des Königs in Varennes erfuhr, ſo beſchloß die rechte Seite in ihren geheimen Zuſammenkünften, nicht mehr zu ſtimmen, an den Berathungen der Verſammlung durchaus keinen Antheil mehr zu nehmen und beharrte trotz Malouets Vorſtellungen auf ihrem Entſchluſſe. Malouet erklärte, daß er fortfahren werde ſich auf der Rednerbühne zu widerſetzen, und daß er alles anwenden werde, um das Uebel zu verhüten. Er hat mich verſichert, daß er nur fünf und dreißig bis vierzig Mitglieder der rechten Seite für ſeine Meinung gewinnen konnte, und daß er fürchte, dieſe falſche Maßregel der Königlichgeſinnten werde von ſehr üblen Folgen ſein.

„Die Geſinnungen der Verſammlung waren damals im allgemeinen ſo günſtig für den König, daß als, während der Zeit man ihn nach Paris führte, Thouret die Rednerbühne beſtieg, um die Art zu beſtimmen, wie er bewacht werden ſollte, die größte Stille in der Verſammlung und auf den Gallerirn herrſchte. Beinahe alle Abgeordnete, ſelbſt die von der linken Seite, ſahen beſtürzt aus, als ſie den unglücklichen Beſchlus leſen hörten; allein keiner ſprach. Der Präſident wollte über ihn abſtimmen laſſen, als Malouet ſich plötzlich erhob und mit Entrüſtung ſprach: „Was wollen Sie thun, meine Herren? Nachdem der König verhaftet iſt, ſchlägt man Ihnen vor, ihn durch einen Beſchluß für gefangen zu erklären! Wohin führte Sie dieſer Schritt? Haben Sie es auch recht bedacht? Sie wollen befehlen, daß der König gefangen geſetzt werde?“ — Nein, Nein, riefen mehrere Mitglieder der linken Seite, und erhoben ſich mit Getümmel; wir wollen nicht, daß der König gefangen ſei. Und ſchon war es daran, daß der Beſchluß beinahe einſtimmig verworfen worden wäre, als Thouret ſich beeilte zuzuſetzen: der Sprechende hat den Sinn und den Ausdruck des Beſchluſſes ſchlecht aufgefaßt. Wir wollen den König eben ſo wenig gefangen ſetzen, als er; zu ſeiner eigenen Sicherheit, und zu der der königlichen Familie ſchlagen wir dieſe Maßregeln vor. Erſt nach dieſer Erklärung ging der Beſchluß durch, obgleich die Gefangenſchaft in der Wirklichkeit vorhanden iſt, und ſchaamloſer Weiſe immer noch fortgeſetzt wird.

„Gegen das Ende Juli's verfolgten die Conſtitutionellen, welche die Proteſtation der Königlichgeſinnten vermutheten, jedoch nicht gewiß wußten, den Plan die Verfaſſung durchzugehen nur läßig. Sie fürchteten mehr als je die Ariſtokraten, und die Jacobiner. Malouet begab ſich in den Ausſchuß zur Durchſicht der Verfaſſung. Zuerſt ſprach er zu ihnen, als zu Leuten, denen er rückſichtlich der Gefahren und der Fehler der Verfaſſung nichts neues zu ſagen nöthig habe, allein er ſah bald, daß ſie zu großen Verbeſſerungen wenig mehr geneigt ſeien. Sie fürchteten ihre Volksgunſt zu verlieren. Target und Duport ſtritten ſich mit ihm, um ihr Werk zu vertheidigen. Am folgenden Tage begegnete er Barnave und Chapelier, die anfänglich ſeine Aufforderung mit Verachtung von der Hand wieſen, und ſich erſt nach und nach zu dem Plane verſtanden, deſſen Gefahr er allein übernehmen ſollte. Er ſchlug ihnen vor, am 8. die Haupt=

puncte der Verfaſſung durchzugehen, und alle ihre Fehler zu zeigen. Man kam über dieſen Plan überein, allein die Proteſtation der rechten Seite wurde jetzt bekannt, ihr Entſchluß nicht mehr zu ſtimmen, zeigte ſich immer deutlicher, und die Verfaſſungsanhänger verloren dadurch alle Hoffnung die Durchſicht der Verfaſſung durchzuſetzen, der ſich die Jacobiner aus allen Kräften widerſetzten, und ſie verzichteten alſo darauf. Malouet, der in keiner regelmäßigen Verbindung mit ihnen ſtand, machte doch ſeinen Angriff. Er verwarf die Verfaſſungs-Urkunde als antimonarchiſch und unausführbar. Seine Entwickelung ſchien ſchon großen Eindruck zu machen, als Chapelier, der nichts mehr hoffte von der Vollziehung der Verabredung, ihn unterbrach, von Läſterung des Heiligen ſprach, und verlangte, daß er die Rednerbühne verlaſſen ſolle, was ihm auch befohlen wurde. Am andern Tage geſtand er, daß er Unrecht gehabt habe, allein er und die Seinigen hätten alle Hoffnung verloren von dem Augenblicke an, als ſie nicht mehr auf die rechte Seite hätten zählen können.

„Ich mußte Ihnen ſchon dieſe lange Geſchichte erzählen, damit Sie nicht alles Zutrauen in meine Vorausſagungen verlieren. Jetzt ſind ſie traurig: das Uebel hat den höchſten Punkt erreicht, und um es zu verbeſſern, ſehe ich im Innern und Aeußern nur Ein Mittel, es iſt dis die Vereinigung der Kraft mit der Vernunft. (Denkwürdigkeiten von Bouillé, Seite 282. folg.)

Note 25. zu Seite 238.

Der Miniſter Bertrand de Molleville hat uns mit den Geſinnungen des Königs und der Königin bei Eröffnung der geſetzgebenden Verſammlnng auf eine Art bekannt gemacht, die keinen Zweifel über ihre Aufrichtigkeit zuläßt. Ich betrachte, ſagte der König zu ihm, dieſe Verfaſſung keineswegs als ein Meiſterſtück, ich glaube vielmehr, daß ſie ſehr große Fehler hat, und daß, wenn ich der Verſammlung meine Bemerkungen hätte mittheilen können, ſehr nützliche Abänderungen ſich ergeben hätten. Jetzt iſt es aber nicht mehr Zeit; ich habe ſie angenommen, wie ſie iſt; ich habe geſchworen, ſie zu befolgen, ich muß und will meinem Eide ganz treu ſein, um ſo mehr als ich glaube, daß die genaue Befolgung der Verfaſſung das ſicherſte Mittel iſt, ſie dem Volke in ihrem wahren Lichte zu zeigen, und ihm die nöthigen Abänderungen derſelben bemerklich zu machen. Ich habe keinen andern Plan, und kann keinen andern haben; ich werde mich unter keiner Bedingung von demſelben entfernen, und verlange, daß meine Miniſter denſelben befolgen. — Dieſer Plan ſcheint mir ſehr weiſe, Sire, antwortete Bertrand, allein iſt es mir erlaubt Eure Majeſtät zu fragen, ob die Meinung der Königin hiermit übereinſtimmt? — „Ja, durchaus; ſie wird es Ihnen ſelbſt ſagen.“

Ich ging zur Königin hinunter, die mir erſt mit außerordentlicher Güte bezeugte, wie ſehr ſie die Verbindlichkeit theile, welche der König mit mir habe, daß ich das Miniſterium in ſo bedenklichen Zeiten übernehmen wolle, und dann beifügte: „Der König hat Ihnen ſeinen Plan rückſichtlich der Verfaſſung mitgetheilt; glauben Sie nicht auch, daß der einzige Plan, den er befolgen kann, der iſt,

ſeinem Eide getreu zu bleiben? — Ja gewiß, Eure Majeſtät. — Nun, ſo verlaſſen Sie ſich darauf, daß wir uns nicht ändern werden. Muth, Herr Bertrand; ich hoffe, daß mit Geduld, mit Feſtigkeit und Beſtändigkeit noch nicht Alles verloren iſt." (Bertrand de Molleville Theil VI., Seite 22.)

Daſſelbe beſtätigt auch Frau Campan, die zwar manchmal verdächtig iſt, allein dismal ſehr aufrichtig ſcheint.

„Die Verfaſſung war, wie ich geſagt habe, dem Könige am 3. September vorgelegt worden; alle Miniſter mit Ausnahme Herrn von Montmorin's behaupteten die Nothwendigkeit, die Verfaſſung im Ganzen anzunehmen. Auch der Fürſt Kaunitz war dieſer Meinung. Malouet wollte, der König ſolle ſich mit Aufrichtigkeit über die Gefährlichkeit und die Fehler der Verfaſſung erklären. Allein Duport und Barnave, welche den Geiſt fürchteten, welcher in dem Jacobiner-Club und ſelbſt in der Verſammlung herrſchte, in welcher Robespierre ſie ſchon als Vaterlandsverräther angeklagt hatte, und welche großes Unglück beſorgten, vereinigten ſich mit der Mehrheit der Miniſter und mit Kaunitz. Diejenigen, welche die Verfaſſung ernſtlich befolgen wollten, riethen ſie nicht unbedingt und im Ganzen anzunehmen; unter ihnen waren, wie ich eben bemerkt habe, Montmorin und Malouet. Der König ſchien auch ihrer Meinung zu ſein, und es iſt dis einer der größten Beweiſe von der Aufrichtigkeit des unglücklichen Fürſten. (Denkwürdigkeiten der Fr. Campan, Th. II. Seite 161.)

Note 26. zu Seite 246.

Frau Campan iſt es, welche uns benachrichtigt, daß der König einen geheimen Briefwechſel mit Coblenz führte.

„Während geheime Eilboten die vertraulichen Briefe des Königs an ſeine Brüder und an die fremden Fürſten brachten, forderte die Verſammlung ihn auf, den Prinzen zu ſchreiben, ſie ſollen nach Frankreich zurückkehren. Der König beauftragte den Abbé von Montesquieu, ihm dieſen Brief zu ſchreiben. Ohne Zweifel waren die Prinzen durch den geheimen Briefwechſel auf einen ſolchen Brief vorbereitet. (Denkwürdigkeiten der Fr. Campan, Th. II. Seite 172.)

Note 27. zu Seite 250.

Brief des Königs an Ludwig Stanislaus, franzöſiſchen Prinzen, Bruder des Königs.

Paris, den 11. Novbr. 1791.

Ich habe Ihnen, mein lieber Bruder, am verfloſſenen 16. Oktober geſchrieben, und Sie haben meine wahren Geſinnungen dabei nicht verkennen können. Ich bin erſtaunt darüber, daß mein Brief nicht den Erfolg hatte, den ich mir verſprechen durfte. Ich habe alle Gründe angeführt, welche ſie bewegen ſollten, zu Ihrer Pflicht zurückzukehren. Ihre Abweſenheit iſt ein Vorwand für alle Uebelwollenden, eine Entſchuldigung für alle die betrogenen Franzoſen, die mir zu dienen wähnen, indem ſie Frankreich in einer beſtändigen

Unruhe und Bewegung erhalten, welche mir das Leben zur Qual machen. Die Umwälzung iſt vorüber: die Verfaſſung iſt beendigt; Frankreich will ſie, und ich werde ſie aufrecht erhalten: das Wohl der Monarchie hängt von ihrer Feſtſtellung ab. Die Verfaſſung hat Ihnen Rechte gegeben, allein unter einer Bedingung, die Sie ſich beeilen müſſen zu erfüllen. Glauben Sie mir, lieber Bruder, entfernen Sie die Zweifel, die man Ihnen über meine Freiheit einflößen will. Ich werde durch eine auffallende Handlung und bei einer Sie ſelbſt ſehr nahe berührenden Gelegenheit beweiſen, daß ich frei handeln kann. Beweiſen Sie mir dagegen, daß Sie mein Bruder und ein Franzoſe ſind, und geben Sie meinen Bitten nach, Ihre wahre Stellung iſt an meiner Seite: Ihr Vortheil und Ihr Gefühl rufen Sie dahin zurück; ich fordere Sie dazu auf, und wenn es ſein muß, ich befehle es Ihnen.

Unterzeichnet: Ludwig.

Antwort Monſieur's an den König.

Coblenz, den 3. Decbr. 1791.

Sire, mein Bruder und Herr!

Der Graf Vergennes hat mir von Seiten Eurer Majeſtät ein Schreiben übergeben, deſſen Aufſchrift, trotz meiner Taufnamen, ſo wenig an mich lautete, daß ich es uneröffnet zurückgegeben hätte, wenn er mich nicht beſtimmt verſichert hätte, es ſei an mich. Ich öffnete es daher, und der Name Bruder, den ich fand, ließ mir keinen Zweifel mehr übrig; ich las es daher mit der Achtung, welche ich der Handſchrift und dem Namen Eurer Majeſtät ſchuldig bin. Der Befehl, den das Schreiben enthält, mich zu Eurer Majeſtät zu begeben, iſt nicht der Ausdruck Ihres freien Willens, und meine Ehre, meine Pflicht, ſelbſt meine Zärtlichkeit verbieten mir in gleichem Maaße, zu gehorchen. Wenn Eure Majeſtät alle meine Gründe im Einzelnen wiſſen will, ſo belieben Sie ſich meines Briefes vom 10. September zu erinnern. Ich bitte Euer Majeſtät mit Güte den Ausdruck meiner eben ſo zärtlichen als ehrfurchtsvollen Gefühle aufzunehmen, mit denen ich die Ehre habe zu ſein, Sire u. ſ. w.

Brief des Königs an Karl Philipp, franzöſiſchen Prinzen, Bruder des Königs.

Paris, den 11. Nov. 1791.

Sie kennen ſicherlich den Beſchluß, welchen die National-Verſammlung in Beziehung auf die von ihrem Vaterlande entfernten Franzoſen gefaßt hat; ich habe geglaubt, meine Zuſtimmung demſelben verſagen zu müſſen, weil ich mir mit der Ueberzeugung ſchmeichle, daß gelinde Wege ſicherer zu dem gewünſchten Ziele führen werden. Die verſchiedenen Schritte, welche ich bei Ihnen ſchon gethan habe, können Ihnen keinen Zweifel über meine Abſichten oder meine Wünſche gelaſſen haben. Die öffentliche Ruhe, und meine perſönliche Sicherheit erfordern Ihre Zurückkehr. Sie können ein Betragen, welches Frankreich beunruhigt, und mich betrübt, nicht

länger fortſetzen, ohne an Ihren wichtigſten Pflichten zu fehlen. Erſparen Sie mir den Schmerz zu ſtrengen Maßregeln gegen Sie vorzuſchreiten; bedenken Sie Ihren wahren Vortheil; laſſen Sie ſich durch die Liebe leiten, die Sie Ihrem Vaterlande ſchuldig ſind, und geben Sie endlich den Wünſchen der Franzoſen und Ihres Königs nach. Dieſer Schritt wird ein Beweis Ihrer Geſinnungen gegen mich ſein, und Ihnen die Fortdauer derer verſichern, mit denen ich Ihnen beſtändig zugethan war.

Unterzeichnet Ludwig.

Antwort des Grafen von Artois an den König.

Coblenz, den 3. Decbr.

Sire, mein Bruder und Herr!

Der Graf von Vergennes hat mir geſtern einen Brief übergeben, von dem er mich verſichert, er ſei mir von Eurer Majeſtät zugeſchickt. Die Ueberſchrift giebt mir einen Titel, den ich nicht annehmen kann, und ich glaubte daher, der Brief ſei nicht für mich beſtimmt; allein da ich das Siegel Eurer Majeſtät erkannte, ſo öffnete ich ihn, und achtete die Handſchrift und die Unterſchrift meines Königs; allein die gänzliche Auslaſſung des Bruder-Namens, und noch mehr, die Erwähnung der Beſchlüſſe, haben mir einen neuen Beweis von der moraliſchen und phyſiſchen Gefangenſchaft gegeben, in welcher unſere Feinde Eure Majeſtät zu halten wagen. Nach dieſer Auseinanderſetzung wird Eure Majeſtät es natürlich finden, daß ich, getreu den Geſetzen der Ehre und meiner Pflicht, Befehlen nicht gehorche, welche offenbar durch Gewalt entriſſen worden ſind.

Ueberdieß enthält der Brief, den ich am 10. Septbr. gemeinſchaftlich mit Monſieur an Eure Majeſtät zu ſchreiben die Ehre hatte, die Grundſätze und die Entſchlüſſe von denen ich mich nie entfernen werde; ich beziehe mich alſo lediglich darauf; ſie werden die Grundlage meines Betragens ſein, und ich erneuere hiermit den Eid, ſie zu halten. Ich bitte Eure Majeſtät, den Ausdruck der eben ſo zärtlichen als achtungsvollen Geſinnungen zu genehmigen, mit denen ich bin, Sire u. ſ. w.

Note 28. zu Seite 251.

Der Bericht von Gallois und Genſonné iſt ohne Widerſpruch die beſte Geſchichte des Anfanges der Unruhen in der Vendée. In demſelben heißt es:

„Die Zeit der Leiſtung des Prieſter-Eides war für das Departement der Vendée die Zeit der Entſtehung ſeiner Unruhen; bis dahin hatte das Volk der größten Ruhe genoſſen. Die Religion dieſes Volkes, das heißt die Religion ſo wie ſie es verſteht, iſt für daſſelbe die ſtärkſte, um nicht zu ſagen, die einzige ſittliche Gewohnheit ſeines Lebens geworden; als ihren hauptſächlichſten Gegenſtand ſieht es die Verehrung der Bilder an; und der Diener dieſer Religion, den ſie als den Spender der himmliſchen Gnaden betrachten, welcher durch die Inbrunſt ſeines Gebetes die Ungunſt des Wetters beſchwö-

ren kann, und über das Glück eines künftigen Lebens verfügt, hat bald die ſanfteſten und lebhafteſten ihrer Gefühle für ſich erworben.

Die Beſtändigkeit der Bevölkerung dieſes Departements in ſeinen Religionsübungen, und das unbegränzte Zutrauen, welches die Prieſter, an die es gewöhnt iſt, genieſſen, ſind die hauptſächlichſten Gründe der Unruhen, welche es bewegt haben, und welche es auch noch künftig bewegen können.

„Mehrere dieſer Prieſter meinen es gut; ſie ſcheinen tief von den Ideen, welche ſie verbreiten, und von den Gefühlen, welche ſie einflößen, durchdrungen. Andere dagegen klagt man an, unter dem Mantel des Religions-Eifers ihnen theurere Intereſſen vertheidigen zu wollen; und dieſe haben eine Thätigkeit, welche ſich nach den Umſtänden vermehrt oder vermindert. Ein mächtiger Bund iſt geſchloſſen zwiſchen dem ehemaligen Biſchof von Luçon und einem Theile der alten Geiſtlichkeit ſeines Sprengels; man hat einen Plan feſtgeſetzt, wie man in allen Kirchſpielen ſich gemeinſchaftlich der Beſchlüſſe der National-Verſammlung widerſetzen wolle; Hirtenbriefe, von Paris geſchickte aufrühreriſche Schriften ſind allen Pfarrern zugeſchickt worden, um ſie in ihren Entſchlüſſen zu beſtärken, oder ſie zu einer Verbindung einzuladen, die man für allgemein ausgab.

„Dieſe Umtriebe werden ſehr kräftig von Miſſionairen unterſtüzt, welche ſich in dem Markte St. Laurent, im Bezirke Montaigu niedergelaſſen haben: wir glauben ſogar ihrer Thätigkeit, ihren geheimen Umtrieben, ihren unermüdeten heimlichen Ermahnungen die Stimmung eines ſehr großen Theiles der Bevölkerung des Departements der Vendée, und des Bezirkes von Châtillon, im Departement der Deux-Sevres zuſchreiben zu müſſen. Es iſt weſentlich erforderlich, daß die National-Verſammlung ihre Aufmerkſamkeit auf das Betragen dieſer Miſſionaire und den Geiſt ihrer Lehren richte.

„Die Miſſions-Anſtalt wurde vor ungefähr ſechzig Jahren von einer Geſellſchaft Welt-Prieſter geſtiftet, die von Almoſen lebten, und zum Predigen, als Miſſionäre beſtimmt waren. Sie haben das Vertrauen des Volkes erworben durch eine ſchlaue Vertheilung von Roſenkränzen, Medaillen und Indulgenzen, und durch die Errichtung von Calvarienbergen an allen Orten. Dieſe Miſſionaire ſind feither zahlreich genug geworden um auch in andern Theilen des Königreichs ähnliche Anſtalten zu gründen.

„Um Ihre Meinung über das Betragen dieſer glühenden Religionseiferer, und über die von ihnen gelehrte religiöſe Moral feſtzuſetzen, wird hinreichend ſein, einen Auszug aus verſchiedenen Papieren zu machen, welche die National-Garden von Angers und Cholet bei ihnen fanden. Dieſe Papiere ſind abgefaßt in der Form von Anweiſungen für das Landvolk, und ſtellen den Satz auf, daß man ſich nicht an die verfaſſungsmäßigen Geiſtlichen, hier Eindringlinge genannt, der Religions-Uebung wegen wenden könne, und daß alle, welche auch nur durch ihre Gegenwart Theil daran nehmen, ſich einer Tod-Sünde ſchuldig machen, und daß nur Unwiſſenheit oder Verſtandes-Armuth hier zur Entſchuldigung dienen können; daß diejenigen, welche die Frechheit haben, ſich von dieſen abtrünnigen Prieſtern trauen zu laſſen, nicht geſetzlich verheirathet ſeien, ſondern den

göttlichen Fluch auf ſich und ihre Kinder ziehen werden; daß man die Sachen ſchon ſo einrichten werde, daß die von den alten Prieſtern vollzogene Trauungen nicht als ungültig angefochten werden können; daß man aber ſo lange ſich zu allem entſchließen müſſe; daß wenn auch die Kinder aus ſolchen Ehen nicht als ehelich gelten ſollten, ſie es doch ſeien, daß im Gegentheile die Kinder der von den Eindringlingen Getrauten Baſtarte ſeien, weil Gott ihre Verbindung nicht beſtätige; und es ſei doch beſſer, daß eine Ehe vor den Menſchen ungültig ſei, als wenn ſie vor Gott nicht gültig wäre; daß man ſich an die neuen Pfarrer der Beerdigung wegen nicht wenden dürfe, und daß, wenn der alte Pfarrer ſie, ohne ſein Leben und ſeine Freiheit in Gefahr zu ſetzen, nicht beſorgen könne, die Freunde und Verwandten der Verſtorbenen die Beerdigung ſelbſt insgeheim beſorgen müſſen.

„Dieſer Zuſtand des öffentlichen Geiſtes iſt um ſo mehr zu beklagen, als die Mittel der Belehrung täglich ſchwieriger werden. Das Volk verwechſelt die allgemeinen Staatsgeſetze mit den beſondern Verordnungen über die bürgerliche Verfaſſung der Geiſtlichkeit, und bekümmert ſich nichts um die Bekanntmachung derſelben. Die Mißvergnügten, die mit der neuen Ordnung der Dinge Unzufriedenen, oder die, welche wenigſtens die Beſtimmungen rückſichtlich der Geiſtlichkeit nicht billigen, unterhalten mit vieler Mühe dieſe Abneigung des Volkes, befeſtigen durch alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel das Anſehen der nicht beeidigten Prieſter, und ſchwächen das der andern. Der Arme erhält keine Unterſtützung, der Handwerker darf keine Verwendung ſeiner Geſchicklichkeit und ſeines Gewerbfleißes hoffen, als wenn er verſpricht, nicht in die Meſſe des beeidigten Prieſters zu gehen; und ſo kömmt es, einer Seits durch das in die alten Prieſter geſetzte Vertrauen, anderer Seits durch Verführungen und Drohungen, daß die Kirchen der beeidigten Prieſter verlaſſen ſtehen, und die Menge ſich zu denen drängt, welche aus Mangel an neuen Geiſtlichen nicht neu beſetzt werden können.

„Dieſes, meine Herren, ſind die Thatſachen, welche im Departement der Vendée zu unſerer Kenntniß gekommen ſind, ſo wie die Bemerkungen, die ſich uns darüber aufdrangen.

Note 29. zu Seite 261.

Wir haben ſchon mehrere Male Gelegenheit gehabt, von den Planen Leopolds, Ludwigs XVI., und denen der Ausgewanderten zu ſprechen; Bouillé ſchreibt hierüber:

„Der König von Schweden war über die wahren Geſinnungen des Kaiſers und ſeiner Verbündeten, welche damals dahin gehen mußten, ſich nicht weiter in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu miſchen, ganz im Ungewiſſen. Die Kaiſerin wußte ſie ohne allen Zweifel, ſie hatte ihm aber nichts darüber mitgetheilt. Ich wußte, daß ſie damals allen ihren Einfluß auf den Kaiſer und den König von Preußen dazu benutzte, um ſie zu einer Kriegserklärung zu bewegen. Sie hatte dem erſteren ſogar einen ſehr ſtarken Brief geſchrieben, in dem ſie ihm vorſtellte, daß der König von Preußen,

wegen einer bloßen ſeiner Schweſter bewieſenen Unhöflichkeit ein Heer nach Holland geſchickt habe, während er ruhig die Beleidigungen und Beſchimpfungen, mit denen man die Königin von Frankreich überhäufe, ſo wie die Herabwürdigung ihres Ranges und ihrer Würde, und die Vernichtung des Thrones ſeines Schwagers und Verbündeten erdulde. Mit eben dieſer Heftigkeit drang die Kaiſerin in Spanien, das friedliche Grundſätze aufgeſtellt hatte. Allein der Kaiſer hatte nach Annahme der Verfaſſung den Botſchafter von Frankreich aufs Neue empfangen, dem er früher den Hof verboten hatte. Er war ſogar der erſte, welcher die National-Flagge in ſeinen Häfen zuließ. Nur die Höfe von Madrid, Stockholm und Petersburg rieſen damals ihre Geſandten von Paris zurück. Alles dieſes beweißt, daß Leopold damals den Frieden wollte, was dem Einfluſſe des Königs und der Königin zuzuſchreiben iſt.“ (Bouillé's Denkwürdigkeiten, Seite 314.)

Fernerhin ſagt Bouillé:

„Es verfloſſen aber mehrere Monate, ohne daß ich etwas davon bemerkte, daß der Plan des Kaiſers, ein Heer an der Grenze zu verſammeln, einen Congreß zu bilden und Unterhandlungen mit der franzöſiſchen Regierung zu eröffnen, ausgeführt wurde.

„Endlich am 12. Septbr. ließ der Kaiſer mir entbieten, zu ihm zu kommen, und den Plan zum Feldzuge mit zu bringen, den er früher von mir verlangt hatte. Er erklärte mir, er habe ſich entſchloſſen, einen Congreß zu verſammeln, und mit der franzöſiſchen Regierung zu unterhandeln, nicht nur über die Klagloſſtellung des deutſchen Reiches, deſſen Rechte im Elſaß und in den andern Grenz-Provinzen verletzt worden ſeien, ſondern auch über die Mittel, Ruhe in Frankreich herzuſtellen, deſſen Unordnungen ganz Europa in Gefahr ſetzten; er hoffe dieſe Mittel werden einen günſtigen Erfolg haben, und einem blutigen Kriege zuvorkommen, den er nur im äußerſten Falle führen werde. Er fügte bei, daß die Unterhandlungen von furchtbaren Heeren werden unterſtützt werden. Ich nahm mir die Freiheit, den Kaiſer zu fragen, ob er von den wahren Geſinnungen des Königs unterrichtet ſei. Er kannte ſie; er wußte, daß Ludwig XVI. allen gewaltſamen Mitteln abgeneigt ſei.

„Ich glaube, daß der Kaiſer dieſen friedlichen und äußerſt vernünftigen Plan erſt dann angenommen hat, als er Ludwig XVI. befragt hatte, der immer für eine friedliche Ausgleichung, und für Unterhandlungen, nicht aber für den Krieg war. (Ebendaſelbſt, Seite 299.)

Note 30. zu Seite 268.

Bertrand de Molleville erzählt den Vorfall auf folgende Art:

„Ich berichtete noch am nämlichen Tage im Miniſterrathe den Beſuch, welchen der Herzog von Orléans mir gemacht hatte, und unſere Unterredung. Der König entſchloß ſich, ihn zu empfangen, und hatte am folgenden Tage eine mehr als halbſtündige Unterredung mit ihm, von der S. M. ſehr zufrieden zu ſein ſchien. Ich glaube wie Sie, ſagte mir der König, daß ſeine Annäherung ganz

ehrlich gemeint iſt, und daß er Alles, was von ihm abhängt, thun wird, um das Uebel wieder gut zu machen, daß er angerichtet hat, und an dem er vielleicht nicht ſo viel Antheil hatte als wir glaubten.

„Am folgenden Sonntage kam er zum Lever des Königs, wo er von den Hofleuten, die nicht wußten, was vorgefallen war, und von den Königlichgeſinnten, die an dieſem Tage gewöhnlich in Menge nach dem Schloſſe kamen, um der königlichen Familie ihre Achtung zu bezeugen, auf das ſchimpflichſte empfangen wurde. Man drängte ſich um ihn, man trat ihm abſichtlich auf die Füße, trieb ihn gegen die Thüre, und ließ ihn nicht wieder herein. Er ging zur Königin hinunter, wo ſchon aufgetragen war; ſobald er erſchien rief man von allen Seiten: „Meine Herren, geben Sie Achtung auf die Schüſſeln," als ob man gewußt hätte, er trage Gift in allen Taſchen.

„Das beleidigende Gemurre, welches ſeine Gegenwart überall erzeugte, zwang ihn am Ende zu gehen, ohne daß er die königliche Familie geſehen hatte. Man verfolgte ihn bis an die Treppe der Königin, und als er hinabſtieg, ſpuckte man ihm auf den Kopf und auf die Kleider. In ſeinem Geſichte mahlte ſich die Wuth und der Aerger; er war überzeugt, daß der König und die Königin dieſe Beleidigungen angezettelt haben, von denen ſie doch gar nichts wußten, und über welche ſie ſelbſt ſehr aufgebracht waren. Er ſchwur ihnen unverſöhnliche Rache, und er hat ſeinen ſchrecklichen Eid nur zu getreu gehalten. Ich war den Tag im Schloſſe, und habe dis Alles ſelbſt mit angeſehen." (Bertrand de Molleville, Theil VI. Seite 290.)

Note 31. zu Seite 282.

Frau Campan erzählt die Unterredung Dumouriez's anders:

„Alle Parteien trieben ſich um; die einen um den König zu retten, die andern um ihn zu verderben. Eines Tages fand ich die Königin ſehr beunruhigt; ſie ſagte mir, ſie wiſſe nicht, wie ſie daran ſei; die Häupter der Jacobiner haben ſich durch Dumouriez anbieten laſſen, oder Dumouriez habe dieſelben verlaſſen, und habe ſich ſelbſt angeboten; daß ſie ihm Gehör gegeben habe; daß er, als er allein mit ihr geweſen ſei, ſich ihr zu Füßen geworfen und geſagt habe, er habe die rothe Mütze bis über die Ohren gezogen, allein er ſei kein Jakobiner, und könne keiner ſein, man habe die Revolution bis zu dem Auswurfe dieſer Zerſtörer hinabrollen laſſen, die nur nach Plünderung trachten, alles zu thun fähig ſeien, und der Verſammlung ein furchtbares Heer zur Untergrabung des nur zu ſehr erſchütterten Thrones ſtellen können. Mit Hitze ſprechend, habe er ſich auf die Hand der Königin geworfen, habe ſie mit Entzücken geküßt, und gerufen: laſſen Sie ſich retten. Die Königin ſagte, man könne den Betheuerungen eines Verräthers nicht trauen; ſein ganzes Betragen ſei allzu gut bekannt, das Beſte ſei, ſich nicht auf ihn zu verlaſſen; die Prinzen empfehlen überdis, ſich keinem aus dem Innern kommenden Vorſchlag anzuvertrauen." — (Theil II. Seite 202.)

Dieſe Erzählung iſt, wie man ſieht, etwas verſchieden; im We=

ſentlichen aber iſt ſie dieſelbe. Nur mußte ſie, indem ſie durch den Mund der Königin und der Frau Campan ging, eine für Dumouriez ungünſtige Farbe annehmen. Die von Dumouriez malt auf eine wahrſcheinlichere Art die Bewegungen der unglücklichen Marie Antoinette, und da dieſe Erzählung nichts Beleidigendes für ſie hat, und mit ihrem ſonſtigen Charakter übereinſtimmt, ſo habe ich ſie vorgezogen. Uebrigens iſt allerdings möglich, daß Dumouriez's Eitelkeit ihn bewogen hat, vor allen die für ihn ſchmeichelhaften Aeußerungen uns aufzubewahren.

Note 32. zu Seite 283.

Bouillé, der in der Lage war, die wirklichen Abſichten der verbündeten Mächte genau zu kennen, glaubte durchaus nicht an den anſcheinenden Eifer Catharina's II. Er drückt ſich hierüber ſo aus:

„Man ſieht, daß dieſer Fürſt (Guſtav III.) ſich viel auf die Kaiſerin von Rußland verließ, und auf ihren thätigen Antheil an der Verbindung, der ſich doch nur auf Demonſtrationen beſchränkte. Der König von Schweden war im Irrthum, und ich bezweifle ſehr, daß Catharina ihm je die 18,000 Ruſſen anvertraut hätte, die ſie ihm verſprach. Ueberdieß bin ich überzeugt, daß weder der Kaiſer noch der König von Preußen ihm ihre wahren Abſichten anvertraut hatten. Sie hatten beide mehr als perſönliche Abneigung gegen ihn, und ihr Wunſch war, daß er ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten nicht miſchen möge." (Bouillé, Seite 319.)

Note 33. zu Seite 284.

Frau Campan belehrt uns in derſelben Stelle über das Vorhandenſein des eiſernen Wandſchrankes und über eine heimliche Verwahrung des Königs gegen die Kriegserklärung. Die Abneigung des Königs gegen den Krieg war außerordentlich, und er ſuchte ihn auf alle mögliche Art auf die Volkspartei zu wälzen:

„Der König hatte eine unermeßliche Menge Papiere, und kam auf den unglücklichen Gedanken, für dieſelbe ganz heimlich einen eiſernen Schrank in einem der innern Gänge ſeiner Zimmer von einem Schloſſer verfertigen zu laſſen, der ſeit 10 Jahren mit ihm arbeitete. Dieſer Schrank wäre ohne die Angabe dieſes Menſchen lange verborgen geblieben. Allein, noch ehe der Schloſſer der Verſammlung dieſen berühmten eiſernen Schrank anzeigte, hatte die Königin erfahren, daß er mit einigen ſeiner Freunde davon geſprochen habe, und daß er, dem der König aus Gewohnheit ein zu großes Vertrauen ſchenkte, ein Jacobiner ſei. Sie benachrichtigte den König davon und beſtimmte ihn, ein ſehr großes Portefeuille mit den Papieren zu füllen, an deren Erhaltung ihm am meiſten gelegen ſein mußte, und daſſelbe mir anzuvertrauen. Ich fragte die Königin, was darin ſei? Es ſind Papiere, antwortete ſie, die für den König ſehr verderblich wären, wenn man ſo weit ginge, ihm ſeinen Prozeß machen zu wollen. Das aber will er gewiß, daß ich Ihnen ſage, es ſei in dem Portefeuille ein Protokoll des Staatsrathes, in welchem der König ſich gegen den Krieg erklärt hat. Er hat es von allen

Miniſtern unterzeichnen laſſen, und er hält es, ſelbſt im Falle eines ſolchen Prozeſſes, für ſehr nützlich für ihn. (Frau Campan, Theil II. Seite 222.)

Note 34. zu Seite 287.

„Die National-Verſammlung, ſagt Condorcet darin, durch die unabweisliche Nothwendigkeit gezwungen, zu dem Kriege ihre Zuſtimmung zu geben, weiß wohl, daß ſie beſchuldigt werden wird, denſelben freiwillig veranlaßt oder beſchleunigt zu haben.

„Eine einfache Auseinanderſetzung ihres Betragens iſt ihre einzige Antwort, und ſie wendet ſich mit gleichem Vertrauen an die Fremden wie an die Franzoſen, weil die Natur in die Bruſt eines jeden Menſchen das nämliche Rechtsgefühl gelegt hat.

„Jedes Volk hat allein das Recht ſich ſeine Geſetze zu geben, und das unveräußerliche Recht, ſie abzuändern. Dieſes Recht gehört keinem, oder es gehört allen gleichmäßig: es bei einem Volke angreifen, heißt es bei keinem anerkennen; es mit Gewalt einem fremden Volke rauben wollen, heißt es auch bei dem nicht anerkennen wollen, deſſen Bürger oder Oberhaupt man iſt; es iſt Verrath gegen ſein Vaterland, eine Kriegserklärung gegen die Menſchheit! Das franzöſiſche Volk konnte glauben, daß alle Fürſten dieſe einfachen Wahrheiten einſehen würden, und daß im 18. Jahrhundert Niemand ihm die alten Grundſätze der Zwingherrſchaft entgegenhalten würde: ſeine Hoffnung wurde getäuſcht; es hat ſich ein Bund gegen ſeine Unabhängigkeit gebildet, und es hat nur die Wahl gehabt, ſeine Feinde über die Gerechtigkeit ſeiner Sache aufzuklären, oder ſich ihnen mit den Waffen in der Hand zu widerſetzen.

„Bei der Nachricht von dieſem drohenden Bündniſſe hat die für Erhaltung des Friedens beſorgte Verſammlung gefragt, welche Urſache dieſer Uebereinſtimmung von Mächten zu Grunde liege, die ſo lange einander gegenüber ſtanden; man hat ihr geantwortet, dieſe Urſache ſei die Erhaltung der öffentliche Ruhe, die Sicherheit und die Ehre der Kronen, die Furcht Ereigniſſe ſich wiederholen zu ſehen, welche einige Epochen der franzöſiſchen Staatsumwälzung dargeboten hatten.

„Allein wie konnte Frankreich die allgemeine Sicherheit ſtören, da es den feierlichen Entſchluß gefaßt hatte, keine Eroberungen machen, und die Freiheit keines Volkes angreifen zu wollen; da es bei den langen und blutigen Unruhen, welche in den Niederlanden und im Gebiete von Lüttich zwiſchen den Herrſchern und den Unterthanen ausgebrochen waren, die ſtrengſte Neutralität beobachtet hatte?

„Allerdings hat die franzöſiſche Nation laut erklärt, daß die oberſte Gewalt im Staate nur dem Volke gebühre, welches in der Ausübung ſeines Willens durch die Rechte der künftigen Geſchlechter gebunden iſt, und daher keine unwiderruflichen Rechte ertheilen kann; allein welchen Begriff haben denn die Fürſten von der Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt, oder von der Gerechtigkeit, mit der ſie ſie ausüben, wenn ſie die Erklärung dieſer Grundſätze als einen Angriff auf die Ruhe ihrer Staaten betrachten?

„Man hat von den Verſuchen der Franzoſen geſprochen, die benachbarten Völker zur Zerbrechung ihrer Feſſeln, zur Rücknahme ihrer Rechte zu bewegen. — Allein die Miniſter, welche dieſen Vorwurf wiederholt haben, ohne eine einzige Thatſache anführen zu können, wußten ſelbſt recht gut, wie ſehr er aus der Luft gegriffen ſei; und ſelbſt wenn dieſe Verſuche wirklich gemacht worden wären, ſo hätten die Mächte, welche die Zuſammenrottung unſerer Ausgewanderten geduldet haben, das Recht verloren ſich zu beklagen.

„Das franzöſiſche Volk hat durch den Gebrauch ſeines Rechtes die Form ſeiner Verfaſſung nach Gutdünken zu beſtimmen, weder die Sicherheit noch die Ehre der fremden Kronen gefährden können. Rechnen denn die fremden Staatsoberhäupter es unter ihre Vorrechte, die franzöſiſche Nation zwingen zu dürfen, ihrem Könige eine eben ſo große Gewalt einzuräumen, als ſie ſelbſt beſitzen?

„Wenn Verbrechen, einige Perioden der franzöſiſchen Staatsveränderung begleitet haben, ſo hatten allein die mit dem Nationalwillen Beauftragten das Recht, dieſelben zu beſtrafen, oder in ewige Vergeſſenheit zu begraben. Die fremden Mächte aber können, ſo lange ihre Unterthanen nicht unter den Ereigniſſen gelitten haben, keinen gerechten Grund haben, ſich zu beklagen, oder feindliche Maßregeln zu ergreifen, um dergleichen künftig zu verhindern.

„Mit Einem Worte, dieſe vorgeblichen Gründe zu einem Bunde gegen Frankreich waren nur neue Beleidigungen gegen ſeine Unabhängigkeit. Es hatte das Recht zu verlangen, daß beleidigende Zurüſtungen aufgegeben würden, und die Weigerung als eine Kriegserklärung anzuſehen: dieſes waren die Grundſätze, nach denen die Verſammlung ihr Verfahren leitete.

„Man hat behauptet, der Wunſch des franzöſiſchen Volkes nach der Aufrechhaltung ſeiner Gleichheit und ſeiner Unabhängigkeit, ſei der einer Faction. — Allein das franzöſiſche Volk hat eine Verfaſſung; dieſe Verfaſſung iſt von der Mehrheit der Bürger angenommen worden; ſie kann nur durch den Wunſch des Volkes geändert werden, und nach Formen, die ſie ſelbſt vorſchreibt.

„Ferner, ſagen ſie, der König iſt nicht frei. — Heißt das unfrei ſein, wenn man den Geſetzen des Landes gehorcht? Die Freiheit ſich denſelben zu entziehen, ſie zu hindern, eine fremde Gewalt ihnen entgegen zu ſetzen, wäre kein Recht ſondern ein Verbrechen."

Note 35. zu Seite 296.

Note 35. zu Seite 296.

Frau Campan erklärt das Geheimniß der in Sèvres verbrannten Papiere folgendermaßen:

„Im Anfange des Jahres 1792 bat ein ſehr ehrwürdiger Geiſtlicher um eine geheime Unterredung mit mir. Er hatte das Vorhandenſein einer neuen Schmähſchrift der Lamotte in Erfahrung gebracht. Er ſagte mir, er habe bei den Leuten, welche ſie von London gebracht haben, nichts bemerkt als Habſucht, und ſie ſeien bereit, die Handſchrift für tauſend Louisd'or herauszugeben, wenn ſich eine Freundin der Königin fände, die ihrer Ruhe dieſes Opfer zu bringen bereit ſei; er habe an mich gedacht, und er wolle mir die

Handſchrift verſchaffen, wenn J. M. ihm die 24,000 Livres geben wolle.

„Ich theilte dieſen Vorſchlag der Königin mit, die es abſchlug, und mir befahl zu antworten, daß ſie zu der Zeit, als es möglich geweſen wäre, die Verbreiter ſolcher Schmähſchriften zu beſtrafen, dieſelben ſo abſcheulich und ſo unwahrſcheinlich gefunden habe, daß ſie es unter ihrer Würde gefunden habe, dieſelben zu unterdrücken; daß ſie, wenn ſie die Unvorſichtigkeit und die Schwäche hätte, eine einzige derſelben abzukaufen, es die thätige Ausforſcherei der Jakobiner entdecken könnte; daß dann die abgekaufte Schrift doch gedruckt werden würde, und daß ſie dann nur um ſo gefährlicher wäre, wenn dem Publikum die Mittel bekannt würden, durch die man ſie ſeiner Kenntniß hätte entziehen wollen.

„Eines Tages kam Herr von Aubier, der Kammerherr des Königs und ſagte mir: „Die Verſammlung war ſehr beſchäftigt mit einer Anzeige, welche die Arbeiter der Fabrik von Sèvres gemacht haben. Sie haben auf den Tiſch des Präſidenten einen Pack Bücher gelegt, die ſie für das Leben der Königin ausgaben. Der Direktor der Manufactur iſt vorgefordert worden, und hat erklärt, den Befehl erhalten zu haben, dieſe Druckſchriften in dem Porzellanofen zu verbrennen."

„Während ich dis der Königin erzählte, erröthete der König und beugte ſich über ſeinen Teller. Die Königin fragte: Wiſſen Sie etwas davon, mein Herr? Der König antwortete nichts. Die Prinzeſſin Eliſabeth fragte, was dieſes bedeute. Daſſelbe Stillſchweigen. Ich zog mich ſchnell zurück. Wenige Augenblicke darauf kam die Königin zu mir, um mir zu ſagen, der König habe aus Schonung für ſie, die ganze Auflage des nach der Handſchrift, die ich ihr angetragen habe, gedruckten Werkes aufkaufen laſſen, und Herr de Laporte habe kein geheimnißvolleres Mittel gewußt, dieſes Buch zu vernichten, als es mitten unter 200 Arbeitern zu verbrennen, von denen 180 Jakobiner ſeien. Sie ſagte mir, ſie habe dem Könige ihren Schmerz verborgen; er ſei ſehr beſtürzt, und ſie habe nichts zu ſagen, da ſeine Zärtlichkeit und ſein guter Wille Schuld an dem Unfalle geweſen ſeien. (Frau Campan, Theil II. Seite 196.)

Note 36. zu Seite 311.

Es iſt ſehr wichtig den Auftrag zu beweiſen, den der König Mallet-du-Pan gab, und der nach dem Zeugniſſe Bertrand's de Molleville nicht in Zweifel gezogen werden kann. Bertrand war damals Miniſter, und mußte ganz genau unterrichtet ſein; und da er contrerevolutionairer Miniſter war, ſo hätte er eine ſolche Thatſache lieber geläugnet, als eingeſtanden. Dieſer Auftrag beweißt die Mäßigung Ludwigs XVI., allein auch ſeine Verbindungen mit den Fremden.

Der König gab Mallet-du-Pan folgende eigenhändig geſchriebenen Anleitungen:

1) „Der König verbindet ſeine Bitten mit ſeinen Befehlen, daß doch die franzöſiſchen Prinzen und Ausgewanderten nicht durch eine thätige und feindliche Theilnahme dem gegenwärtigen Kriege

ſeinen Charakter eines auswärtigen zwiſchen zwei unabhängigen Mächten geführten Krieges nehmen möchten.

2) „Er empfiehlt ihnen ausdrücklich, ſich auf ihn und auf die vermittelnden Mächte rückſichtlich der Feſtſtellung ihrer Rechte zu verlaſſen, wenn der Augenblick zu unterhandeln gekommen ſein wird.

3) „Sie müſſen nur als Theile, nicht aber als Schiedsrichter bei dem Streite erſcheinen; dieſe Entſcheidung muß S. M. vorbehalten bleiben, wenn ſie ihre Freiheit wieder erhalten hat, ſo wie den Mächten, welche dieſelbe erzwingen werden.

4) „Jedes andere Betragen würde einen Bürgerkrieg im Innern erzeugen, würde das Leben des Königs und ſeiner Familie in Gefahr ſetzen und den Thron umſtürzen.

5) „Den Höfen von Berlin und Wien iſt die Nützlichkeit einer gemeinſchaftlich mit den übrigen verbündeten Mächten zu erlaſſenden öffentlichen Bekanntmachung vorzuſtellen; die Nothwendigkeit dieſen Aufruf ſo abzufaſſen, daß die Jakobiner von dem übrigen Theile des Volkes getrennt, und alle diejenigen beruhigt werden, welche im Stande ſind, von ihrer Verirrung zurückzukommen, oder die zwar nicht die jetzige Verfaſſung, aber die Unterdrückung der Mißbräuche, und eine eingeſchränkte Monarchie wollen!

6) „In dieſem, in Wahrheit grundweſentlichen, Aufrufe iſt zu ſagen, daß man nur gegen eine jeder bürgerlichen Geſellſchaft widerſtrebenden Faction und nicht gegen das franzöſiſche Volk Krieg führe; daß man die rechtmäßigen Regierungen und die Völker vertheidigen wolle gegen eine wüthende Auflöſung aller Ordnung, durch welche alle Bande des Zuſammenlebens, und alle Verträge gebrochen werden, in deren Schutze die Freiheit, der Friede, die öffentliche Sicherheit gegen Außen und gegen Innen ruhen; daß man alle Furcht einer Zerſplitterung entferne, keine Geſetze vorſchreibe, ſondern nur der Verſammlung, den Verwaltungsbeamten, den Gemeinderäthen, den Miniſtern ernſtlich erkläre, daß man ſie perſönlich und jeden einzeln verantwortlich mache für jedes gegen die geheiligte Perſon des Königs, der Königin und ihrer Familie, ſo wie gegen die Perſonen oder die Güter irgend eines Bürgers begangene Verbrechen;

7) „Es iſt der Wunſch des Königs auszudrücken, daß die fremden Mächte bei ihrem Eintritte in das Königreich erklären, daß ſie zum Frieden bereit ſeien, allein nur mit dem Könige unterhandeln können und werden; daß ſie daher verlangen, daß ihm die vollſtändigſte Freiheit eingeräumt, und daß man dann einen Congreß verſammeln werde, auf welchem die verſchiedenen Intereſſen nach den ſchon beſtehenden Grundlagen berathen, die Ausgewanderten als klagender Theil zugelaſſen, und der allgemeine Plan für die Forderungen unter der Aufſicht und der Gewährleiſtung der verbündeten Mächte feſtgeſetzt werden. (Bertrand de Molleville, Theil VIII. Seite 39.)

Note 37. zu Seite 311.

Bertrand de Molleville, dem wir die Mallet-du-Pan betreffenden Thatſachen nacherzählen, drückt ſich über die Aufnahme, die ihm wurde, und über die Geſinnungen, welche er fand, folgendermaßen aus:

„Mallet-du-Pan hatte am 15. und 16. Juli lange Unterredungen mit dem Grafen Cobentzl, mit dem Grafen Haugwitz und mit Heymann, den Miniſtern des Kaiſers und des Königs von Preußen. Nachdem ſie ſeine Beglaubigungen unterſucht, geſtanden ſie, daß Alles vollkommen mit den Anſichten übereinſtimme, die der König früher den Höfen von Berlin und Wien mitgetheilt habe, von welchen ſie auch zum Theile angenommen worden ſeien. Sie billigten in allen Punkten den von ihm vorgeſchlagenen Aufruf und erklärten ihm in den beſtimmteſten Ausdrücken, daß durchaus kein perſönlicher Vortheil, kein Zerſtückelungsplan ſie für den Krieg ſtimme, ſondern daß die verbündeten Mächte lediglich die Wiederherſtellung der Ordnung in Frankreich bezwecken wollen. Man ſprach ihm mit Unwillen und Vorurtheil gegen die franzöſiſchen Prinzen, denen man den Abſichten des Königs ganz entgegengeſetzte Plane zutraute, und namentlich die, unabhängig handeln und einen Reichsverweſer ernennen zu wollen. (Mallet-du-Pan beſtreitet dieſe Vermuthung aufs ſtärkſte, und behauptete, man dürfe über die Abſichten der Prinzen nicht nach dem leichtſinnigen oder übertriebenen Geſchwätze einiger ihrer Umgebungen urtheilen). Nachdem man die verſchiedenen Aufträge Mallet-du-Pan's reiflich erörtert hatte, ſo erkannten die drei Miniſter die Weisheit und Richtigkeit derſelben einſtimmig an, jeder derſelben verlangte eine Abſchrift oder einen Auszug derſelben, und gab die beſtimmteſten Verſicherungen, daß die Wünſche des Königs, welche ganz mit denen der Mächte übereinſtimmten, aufs genaueſte befolgt werden ſollten. (Bertrand de Molleville, Theil VIII. Seite 320.)

Note 38. zu Seite 311.

„Als die Partei der Prinzen, ſagt Frau Campan, von der Annäherung der Königin an die Ueberbleibſel der Verfaſſungspartei benachrichtigt ward, ſo wurde ſie ſehr beunruhigt. Auch die Königin fürchtete immer die Partei der Prinzen, und die Anſprüche ihrer Anhänger. Sie erwies dem Grafen von Artois Gerechtigkeit, ſagte, daß ſeine Partei ſeinen perſönlichen Geſinnungen gegen den König und gegen ſie ganz zuwider handle, daß er ſich aber von Leuten fortreiſſen laſſe, auf welche Calonne den verderblichſten Einfluß habe. Sie machte dem Grafen Eſterhazy, dem ſie Gnadenbezeugungen ohne Zahl verſchafft hatte, große Vorwürfe, daß er ſich auf Calonne's Seite ſo ſehr geſchlagen habe, daß ſie ihn als ihren perſönlichen Feind betrachten müſſe. (Denkwürdigkeiten der Frau Campan; Theil II. Seite 193.)

Note 40. *) zu Seite 313.

„Die Ausgewanderten zeigten eine große Furcht gegen alle Unternehmungen im Innern, die auf das Zuſammenwirken mit den Verfaſſungsfreunden berechnet waren, weil ſie dieſe Partei als nur noch dem Namen nach vorhanden, und ohne alle Mittel, ihre Fehler zu verbeſſern, betrachteten. Noch lieber waren ihnen die Jakobiner, denn, ſagten ſie, alsdann habe man mit Niemand zu unterhandeln, wenn man den König und ſeine Familie dem Abgrunde entriſſen habe.“ (Ebendaſelbſt Theil II. Seite 194.)

Note 41. **) zu Seite 323.

Unter den Zeugen-Ausſagen, welche in den Unterſuchungs-Acten gegen die Urheber des Aufſtandes vom 20. Juni enthalten ſind, iſt eine wegen der Einzelnheiten, welche ſie enthält, äußerſt merkwürdig, es iſt die Ausſage des Zeugen Lareynie. Sie enthält allein beinahe Alles, was die andern theilweiſe wiederholen, und wir führen ſie daher vorzugsweiſe an:

„Vor uns — — — erſchien der Herr Johann Baptiſt Maria Ludwig Lareynie u. ſ. w. Derſelbe giebt an: daß er ſchon ſeit ungefähr acht Tagen durch Verbindungen, welche er in der Vorſtadt St. Antoin hat, weiß, daß die Bewohner dieſer Vorſtadt bearbeitet werden, von Herrn Santerre, Herrn Fournier, Herrn Rotondo, Herrn Legendre, Herrn Cuirelle-Verrières; daß dieſe alle Nächte bei Santerre, oder auch im Verſammlungsſaale des Bezirkes des Findelhauſes heimliche Zuſammenkünfte hatten; daß man hier beſchloſſen hat, welche Anträge in den Volkshaufen im Palais-Royal, in den Tuilerien, auf dem Grève-Platz, und vorzüglich auf dem Platze de la porte St. Antoine, und auf dem Baſtillen-Platze gemacht werden ſollen; daß man da aufrühreriſche Aufrufe abgefaßt hat, welche von Zeit zu Zeit in den Vorſtädten angeſchlagen worden ſind, und Bittſchriften, welche Abordnungen der Volks-Geſellſchaften eingeben ſollten; daß mit Einem Worte hier die berüchtigte Bittſchrift abgefaßt, und die Verſchwörung vom 20. Juni ausgemacht wurde. Daß des Tags zuvor eine geheime Verſammlung bei Santerre gehalten wurde, in der, wie Zeugen beſtätigen können, die er namhaft machen kann, wenn ſie von den Sendungen zurückgekommen ſein werden, die ihnen Santerre für die Umgegend gegeben hat, man die Herren Pétion, Robespierre, Manuel, Alexander und Sillery geſehen hat. Daß am 20. Santerre die erſchrockenen Häupter ſeines Anhanges, welche wegen des Beſchluſſes der Departements-Verwaltung ſich nicht haben bewaffnet zeigen wollen, weil man auf ſie ſchießen würde, verſichert hat, es ſei nichts zu fürchten, die National-Garde habe Befehl nicht zu ſchießen, und der Maire Pétion werde anweſend ſein. Daß er, Zeuge, einige des Gefolges von Santerre gefragt hat, warum ſie den Baum nicht auf die Teraſſe der Tuilerien pflanzten, wie ausgemacht ſei, ſie aber geantwortet haben, „ſie würden ſich wohl hüten dieſes zu thun, weil dis eine Falle ſei, die ihnen

*) Note 39. fällt, als irrthümlich im Texte bezeichnet, hinweg.
**) Irrthümlich im Texte mit 35 bezeichnet.

die Feuillants ſtellen wollten, da Kanonen in dem Garten aufgepflanzt wären; ſie laſſen ſich aber nicht ſo fangen.“ ... Daß dann Santerre in Begleitung mehrerer Perſonen, unter denen er Herrn von Saint-Hurugue bemerkt hat, ſich an den damals ganz ruhigen Haufen wendete und ihn fragte, warum ſie nicht in das Schloß gedrungen ſeien; man müſſe durchaus hinein, denn blos deßhalb ſei man ja gekommen. Daß er ſodann den Kanonieren ſeines Bataillons befahl, ihm mit einer Kanone zu folgen, und erklärte, man müſſe das Thor einſchießen, wenn es nicht freiwillig geöffnet werde.

Note 42. zu Seite 365.

Von der Furcht der königlichen Familie erzählt Frau Campan: „Die Polizei des Herrn de Laporte, Intendanten der Civil-Liſte, benachrichtigte ihn gegen das Ende des Jahres 1791, daß einer der Hausofficianten des Königs, der ſich als Paſtetenbäcker im Palais-Royal geſetzt habe, nun in ſeine Stelle eintreten werde, da ſein Vorgänger geſtorben ſei; derſelbe ſei ein ſo unſinniger Jakobiner, daß er geſagt habe, man würde Frankreich einen großen Dienſt leiſten, wenn man den König umbrächte. Der Dienſt deſſelben erſtreckte ſich nur auf die Paſtetenbäckerei; er wurde von den Küchenbeamten ſehr genau beobachtet; allein ein Giftſtoff kann ſo leicht unter die Speiſen gemiſcht werden, daß beſchloſſen wurde, der König und die Königin ſollten nur noch Braten eſſen; daß Herr Thierry de Ville d'Avray, der Aufſeher über die innern Zimmer, das Brod und ſelbſt den Wein liefern ſollte. Der König liebte die Paſteten, und ich mußte daher, als wäre es für mich, bald bei dieſem, bald bei jenem Paſtetenbäcker welche beſtellen. Eben ſo war der geſtoßene Zucker in meinem Zimmer. Der König, die Königin und die Prinzeſſin Eliſabeth ſervirten gemeinſchaftlich ohne daß Jemand zur Bedienung da blieb. Jedes von ihnen hatte ein kleines Tiſchchen von Mahagonyholz und eine Klingel neben ſich. Herr Thierry brachte mir ſelbſt das Brod und den Wein, und ich verſchloß es in einen dazu beſtimmten Kaſten im Cabinete des Königs zur ebenen Erde. Sobald der König bei Tafel war, brachte ich den Wein und die Paſteten. Es wurde Alles unter der Tafel verſteckt aus Furcht vor den Bedienten, wenn man ihrer bedürfen ſollte. Der König glaubte nämlich, es ſei eben ſo gefährlich als betrübt, ein ſolches Mißtrauen gegen ſeine Küchenoffizianten blicken zu laſſen. Da er nie eine ganze Flaſche Wein über Tiſch trank, (die Prinzeſſinen tranken nur Waſſer) ſo füllte er die, welche ich ihm gebracht hatte, mit der von den Bedienten aufgeſetzten auf, und ich nahm ſie nach Tiſche weg. Obgleich man nur von den Paſteten aß, welche ich brachte, ſo ſtellte man ſie doch, als habe man auch von den aufgetragenen geſpeißt. Die Frau, welche meinen Dienſt übernahm, fand dieſe heimliche Einrichtung getroffen, und ſetzte ſie eben ſo fort. Nach drei bis vier Monaten berichtete dieſelbe Polizei, daß man nichts mehr zu fürchten habe, daß der Plan ganz geändert ſei, und man jetzt die Angriffe zugleich auf den Thron und die Perſon des Königs machen wolle.“ (Denkwürdigkeiten der Frau Campan, Theil II. Seite 188.)

Note 43. zu Seite 366.

Als Lafayette in den Gefängniſſen von Olmütz war, ſo ſchrieb Herr von Lally-Tollendal zu deſſen Gunſten einen ſehr beredten Brief an den König von Preußen. Er zählte darin alles auf, was der General gethan habe, um Ludwig XVI. zu retten, und belegte ſeine Worte mit den nöthigen Beweiſen. Unter den Beweisſtellen finden ſich folgende Briefe, welche über die Bemühungen und die Plane der Verfaſſungsfreunde zu jener Zeit belehren und die wir hier im Auszuge mittheilen:

Abſchrift eines Briefes des Herrn von Lally-Tollendal an den König.

Paris, Montag den 9. Juli 1792.

„Ich bin von Herrn von Lafayette beauftragt, S. M. denſelben Plan für den 15. vorzuſchlagen, den er anfänglich für den 12. vorſchlug, weil er nicht mehr ausgeführt werden kann, ſeitdem S. M. verſprochen hat bei dem Feſte am 14. zu erſcheinen.

„Lafayette will am 15. mit dem alten General Luckner hier ſein. Sie haben ſich ſo eben geſehen, und ſich das Wort gegeben; beide haben dieſelbe Geſinnung und denſelben Plan. Sie ſchlagen S. M. vor, daß ſich Dieſelbe mit ihnen öffentlich aus der Stadt begebe, und einen Brief an die Verſammlung hinterlaſſe, daß Sie die verfaſſungsmäßige Grenze nicht überſchreite, ſondern Sich nach Compiègne begeben will. S. M. und die ganze königliche Familie werden in Einem Wagen ſein. Hundert gute Reuter zur Bedeckung ſind leicht gefunden. Die Schweizer und ein Theil der National-Garde werden im Nothfalle die Abreiſe decken. Die beiden Generale werden bei S. M. bleiben. Bei der Ankunft in Compiègne wird der König eine Abtheilung der National-Garde des Ortes, die ſehr gut geſinnt iſt, eine gewählte Abtheilung aus der Hauptſtadt, und eine Abtheilung des Heeres zur Bewachung haben. General Lafayette hält, nachdem er alle feſte Plätze und ſein Rückzugslager gedeckt hat, 10 Escadronen Reiterei, und die reitende Artillerie zu dieſem Dienſte bereit. Zwei Eilmärſche können dieſelben nach Compiègne bringen.

„Wenn gegen alle Wahrſcheinlichkeit S. M. die Hauptſtadt nicht verlaſſen könnte, ſo würden, da die Geſetze dann offenbar gebrochen wären, die beiden Generale mit einem Heere herbeieilen.

„Die Folgen dieſes Planes ſind klar: Der Frieden mit ganz Europa durch die Vermittelung des Königs; — Die Wiedereinſezzung des Königs in ſeine ganze geſetzmäßige Gewalt; — Eine weite und nothwendige Vergrößerung ſeiner geheiligten Vorrechte; — Eine wahre Monarchie, ein wahrer Monarch, eine wahre Freiheit; — Eine wahre Volksvertretung, deren Oberhaupt und Mitbeſtandtheil der König ſein wird; — Eine wahre ausübende Gewalt; — Eine wahre aus Begüterten gewählte Volksvertretung; — Die Durchſicht der Verfaſſung, die Verwerfung des einen Theiles derſelben, die Verbeſſerung und feſte Begründung des andern Theiles; — Nur dreimonatliche Sitzungen des neuen geſetzgebenden Körpers; — Wiedereinſetzung des Adels in ſeine alten Vorrechte, nicht in die politiſchen,

ſondern die von der Meinung abhängenden, als Titel, Wappen, Livréen u. ſ. w.

„Herr von Lafayette hat keinen Gedanken daran, daß der König nach ſeiner Abreiſe aus der Hauptſtadt einer andern Leitung folgen müſſe, als ſeinem Gewiſſen und ſeinem freien Willen. Mit Einem Worte Freiheit des Königs, und Zernichtung der Unruhſtifter iſt alles was er von ganzer Seele will. Was folgen ſoll, wird ſchon folgen.“

Abſchrift eines Briefes Herrn von Lafayette's.

Am 8. Juli 1792.

„Ich hatte mein Heer ſo vertheilt, daß die beſten Schwadronen, die Grenadiere, nnd die Artillerie zu Pferde unter dem Befehle von M... von der 4. Diviſion ſtanden; und wenn mein Vorſchlag angenommen worden wäre, ſo hätte ich in zwei Tagen 15 Schwadronen und 8 Kanonen nach Compiègne geführt; das übrige Heer ſtand ſtufenweiſe einen Marſch von einander, und ein Regiment, das auch den erſten Schritt nicht gethan hätte, wäre doch mir und ſeinen Waffengefährten zu Hilfe gekommen, wenn wir angegriffen worden wären.

„Ich hatte Luckner ſo gewonnen, daß er mir verſprach mit mir gegen Paris zu ziehen, wenn es die Sicherheit des Königs erfordern ſollte, und dieſer es befehlen würde; ich habe 5 Escadronen in ſeinem Heere, über die ich ganz, wie ich will, verfügen kann, Languedoc und — — — —; ſein Befehlshaber der Artillerie zu Pferd iſt mir ebenfalls ganz ergeben; ich zählte darauf, daß dieſe ebenfalls nach Compiègne gekommen wären.

„Der König hat verſprochen zu dem Bundesfeſte zu kommen; ich bedaure, daß mein Plan nicht angenommen wurde; allein man muß ſich bemühen, aus dem jetzt den beliebten möglichſten Nutzen zu ziehen. Die Schritte, welche ich gethan habe, die Zuſtimmung vieler Departements und Gemeinden, die des Generals Luckner, mein Anſehen in meinem, und ſelbſt in den andern Heeren; meine Volksgunſt im ganzen Lande, die zwar in Paris ſehr verringert, aber ſonſt überall eher vergrößert iſt: alle dieſe Umſtände und viele andere haben die Unruhſtifter zum Nachdenken gebracht, und die Ehrenleute wieder neu belebt; ich hoffe daher daß die wirkliche Gefahr des 14. Juli ſehr vermindert iſt. Ich glaube ſogar, daß gar keine vorhanden iſt, wenn der König ſich von Luckner und mir begleiten, und von den auserleſenen Bataillonen umgeben läßt, die ich ihm vorbereite.

„Allein wenn der König und ſeine Familie in der Hauptſtadt bleiben, ſind ſie da nicht immer in den Händen der Jakobiner?

„Ich wiederhole, der König muß aus Paris. Ich weiß, daß es nachtheilig wäre, wenn er nicht mit Aufrichtigkeit zu Werke ginge; allein wenn es ſich davon handelt ſich dem Könige, der ein rechtlicher Mann iſt, anzuvertrauen, kann man einen Augenblick zaudern? Ich bin äußerſt daran gefochten, den König in Compiègne zu ſehen.

Note 44. zu Seite 366.

Die folgende Antwort iſt aus der in der vorigen Nummer angeführten Sammlung genommen:

Antwort von der Hand des Königs.

„Man muß ihm antworten, daß ich ihm äußerſt dankbar für ſeine Anhänglichkeit an mich bin, die ihn dazu bewegt, ſich ſo blos ſtellen zu wollen; daß aber ſein Vorſchlag mir unausführbar ſcheint. Es iſt keine perſönliche Furcht, allein es hieße alles auf Eine Karte ſetzen, und, trotz ſeiner gegentheiligen Verſicherung, würde die Mißlingung des Verfahrens mehr als je, und tiefer als je unter die Gewalt der Verſchwörer führen. Fontainebleau iſt eine Gaſſe ohne Ausgang cul-de-sac), zu einem Rückzug in den Süden durchaus nicht geſchickt, und ein Rückzug in den Norden hätte den Schein, als wolle man den Oeſterreichern entgegengehen. Ueber das was er ſonſt verlangt, wird man ihm antworten; ich habe alſo hier nichts darüber zu ſagen. Die Anweſenheit der Generale bei dem Bundesfeſte könnte nützlich ſein, ihr könnte aber auch eine Unterredung mit dem neuen Miniſter zum Vorwande dienen, um ſich mit ihm über die Heer-Bedürfniſſe zu beſprechen. Der beſte Rath, den man Herrn von Lafayette geben kann, iſt der, für die Unruhſtifter immer als Popanz zu dienen, und ſein Amt als Feldherr gut zu verſehen. Dadurch wird er ſich ſeines Heeres immer mehr verſichern, und ſich deſſelben im Nothfalle bedienen können, wie er will.

Note 45. zu Seite 371.

In einem von Carra unterzeichneten geſchichtlichen Berichte über den Urſprung des Aufſtandes vom 10. Auguſt iſt von den höheren Oberbehörden die Rede, welche ſchon lange den Aufſtand vorbereiteten. Sie beſtand aus dem im Texte angeführten Perſonen und von ihr allein ging nach Carra's Verſicherung der Aufſtand aus.

Zu Seite 384.

In dieſem Briefe erklärten die Unterzeichner, daß nach ihrer Meinung die unmittelbare Urſache alles Unglücks, welches Frankreich in dieſem Augenblicke treffe, das Betragen der ausübenden Gewalt ſei, und daß das einzige Mittel den Uebeln zuvorzukommen, welche dem Reiche drohen, und die Ruhe wieder herzuſtellen, ein ſolches Betragen des Königs ſei, durch welches er jeden Verdacht entfernte, ſich durch Thatſachen auf das deutlichſte und unzweideutigſte ausſpräche, und ſich mit dem Vertrauen des Volkes umgäbe, das allein ſeine Gewalt bilde, und allein ſein Glück machen könne.

„Warum wählt aber — ſagten ſie weiter darin — der König ſeine Miniſter nicht unter den für die neue Ordnung der Dinge am meiſten ſich ausſprechenden Männern? Warum hat der König in einem Augenblicke, wo alle Vertheidigungsmittel angewendet werden müſſen, und Frankreich nicht alle ſeine Vertheidiger bewaffnen kann, nicht die Pferde und die Flinten ſeiner Leibwache angebo-

ten? Warum bittet der König nicht ſelbſt um ein Geſetz, welches die Civil-Liſte einer Verrechnung unterwürfe, durch welche die Nation verſichert wäre, daß ſie nicht zu andern, als ihren geſetzmäßigen Zwecken verwendet werde? ...

„Ein anderes großes Mittel, das Volk über die perſönlichen Geſinnungen des Königs zu beruhigen, wäre, wenn er ſelbſt auf ein Geſetz über die Erziehung des Kronprinzen antragen und ſomit den Augenblick beſchleunigen wollte, in dem die Aufſicht auf den Prinzen einem mit dem Vertrauen des Volkes verſehenen Manne übertragen würde.

„Man beklagt ſich ferner, daß der Geſetzentwurf über die Auflöſung des Generalſtabes der Pariſer National-Garde noch nicht beſtätigt iſt. Die häufigen Verſagungen der Beſtätigungen von Geſetzen, welche die öffentliche Meinung verlangt, und deren Nothwendigkeit nicht beſtritten werden kann, reizen zu der Unterſuchung der Verfaſſungsfrage über das Veto wider Gelegenheitsgeſetze, und tragen nicht bei zur Verminderung der Beſorgniſſe und des Mißvergnügens.

„Auch wäre es ſehr wichtig, wenn der König Herrn Lafayette den Befehl nehmen wollte. So viel iſt gewiß, daß er der öffentlichen Sache nicht mehr mit Nutzen dienen kann u. ſ. w.

Brief von Thieery an Boze.

„So eben bin ich zum Zweitenmale geſchmäht worden, daß ich den Brief angenommen habe, den ich aus Dienſt-Eifer übergab. Doch hat mir der König erlaubt zu antworten:

1) daß er ſeine Miniſter immer ſorgfältig wähle;
2) daß man die Kriegserklärung ſolchen ſogenannten patriotiſchen Miniſtern verdanke;
3) daß er ſeiner Zeit Alles gethan habe, um die Verbündung der fremden Mächte zu verhindern, und er heute, um die Heere von den Grenzen zu entfernen, nur die allgemeinen Mittel habe;
4) daß er ſeit ſeiner Annahme die Geſetze der Verfaſſung ſehr genau beobachtet habe, daß aber viele Leute gegenwärtig im entgegengeſetzten Sinne arbeiten."

Note 46. zu Seite 398.

Das folgende Aktenſtück iſt unter den von Herrn Lally-Tollendal in ſeinem Briefe an den König von Preußen angeführten:

Protocoll einer Sitzung, gehalten am 4. Aug. 1792, geſchrieben von Lally-Tollendal.

„Herr von Montmorin, ehemaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; — Herr Bertrand, ehemaliger Marineminiſter; — Herr von Clermont-Tonnerre; — Herr von Lally-Tollendal; — Herr Malouet; — Herr von Gouvernet; — Herr von Giliers. —

„Drei Stunden Berathung an einem verborgenen Orte des Gartens des Herrn von Montmorin. Jeder erzählte, was er erfahren hat. Ich hatte einen Brief ohne Unterſchrift erhalten, in

welchem man mir eine Zuſammenkunft bei Santerre anzeigte, in welchem der Plan feſtgeſetzt worden ſei, gegen die Tuilerien zu ziehen, den König im Getümmel zu tödten, und ſich des Kronprinzen zu bemächtigen, um daraus zu machen, was die Umſtände erforderten; oder wenn der König nicht getödtet werde, die ganze königliche Familie gefangen zu nehmen. Wir beſchloſſen alle, daß der König aus Paris müſſe, koſte es was es wolle, begleitet von den Schweizern, von uns und unſern Freunden, deren eine gute Anzahl war. Wir zählten auf Herrn von Liancourt, der ſich erboten hatte, uns von Rouen entgegenzukommen, und dann auf Herrn von Lafayette. Wir beſchloſſen, daß Herr von Montmorin ſogleich nach dem Schloſſe gehe, um den König von unſern Nachrichten und unſern Beſchlüſſen zu unterrichten. Der König ſchien einzuwilligen, und beauftragte Herrn Montmorin, mit Herrn von Sainte-Croix zu ſprechen, der ſich mit Herrn von Montciel auch mit einem Plane zur Flucht beſchäftige u. ſ. w.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Seite.

Moraliſcher und politiſcher Zuſtand Frankreichs gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. — Thronbeſteigung Ludwigs XVI. — Maurepas, Turgot und Necker als Miniſter. — Calonne. Verſammlung der Notabeln. — Der Miniſter von Brienne. — Oppoſition des Parlaments, deſſen Auflöſung und abermalige Einberufung. — Verbannung des Herzogs von Orleans. — Verhaftung des Staatsraths d'Espremenil. — Necker wird zurückberufen und erſetzt Herrn v. Brienne. — Neue Verſammlung der Notabeln. — Erörterungen in Bezug auf die états-généraux. — Entſtehung der Clubs. — Urſachen der Revolution. — Erſte Wahlen der Deputirten zu den états-généraux. — Brand des Hauſes Reveillon. — Der Herzog von Orleans; ſein Charakter. — 3

Zweites Kapitel.

Zuſammenberufung und Eröffnung der Generalſtaaten. — Verhandlungen über die Prüfung der Vollmachten und das Stimmen nach Ständen und Köpfen. — Der dritte Stand erklärt ſich zur National-Verſammlung. — Der Saal der Generalſtaaten wird geſchloſſen, die Deputirten verſammeln ſich in einem andern Orte. — Der Schwur im Ballhaus. — Königliche Sitzung vom 23. Juni. — Die Verſammlung ſetzt ihre Berathungen, unbekümmert um das Königl. Verbot fort. — Definitive Vereinigung aller drei Stände. — Erſte Arbeiten der Verſammlung. — Volksunruhen in Paris. — Das Volk befreit die in der Abtei eingeſchloſſenen Garden. — Complott des Hofes. Die Truppen nahen ſich Paris. — Verabſchiedung Neckers. —

Seite

12. 13. und 14. Juli. Erſtürmung der Baſtille. — Der König begiebt ſich in die Verſammlung und von da nach Paris. — Zurückberufung Neckers. 32

Drittes Kapitel.

Arbeiten der Munizipalität in Paris. — Lafayette Commandant der Nationalgarde; ſein Character und ſeine Rolle in der Revolution. — Ermordung von Foulon und Berthier. — Neckers Rückkehr. — Lage und Spaltung der Parteien und ihrer Anführer. — Mirabeau; ſein Charakter, ſeine Plane und ſein Genie. — Die Brigands. — Unruhen in den Provinzen und auf dem Lande. — Die Nacht des 4. Auguſt. — Aufhebung der Feudalrechte ſammt allen Privilegien. — Erklärung der Menſchenrechte. — Discuſſionen über die Conſtitution und das Veto. — Unruhen in Paris. — Auflauf im Palais-Royal. 81

Viertes Kapitel.

Ränke des Hofes. — Feſtmahl der Gardes-du-Corps und der Offiziere des Regiments Flandern zu Verſailles. — Der 4., 5. und 6. October; ſtürmiſche und blutige Scenen. — Volksſturm auf das Schloß von Verſailles. — Der König nimmt ſeinen Wohnſitz in Paris. — Stand der Parteien. — Der Herzog von Orleans verläßt Frankreich. — Unterhandlungen Mirabeaus mit dem Hofe. — Die Verſammlung begibt ſich nach Paris. — Geſetz über das Kirchengut. — Der Bürgereid. — Mirabeau's Vertrag mit dem Hofe. — Bouille. — Die Favrasſche Angelegenheit. — Contrerevolutionaire Pläne. — Clubs der Jacobiner und Feuillants. 119

Fünftes Kapitel.

Politiſche Lage und Stellung der auswärtigen Mächte im Jahre 1790. — Berathungen über das Recht den Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen. — Erſte Einführung des Papiergeldes oder der Aſſignaten. — Organiſation der Gerichte. — Staatsbürgerliche Reform des Clerus. — Aufhebung des Adels. — Jahrestag des 14. Juli. Feſt der erſten Föderation. — Aufſtand der Truppen zu Nancy. — Rücktritt Neckers. — Plane des Hofes und Mirabeaus. — Bildung des Lagers zu Jalès. — Der Bürgereid der Geiſtlichen. 161

Sechstes Kapitel.

Wachſende Auswanderung. — Das empörte Volk ſtürmt den Schloßthurm von Vincennes. — Verſchwörung der Ritter vom Dolche. — Berathung des Emigrantengeſetzes. — Mirabeau's Tod. — Contrerevolutionaire Ränke. — Flucht des Königs und ſeiner Familie;

Seite

deſſen Gefangennehmung zu Varennes und gezwungene Rückkehr nach Paris. — Stellung der auswärtigen Mächte; Rüſtungen der Emigranten. — Die Pillnitzer Declaration. — Proclamation des Kriegsgeſetzes auf dem Marsfelde. — Der König nimmt die Conſtitution an. — Schluß der conſtituirenden Verſammlung. 196

Neuntes Kapitel.*)

Urtheil über die conſtituirende Verſammlung. — Eröffnung der zweiten National-Verſammlung, (geſetzgebenden Verſammlung); ihre Zuſammenſetzung. — Zuſtand der Clubs; ihre einflußreichſten Mitglieder. — Pétion, Maire von Paris. — Politik der auswärtigen Mächte. — Die Emigration; Decrete gegen die Emigrirten und die unbeeidigten Prieſter. — Veränderungen im Miniſterium. — Kriegsrüſtungen; Zuſtand der Armee. 232

Zehntes Kapitel.

Trennung der Parteien in Folge der Kriegsfrage. — Rolle des Herzogs von Orleans und ſeiner Partei. — Die ausgewanderten Prinzen werden in Anklageſtand verſetzt. — Bildung eines Gironde-Miniſteriums. — Dumouriez, ſein Character, ſein Genie und ſeine Plane. — Die neuen Miniſter. — Unterredung Dumouriez's mit der Königin. Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen. — Erſte Militairoperationen. — Niederlagen von Quievrain und von Tournay. Ermordung des Generals Dillon. . . 266

Eilftes Kapitel.

Spaltungen im Gironde-Miniſterium. — Der angebliche öſterreichiſche Comité. — Decret zur Bildung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris. — Brief Roland's an den König. — Entlaſſung der Gironde-Miniſter; Demiſſion Dumouriez. — Bildung eines Feuillant-Miniſteriums. — Projecte der conſtitutionellen Partei; Brief Lafayettes an die Verſammlung. — Stellung der Volkspartei und ihrer Führer; Plane der Deputirten aus dem Süden; Pétions Rolle bei den Juni-Ereigniſſen. — Der 20. Juni 1792; Aufſtand der Vorſtädte; Auftritte in den Gemächern der Tuilerien. . 290

Zwölftes Kapitel.

Folgen des 20. Juni. — Ankunft Lafayettes zu Paris; ſeine Beſchwerden in der Verſammlung. — Kriegsgerüchte; die nahe Inva-

*) Das achte und neunte Kapitel iſt im Texte irrthümlich überſprungen worden, was, um weitern Irrungen vorzubeugen, hier bemerkt wird.

Seite

ſion der Preußen; Rede Vergniauds. — Verſöhnung aller Parteien in dem Schooße der Verſammlung am 7. Juli. — Das Vaterland wird in Gefahr erklärt. — Die Departementsverwaltung enthebt den Maire Pétion ſeiner Funktionen. — Drohende Adreſſen gegen das Königthum. — Lafayette ſchlägt dem Könige vor zu fliehen. — Dritter Jahrestag des 14. Juli; Beſchreibung des Feſtes. — Vorzeichen einer neuen Revolution. — Der Inſurrectionscomité. — Näheres über die vorzüglichſten Revolutionsmänner dieſer Zeit; Cam. Desmoulins, Marat, Robespierre, Danton. — Entwürfe der Königsfreunde zu ſeiner Rettung. — Maßregeln der Gironde-Deputirten zu Vermeidung einer Inſurrection. 336

Dreizehntes Kapitel.

Ankunft der Marſeiller in Paris; Mittagsmahl und blutige Auftritte auf den Elyſäiſchen Feldern. — Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. — Die Sectionen von Paris verlangen die Entſetzung des Königs. — Der König weigert ſich zu fliehen. — Die Verſammlung verwirft den Vorſchlag, Lafayette in Anklageſtand zu verſetzen. — Vorbereitungen zum Aufſtande; Vertheidigungsmittel des Hofes. — Aufſtand vom 10. Auguſt; die Vorſtädte bemächtigen ſich nach einem blutigen Gefechte der Tuilerien; der König zieht ſich in die National-Verſammlung zurück; Suspenſion der königlichen Gewalt; Einberufung eines National-Convents. — 387

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte der französischen Revolution nach d. 5. verm. u. verb. Originalausg

Bd.: 1

1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2841(1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414873-2